

L 31 / 132

André Salathé (Hrsg.)
Thurgauer Köpfe 1

Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau



0001-24860

Thurgauer Beiträge zur Geschichte

Band 132 für das Jahr 1995

Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Thurgau

Buchumschlag von Urs Stuber, unter Verwendung
einer Fotografie von Hans Baumgartner, Frauenfeld:
Pfungstpferderennen in Frauenfeld,
Blick auf die Zuschauertribüne, 1935.

Druck: Huber & Co. AG, Frauenfeld

© 1996, Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau,
Frauenfeld
ISBN 3-9520596-2-5

Inhaltsverzeichnis

- 7 André Salathé
Vorwort
- 9 André Salathé
1996 noch Biographien?
- 23 Markus Schär
Bartholomäus Anhorn (1616–1700)
Verbi Divini Minister – Streiter für den
Glauben und Kämpfer wider die Magie
- 35 Thomas Holenstein
Paul Beuttner (1899–1977)
Sekretär des Thurgauischen
Gewerbeverbandes
- 41 Jürg Ganz
Johann Joachim Brenner (1815–1886)
Architekt
- 49 Stefanie Uhler
Placidus Brunschwiler (1589/90–1672)
Abt von Fischingen
- 61 Walter Schmid
Alexander Castell (1883–1939)
Schriftsteller
- 71 Marianne Luginbühl
Johann Jakob Christinger (1836–1910)
Pfarrer, Schriftsteller und Sozialpolitiker
- 81 Elisabeth Grossmann
Helen Dahm (1878–1968)
Künstlerin
- 93 Thomas Holenstein
Carl Eder (1892–1965)
Delegierter der Thurgauischen
Handelskammer
- 101 Albert Schoop
Johann Melchior Gräflein (1807–1849)
Liberaler Politiker, Tagsatzungsgesandter,
Gesetzgeber
- 111 Rolf Soland
Heinrich Häberlin (1868–1947) Bundesrat
- 123 Hermann Leisen.
Elias Haffter sen. (1803–1861)
Bezirksarzt und «Sängervater»
- 133 Markus Oettli
Elias Haffter jun. (1851–1909)
Spitalarzt in Frauenfeld
- 141 Roger Liggerstorfer
Johann Evangelist Hagen (1864–1955)
Redaktor und Domherr
- 153 Kurt Bünzli
Arnold Baruch Heine (1847–1923)
Stickereiindustrieller
- 163 Ruedi Herzog
Hans Max Heitz (1878–1957)
Jurist, Oberst und Evakuationskommissär
von Kreuzlingen 1939/40
- 169 Louis Hürlimann
Ulrich VIII. von Hohensax (1462–1538)
Gerichtsherr und Militärunternehmer
- 177 Paul Pfaffhauser
Johann Heinrich Im Thurn (1813–1884)
Agronom
- 185 Margrit Früh
Leonhard Janny (um 1495–1567)
Procurator und Prior der Kartause Ittingen

- 195 Linus Spuler
Oskar Kollbrunner (1895–1932)
Schriftsteller
- 203 André Salathé
Karl Meier «Rolf» (1897–1974)
Schauspieler, Regisseur,
Herausgeber des «Kreis»
- 215 Margrit Früh
Johannes Modelius (um 1580 – um 1651)
Priester und Dichter
- 221 Peter Giger
Johannes Morell (1759–1835)
Regierungsrat und Landammann
- 233 Michel Guisolan
Heinrich Murer (1588–1638)
Kartäusermönch und Historiker
- 241 August Schläfli
**Jakob Gustav Pfau-Schellenberg
(1815–1881)** Landwirt und Pomologe
- 247 Hans Peter Mathis
Albert Rimli (1871–1954) Architekt
- 257 Albert Knoepfli
Armin Rüeger (1886–1957)
Apotheker, Puppenspieler, Librettist
- 265 Annelies Debrunner Brühlmann
**Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-
von Schreyder (1888–1980)**
Kämpferin für das Frauenstimmrecht
- 275 Markus Ries
Franz von Streng (1884–1970)
Bischof von Basel und Lugano
- 285 Michel Guisolan
Johann Jakob Sulzberger (1802–1855)
Geodät, Kartograph, Ingenieur und
Eisenbahnpionier
- 297 Klaus Sulzer
Heinrich Sulzer-Rieter (1830–1894)
Textilindustrieller
- 305 Verena Jacobi und Anna Forster
Anna Walder (1894–1986)
Berufsberaterin
- 317 Margrit Wartmann Schneider
Otto Wartmann (1890–1959)
Bauer, Käser, Nationalrat
- 325 **Verzeichnis der Abkürzungen**
- 327 **Autorinnen und Autoren**
- 329 **Personenregister**

Vorwort

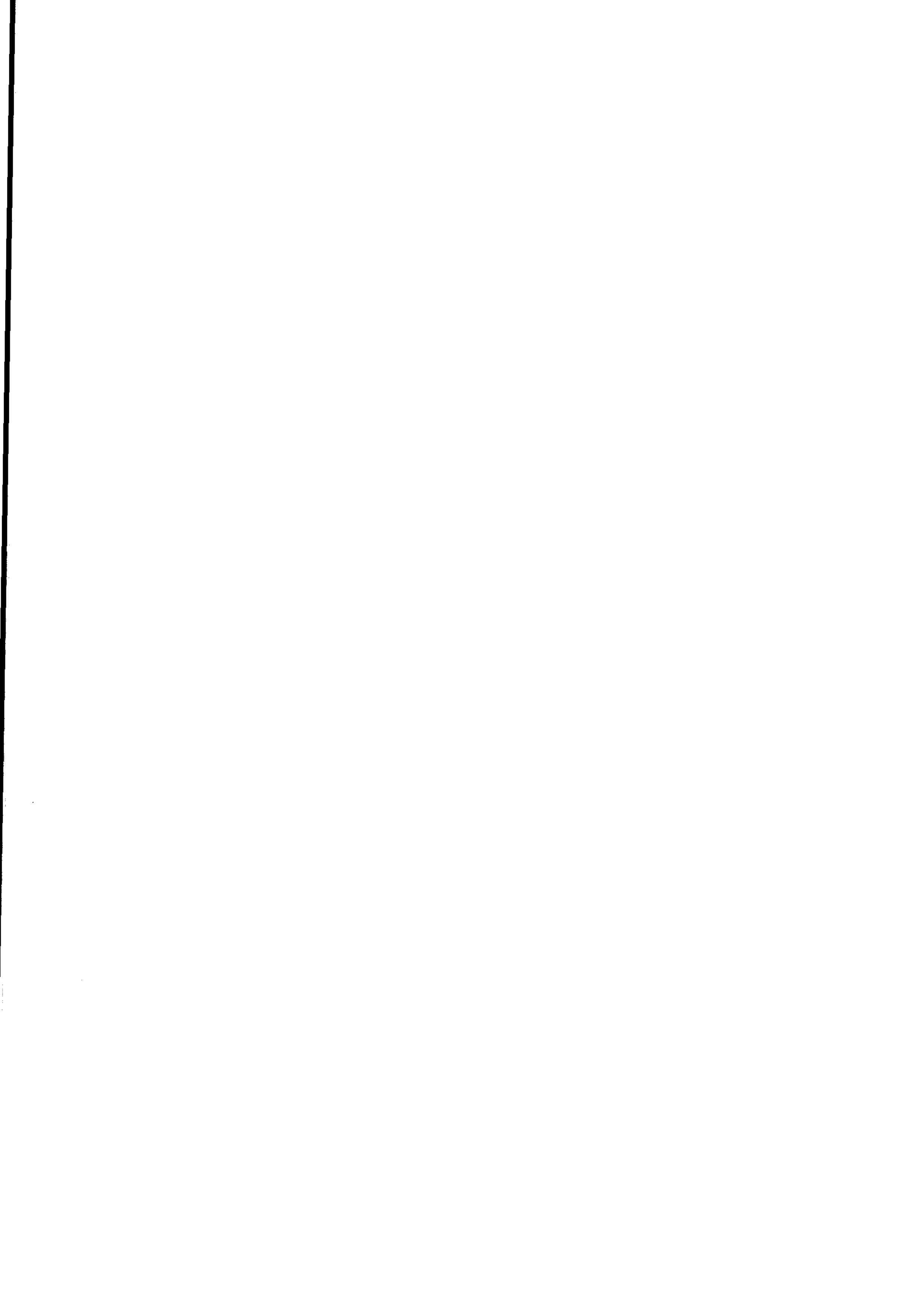
Vorliegender Band mit 32 Biographien thurgauischer Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts, aller Lebensbereiche und aus dem gesamten Zeitraum seit 1460 hat – wen wundert's bei derart viel Biographierten und so viel Autorinnen und Autoren? – eine lange Entstehungsgeschichte hinter sich. Alle Beteiligten haben viel Geduld miteinander gehabt: der Redaktor und Herausgeber mit den Verfasserinnen und Verfassern, die – teils mit guten, teils mit weniger guten Gründen – teils nicht liefern konnten, teils nicht liefern mochten; dann die Autorinnen und Autoren mit dem Herausgeber, der – erste Fassung, zweite Fassung, dritte Fassung – oft lange nicht zufrieden war und, als er endlich alles beisammen hatte, beruflicher Veränderungen wegen ein ganzes Jahr lang keine Möglichkeit mehr sah, den Band zu fördern. Aber da unterscheidet sich dieses Projekt wohl nicht von anderen. Habent sua fata libelli – nicht umsonst gibt es die stehende Wendung.

Umso mehr ist es dem Herausgeber eine angenehme Pflicht, am Schluss den Hut zu ziehen und aufrichtig zu danken: den Autorinnen und Autoren für den Einsatz und die Geduld, dem Vorstand des Historischen Vereins und dessen Publikationskommission für den verständnisvollen Langmut, Gregor Spuhler für die fundierte Kritik am Entwurf der Einleitung, Beat Gnädinger für die ebenso spontane wie effiziente Unterstützung bei der Beschaffung der Abbildungen sowie ihnen beiden und meiner Frau Margrit für das Mitlesen der Korrekturen und die Mithilfe bei der Registererstellung.

Möge das Buch nun das tun, was wir uns von ihm erhoffen: belehren und erfreuen – aber auch zum Widerspruch, zu eigener Forschung anregen.

Frauenfeld, 28. August 1996

André Salathé



1996 noch Biographien?

Paradigmawechsel

Wer die Diskussionen über die Grundlagen der Geschichtswissenschaft in den siebziger und achtziger Jahren etwas mitverfolgt hat, weiss, dass die Eingangsfrage, so provokant sie sich auf der ersten Seite einer 1996 in der Provinz erscheinenden Biographiensammlung auch immer noch ausnehmen mag, bereits beantwortet ist: Wer *heute* Biographien schreibt, tut es nicht *noch*, sondern: *wieder* – und daher wenn immer möglich etwas anders, als er es früher getan hätte oder getan hat. Warum?¹

Nachdem ihnen die französischen, englischen und amerikanischen Kollegen vorangegangen waren, wechselten seit Mitte der 1960er Jahre auch die deutschen und schweizerischen Historiker ihr «Paradigma» (Thomas S. Kuhn), ihre vor- oder überwissenschaftlichen, kurz: ihre geschichtstheoretischen Grundanschauungen. An die Stelle der «Ereignisgeschichte» trat die «Strukturgeschichte», an die Stelle der «Erzählung» die «Analyse»; die «grossen Männer» verschwanden aus den Geschichtsbüchern, die «kleinen Leute» hielten Einzug in sie; das «Kollektiv» löste das «Individuum» ab. Nicht mehr die «Haupt- und Staatsaktionen» interessierten, sondern der «Alltag» – und was der Dichotomien mehr sein mögen. «Politik-, Diplomatie- und Militärgeschichte» hatten ausgedient, jetzt standen «Wirtschafts-, Sozial-, Mentalitäts- und Alltagsgeschichte» auf dem Programm. Für die Vertreter der neuen Geschichtsbetrachtung waren Biographien, trotz nach wie vor anhaltendem Publikumsinteresse, out. – Für zirka zwei Jahrzehnte lang. Dann schlug das Pendel zurück, besser: begann sich nach These und Antithese langsam so etwas wie eine Synthese einzustellen.

Eine solche Gegenbewegung ist weder in der Welt noch in der Wissenschaft etwas Aussergewöhnliches, schon gar nicht in einer Wissenschaft, die sich derart umfassend mit «Welt» auseinandersetzt wie die Historiographie. Doch wichtiger vielleicht als die wis-

senschaftsimmanenten Gründe sind für diese Kehrtwendung exogene Faktoren gewesen, sprich: Persönlichkeiten von offensichtlich Geschichte prägendem Format: die «Eiserne Lady» zum Beispiel oder Lech Walesa oder – und am meisten: «Gorbi», Michail Gorbatschow, der letzte Generalsekretär der KPdSU. «Zwar drückt sich mancher Interpret der Perestroika geistreich um Gorbatschow und um seine persönlichen Leistungen herum und verweist auf Systemzwänge, die zur Zersetzung der Strukturen des osteuropäischen Kommunismus geführt haben sollen. Aber ein solcher Interpret muss sich dann doch die Frage gefallen lassen, weshalb er, was er heute so elegant erklärt, vor zehn Jahren nicht vorausgesehen habe.»²

Einmal abgesehen davon, dass Siegenthaler mit der Frage einen nur schwer auflösbaren – und einer Klärung des angesprochenen Grundproblems nicht unbedingt förderlichen – Zusammenhang mit jener anderen alten Frage herstellt, die da lautet: Was lässt sich aus der Beschäftigung mit Geschichte für die Zukunft lernen? – die Frage hat, auf ihren Kern reduziert, viel für sich.

Also wieder weg von den «Strukturen» und «Prozessen», hin zum «Menschen in seiner unverwechselbaren Eigenart», weg vom «Rollenträger» und «Typus

- 1 Vgl. zum folgenden: Gestrich, Andreas: Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung, in: ders. u. a. (Hrsg.): Biographie – sozialgeschichtlich, Göttingen 1988 (Kleine Vandenhoeck-Reihe; 1538), S. 5–28; Le Goff, Jacques: Wie schreibt man eine Biographie?, in: Braudel, Fernand u. a.: Der Historiker als Menschenfresser. Über den Beruf des Geschichtsschreibers, Berlin 1990, S. 103–112. Von Interesse in diesem Zusammenhang ist auch der jüngst neu übersetzte und mit einem aufschlussreichen Nachwort versehene, 1928 erstmals publizierte Prototyp der modernen Biographie, nämlich: Febvre, Lucien: Martin Luther, hrsg., neu übersetzt und mit einem Nachwort von Peter Schöttler, Frankfurt am Main/New York 1996 (Nachwort S. 279–335).
- 2 Siegenthaler, Hansjörg: Menschen im Wandel der Strukturen. Alfred Escher nutzte die Gunst bewegter Zeiten, in: NZZ, 17.2.1994 (Sonderbeilage Unternemertum, S. B 7).

überindividueller Kräfte), zurück zum angeblich autonom handelnden «grossen Individuum»? Weg von der modernen «Gesellschaftsgeschichte», wieder hin zu «Politik-, Diplomatie- und Militärgeschichte» nach den Methoden des Historismus von Anno dazumal?

Das denn doch nicht! Denn – um das aufgegriffene Beispiel «Zerfall der Sowjetunion» noch aus anderer Warte zu beleuchten: So sehr es erklärungsbedürftig ist, dass sich das Sowjetreich gerade mit und unter Gorbatschow auflöste, so offensichtlich war es doch demgegenüber, dass da ein *Kartenhaus* zusammenbrach, ein Haus, dessen innere Strukturen offenbar schon seit längerem erodiert haben müssen. (Ob man das *damals* so klar hat sehen können wie im Rückblick, ist erkenntnistheoretisch eine ganz andere Frage!)

Nach Siegenthaler bringen denn die neuesten Erfahrungen auch bloss zum Ausdruck, was alte Erfahrungen schon immer gelehrt haben: «Dass im Kontext besonders bewegter Zeiten die Verhältnisse prägnanter, gestaltbarer sind, als sie es sonst zu sein pflegen, und dass sie *neuem Denken und entschlossenem Handeln* einen Spielraum eröffnen, den sie eben meist nicht haben [...]»³ Daher sei der Historiker dazu aufgerufen, «in die Konzepte einer wie auch immer theoretisch begründeten Strukturgeschichte auch solche Argumente aufzunehmen, die dem besonderen Kontext gerecht werden, in dem es auf das *Denken, die Charakterstärke, die Durchsetzungsfähigkeit* dieser oder jener Person ankommt»⁴. Womit nun weder dem «grossen Individuum» als Prämisse geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis à la Historismus noch der Biographie als besonders geeigneter Form geschichtswissenschaftlichen Forschens und Darstellens das Wort geredet wäre! Was also, wenn man sich – aus welchen Gründen auch immer – gleichwohl entschliesst, Biographien nicht nur zu erforschen, sondern dann auch zu schreiben?

Dann ginge es – umgekehrt – darum zu zeigen, wie die biographierte Person die einzigartigen Chan-

cen des historischen Augenblicks, die sich ihr bieten, nutzt bzw. darum, ihre unverkennbar individuellen Leistungen strukturgeschichtlich abzufedern, letztlich also um einen problemorientierten Zugriff auf die Geschichte bzw. die Person. Nur wenn man den «Helden» oder die «Heldin» immer auch als «kollektiven Zeugen einer Epoche»⁵ begreift, wird man herausarbeiten können, was seine bzw. ihre spezifisch individuellen Leistungen sind, kurz: «Die wissenschaftliche Tragfähigkeit der biographischen Geschichtsschreibung hängt heute wesentlich davon ab, ob es ihr gelingt, zur kollektiven Geschichtlichkeit individueller Erfahrungswelten vorzudringen.»⁶

Biographien in der thurgauischen Geschichtsforschung

Unterzieht man die thurgauische Geschichtsschreibung einer kritischen Betrachtung in bezug auf die angeschnittenen Fragen, so stellt man fest, dass sie sich bis in die jüngste Vergangenheit hinein immer wieder sehr pointiert einem Ansatz verpflichtet gefühlt hat, in dessen Zentrum das den Lauf der Geschichte bestimmende «grosse Individuum» steht – auch dort, wo keine Biographien, sondern thematische Untersuchungen oder Gesamtdarstellungen geschrieben wurden.

Dass es bei den bisher vorgelegten Biographien mit dem geschichtstheoretischen Fundament nicht anders aussieht, erstaunt vor diesem Hintergrund nicht. Durchs Band erscheint die biographische Form

3 Siegenthaler (wie Anm. 2); Hervorhebungen im Originaltext.

4 Siegenthaler (wie Anm. 2); Hervorhebungen im Originaltext.

5 Le Goff, Jacques: Eine mehrdeutige Geschichte, in: Ulrich Raulff (Hrsg.): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse, Berlin 1987, S. 22.

6 Mattioli, Aram: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz, Diss. (Basel), Zürich 1994, S. 2.

als eine feststehende historiographische Grösse, deren wissenschaftliche Berechtigung kaum in Zweifel gezogen wird. So muss denn in der Regel die Tatsache, dass über diese oder jene Person eine Biographie vorgelegt wird, für deren historische Bedeutung auch schon Beleg genug sein. Kaum eine Biographie, die nicht affirmativ begänne, mit dem ersten Satz nicht behauptete, es handle sich beim Forschungsgegenstand zweifellos um eine ‹bedeutende› Person: «Johann Konrad Kern (1808–1888), der in der Schweizer Geschichte des 19. Jahrhunderts *hervorragt*, ist einer jener *ausgezeichneten* Politiker und Verwaltungsmänner, wie sie die schweizerische Demokratie hervorbringt und prägt.»⁷ «Eduard Häberlin gehörte im Kanton Thurgau zu den *bedeutendsten* Staatsmännern des 19. Jahrhunderts, *ja, er war* – wie Teucher sagte – der ‹*Diktator des Thurgaus*› [...].»⁸

Folgt man den Vorworten und Einleitungen, scheinen es sogar nicht selten mehr ausserwissenschaftliche als wissenschaftliche Gründe gewesen zu sein, die zur Niederschrift einer Biographie geführt haben. So will Alfred Böhis Buch über Johann Evangelist Traber «Dank und Denkmal sein, Dank an einen *grossen* Toten, dessen Leben man umso mehr bewundert, je tiefer man in seinen Gehalt einzudringen vermag, Denkmal für dieses *grosse* Leben, das der Tod nicht auszulöschen vermochte, weil es im hinterlassenen Werke sichtbar bleibt».⁹ Hans-Ulrich Wepfers Buch über Johann Adam Pupikofer sieht so und nicht anders aus, «weil im Thurgau das Bedürfnis vorhanden ist, nun einmal ein abgerundetes Bild dieses *bedeutenden* Mitbürgers zu erhalten».¹⁰ Nicht viel anders rechtfertigt Mebold seine seitenstarke Untersuchung: «Trotz der *grossen Bedeutung* Eduard Häberlins in seiner Zeit weiss man über ihn und sein Wirken in Wirklichkeit [...] recht wenig, so dass sich eine Bearbeitung seines Lebenslaufes geradezu aufdrängte.»¹¹ Die sich bei einem solchen Forschungsbe- fund mindestens ebenso aufdrängende, zugegebenermassen etwas ketzerische, wissenschaftlich aber

fruchtbare Frage, ob Häberlin von der Forschung möglicherweise nicht zu Recht übergangen worden sei, wird bezeichnenderweise nicht einmal gestellt. So bleibt denn Mebolds wissenschaftliches ‹Vorverständnis› im dunkeln, bleibt die Frage, woher er weiss, dass Häberlin «bedeutend» war, wo man von ihm doch so wenig weiss, wie er behauptet, unbeantwortet – Defizite des Forschungsvollzugs oder bloss der Forschungsvermittlung?

Erstaunlich oft erfährt der Leser freilich nicht einmal so viel, sondern wird direkt an die Wiege des zukünftigen ‹Helden› geführt, offenbar in der – mittlerweile fragwürdig gewordenen – Meinung, die Biographie werde sich dann schon selber rechtfertigen.

Die Eule der Minerva beginne ihren Flug in der Dämmerung, liest man bei Hegel: Insofern ist es wissenschaftsgeschichtlich gesehen kein Zufall, dass die erste theoretische Bemerkung in Sachen Biographie 1976 im «Dankeswort» von Albert Schoops zweibändigem ‹Kern› auftaucht, genau: auf der zweitletzten von insgesamt 1365 Seiten. Schoop zitiert da aus einem Brief seines Lehrers Leonhard von Muralt (1900–1970), der sich – 1968 oder 1969 – über seine Lektüre von Band 1 folgendermassen geäussert hat: «Ich lese immer wieder in Ihrem Kern-Buch, das mich sehr beglückt. Es scheint mir, dass wir von der bio-

7 Schoop, Albert: Johann Konrad Kern, Bd. 1: Jurist, Politiker, Staatsmann, Frauenfeld 1968, S. 15; Hervorhebungen A.S.

8 Mebold, Marcel: Eduard Häberlin 1820–1884. Sein Leben und Wirken im Kanton Thurgau und in der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Diss. (Zürich), Winterthur 1971 (zugleich TB 109 [1971]), S. 1; Hervorhebungen A.S.

9 Böhi, Alfred: Johann Evangelist Traber 1854–1930. Schweizerischer Raiffeisen-Pionier, St. Gallen 1943, S. 8; Hervorhebungen A.S.

10 Wepfer, Hans-Ulrich: Johann Adam Pupikofer 1797–1882. Geschichtschreiber des Thurgaus, Schulpolitiker und Menschenfreund, Diss. (Zürich), in: TB 106 (1969), S. 9; Hervorhebung A.S.

11 Mebold, Häberlin (wie Anm. 8), S. 1.

graphischen Seite den Problemen der Schweizergeschichte näher kommen.»¹² Während Schoop die Reflexion über die biographische Form mithin noch importiert und erst *nachliefert*, verfährt Rolf Soland vier Jahre später, 1980, bereits umgekehrt, indem er die Leser seines Eder-Buchs mit seinen – freilich noch etwas knappen – theoretisch-methodischen Überlegungen schon im «Vorwort» bekanntmacht. Ziel sei es gewesen, schreibt Soland, «nicht bloss den Politiker Eder als Individualität [sic!] herauszustellen, sondern vielmehr die Gegenwart, in der er lebte, als Ganzes zu erhellen und den Persönlichkeiten, die neben ihm wirkten und sich mit ihm in die Thurgauer Geschichte einschrieben, gerecht zu werden».¹³ Um «problemorientierte Biographien» handelt es sich nun freilich weder im einen noch im andern Fall. Zwar betont Schoop im unmittelbaren Anschluss an das von Muralt-Zitat, damit sei ein Hauptanliegen seines Werkes angesprochen, «galt es doch, bestimmte Geschehnisse im Thurgau der Regenerationszeit, in der Eidgenossenschaft vor und nach der Gründung des Bundesstaates und in Paris während des Zweiten Kaiserreiches, während zweier Belagerungen und einer schwierigen Nachkriegszeit vom Standort eines Mitverantwortlichen und Beobachters her neu auszu-leuchten»¹⁴, doch macht gerade die Schlusssequenz des Satzes – *nota bene* in innerer Übereinstimmung mit der imposanten Liste von Kerns Beamten (!) in der «Einführung» zu Band 1¹⁵ – evident, dass es im Grunde weniger um die Probleme an sich geht als vielmehr um den Aspekt, hier den Aspekt Kerns, unter dem sie betrachtet werden. Solands Arbeit umgekehrt gerät sehr schnell zu einem reinen «Kapitel aus der thurgauischen Verfassungsgeschichte», was vom Autor mit dem Untertitel auch deklariert wird. Nur müssen dann halt «Joachim Leonz Eders Leben und Wirken vor 1830»¹⁶ zur «Vorgeschichte» zurückgestuft und sein Werdegang nach 1837 als «Biographischer *Ausblick*»¹⁷ abgetan werden – so dass den Leser die Frage beschleicht, ob man die beiden Teile

nicht hätte weglassen können oder aber die Arbeit hätte anders betiteln müssen.

Wenn der Begriff einer «problemorientierten Biographie» auf eine Thurgauer Biographie denn einigermaßen zutrifft, so am ehesten auf einen «Vorläufer», nämlich auf Ernst Gerhard Rüschs Arbeit über Wilhelm Friedrich Bion (1951), wo man im «Vorwort» Erstaunliches liest: «Er [Bion] gehörte nicht zu den hervorragenden Politikern und geistigen Führern [der Regeneration]. Aber sein Lebenswerk kann eine Antwort geben auf die wichtige Frage: Wie dachte das Volk? Warum konnten die Vorkämpfer der Regeneration, in der die gegenwärtige Form der Eidgenossenschaft wurzelt, auf eine Gefolgschaft in den breiten Massen zählen?» Den geschichtswissenschaftlichen Anschauungen seiner Zeit eben doch (auch) verhaftet, fährt Rüschi dann allerdings in entschuldigendem Ton fort: «Mag eine solche Untersuchung auch nicht in die Höhen [sic!] der Geschichte führen und keine umwälzenden Ergebnisse zeitigen, so ist es doch notwendig und reizvoll, sich mit einer *Persönlichkeit zweiten Ranges* zu befassen, mit einem Mann, der nur der Stimme des Volkes Ausdruck geben wollte.»¹⁸ Seinen Absichten entsprechend gliedert Rüschi die Arbeit in zwei Teile. Auf die «Lebensumrisse», den chronologischen äusseren Verlauf von Bions Leben, folgt – vom Umfang her gleichrangig – dessen «Innere Gestalt». Ähnlich problemorientiert ist erst wieder Solands «Staatsschutz in schwerer Zeit. Bundesrat Hein-

12 Schoop, Albert: Johann Konrad Kern, Bd. 2: Die Gesandtschaft in Paris und die Beziehungen zwischen der Schweiz und Frankreich 1857 bis 1883, Frauenfeld 1976, S. 851.

13 Soland, Rolf: Joachim Leonz Eder und die Regeneration im Thurgau 1830–1831. Ein Kapitel aus der thurgauischen Verfassungsgeschichte, Diss. (Zürich), Weinfelden 1980, S. 9.

14 Schoop, Kern 2 (wie Anm. 12), S. 851.

15 Schoop, Kern 1 (wie Anm. 7), S. 15–16.

16 Soland, Eder (wie Anm. 13), S. 11–21.

17 Soland, Eder (wie Anm. 13), S. 207–215.

18 Rüschi, Ernst Gerhard: Wilhelm Friedrich Bion 1797–1862, in: TB 87 (1951), S. 3; Hervorhebungen A.S.

rich Häberlin und der Ordnungsstaat 1920–1934» (1992), wo die Akzentverschiebung vom Individuum auf die Sachthematik nun auch im Titel geeignet zum Ausdruck kommt. Soland schreibt im «Vorwort»: «Auf der andern Seite schien es mir angezeigt, bereits in dieser Spezialarbeit Biographisches einfließen zu lassen, mindestens so weit, als es für das Verständnis von Häberlins Denken und Handeln in der zentralen Frage von Freiheit und Ordnung aufschlussreich ist.»¹⁹

Forschungslücken

Obwohl die thurgauische Geschichtswissenschaft im wesentlichen bis auf den heutigen Tag den Auffassungen des Historismus mit seiner Konzeption des autonomen Individuums treu und die seit den sechziger Jahren auch in der Schweiz Fuss fassende Gesellschaftsgeschichte praktisch aussen vor geblieben ist, sind bislang doch erstaunlich wenig Biographien sogenannt grosser Thurgauerinnen und Thurgauer vorgelegt worden:²⁰ Conrad Keller und Willi Loepfe über Alfred Ilg (1918, 1974)²¹, Alfred Böhi über Johann Evangelist Traber (1943)²², Theodor Greyerz über Johann Kaspar Mörikofer (1943)²³, Ernst Gerhard Rüschi über Wilhelm Friedrich Bion (1951)²⁴, Adolf Ritter und Heinrich Buess über Conrad Brunner (1968)²⁵, Albert Schoop über Johann Konrad Kern (1968–1976)²⁶, Hans-Ulrich Wepfer über Johann Adam Pupikofer (1969)²⁷, Marcel Mebold über Eduard Häberlin (1971)²⁸, Peter Kamm über Paul Häberlin (1977–1981)²⁹, Rolf Soland über Joachim Leonz Eder (1980)³⁰, Ernst Hänzi über Jakob Huldreich Bachmann (1987)³¹, Günter Esser über Josepha Dominica von Rottenberg (1992)³², dazu der Sammelband über Josephus Wech (1986)³³ – das wär's dann

S. 15; vgl. im übrigen die in der «Einleitung» (S. 17–19) gebotenen Überlegungen zur Problematik nicht so sehr der Biographie an sich als vielmehr biographischer Argumentation in der thematischen Darstellung.

- 20 Die folgenden Listen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit; immerhin dürften die grösseren Arbeiten erfasst sein. Schoop, Albert: Sagengut und Geschichtsschreibung, in: ders. u. a.: Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 3: Sachgebiete II, Frauenfeld 1994, S. 464–485, hier S. 480–481, hält demgegenüber lediglich drei Biographien für erwähnenswert: seine eigene über Johann Konrad Kern (wie Anm. 7 und 12), Marcel Mebolds Buch über Eduard Häberlin (wie Anm. 8) und Rolf Solands Dissertation über Joachim Leonz Eder (wie Anm. 13).
- 21 Keller, Conrad: Alfred Ilg. Sein Leben und sein Wirken als schweizerischer Kulturbote in Abessinien, Frauenfeld/Leipzig 1918; Loepfe, Willi: Alfred Ilg und die Äthiopische Eisenbahn, Zürich/Freiburg i. Br. 1974 (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte; 12).
- 22 Böhi, Traber (wie Anm. 9).
- 23 Greyerz, Theodor: Johann Kaspar Mörikofer 1799–1877. Schulmann, Forscher, Geschichtsschreiber, Frauenfeld 1943 (Beilage zum Jahresbericht der thurgauischen Kantonschule 1942/43).
- 24 Rüschi, Bion (wie Anm. 18), S. 1–82.
- 25 Ritter, Adolf; Buess, Heinrich: Conrad Brunner (1859–1927). Sein Beitrag zur Asepsis und Antiseptik in der Wundbehandlung sowie zur Geschichte der Medizin, Basel/Stuttgart 1968 (Basler Veröffentlichungen zur Geschichte der Medizin und der Biologie; XXIII).
- 26 Schoop, Albert: Johann Konrad Kern, 2 Bde., Frauenfeld, 1968–1976 (vgl. Anm. 7 und 12).
- 27 Wepfer, Pupikofer (wie Anm. 10), S. 3–203.
- 28 Mebold, Häberlin (wie Anm. 8), S. 1–463.
- 29 Kamm, Peter: Paul Häberlin. Leben und Werk, 2 Bde., Zürich 1977–1981.
- 30 Soland, Eder (wie Anm. 13).
- 31 Hänzi, Ernst (Hrsg.): Jakob Huldreich Bachmann (1843–1915). Jugenderinnerungen und Biographie, Frauenfeld 1987 (Quellen zur Thurgauer Geschichte; 3).
- 32 Esser, Günter: Josepha Dominica von Rottenberg (1676–1738). Ihr Leben und ihr geistliches Werk, Berlin 1992 (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens; NF 2).
- 33 Dittmann, Günter u. a.: Ittingen zur Zeit des P. Procurator Josephus Wech. Ein Beitrag zur Geschichte der Kartause Ittingen im 18. Jahrhundert, Warth 1986 (Ittinger Schriftenreihe; 2).

19 Soland, Rolf: Staatsschutz in schwerer Zeit. Bundesrat Heinrich Häberlin und der Ordnungsstaat 1920–1934, Bern 1992,

auch schon. Immerhin kommen demnächst grössere Arbeiten über die Bundesräte Adolf Deucher (Elmar Fischer) und Heinrich Häberlin (Rolf Soland) sowie über Landespräsident Paul Reinhart (Thomas Holenstein) dazu. Sonst aber ist das Genre, sieht man einmal vom Bereich der bildenden Kunst, wo Künstlermonographien mit mehr oder weniger ausführlichen Lebensbeschreibungen Tradition haben, ab – Albert Knoepfli über Carl Roesch (1958)³⁴, Lothar Kempfer u. a. über Hans Brühlmann (1985)³⁵, Elisabeth Grossmann u. a. über Helen Dahm (1984)³⁶, Heinrich Ammann über Adolf Dietrich (1977)³⁷ –, unterentwickelt geblieben. Noch immer ist man bei allzu vielen Gestalten der Thurgauer Geschichte auf die unmittelbar nach ihrem Tod veröffentlichten, mehr oder weniger ausführlichen, nach dem Motto «de mortuis nil nisi bene» oft mehr verschleiern als aufklärenden Nekrologe angewiesen; ein biographisches Lexikon, wie beispielsweise der Aargau eines vorzuweisen hat, gibt es bei uns nicht.

Das ist umso bedauerlicher, als etliche der in thematischen Untersuchungen immer wieder genannten und damit als «gross» oder «typisch» *vermuteten* Personen ihren Biographen noch immer nicht gefunden haben: die helvetischen Regierungsstatthalter Johann Jakob Gonzenbach³⁸ und Johann Ulrich Sauter³⁹, die Regierungsräte Jakob Christoph Scherb⁴⁰, Johann Baptist von Streng, Philipp Gottlieb Labhardt, Emil Hofmann, Anton Schmid und Rudolf Schümperli, Bundesrat Fridolin Anderwert⁴¹, die Nationalräte Augustin Ramsperger, Alphons von Streng, Otto Höppli, Alfred Müller und Otto Hess sen., oder Schulratspräsident und Ständerat Johann Karl Kappeler, um nur ein paar Politiker des 19. und 20. Jahrhunderts zu nennen. Und wie steht es mit Maria Dutli-Rutishauser, Paul Ilg, Otto Frei und Martha Haffter? Oder mit Didi Blumer und Fritz Wartenweiler, Adolph Saurer und Fritz Gegauf? Lücken über Lücken!

Andere wären nach modernen Gesichtspunkten noch bzw. wieder einmal zu behandeln: der Arzt und

Politiker Johann Melchior Aepli (letztmals 1815)⁴², der Unternehmer und Politiker Bernhard Greuter (1833)⁴³, die Regierungsräte Johannes Morell (1836)⁴⁴, Joseph Anderwert (1842)⁴⁵, Johann Konrad Freyenmuth (1845)⁴⁶ und Heinrich Hirzel (1865)⁴⁷, der Regenera-

-
- 34 Knoepfli, Albert: Carl Roesch. Ein Beitrag zur Geschichte der Malerei seit 1900, Frauenfeld 1958.
- 35 Kempfer, Lothar: Hans Brühlmann, Bd. 1: Leben – Werk – Welt, Basel/München 1985; Diggelmann, Hansjakob; Simmen, Jeannot: Hans Brühlmann, Bd. 2: Werkkatalog, Basel/München 1985 (Œuvrekataloge Schweizer Künstler; 12/I–II).
- 36 Helen Dahm. Monographie mit Beiträgen von Doris Wild, Elisabeth Grossmann, Regula Witzig, 2., aktualisierte Aufl., Zürich 1994 (1. Aufl. 1984).
- 37 Ammann, Heinrich: Adolf Dietrich, Frauenfeld 1977; Ammann, Heinrich, Vögele, Christoph: Adolf Dietrich 1877–1957. Œuvrekatalog der Ölbilder und Aquarelle, Weinfelden 1994 (Œuvrekataloge Schweizer Künstler; 14).
- 38 Bis jetzt vorliegend nur: Lei, Hermann jun.: Hans Jakob von Gonzenbach. Thurgauer Gerichtsherr, Revolutionär und Diktator zum 150. Todestag, in: TZ, 17.7.1965 (Sonntagsblatt).
- 39 Bis jetzt vorliegend nur: Wuhrmann, Willy: Johann Ulrich Sauter (1752–1824). Regierungsstatthalter des Kantons Thurgau, in: Tjb 1932, S. 7–10.
- 40 Bis jetzt vorliegend nur: Gamper, Lis: Die «asklepische Familie» und ihre berühmten Söhne, in: Tjb 1957, S. 7–20, hier S. 8–13; Kroha, Peter: Jakob Christoph Scherb – Pionier der Pockenimpfung, in: Tjb 1980, S. 19–28.
- 41 Bis jetzt vorliegend nur: Michel, Walter: Bundesrat Josef Fridolin Anderwert im Spiegel der Presse, in: TB 115 (1978), S. 85–126.
- 42 Vgl. Aepli, Alexander: Denkmal auf Johann Melchior Aepli, St. Gallen 1815.
- 43 Vgl. [Hanhart, Rudolf]: Beschreibung des Fabrikorts Islikon und Lebensgeschichte von Bernhard Greuter, Frauenfeld 1833 (Thurg. Njbl. 10/1833).
- 44 Vgl. [Mörikofer, Johann Peter]: Lebensabriss des Herrn Landammanns und Regierungsrathspräsidenten Morell, Frauenfeld 1836 (Thurg. Njbl. 13/1836).
- 45 Vgl. Mörikofer, J[ohann] C[aspar]: Landammann Anderwert nach seinem Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte des Kantons Thurgau, Zürich/Frauenfeld 1842 (Thurg. Njbl. 18–19/1842).
- 46 Vgl. [Pupikofer, Johann Adam]: Lebensabriss des Regierungsrathes und Staatskassiers J[ohann] C[onrad] Freyenmuth, Frauenfeld 1845 (Thurg. Njbl. 20/1845).

tionspolitiker Thomas Bornhauser (1875)⁴⁸, Seminardirektor Johann Jakob Wehrli (1857)⁴⁹, Kantonsschulrektor Johann Ulrich Benker (1860)⁵⁰ oder der Bauerdichter Alfred Huggenberger (1917–1968)⁵¹ – wie die vorangehende, liesse sich auch diese Liste mühelos verlängern.

Projekt Thurgauer Biographien

Um diesem Forschungsdefizit, das bei den 1990 begonnenen Arbeiten für das neue Historische Lexikon der Schweiz in seinem ganzen Ausmass zutage trat, abzuhelfen, leitete der Historische Verein des Kantons Thurgau nach dem Vorbild anderer Kantone wie Schaffhausen, Graubünden oder Aargau das «Projekt Thurgauer Biographien» in die Wege, dessen erster Band nach langer Vorbereitungszeit hier nun vorliegt. Von Anfang an stand fest, dass die mehrbändige Sammlung Biographien von in irgend einer Form als «hervorragend» vermuteten Thurgauern *und* Thurgauerinnen *sämtlicher* Lebensbereiche aus dem *gesamten Zeitraum seit 1460* enthalten sollte, und zwar wenn immer möglich bereits auf Stufe Einzelband. Dass die Verwirklichung dieses Anspruchs im historikerarmen Nicht-Hochschulkanton Thurgau wesentlich davon abhängig sein würde, ob es gelänge, die dafür kompetenten Autorinnen und Autoren zu finden und zu gewinnen – darüber gab man sich keinerlei Illusionen hin. Doch war man davon überzeugt, dass sich die angestrebte Totalität bzw. Ausgewogenheit wenn nicht schon im ersten Band, so doch im Fortschreiten des Projekts sukzessive erreichen liesse.

Damit auf der einen Seite die bei solchen Unternehmungen unabdingbare Einheitlichkeit erreicht werden konnte, auf der anderen Seite die Verfasserinnen und Verfasser aber die nötige gestalterische Freiheit behielten, um ihrem spezifischen «Helden» oder ihrer spezifischen «Heldin» möglichst gerecht zu

werden, wurde eine vierseitige «Anleitung» erarbeitet. Sie machte Vorschläge für den formalen Aufbau der Biographien und legte insbesondere fest, welche Informationen unter allen Umständen beigebracht werden mussten. Für die Illustration wurden wenn immer möglich ein Brustbild des oder der Biographierten sowie eine weitere Abbildung, die die Tätigkeit des «Helden» oder der «Heldin» dokumentierte, verlangt; überdies das Faksimile der Unterschrift. Detailliert vorgeschrieben wurden Aufbau und formale Ausführung des Anhangs, auf den umso grössere Sorgfalt zu verwenden war, als auf Anmerkungen verzichtet wurde.

Was die methodisch-theoretische Konzeption der Biographien anging, sollte, wenn immer quellen- und forschungsmässig irgendwie möglich, den eingangs dargelegten Anforderungen nachgelebt werden. Hilfestellung dabei konnte insbesondere der in der «Anleitung» aufgeführte Raster geben, der z. B. auch verlangte, die soziale Herkunft (bis und mit Schwiegervater) genügend auszuleuchten. Da an einer provinziellen Nabelschau zum vorneherein kein Interesse bestand, wurde die abschliessende «Würdigung» zum unabdingbaren Bestandteil eines jeden Aufsatzes erklärt: Gewünscht war eine «in grössere

47 Vgl. die Autobiographie: Hirzel, Heinrich: Rückblick in meine Vergangenheit. Ein Beitrag zur neueren Geschichte des Kantons Thurgau 1803–1850, Frauenfeld 1865 (TB 6).

48 Vgl. Christinger, Jakob: Thomas Bornhauser. Sein Leben, Wirken und Dichten nach den Urkunden und nachgelassenen Schriften, Frauenfeld 1875.

49 Vgl. Pupikofer, J[ohann] A[dam]: Leben und Wirken von Joh[ann] Jakob Wehrli als Armenerzieher und Seminardirektor, Frauenfeld 1857.

50 Vgl. [Huber, Jacques]: Erinnerung an J[ohann] Ulrich Benker, Frauenfeld 1860 (Thurg. Njbl. 24/1860).

51 Vgl. Maurer, Karl Heinrich: Alfred Huggenberger. Ein Studie, Leipzig 1917; Hägni, Rudolf: Alfred Huggenberger. Persönlichkeit und Werk, Leipzig 1927; Kägi, Hans: Alfred Huggenberger, Frauenfeld 1937 (Die Schweiz im deutschen Geistesleben; 86); Wartenweiler, Fritz: Alfred Huggenberger 1867–1960, Elgg 1968.

Zusammenhänge einordnende Zusammenfassung», in der Vergleiche gezogen und begründete Urteile gefällt werden sollten. Ausdrücklich aufgefordert wurde überdies zur Formulierung von Forschungsdesiderata. (Dass solches in einem Fall schliesslich dadurch obsolet wurde, dass der Niederschrift der Biographie gleich Erarbeitung und Publikation einer grösseren Untersuchung zum Gegenstand vorausgeschickt wurden, sei hier mit Genugtuung vermerkt.⁵²)

Die vorliegende Sammlung vermag den hoch gesteckten Zielen selbstverständlich nur teilweise Genüge zu leisten. Wo Forschungsdefizite aufzuholen sind, gibt es um das positivistische Zusammentragen und Darbieten von Fakten letztlich kein Herumkommen und ist es mitunter schwierig, gleich auch noch zu jener Beschränkung vorzustossen, die Voraussetzung jeden problemorientierten Zugriffs auf eine Biographie ist. Trotzdem fühlt sich der Band den dargelegten Überlegungen im Grundsatz verpflichtet. Seinem Konzept gemäss bringt er Lebensbeschreibungen von Künstlern und Wissenschaftlern ebenso wie von Unternehmern und Politikern. Doch werden – in Ergänzung zu bzw. in Verknüpfung mit diesen – auch jene sozialen Formationen angemessen berücksichtigt, die, aus welchen Gründen auch immer, zumindest zeitweise zu den zweit- oder dritrangigen gehörten: die Frauen, die Katholiken, Randgruppen. Es wurde darauf gehalten, möglichst Personen bearbeiten zu lassen, über die es bisher noch nichts oder nichts Neues gab. Dass mitunter aber nicht die Forschungsdesiderata, sondern schlicht die zur Verfügung oder eben nicht zur Verfügung stehenden Verfasser und Verfasserinnen darüber entschieden, wer im ersten Band berücksichtigt werden konnte bzw. fallengelassen werden musste, sei hier nur am Rande bemerkt.

Forschung erbringt immer «positive» und «negative» Resultate. In unserem Fall erwiesen sich mehrere Biographierte geschichtlich als entschieden gewichti-

ger als zunächst angenommen. Bei anderen war eher das Gegenteil der Fall. Doch liegen die Dinge nicht immer so eindeutig, ja können und dürfen bei einer Forschung, die sich den genannten Ansätzen verpflichtet fühlt, nicht immer so eindeutig sein: Ginge man nach der rein «individuellen» Bedeutung von Elias Haffter senior (Hermann Lei sen.), würde man ihn bei einem Neustart des Projekts vermutlich nicht mehr berücksichtigen, interessiert dagegen «der» thurgauische Landarzt des 19. Jahrhunderts – und der interessiert hier eben gerade –, ist und bleibt er bis auf weiteres die beste biographische Variante, die man im Thurgau beizubringen imstande ist.

So ist in diesem Band denn eine bunte Palette von Thurgauerinnen und Thurgauern versammelt, deren Biographien nicht selten umso interessanter sind, als nicht nur bislang unbekannte Personen aus dem Dunkel der Geschichte gezogen, sondern darüber hinaus eine Reihe von Sachgebieten wenn nicht abgehandelt, so doch angeschnitten werden, über die sich die thurgauische Geschichtsforschung bisher ausschwig. Dazu ein paar Hinweise:

Katholizismus

Stark vernachlässigt worden ist von der bürgerlich-liberal dominierten thurgauischen Geschichtsschreibung bislang die Geschichte des Katholizismus, genauer: der katholischen Sondergesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert: jener Weg ins Ghetto und aus dem Ghetto, der von Urs Altermatt für die Schweizer Katholiken so eindrücklich beschrieben worden ist.⁵³ Dabei dürfte die thurgauische Spielform vor dem Hintergrund einer – angeblich – jahrhundertlang unter den beiden christlichen Konfessionen geübten Toleranz besonders aufschlussreich sein. Carl Eder (Tho-

52 Knoepfli, Albert: Armin Rüeger und sein Freund Ot[h]mar Schoeck, Aadorf 1995.

mas Holenstein) steht in diesem Band für den politischen Katholizismus der Mitte des 20. Jahrhunderts, mithin den bereits *arrivierten* politischen Katholizismus. Nicht mehr tritt uns in ihm der Juniorpartner (KVP) des politischen Freisinns entgegen, sondern der ebenbürtige Partner. Wären da nicht Eders Konfession und Parteizugehörigkeit, man könnte den seit 1919 als Sekretär des Thurgauischen Handels- und Industrievereins Wirkenden nur schwer von einem «erzfreisinnigen» Wirtschaftsführer unterscheiden. Johann Evangelist Hagen (Roger Liggerstorfer), eine Generation älter als Eder, ist als Exponent des Vereins- und Verbandskatholizismus demgegenüber noch jenem «Katholizismus im Angriff» zuzurechnen, der sich die Gleichberechtigung im freisinnig dominierten Bundesstaat erst noch zu erstreiten hatte. Als Chefredaktor von «Thurgauer Wochen-Zeitung» und «Wächter», der nachmaligen «Thurgauer Volkszeitung», sowie als langjähriger Direktor der Vereinsbuchdruckerei Frauenfeld war der «Pressekaplan» eine der einflussreichsten Gestalten des sogenannten katholischen Milieus. (Im vorliegenden Band leider noch keine biographische Vertretung gefunden hat die dritte Kraft des «katholischen Festungsdreiecks», der Katholische Frauenbund.)

Dem milieukatholischen Lebensgefühl künstlerischen Ausdruck verliehen hat sodann der ausserordentlich gewichtige Kirchen- und Schulhausarchitekt Albert Rimli (Hans Peter Mathis). In Rimlis Kirchenbauten (Emmishofen, Weinfeld, Frauenfeld, Horn, Winzelnberg) manifestiert sich der nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich zu Kräften gelangte Katholizismus, der nun daran gehen kann, sich imposante eigene Kultusstätten zu leisten und die aus kirchenrechtlicher Sicht seit jeher bedenklichen Simultanverhältnisse mit den Evangelischen sukzessive aufzulösen. Von daher ergeben sich nicht nur starke Verbindungen zum Wirken der beiden nicht unbedeutenden katholischen Wirtschaftsführer Eder und Hagen, sondern auch zum Basler Diözesanbischof

Franz von Streng (Markus Ries), während dessen Amtszeit, den «goldenen Jahren des politischen Katholizismus» (Altermatt), der katholische Kirchenbau einen vorläufig letzten Höhepunkt erreicht – bevor er unter dem Postulat der Ökumene schon fragwürdig zu werden beginnt. Treten uns in Eder, Hagen und Rimli Exponenten der katholischen Sondergesellschaft entgegen, repräsentiert von Streng die immer noch mächtige Amtskirche, die aber mit dem Milieu auf mannigfache Art verbunden ist, ja dieses recht eigentlich fördert. So reichhaltig die genannten Biographien auch sind, eine Geschichte des Thurgauer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert ersetzen sie nicht.

Freisinn

Hagens und des Katholizismus' «Erzfeind», der politische Liberalismus oder Freisinn, ist in diesem Band mit einer ganzen Reihe von Vertretern präsent: Den Gründervätern des liberalen Zeitalters zuzurechnen ist Johannes Morell (Peter Giger), der den Kanton Thurgau während Helvetik, Mediation und Restauration sehr stark mitgeprägt hat und ein geradezu idealtypisches Beispiel dafür ist, wie es in Umbruchphasen auch bei relativ bescheidenen Startvoraussetzungen möglich ist, sozial aufzusteigen und auf den Gang der Dinge

53 Altermatt, Urs: Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto. Die Entstehungsgeschichte der nationalen Volksorganisationen im Schweizer Katholizismus 1848–1919, Zürich/Einsiedeln/Köln 1972; Altermatt, Urs: Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1989. Soweit es die Katholische Volkspartei betrifft, fanden Altermatts Argumentationen wenigstens ansatzweise in den entsprechenden Abschnitt der neuesten Kantonsgeschichte Eingang: Böhi, Alfred: Von der Katholischen zur Christlich-demokratischen Volkspartei (CVP), in: Schoop, Albert u. a.: Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 3: Sachgebiete II, Frauenfeld 1994, S. 301–309.

Einfluss zu gewinnen. Schon fast der übernächsten Generation gehört der Jurist Johann Melchior Gräflein (Albert Schoop) an, der wie Morell zum Bildungsbürgertum zu zählen ist. Gräflein hat sich um das Rechtswesen des bürgerlich-liberalen Rechtsstaates hohe Verdienste erworben. Während Johann Jakob Sulzberger, der Ingenieur (Michel Guisolan), und Heinrich Sulzer, der Industrielle (Klaus Sulzer), Vertreter des Wirtschaftsbürgertums sind und den take-off des schweizerischen Industriekapitalismus entweder mitvorbereiten halfen oder mittrugen, tritt uns im protestantischen Pfarrherrn Johann Jakob Christinger (Marianne Luginbühl) derjenige gegenüber, der in seinem «Fest-Spiel für die Centenar-Feier der Befreiung des Thurgaus» 1898 die bürgerliche Dreieinigkeit «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» auf die gesamte Thurgauer Geschichte zurückprojiziert und in einer Schlussapothese verklärt – sozusagen zum letztmöglichen Zeitpunkt: drei Jahre zuvor war der erste Katholik in die Thurgauer Regierung eingezogen, sechs Jahre später sollte der politische Katholizismus auch einen Nationalratssitz erobern; dann begann bereits der Kampf der Sozialdemokratie, am politischen Entscheidungsprozess beteiligt zu werden, auf den Höhepunkt, den Landesstreik von 1918, zuzulaufen. Der Arboner Stickereikönig Arnold Baruch Heine (Kurt Bünzli) ist demgegenüber ein Beispiel wenn nicht für die Pervertierung der freisinnig-kapitalistischen Wirtschaftsordnung, so doch für deren problematische Seiten – Schattenseiten, denen sich hinwiederum der zunächst als Parteibüffel geltende Heinrich Häberlin (Rolf Soland), einmal zum Bundesrat gekürt, in zunehmendem Masse bewusst wurde. Häberlin suchte den Ausgleich mit der Sozialdemokratie (die leider in diesem Band noch nicht berücksichtigt werden konnte) und scheiterte mit «seinen» Staatsschutzvorlagen schliesslich an jenen rechtsbürgerlichen Kreisen, denen mehr oder weniger stark auch einzelne der in diesem Band Biographierten zuzurechnen sind. So war zumindest Gewerbesekretär

Paul Beuttner (Thomas Holenstein) Anfang der 1930er Jahre korporatives Gedankengut, wie es im nationalsozialistischen Deutschland und im faschistischen Italien – und eben auch in der Schweiz – vertreten wurde, nicht allzu fremd – eine Tabuzone, nicht nur der thurgauischen Geschichtswissenschaft! In diesem ganzen Zusammenhang ist auch der Kreuzlinger Hans Max Heitz (Ruedi Herzog) zu sehen, der 1939/40 als Evakuationskommissär in die Thurgauer Geschichte einging.

Wie der Katholizismus seinen Rimli, so hatte der Liberalismus seinen Brenner. Johann Joachim Brenner (Jürg Ganz) setzte dem zur beherrschenden politischen Kraft aufgestiegenen Staats-, Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum im Regierungsgebäude des Kantons Thurgau, im Gebäude der Kantonsschule sowie im Kantonalbankgebäude architektonische Denkmäler von Rang.

Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe, Dienstleistungen

Der Thurgau gilt – obwohl stark industrialisiert – auch heute noch als ausgesprochener «Landwirtschaftskanton». Was sich bei genauerem Hinsehen als Irrtum erweist, traf vor Jahrzehnten aber einmal sehr ausgeprägt zu. Bei der Modernisierung der schweizerischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert hat unser Kanton eine bedeutende Pionierrolle gespielt. Obgleich mittlerweile einige Untersuchungen darüber vorliegen, ist die Landwirtschaftsgeschichte des Thurgaus doch alles andere als erforscht. Unser Band bringt als zusätzliche Bausteine einer künftigen Gesamtdarstellung der thurgauischen Landwirtschaft daher Lebensbeschreibungen von drei Gestalten dieses Sektors. Johann Heinrich Im Thurn (Paul Pfaffhauser) hat mit Propagierung und Einführung verbesserter Pflüge sowie weiterer Innovationen nicht wenig zu jenem säkularen Strukturwandel beigetragen, der,

grob gesagt, durch den Übergang vom Kornbau in drei Zelgen zu Feldgrasbau und Vieh-/Milchwirtschaft gekennzeichnet ist. Der Pomologe Gustav Pfau-Schellenberg (August Schläfli) hat demgegenüber durch gewichtige Forschungsbeiträge mitgeholfen, den Ruf des Thurgaus als «Mostindien» zu stärken – und insofern eine nicht zu unterschätzende wirtschaftsfördernde Funktion wahrgenommen. Ein ziemlich typischer, wenn auch nicht idealtypischer Bauernvertreter, der für andere, hier nicht behandelte Bauerngeneräle wie Jakob Meili oder Otto Hesse stehen mag, tritt uns in der Person von Otto Wartmann (Margrit Wartmann Schneider) entgegen. Als FDP-Mitglied und BGB-Nationalrat markiert er überdies die für den Thurgau bis in die 1980er Jahre hinein typische Verbindung von Freisinn und Bauernschaft, für den Berner BGB-Bundesrat Markus Feldmann seinerzeit eine «Affenschande».

Während mit den schon erwähnten Heinrich Sulzer-Rieter (Klaus Sulzer) und Arnold Baruch Heine (Kurt Bünzli) zwei wichtige Unternehmer vorgestellt werden, treten mit den ebenfalls bereits genannten Carl Eder (Thomas Holenstein) und Paul Beuttner (Thomas Holenstein) zwei Verbandspolitiker auf, deren Bedeutung für die thurgauische Volkswirtschaft des 20. Jahrhunderts auf gar keinen Fall unterschätzt werden darf, aber – wie so oft bei Vertretern organisierter Interessen – recht schwer zu fassen ist.

Den Weg vom Quacksalbertum zum professionalisierten, also auch spezialisierten Sanitätswesen moderner Prägung zeigen die Arbeiten über den oft hilflosen Landarzt Elias Haffter sen. (Hermann Leisen.) und den Spitalarzt und herausragenden Standespolitiker Elias Haffter jun. (Markus Oettli) auf. Gleichzeitig leuchtet hier erneut jene Fortschrittsgläubigkeit der bürgerlichen Gesellschaft auf, die uns neben vielen unbestreitbaren Errungenschaften mittlerweile auch eine Reihe von Problemen gebracht hat, die uns mental und finanziell nicht wenig beschäftigen, gerade im Medizinalbereich. Vergleichs-

weise idyllisch ging es da noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts in Armin Rüegers Bischofszeller Offizin (Albert Knoepfli) zu ...

Frauen

Von Ansätzen in der jüngsten Kantonsgeschichte abgesehen⁵⁴, ist in Sachen «Frauengeschichte» (die sich bereits zur «Geschlechtergeschichte» fortentwickelt hat) hierzulande noch so gut wie nichts getan worden.⁵⁵ Mit den Lebensbeschreibungen von Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder (Annelies Debrunner Brühlmann) und Anna Walder (Verena Jacobi und Anna Forster) werden demnach erstmals zwei gewichtige Forschungsbeiträge zum Thema geliefert. Ludomila von Schreyder, die langjährige Präsidentin des Thurgauischen Verbands für Frauenstimmrecht, gehörte jener Gruppe von politisierenden Schweizer Frauen an, die «zu früh» kamen – und deshalb heute so gut wie vergessen sind. Zu Unrecht, wie die Arbeit über sie zur Genüge ausweist. Demgegenüber ist Anna Walder, die erste weibliche Berufsberaterin des Kantons, nicht zuletzt mangels Alternativen auf dem besten Wege, zur thurgauischen «Superfrau» emporstilisiert zu werden. Ohne die Lebensleistung dieser in der Tat beeindruckenden Frau auch nur im mindesten schmälern zu wollen, ist aufgrund der vorliegenden Forschungsergebnisse vor einer Überschätzung aber doch entschieden zu warnen. Denn so sehr die beiden Aufsätze auch manches

54 Hälgi-Stamm, Martina: Die Frauenbewegung im Thurgau, in: Schoop, Albert u. a.: Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 2: Sachgebiete I, Frauenfeld 1992, S. 129–135.

55 Vgl. dafür: Mesmer, Beatrix: Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Basel/Frankfurt am Main 1988; Joris, Elisabeth; Witzig, Heidi: Brave Frauen – aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820–1940), Zürich 1992.

Wissenswerte zutage fördern, so deutlich wird doch hier wie dort, dass der biographische Ansatz der verschütteten Frauengeschichte nur sehr bedingt auf die Spur führt. Nur vordergründig sieht es im Falle von Helen Dahm (Elisabeth Grossmann) besser aus, steht doch der heute verbreiteten Wertschätzung ihres Werks, wie sie in periodischen Retrospektiven sowie in den Preisen des Kunsthandels zum Ausdruck kommt, eine erschreckend lange Wartezeit auf öffentliche Anerkennung als Künstlerin gegenüber. War Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder schon zu Lebzeiten vergessen, erlangte Anna Walder praktisch mit dem Tod eine gewisse Berühmtheit, die in der Folge kontinuierlich anstieg; Helen Dahms Durchbruch kam erst in ihrem siebzigsten Altersjahr.

Randgruppen und Künstler

Wo es ein Establishment gibt – und wo hat es keines? –, da gibt es auch solche, die ihm nicht zugehören: Minderheiten, Ausgegrenzte. Als Schauspieler und Homosexueller gehörte «Rolf» Karl Meier (André Salathé) gleich einer doppelten Minderheit an. Der Strategie des Katholizismus nicht unähnlich, versuchten unter Meiers Leitung auch die Schweizer Homosexuellen, eine Subgesellschaft aufzubauen, aus der sie dereinst würden erfolgreich ausbrechen und die gesellschaftliche Akzeptanz erringen können. Doch während sich die katholische Subgesellschaft vor aller Augen formierte, tat es die homosexuelle im Verborgenen. Was freilich bei oberflächlicher Betrachtung als Misserfolg aussieht – auch Meier kam, wie Scheiwiler-von Schreyder, «zu früh» –, erweist sich bei näherer Untersuchung durchaus als erfolgreich: Das kollektive Coming-out der Schweizer Homosexuellen in den frühen siebziger Jahren basierte weitgehend auf einem über die Jahrzehnte gruppenintern erarbeiteten Selbstbewusstsein.

Mehr oder weniger zu den Aussenseitern, jedenfalls bis zu ihrem «Durchbruch», gehören auch die Künstler, von denen der Thurgau doch eine stolze Reihe hervorgebracht hat. Zum Wiederlesen Alexander Castells, der die meisten seiner – teilweise erotischen – Bücher im renommierten Münchner Verlag Albert Langen veröffentlicht hat, fordert Walter Schmid auf, während Linus Spuler auf das qualitativ hochstehende Werk des unsteten Amerikafahrers Oskar Kollbrunner aufmerksam macht. Sowohl der Literatur als auch der Musik zuzurechnen ist der Bischofszeller Apotheker Armin Rüeger (Albert Knoepfli), dem als Librettist Othmar Schoecks klar überregionale Bedeutung zukommt. Umso wichtiger ist es, Rüeger nicht einfach auf den Zulieferer eines bedeutenden Schweizer Komponisten festzulegen, sondern zu sehen, was er sonst noch alles bewerkstelligt hat.

Alter Thurgau

Obige Ausführungen machen deutlich, was unter Historikern schon lange bekannt, der breiten Bevölkerung aber in seinem ganzen Ausmass kaum bewusst ist: dass der Kanton Thurgau, sicher zwischen 1798 und 1848, einer der Schrittmacher der modernen Schweiz gewesen ist, zusammen mit dem Aargau, mit der Waadt, mit dem Tessin und mit St. Gallen. Ohne diese «neuen» Kantone hätte es wohl nicht bereits 1848 einen Bundesstaat gegeben!

Doch gab es schon im sogenannten Alten Thurgau, im Thurgau vor 1798, historisch bedeutende Persönlichkeiten? Die Landvögte kamen von aussen, ebenso die Landammänner und die Landschreiber. Und sonst? – Sonst gab es vor allem im kirchlichen Bereich imposante Gestalten: den Teufel und die Katholiken an die Wand malende, sirachende Predikanten vom Formate eines Bartholomäus Anhorn (Markus Schär), der ein bedeutendes schriftstelleri-

sches Werk hinterlassen hat, das überaus wertvolle Aufschlüsse über die Denk- und Lebensformen des 17. Jahrhunderts gibt, und gewiefte gegenreformatorische Kloostervorsteher wie der Fischinger Abt Placidus Brunschwiler (Stefanie Uhler) oder der Ittinger Prior Leonhard Janny (Margrit Früh), deren erfolgreiches Wirken an «Knotenstellen» der Geschichte (Michel Foucault) sich in den erhalten gebliebenen Klosterarchiven deutlich spiegelt. Aber auch stille Dichter und Wissenschaftler wie Johannes Modelius (Margrit Früh), dem wir eine dichterische Darstellung der Geschichte Ittingens verdanken, oder Heinrich Murer (Michel Guisolan), der mit seiner «*Helvetia Sancta*» als der Ahnvater der katholischen Geschichtsschreibung in der Schweiz gelten darf. Die Gunst der Stunde oder der Stunden auf seine Art hat auch der ebenso erfolgreiche wie skrupellose Militärunternehmer auf Schloss Bürglen genutzt, Ulrich VIII. von Hohen sax (Louis Hürlimann). Alle diese Lebensläufe vermitteln wenigstens eine Ahnung davon, welcher Qualität die «Forderungen des Tages» im konfessionell durchmischten Thurgau seit der Reformation waren – von neuem ein Forschungsfeld, das alles andere als beackert ist.

Vom Reiz biographischer Sammlungen

Natürlich ist der Leser frei, die eine Biographie zu lesen und die andere zu überspringen, auf seine Rechnung kommt er mit Bestimmtheit gleichwohl. Doch entgehen ihm bei unsystematischer Lektüre unter Umständen ein paar nicht uninteressante Details. Wo es zwischen den einzelnen Aufsätzen gewichtigere Verbindungslinien gibt, ist mit redaktionellen Mitteln vor Ort darauf aufmerksam gemacht. Im übrigen mag bei der Erkundung solcher Zusammenhänge das Personenregister am Schluss des Bandes dienlich sein, das oft zusätzliche Informationen (Lebensdaten, Berufe) bietet.

Biographische Sammlungen haben bekanntlich ihren eigenen Reiz. Der wird doch gesteigert, wenn sie eigenes Land und eigene Leute betreffen und – ist heute beizufügen – das Wechselspiel zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen persönlicher Initiative und sozialer Realität aufzeigen. Wird auch diese letzte Forderung eingelöst, wäre gegen die von Augustinus gerügte «*curiositas ad cognoscendam vitam alienam*», die Neugierde, anderer Leute Leben kennenzulernen (Conf. XI 3,3) kaum mehr etwas vorzubringen. Sonst schon.

Markus Schär

Bartholomäus Anhorn (1616–1700) Verbi Divini Minister – Streiter für den Glauben und Kämpfer wider die Magie

«Ego habeo multos libros et multos liberos.»



Ein Streiter mit einem «angewohnten unruhigen Humor», der verbissen gegen Menschen mit einem anderen Glauben kämpft? Oder ein Eiferer, der überall den Teufel sieht, der wie «ein brülender Löw / herum geht / zerreisst / und mit Haut und Haar frisset, was er findet»? Wer das Bildnis des 67jährigen Gottesdieners betrachtet, kann beides nicht glauben. Mit gütigen Augen, lebensfrohen Wangen und leise lächelndem Mund zeigt er sich dem Porträtisten, vergleichsweise verwegen für das ausgehende 17. Jahrhundert in Zürich, als die Pfarrherren, in strengster Orthodoxie erstarrt, sich in steifen Posen einer untergangsgeweihten Welt präsentieren.

Bartholomäus Anhorn, «den du in dem vorliegenden Bildnis ansehen kannst», wie ihn die Legende vorstellt, ist eine ungewöhnliche Erscheinung unter seinen Zeitgenossen. Und dennoch prägen die bei-

den grossen geistlichen Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts gerade auch sein Leben, das fast so lange dauert wie das Säkulum: Der Diener des göttlichen Wortes aus Fläsch im Bündnerland, der in Hundwil, St. Gallen und der Kurpfalz, in Bischofszell und im zürcherischen Elsau den rechten Glauben verkündet, steht mitten im Krieg der Katholischen gegen die Reformierten und im Kampf des Guten gegen das Böse. Und als er sich 1683 porträtieren lässt, ist dieser Streit noch nicht entschieden: «Das Geistlich Israel Gottes ist abtrünnig worden», klagt Bartholomäus Anhorn bitterlich über die ihm anvertrauten Gläubigen, «seine Kinder haben harte Köpfe und verstokte Herzen: sie sind widerspenstige stachelichte Dornen und giftige Scorpionen.» Also doch ein Eiferer und Streiter für den Herrn?

«In Abgrund der Höllen»: Die Familie Anhorn in den Konfessionskriegen

Die schlimmsten Greuel im Namen des Glaubens erlebt Bartholomäus Anhorn gleich in den ersten Kindheitsjahren. 1620 metzelt während der Bündner Wirren eine gedungene Mörderbande im Veltlin vierhundert Reformierte nieder, spießt Kinder auf und wirft Frauen ins Feuer. Dafür rächt sich im Februar 1621 eine Gruppe um den Pfarrer Jürg Jenatsch, indem sie den Katholikenführer Pompeius Planta auf seinem Schloss im Domleschg mit der Axt erschlägt, «dass sie durch den Leib in die fustilen gängen und besteeckt ist». Aus der Innerschweiz rücken deshalb Söldner zur Unterstützung an; sie jagen schwangere Frauen aus ihren Betten, zünden Gotteshäuser an, bestreichen Kanzeln mit Scheisse und schneiden Galgen in Kirchentüren, mit Inschriften daneben: «Die Luterischen und Zwinglischen Käzer gehörend nicht mehr an galgen, sondern mit Leib und seel in Abgrund der Höllen.» Und schliesslich marschieren aus dem Tirol

die mit den katholischen Spaniern verbündeten Österreicher ein und besetzen den ganzen Osten der drei Bünde. Viele Reformierte müssen fliehen, unter ihnen auch die Pfarrer von Maienfeld und Fläsch: Bartholomäus und Daniel Anhorn.

Die Familie, die aus Fläsch stammt und deren Name vom Ahorn kommt, spielte eine bedeutsame Rolle in der Geschichte der Bündner Reformation. Christen Anhorn, «ein verstendiger Mann», der 1559 mit 100 Jahren starb, versteckte in seinem Keller Jakob Bürkli aus Zürich, der in Fläsch das Evangelium predigte und deshalb verfolgt wurde. Sein Sohn Ulrich (1524–1589), «ein empsiger paursman», aber auch Geschworener und Säckelmeister in Fläsch, galt als «der teutschen geschriff wol bericht und in heiliger geschriff gar wol beläsen». Und sein Enkel Bartholomäus (1566–1640) begründete die Tradition der Pfarrherren und Bücherschreiber in der Familie: Er verfasste nicht nur erstaunlich präzise genealogische Aufzeichnungen über seine weitläufige Verwandtschaft, sondern hinterliess auch chronistische Werke, so «Erschrockenliche Zeitung, wie der schöne Haupt-Flecken Plurs in der Graffschafft Cleven in der Nacht auf den 25. Augstmonat 1618. mit Leuth und Gut in schneller Eil unter gegangen» oder «Bündtner Auf-ruhr oder Beschreibung von dem Anlaas, Anfang, Übung und End der grossen, sorglichen und schweren Aufruhr, so in A[nno] 1607. in den drey Bündten in alter freyer hoher Rhaetia entstanden».

Aber 1621 zählt er selber zu den Opfern der Wirren, von denen er später in seinen Werken berichtet. Bartholomäus Anhorn, der die Dörfer in seiner Region zum reformierten Glauben gebracht hat, flüchtet als Verfolgter vor den Österreichern nach Werdenberg; er zieht 1622 wieder in Maienfeld ein und setzt sich als erneut Vertriebener nach St. Gallen und schliesslich nach Gais ab. Und Daniel Anhorn (1594–1635) rettet sich mit seiner Familie, darunter der älteste Sohn Bartholomäus, in die Stadt Zürich, die ihn «als einen der Ihrigen» aufnimmt.

Dank ihrer Vermittlung bekommt der junge Pfarrer Stellen im Thurgau, 1622 in Affeltrangen und 1623 in Sulgen, und er gerät so erneut mitten in die Auseinandersetzung um die rechte Religion. Nicht Mord und Totschlag, wie in den von ausländischen Mächten umkämpften Bünden, herrschen hier, aber alltägliche Sticheleien zwischen Reformierten und Katholiken bestimmen das Leben in der Gemeinen Herrschaft mit ihren verwirrenden Machtverhältnissen und ihrem gefährdeten Landfrieden zwischen den beiden Konfessionen.

Zum offenen Konflikt kommt es in Berg, wo der katholische Pfarrer Martin Troll unter dem Schutz seines Gerichtsherrn keine Gelegenheit auslässt, die Evangelischen zu ärgern. Er verbietet ihnen das Begräbnis ungetaufter Kinder; er reisst das Kirchengut an sich, und er braucht den Wein, der auch für das Abendmahl dienen sollte, für sich allein. Als schliesslich die Evangelischen 1625 am Sonntag nach Trinitatis in die Kirche kommen, finden sie den Chor «verspränzelt», also eingegittert, weil angeblich Kot ins Weihwasser gestreut, das Öl entheiligt und das Altartuch mit Blut befleckt worden sei. Pfarrer Daniel Anhorn beschwert sich deshalb beim Rat in Zürich, es sei erwiesen, dass sein katholischer Widersacher den reformierten Glauben einen verdammten genannt und von einer papistischen Frau mit einem evangelischen Mann gesagt habe, ihre Eltern hätten dem Teufel einen Braten auferzogen. Und als die beiden Pfarrherren bei einem Versöhnungsversuch des Obervogts aufeinandertreffen, schimpft der Katholische den Reformierten einen Hundsfott.

Schlimmer als dieses Gezänk aber trifft den Pfarrer von Sulgen die Pest, die 1629 durch die Gegend zieht. Auf 16 Folioseiten muss er die Namen ihrer Opfer aufzeichnen; 814 Tote fordert sie allein im Dorf, und keine Familie bleibt verschont. Auch seine Frau stirbt an der Seuche, und Daniel Anhorn, der ein Jahr später nochmals heiraten und 1635 der Pest bei ihrer Wiederkehr zum Opfer fallen wird, setzt sein Testa-

ment auf. Sie sollten «sonderlich meinen Bartholomaeum befördern», bittet er die Räte in Zürich, «weil er schon so viel gekostet, und so hoch in Classibus gestigen, dass er Cursum Studiorum vollenden, und also seine Mutter und Geschwüstrigen succurieren könne».

«Daselbige Zion wiederum helfen zu bauen»:

Lehr- und Wanderjahre in der Ostschweiz und der Pfalz

Wie wirkt diese von Krieg und Krankheit gequälte Welt auf das Kind, das Verena Gansner am 16. Januar 1616 in Fläsch geboren hat? Die Greuel in Graubünden erlebt Bartholomäus Anhorn als Fünfjähriger auf der Flucht vor den Soldaten, die seinen Vater verfolgen. Von den Konfessionskämpfen und vom Pestzug in Sulgen jedoch erfährt er wohl nur durch dessen Berichte, denn früh verlässt er die Familie, um zu studieren. Von 1626 bis 1629 jedenfalls lernt er als «Discipul der loblichen Schule zu Zürich» die Künste, die Sprachen und die guten Sitten, unter der Aufsicht des berühmten Antistes Johann Jakob Breitingen und am Tisch von Professor Johannes Waser. Und als 11jähriger hat er auch ein Erlebnis, das ihm einen nachhaltigen Eindruck macht: Er sieht in der Fraumünsterkirche den Leichnam von Hans Waldmann angeblich noch unverwest und wie ganz frisch blutrünstig. Einige Jahre später schreibt er deswegen die Geschichte des 1489 enthaupteten Zürcher Bürgermeisters; allerdings erscheint sie, obwohl sie als ausführlichste und ausgewogenste Darstellung gilt, zu seinen Lebzeiten nie im Druck.

Beim Studium in Zürich und später in Basel entdeckt der aus seiner Heimat vertriebene Pfarrerssohn und -enkel die grosse Liebe: die Bücher. Er versenkt sich in die Bibel, aber auch in die Kirchenväter und in die Philosophen der Antike, und er legt damit die Grundsteine zu einem gewaltigen Wissensgebäude.

Unter Kommilitonen, deren «favor & amor» er geniesst, treibt er seine Studien eifrig voran: 1632 erscheint in Basel seine erste lateinische Schrift «Thesium e Philosophia in genere»; 1633 steht er als 17jähriger erstmals auf der Kanzel; 1634 erhält er die Ordination, und am 21. September dieses Jahres verheiratet er sich in Gais mit Katharina Höhener, in der Kirche des Grossvaters von seinem Vater getraut.

Die Hoffnung, dass er nach dem Pesttod von Daniel Anhorn seine Geschwister «succurieren» könne, erfüllt sich allerdings nicht; Bartholomäus Anhorn leidet im Gegenteil nach dem Studium unter Schulden von etlichen hundert Gulden, weshalb er das Gut seiner verstorbenen Mutter antasten muss. Vielleicht auch deswegen tritt er seine erste Stelle fern von der Familie in der ursprünglichen Heimat an: Er übernimmt 1634 schon vor der Ordination die Pfarrei von Grüschen und Seewis. Ein Jahr später jedoch zieht er nach Hundwil in die Nähe des Grossvaters, und 1637 beruft ihn die Stadt St. Gallen. Sie lockt den jungen Geistlichen mit der Verleihung des Bürgerrechts, während ihn die Gemeinde Hundwil mit einer hohen Entlohnung zu halten versucht: «Ich hab», erklärt der begehrte Pfarrer später, «aber das verehrte Bürgerrecht umb meiner Kinder willen der Besoldung weit vorgezogen.»

In St. Gallen gerät er allerdings in einen theologischen Disput, in dem ihn zwar die Gelehrten in Zürich und Basel einhellig unterstützen, der ihm aber auch Feinde fürs Leben schafft. Er beginnt zu dieser Zeit mit der aufwendigen Arbeit an seinem Hauptwerk «Theatrum concionum sacrarum topicum», das ihn vierzig Jahre später die Stelle in Bischofszell kosten wird: Für die Prediger und die Studenten trägt er «aus den Syntagmatibus und Compendiis theologicis» die Bibelstellen so zusammen, «dass aller Locorum theologicum neue Practicen darinnen gezeiget, und denen, die nicht grosse Bibliothecen vermögen, es statt einer zimlich grossen Bibliothec diene». Und er leiht nicht nur sein Geld einem Schwager und seinem Bru-

der Johannes, die Handel treiben, sondern er bürgt auch für die beiden, was böse Folgen nach sich zieht.

Aus Verdruss, «weil ich viel Geld verloren und mein Gut verkaufen müssen», nimmt Bartholomäus Anhorn denn auch ein Angebot an, das er 1648 bekommt. Während des Dreissigjährigen Krieges gaben ihm reformierte St.Galler «eine zimmliche summa Gelt», um es den vertriebenen Glaubensgenossen aus der Pfalz zu schicken; so knüpfte der Pfarrer eine rege Korrespondenz an und erhielt deshalb nach dem Kriegsende den Ruf des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz nach Neckargemünd, «mich in Churpf[älzische] Dienste einzulassen, und dasselbige Zion wiederum helfen zu bauen». Den St.Gallern, die ihn behalten wollen, muss er geloben, bei Mangel an Predigern wieder eine Stelle in der Stadt anzunehmen, und für die weiterhin guten Beziehungen spricht auch, dass Bartholomäus Anhorn nach dem Tod seiner ersten Frau in der Pfalz am 13. August 1655 zu St.Gallen Justina Hiller, eine Tochter des Bürgermeisters, heiratet.

In der «blühenden, ausgehauenen und wieder grünenden Pfalz», wie er ein 1684 erscheinendes Buch betitelt, wirkt der Pfarrer aus der Schweiz mit Erfolg. Unter seinen ausgewanderten Landsleuten, die das vom Krieg verwüstete und entvölkerte Gebiet besiedeln, weiht er 24 Kirchen wieder für den reformierten Glauben. Er versieht die Pfarrei Mosbach und vertritt als Inspektor auch seine beiden Amtskollegen in Sinsheim und Boxberg, «also dass er manchen Tag in die drey Predigten verrichtet». Und in seinem Leben und Wandel gibt er sich, wie ihm Rat und Bürgerschaft bestätigen, «erbar, still, eingezogen, unärgerlich und dermassen Exemplarisch, dass er von allen in gebühr respectirt, beliebt und geehret worden». Sämtliche Bürger «aller dreyen Religionen» möchten ihn deshalb 1659 «gern noch länger zu einem Pfarrer und Seelsorger leiden und gedulden»; allein der Landesherrscher entzieht dem sittenstrengen Geistlichen seine Gnade, weil dieser in seiner in

Latein verfassten und auf Deutsch übersetzten theologischen Streitschrift «Anklag über die Thorheit der Welt» neben dem unziemlichen Lebenswandel der Priesterschaft auch «des Kurfürsten Concubinatum mit der Dägenfeldin refutiert und improbiert» hat.

Bartholomäus Anhorn zieht in die Schweiz zurück, «fürnemlich umb meines lieben, nach dem Vaterland wiederum seufzenden Weibs und Kinderen willen». Und er rechtfertigt später seinen Wegzug, dessen Ursache «landkündig» sei, in einem Schreiben an den Rat in Zürich: Sein Nachfolger, der nach acht Wochen in Mosbach wegen schändlicher Übeltaten davongelaufen sei, habe «bei Ihr Kais[erlichen] Mayesteth selbs sich für meine Persohn mit diesen Worten ausgegeben: Er seye der zu Mospach entsetzte Inspector, darumb vertrieben, weil er wider Doctor Bocelmann eine Schrift habe ausgehen lassen, und hat also in deme was ich gethan, noch einen Ruhm gesucht.»

«In wenig Jahren Papistisch machen»:

Kampf mit den Katholiken in Bischofszell

Auch Bischofszell, wo sich Bartholomäus Anhorn 1661 um die verwaiste Pfrund bewirbt, ist umkämpftes Gebiet im Kleinkrieg der Konfessionen. Fünf Jahre nach der Schlacht von Villmergen lässt sich der Landfrieden nur mit Mühe wahren, denn der zur gleichen Zeit wie der Pfarrer neu eingesetzte, erst 22jährige Obervogt Sebastian Ludwig von Beroldingen, «ein sehr hiziger eyfriger Papist», verkündet offen, «er wolle ganz Bischofszell in wenig Jahren Papistisch machen».

Zwar bekennt sich in der Stadt fast niemand mehr zum alten Glauben, aber der junge Obervogt kann sich bei seinem Kampf auf die Chorherren des Stifts St. Pelagius stützen. Sie bevorzugen Katholiken bei der Besetzung von Gemeindestellen, vertreiben

Evangelische von den Höfen im Gotteshausgebiet und versuchen mit allen Mitteln, jede Seele für ihren Glauben zu gewinnen: So füllen sie etwa einen Mann «blöden Haupts» mit Wein ab, bis er bekennt, «er glaube auch an die Mutter Gottes», und dem Pfarrer seinen Übertritt zum Katholizismus mitteilt.

Nach beständigem Gezänk um die Trauung von Paaren im Pfarrhaus, um das Verbot von Leichpredigten in der Kirche und um die Verlesung eines Mandates, das 1664 «wegen Türken gefahr Umbgäng, Betstunden etc. alles nach Papistischer Manier» verlangt, kommt es denn auch 1666 wegen eines aufsehenerregenden Abfalls zum ersten Konflikt zwischen Pfarrer und Obervogt. Stadttammann Josua Schlatter tritt zum Katholizismus über: «Der hatte täglich mit den Pfaffen gespielt und getrunken», berichtet Bartholomäus Anhorn nach Zürich, «wann er heimkommen seiner frommen Hausfr[au] übel misshandelt, und mein zusprechen nicht leiden wollen.» Die Frau flieht denn auch mit ihren beiden Kindern nach St. Gallen und später ins Appenzellerland, was dem Pfarrer den Vorwurf einträgt, er habe sie weggeschafft. Und als der Geistliche eine Schrift verfasst, «was wir bey unser Religion von Verlassung eines abgefallenen Ehegemahls halten», verklagt ihn der Obervogt beim Bischof von Konstanz, er gebe den Bürgern Bücher wider die katholische Religion.

Mit Datum vom 5. Oktober 1667 erhält Bartholomäus Anhorn denn auch das Dekret, er habe «inner 4 wuchen die Statt Bischofszell zu räumen, und sich im Bisthumb Constanz nimmer mehr sehen zu lassen». Bestürzt eilt der Pfarrer deshalb nach Meersburg, wo er am 4. November um eine Audienz bittet, um sich «underthänigst zu purgieren». Er erklärt, das angeblich katholikenfeindliche Büchlein, das ihm schon in der Pfalz Konflikte eintrug, sei ihm von seinem Verleger in Basel zugeschickt worden; er habe nur einige Makulaturbogen seinen beiden 5- und 6jährigen Söhnen in die Schule mitgegeben. Und im übrigen treffe nicht zu, dass er zur «Verbitterung der

gemüteren beiderseits Religionen» beitrage: «Dass ich einen angewohnten unruhigen Humor habe, ist so fern, dass mir vielmehr aller Unfried und Unruhe höchst widrig: Fried und Ruhe höchst beliebt, und wo ich zu Fried und Ruh, sonderlich under ungleichen Religionsverwandten, die Bürgerliche einigkeit zu erhalten, helffen und rathen kan, ich nichts ermanglen lasse.»

Das beweist der Pfarrer, nachdem der Streit noch einmal beigelegt ist, in den nächsten Jahren. Er verlangt, dass seine Werke, die jetzt erscheinen, nur in den evangelischen Städten der Eidgenossenschaft, in der Pfalz, in Hessen und in den Niederlanden, aber nicht im Thurgau in den Handel kommen dürfen, damit sie «in Bischofszell und in den gemeinen Herrschaften nicht einige Unruh verursachen». Er verzichtet in den ersten vier Bänden des «Theatrum concionum sacrarum topicum» auf die Nennung seines Geschlechts und seines Wohnortes, sondern führt nur den vom Vater übernommenen Beinamen «ab Hartwiss». Und er vermeidet in seiner «Magiologia» jeden Angriff auf die Katholiken, obwohl viele ihrer Praktiken den Reformierten als übelster Aberglauben erscheinen: Wegen des Landfriedens sei dies «wol bedächtlich dahin gerichtet worden», erklärt der Autor in der Vorrede, «dass einiger Religion zugethane / in ihrer Religion / in dem geringsten nicht angegriffen noch beläidiget werden».

Doch es nützt ihm nichts mehr, dass «meine Friedfertigkeit im Predigen und Conversiren denen von der Catholischen Religion jederzeit angemem gewesen», als ihn 1678, zwei Jahre nach seiner Ernennung zum Dekan des Oberthurgaus, ein alter Feind aus St. Gallen wegen des «Theatrum» anzeigt. Wieder verlangt der Bischof von Konstanz seine Absetzung, und als Bartholomäus Anhorn, immerhin schon 62jährig, im Januar erneut über den See nach Meersburg fahren will, bläst der Wind so ungestüm, dass er umkehren muss. Zwar wollen ihn die Bischofszeller behalten, koste es, was es wolle, aber sie erfahren,

Bartholomäus Anhorns «Magiologia» von 1674 (hier Frontispiz) lässt sich nicht nur als Sammlung von verdammungswürdigen satanischen Sünden, sondern auch als Anleitung zu verlockenden magischen Praktiken lesen. Das Buch ist eine hervorragende Quelle für die Mentalitätsgeschichte des 17. Jahrhunderts.



wie der Pfarrer nach Zürich berichtet, «es sey mich zu behalten ein unmöglich Ding, weilen aller Orthen her von Luzern, von Hl. Nuntio, von St. Gallen aus dem Kloster wider mich klagt werde, es sey sid der Reformation kein Buch ausgangen, das ärger wider sie, als eben dieses».

Erfolglos beklagt sich Bartholomäus Anhorn, kein Hahn hätte danach gekräht, wäre nicht verraten worden, dass er der Autor des «Ketzerbuches» sei: Weil auch die Gemeinde einsieht, dass es zu gefährlich wäre, ihn zu behalten, ziehen ihn die Zürcher von seinem umkämpften Vorposten ab. Am 3. März 1678

hält der Dekan vor Angehörigen beider Konfessionen seine Abschiedspredigt «von dem Fundament der Evangelischen / Reformierten / Seligmachenden Religion». Er zieht die Summe von «etlich tausend Predigen» und blickt zurück auf 1055 Taufen, 216 Trauungen und 679 Beerdigungen, darunter auch jene seiner 1662 verstorbenen zweiten Frau Justina Hiller, nach deren Tod er am 2. September 1662 Sabina Stauder aus St. Gallen geheiratet hat: «Ich bin; ohne Ruhm zu melden; Tag und Nacht geloffen und gerennt: keine Nacht war mir zuffinster / kein Wetter zu rauch / kein Undank zuverdriesslich / keine Dräuung und Gefahr zugross.»

Und beim tränenreichen Abschied ermahnt der Gottesdiener die Angehörigen beider Konfessionen nochmals zur Friedfertigkeit. «Ihr alle / müsst von Zweyerley Religionen unter einanderen wohnen», erinnert er sie: «Hütet Euch für dem Hizigen Eyferen ohne Wüssenschaft. Hütet Euch für Lästern / Schmähen / Spizlen und Träzlen.» So kann der auf Versöhnung bedachte Pfarrer bei seinem starken Abgang zu recht bemerken: «Also muss immer das Schaf dem Wolf den Bach betrübet haben.»

«Mit unermüdetem Studium Tag und Nacht»:
Bartholomäus Anhorn als gelehrter Autor

Als Kämpfer wider die katholischen Gegner ginge Bartholomäus Anhorn nur in die noch zu schreibende Bischofszeller Stadtgeschichte ein; als Gelehrter mit enzyklopädischem Wissen aber verdient er einen Platz in der Ehrengalerie der eidgenössischen Theologie. Nachdem er, wie sich sein gleichnamiger Sohn erinnert, damit begonnen hat, «mit unermüdetem Studium Tag und Nacht» Bücher zu schreiben, weil «von der Pfrunden ein schwäre Haushaltung ehrlich zu nehmen und die Kinder wol aufzuerziehen nicht zulänglich war», veröffentlicht er nach 1665 in einer

unglaublichen Kadenz eine Reihe von Riesenwerken: Neben den neun Bänden des «Theatrum concionum sacrarum topicum» (1670–1691) erscheinen «Christliche Betrachtung der Zorn-Zeichen Gottes» (1665, 600 Seiten), «Magiologia» (1674, 1100 Seiten) und «Analysis Practica Homilitica Catechismi Tigurini» (1683, 1000 Seiten), während der Autor 1695 von einem offensichtlich im Manuskript vorliegenden Werk mit ähnlichen Dimensionen über «Pseudochristianus revelatus und emendatus» nur noch die Disposition drucken lassen kann, «um zu sehen, I. Was der Ehrliebende Leser von disem Werck halte, II. Ob irgend ein bemittelter Buchhändler / dises Werck in seinen Verlag nemmen wollte».

Dazu kommen «Conciones aliquot Germanicae: Geistlicher an das Himmelreich angelegter Gewalt» (1668, 1675 und 1678), «Heilige Wiedergeburt der Evangelischen Kirchen, in denen Gemeinen drey Bündten» (1680), «Wachende Rut am Himmel und Zitter der Pfeileren der Erden» (1681), «Pfälzischer Regentenbaum» (1684), «Blühende, ausgehauene und wieder grünende Pfalz» (1684), «Christliche Lebendigmachung des in Sünden toten Menschen» (1684) und «Anmerkungen, ob und wie ein Religionsvergleich zwischen Lutherischen und Römischen zu hoffen» (1686) sowie darüber hinaus zahlreiche gedruckte Predigten, Übersetzungen und unveröffentlichte Manuskripte. Wie schafft der Gemeindepfarrer dieses gewaltige Werk? Die Lektüre seines Wälzers «Magiologia» gibt einen Einblick in seine Arbeitsweise und sein Weltbild.

«Ego habeo multos libros et multos liberos», schreibt Bartholomäus Anhorn gegen Ende seines Lebens mit einem verschmitzten Wortspiel nach Zürich: «Ich habe viele Bücher und viele Kinder.» Der Pfarrer zeugt mit seinen drei Ehefrauen insgesamt 17 Söhne und Töchter, von denen ihn fünf überleben, und er sammelt bis ins hohe Alter eine Bibliothek, die ihn 1678 beim Umzug in seine neue Gemeinde vor ernstliche Probleme stellt: «Weil ich zu Elsau ein gar

kleine Studirstuben hab, muss ich umb meiner Bibliothec willen, mehrere Gelegenheit in der Kammeren neben der Studirstuben suchen, dardurch mir eine Kammer zu dem Geliger abgeheth.»

Mit dieser umfangreichen Bibliothek schreibt er seine eigenen Werke. Er beruft sich auf die Bibel, in der er aufgrund der jahrzehntelangen Arbeit für das «Theatrum» alle Belegstellen kennt. Er benutzt die antike Literatur von Homer bis Cicero, die philosophischen Schriften von Protagoras, Plato oder Seneca, die Werke der Kirchenväter Clemens Alexandrinus und Justinus Martyr, die «thörichten Grillen» von Paracelsus sowie die Bücher des «berühmten Jesuiten» Cornelius de Lapide und die «Daemonologia» des französischen Staatsrechtslehrers Jean Bodin ebenso wie den «Malleus maleficarum» der päpstlichen Inquisitoren Heinrich Institoris und Jakob Sprenger. Er schildert Beispiele vom Wettermachen aus Angola oder Brasilien, schreibt eine Geschichte der Spiele seit der Antike und erzählt gelegentlich auch, was er selber erfahren oder erlebt hat: «Ich hab die Zeit meines nunmehr vierzigjährigen Predigstands», betont er in der Vorrede der «Magiologia», «von manchen in diesem Tractat begrieffenen Materien discurriren und reden gehört / und ist mancher Bericht so wol von Fürwizigen / als Lernensbegierigen / von mir begehret worden.»

Die selbsterlebten Geschichten setzt Bartholomäus Anhorn allerdings nur selten ein, so etwa jene von der verliebten Tochter, die 1635 in Herisau in Verückung geriet, vom Kuhhirten, der 1659 dem Pfarrer in der Pfalz von einer Engelserscheinung erzählte, oder vom Spielmann, den 1649 «an einem mir wolbekandten Ort» eine Gesellschaft aufs Schloss lud: Als er den Namen Gottes nannte, verschwand der ganze Spuk, und der Musiker fand sich auf einem Galgen mit Gehenkten wieder.

Der Böse ist allgegenwärtig in Bartholomäus Anhorns Welt, «der ganze Lufft voller Teufel» und «kein Winkel / den er nicht durchstriele». Er kann immer

noch leibhaftig erscheinen; der Pfarrer glaubt denn auch die Geschichte, dass 1553 in Willisau ein fluchender Jasser, der sein Messer hochgeworfen habe, «worüber der Dolch in dem Lufft verschwunden / und fünff Blutstropfen herab gefallen», vom Teufel geholt worden sei, «also dass das geschrey in Lufft in der Statt gehöret worden». Aber der Satan kann vor allem auch die Seele der Gläubigen anfechten, ihnen schlechte Gedanken eingeben und sie zu bösen Taten verleiten.

Nach der Praedestinationslehre, die sich zu Anhorns Lebzeiten in der orthodoxen Zürcher Kirche durchsetzt, sind der Lauf der Welt und das Schicksal der Menschen vorbestimmt. «Gott und die Natur thut nichts umsonst», wählt der Pfarrer als Motto für sein Büchlein über die «Wachende Rut am Himmel und Zitter der Pfeileren der Erden»: Die Wissenschaft kann sich also nur bemühen, im Weltgeschehen den Willen des Allmächtigen zu ergründen. Deshalb versteht Bartholomäus Anhorn die Kometenerscheinungen von 1665 und 1680 sowie das Erdbeben von 1681 als «Zornzeichen Gottes / und Vorbotten seiner gerechten Straffen». Und deshalb verdammt er alle Versuche der Menschen, ihr Schicksal mit Magie zu beeinflussen, als Werk des Teufels, selbst harmlose Praktiken wie das Schatzgraben und das Segenspenden, das Wählen von günstigen Tagen für das Baden oder das Stallausmisten und das Beschwören des zukünftigen Ehepartners in der Andreasnacht.

Die Kirche rottet das magische Wissen der Menschen aus, aber immerhin in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kaum mehr die Menschen selbst. Als Bartholomäus Anhorn von einer Frau erfährt, ein altes Weib habe ihr gegen die lästigen alljährlichen Geburten «sonderbare Kreuter angegeben / die sie alle vier wuchen in ihre Kanten legen / und darab trinken solle», bestellt er dieses denn auch nur zu sich, um ihm seine schwere Sünde ernstlich zu verweisen: Ein Jahrhundert zuvor hätte die Obrigkeit das Weib als Hexe verbrannt.

«Manchen eingrindigen seufzen»:

Probleme als Pfarrer in Elsau

Sein eigenes Schicksal nimmt der aus Bischofszell vertriebene Pfarrer nicht ganz klaglos an. Schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt in der kleinen Gemeinde Elsau, nahe der Thurgauer Grenze zwischen Aadorf und Winterthur, schreibt er am 6. August 1680 nach Zürich, um sich über die empfindliche Einkommenseinbusse und die misslichen Verhältnisse zu beschweren. Nicht nur bietet die Studierstube für seine Bücher zu wenig Platz, sie ist auch wegen des niedrigen Dachs «ganz tunkel». Die Bretter in den Ställen faulen, so dass der Pfarrer keine Hühner und kein Schwein mehr halten kann. Und nach einem Unwetter, bei dem das Wasser durch die Scheune floss, sind die Pünten mit Lehm bedeckt, die Pfarrwiese an der Eulach mit Steinen übersät und alle Birnen vom Wind von den Bäumen gefegt. «In Ansehen meines Alters, grosser Haushaltung, grosser Unkosten, die ich an meiner Kinderen ehrliche Erzeuchung anwende», bittet Bartholomäus Anhorn deshalb um mehr Lohn.

Die Geldsorgen plagten ihn bis zu seinem Tod, vor allem wegen seiner Kinder und seiner Bücher. Für den Druck seiner Werke muss er Mittel vorstrecken, und was er aus dem Verkauf bekommt, verschwendet sein Sohn Sylvester, wie sich dessen Bruder Bartholomäus, seit 1674 Pfarrer in Amriswil-Sommeri, nach dem Ableben des Vaters in einer bitteren Auseinandersetzung beklagt. «O lieber Sohn», gesteht Bartholomäus Anhorn denn auch öffentlich, als er Sylvester am 6. Dezember 1681 in St. Margrethen mit der St.Galler Ratstochter Dorothe Schlappritzi traut: «Ich hab manchen eingrindigen seufzen für dich zu Gott in den Himmel geschickt / bis du in den Ehrenstand / in welchem du stehest / bist gebracht worden.» Von den Kindern bringt es allerdings Sylvester am weitesten: In St. Gallen wird er 1709 Mitglied des Rates sowie 1719 erster Stadtarzt, und er setzt die Autoren-

tradition der Familie mit verschiedenen medizinischen Veröffentlichungen fort.

Dafür kann sich Bartholomäus Anhorn, erstaunlich für einen Menschen des 17. Jahrhunderts, einer gesegneten Gesundheit erfreuen. Am 16. Januar 1695 gibt er seine Disposition des «Pseudochristianus» in Druck: «An welchem Tag ich das achzigste Jahr meines Alters antrete / und von Gottes lieben Gnaden / weder im studieren / noch predigen / und andern meinen Ambts-Verrichtungen nicht die geringste Hindernuss verspüre.» Einige Monate später bricht der Greis, begleitet von seinem Sohn Jakob und seinem Schwiegersohn Johann Heinrich Meyer, denn auch auf zu einer Geschäftsreise nach England, Holland und Deutschland, auf der ihn angeblich sogar der englische König Wilhelm empfängt.

Der Pfarrer aus der Provinz erfährt noch die Ehre, dass er im Grossmünster predigen darf und dass der mächtige Antistes Anton Klingler sein «Theatrum» empfiehlt, es könne «zu aller Reformirten Europäischen Kirchen sonderbarem Nutzen und Heil gebraucht werden». Am 6. Juli 1700 stirbt Bartholomäus Anhorn im 85. Altersjahr einen seligen Tod, und die Gemeinde bestattet ihn im Chor der Kirche beim Taufstein, eine hohe Anerkennung im kleinen Dorf.

«Eine ganze Anzahl kleinerer Schriften»:

Zur Bedeutung von Bartholomäus Anhorn

Ein eifriger und eifernder Pfarrer aus der Provinz? Oder ein verkannter Gelehrter von internationalem Rang? Für die schweizerische Historiographie scheint die Bedeutung von Bartholomäus Anhorn festzustehen. Das Allgemeine Helvetische Lexikon von Johann Jakob Leu widmet ihm Ende des 18. Jahrhunderts noch den ausführlichsten und zutreffendsten Eintrag. Das Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz

dagegen würdigt ihn mit rund zwanzig Zeilen und grotesken Falschmeldungen, so etwa der Einschätzung, von ihm sei «eine ganze Anzahl kleinerer Schriften im Druck erschienen». Und die späteren deutschen Sammlungen von Gelehrten-Biographien sowie, vermutlich darauf gestützt, auch das Schweizer Lexikon führen ihn im Gegensatz zu seinem zweifellos weniger bedeutenden Grossvater nicht auf. Verdient der Pfarrer von Bischofszell und Elsau nicht mehr Nachruhm?

Bartholomäus Anhorn bewegt sich zeitlebens in zwei verschiedenen Sphären. Er ist einerseits ein besorgter Familienvater, ein besonnener Kämpfer in den alltäglichen Auseinandersetzungen der Konfessionen und ein pflichtbewusster Gemeindepfarrer, der Tausende von Predigten hält und dem in der Seelsorge für seine Schafe keine Nacht zu finster und kein Wetter zu rauh ist. Obwohl die meisten verfügbaren Quellen aus seiner Feder stammen, scheint die Wertschätzung, die er in allen seinen Gemeinden genießt, seine Selbstdarstellung zu bestätigen. Andererseits ist er ein wissensbegieriger Gelehrter, der Tag und Nacht in seiner Studierstube verbringt, um seine Bibliothek auszuwerten und eigene Bücher zu verfassen. Er lebt dabei in einem anderen Kosmos, in der Welt der Wissenschaft seit der Antike und den Kirchenvätern, die für ihn noch festgefügt und in sich geschlossen ist: Was die nicht als Ketzer verdamnten Autoren schreiben, zweifelt er nicht an. Und Bartholomäus Anhorn erfährt als Theologe internationale Anerkennung: In den Vorreden seiner Bücher würdigen akademische Freunde aus Zürich, Basel und Deutschland den Provinzpfarrer, und schon Mitte des Jahrhunderts hat er, wie er in einer Rechtfertigung während seiner Bischofszeller Zeit schreibt, sein «Theatrum» «den Ministerii der vier evangelischen Städte [Basel, Bern, Zürich und Schaffhausen] und den Universitäten Basel, Heidelberg und Marburg unterbreitet, welche mich zu Vollführung des werks ange-mahnet haben».

Es sei «eine Herculanische Arbeit, zu Weisheit und Wissenschaft zu kommen», seufzt Bartholomäus Anhorn in der Vorrede der «Zorn-Zeichen». Und erschöpft wohl aus seiner eigenen Erfahrung in der Spannung zwischen Gemeindealltag und Gelehrtenrepublik, wenn er schreibt, dieses Bemühen sei «eine solche Arbeit / dass / wann einer Weisheit und Wüßenschaft precibus & laboribus, mit betten und arbeiten erlanget hat / er dann zu gleich sein Herz / den Neid zu vertragen / bevestne: Dann selten einer von seiner Tugend und Wüßenschaft / eine mehrere Frucht under den Menschen davontragt.»

Diese Erfahrung verbittert den verkannten Pfarrer jedoch nicht; er gerät nie ins blinde Eifern gegen jene, die anders oder angeblich nicht glauben. Er bemüht sich in Bischofszell, trotz seiner schlimmen Erfahrungen im Bündnerland und in der Pfalz, um den Ausgleich zwischen den Konfessionen. Erst danach, in der 1680 erscheinenden «Heiligen Wiedergeburt der Evangelischen Kirchen», lässt er seinem Zorn auf die Katholiken freien Lauf, etwa beim Schimpfen über den Papst als «Engel des Abgrunds», der «die Oberherrschaft über die Kirchen an sich gerissen / und dieselbigen mit vielerley Irrthumben beschmutzet».

Und auch gegen die Ungläubigen schreibt Bartholomäus Anhorn kaum im verdammenden Ton, mit dem die Theologen des 17. Jahrhunderts die Seelen zerknirschen. Nur in seinen letzten Werken, als sich in Zürich angesichts von Hungerkrisen und auf dem Höhepunkt der Orthodoxie unter der Herrschaft des finsternen Antistes Anton Klingler das Klima weiter verdüstert, wählt auch er eine schärfere Sprache. «Ich weiss zwar vast wol», schreibt er jedoch in der Vorrede zur «Wachenden Rut» von 1681, «dass sehr viel / zu grossem Verdruss aufnehmen / wann ihnen das eiternde Sündengeschwür ausgedruckt wird / daher nennen sie ernsthafte Prediger / Grobianer / welche keine höflichkeit gelernet.»

Der Eifer für den rechten Glauben unterliegt bei Bartholomäus Anhorn immer der Gier nach Wissen-

schaft. Das führt dazu, dass sich die «Magiologia» heute wie damals nicht nur als Sammlung von verdammungswürdigen satanischen Sünden, sondern auch als Anleitung zu verlockenden magischen Praktiken lesen lässt: Der Verfasser selber kann sich der Faszination des Wissens über weite Strecken kaum entziehen. Der Pfarrer aus der Provinz erscheint so als bemerkenswerte Figur mit einer eindruckerheischenden Lebensleistung, die als Werk, aber auch als Quelle für die Mentalitätsgeschichte des 17. Jahrhunderts, mehr Beachtung verdient. Mit seinem Bestreben, die Geheimnisse der Welt zu ergründen, gewinnt er sogar die Sympathie jener Menschen, die es – wie der Autor – als schlimmste Form der Gewalt betrachten, jemand anderem das Seelenheil abzusprechen.

Bartholomäus Anhorn

Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Wichtigste Werke

Christliche Betrachtung der vielfältigen / sich dieser Zeit erzeigenden Zorn-Zeichen Gottes, Winterthur 1665; Theatrum concionum sacrarum topicum, 9 Bde., Basel 1670–1691; Magiologia. Christliche Warnung für dem Aberglauben und Zauberey, Basel 1674; Analysis pratica homilitica catechismi Tigurini, Basel 1683.

Quellen

StATG: «Dossier Anhorn Bartholomäus»; StAZH A 272: Bischofszell, Kirchliches, verschiedene Briefe. Verstreute Akten sind über das sogenannte Blaue Register zu erschliessen; Burgerbibliothek Bern Mss. Hist. Helv. X 91: Sammelband «Anhorniana», Leichenpredigt für Bartholomäus Anhorn von Salomon Wolff, Pfarrer zu Elgg; StAAR Q.01/50: Familienchronik Anhorn 1519–1990.

Literatur

Herdi, Ernst: Bartholomäus Anhorn. Ein Streiter gegen Spuk und Zauber, in: TZ, 26.5.1962 (Sonntagsblatt); Etter, Paul: Ein Bünd-

ner Ahorn wuchs in Sulgen, in: Thurgauer Anzeiger, 28.11.1979; Schär, Markus: Seelennöte der Untertanen. Selbstmord, Melancholie und Religion im alten Zürich 1500–1800, Diss. phil. I (Zürich), Zürich 1985 (zum mentalitätsgeschichtlichen Hintergrund); Gugerli, David: Zwischen Pfrund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert, Diss. phil. I (Zürich), Zürich 1988 (zur sozialen und ökonomischen Lage).

Bildquellen

Abb. 1: SLB, Graphische Sammlung: Porträts («Bartholomäus Anhorn ab Hartwiss. V.D.M. in Agro Tigurino. Aetatis 67, anno 1683»; Kupferstich 17 x 12,7 cm).

Abb. 2: KBTG CB 10: Anhorn, Bartholomäum: Magiologia. Christliche Warnung für dem Aberglauben und Zauberey, Basel 1674, Frontispiz (15,8 x 9,2 cm); Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld.

Unterschrift: StATG, Mikrofilm 95 84 81, Bd. 1: Taufbuch von Evang. Bischofszell 1661–1678, hier 1661.

Paul Beuttner (1899–1977) Sekretär des Thurgauischen Gewerbeverbandes



Herkunft

Paul Beuttner wurde am 12. Januar 1899 in Bischofszell geboren. Seine Mutter, Maria Theresia Bolter aus Bischofszell, und sein Vater Gottfried Beuttner betrieben die Drogerie zum «Oberrn Turm». Die Beuttner, seit 1815 Bürger von Bischofszell und Hohentannen, stammten aus Nürnberg, sie waren evangelisch. Sie betätigten sich vor allem als Kaufleute im Detailhandel. Paul besuchte in Bischofszell die Primar- und die Sekundarschule, dann das Institut Rousseau in Cresier und die Höhere Handelsschule in Genf. Er studierte Nationalökonomie in Genf und Zürich und erwarb sich 1925 den Dr. rer. pol. mit der Dissertation «Die Finanzgebarung der schweizerischen Genossenschaften unter besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Bank- und Konsumgenossenschaften».

Nach Bischofszell zurückgekehrt, gründete er mit einem Bruder zusammen 1925 die Turm AG, ein Fabrikations- und Handelsunternehmen für chemisch-

technische Erzeugnisse. Er trat in den Gewerbeverein und in den Detaillistenverband ein. Gemeindeamman Alfred Althaus holte ihn in das Sekretariat der Wirtschafts- und Verkehrskommission und in den Regionalausschuss für die beschleunigte Elektrifizierung der SBB-Linie Sulgen–Gossau. Publizistisch wurde er tätig als Mitarbeiter des Schweizerischen Wirtschaftlichen Volksblattes und als Autor: «Der thurgauische Kleinhandel- und Gewerbebestand im Wirtschaftskampf gegen die thurgauischen Konsumgenossenschaften» (Bischofszell 1925).

Der Sekretär des Thurgauischen Gewerbeverbandes TGV

Die Delegiertenversammlung des Thurgauischen Gewerbeverbandes wählte 1927 Beuttner im zweiten Wahlgang aus drei Bewerbern zum Sekretär. Die Bischofszeller Vertreter hatten ihn kräftig unterstützt. 1928 heiratete Paul Beuttner Mily Specker aus Weinfelden. 1930 wurde eine Tochter, 1933 ein Sohn geboren. 1933 baute Beuttner im Magdenauquartier ein Haus, in dem er bis zu seinem Lebensende wohnte.

Das Sekretariat des TGV war in erster Linie Auskunfts- und Beratungsstelle für die angeschlossenen Verbände und Einzelmitglieder (1928: 16 Gewerbevereine mit 1478, 32 Berufsverbände mit 1732 und 14 Rabattsparevereine mit 611, insgesamt 3295 Mitgliedern). Dazu musste der Sekretär Sitzungen, Konferenzen und Tagungen vorbereiten und die Protokolle des Vorstandes, der Präsidentenkonferenzen und der Delegiertenversammlungen schreiben – das waren nicht selten über hundert Seiten im Jahr. Zusätzlich übernahm Beuttner das Sekretariat verschiedener Berufsverbände: 1928–1956 der Metzgermeister und des Autogewerbes (bis 1936 auch für Schaffhausen), 1930–1954 der Detaillisten (1930–1934 Präsident), 1931–1956 der Elektro-Installationsfirmen, 1932–1955 der Spezereihändler (1932–1934 Prä-

sident) und der Velohändler. Anfangs besorgte er diese Sekretariate persönlich, 1934 wurden sie organisatorisch und finanziell dem Sekretariat des TGV angegliedert. Bis 1934 war das Büro an der Schlossgasse, dann an der Felsenstrasse in Weinfelden. Weiter wirkte das Sekretariat des TGV mit bei Gründung, Ausbau und Betrieb der Ostschweizerischen Bürgschafts- und Treuhandgenossenschaft OBTG (1933 in St. Gallen), der Inkasso- und Beratungsstelle des TGV (1935 und 1937) und der Thurgauischen Hypothekar-Bürgschaftsgenossenschaft (1938).

Die Liste der wichtigsten Kommissionen und Gremien, in denen Beuttner mitarbeitete, illustriert die thematische Vielfalt seiner weitverzweigten Tätigkeiten: seit 1933 Geschäftsleitung des Schweizerischen Detaillistenverbandes, 1934 Kommission zum Schutz des Schuhmachergewerbes, 1936 Sekretariat der Meisterprüfungskommission des Schweizerischen Autogewerbeverbandes, 1938 Berechnungsstelle des Schreinermeisterverbandes, 1939 Eidgenössische Gewerbekommission, Spezialkommission Kleiner Grenzverkehr und Kantonalkommission Thurgau an der LANDI, 1943 Detailhandelskommission des Schweizerischen Gewerbeverbandes SGV, Berufsschule des Detailhandels und Berufsbildungsfragen, Liquidation unrentabler Betriebe, Vereinbarung mit Grossbetrieben, Vizepräsident des Verbandes zur Bekämpfung des Zugabewesens, 1947 AHV-Kassenvorstand, 1948 Festsetzung kantonaler Beihilfen, Verkäuferinnenprüfungen, 1951 Revision des Markt- und Hausiergesetzes, 1952 Arbeitsausschuss für berufliche Weiterbildung, 1955 Lehrlingsfragen.

Beuttners Wirken in der Öffentlichkeit

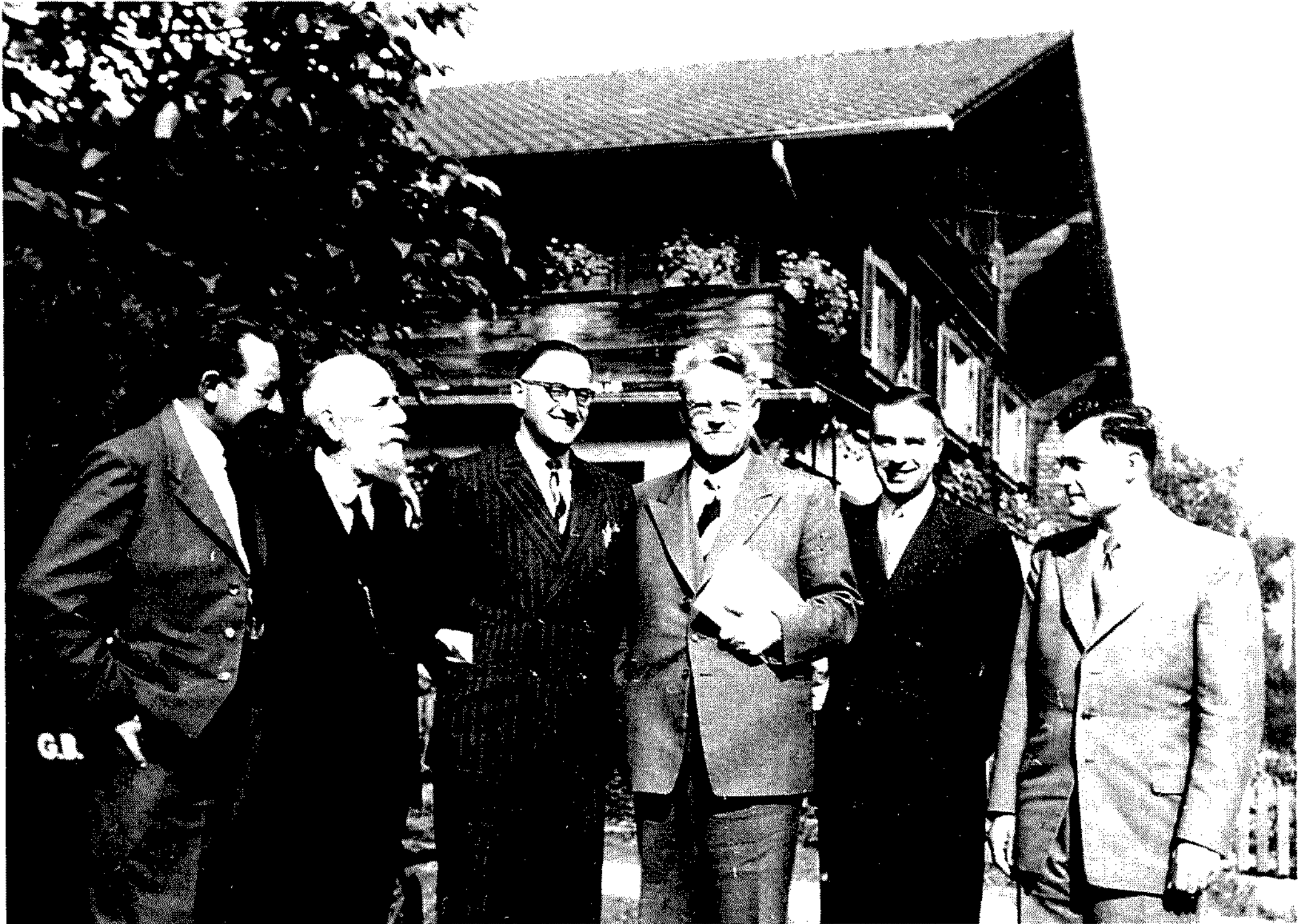
Es lag Beuttner viel daran, die Anliegen des selbständigen Mittelstandes darzulegen. Zu Beginn seiner Tätigkeit als Sekretär des TGV hielt er jährlich über ein Dutzend abendfüllende Vorträge und nahm an etwa

170 Sitzungen und Versammlungen teil. Sehr umfangreich ist auch sein publizistisches Werk. 1927 begann er die Reihe «Sammlung gewerbepolitischer Schriften für den Kanton Thurgau» und 1941 die Reihe «Neuzeitliche Detaillistenpolitik» (vgl. Anhang). Beuttner verfasste auch viele Artikel für die politische Tagespresse und für wirtschaftlich-gewerbliche Blätter: für das «Schweizerische Wirtschaftliche Volksblatt», für «PRO», für die «Schweizerische Detaillistenzeitung», für die «Schweizerische Gewerbezeitung» und für «Die Neue Schweiz».

Die Neue Schweiz, eine mittelständische Bewegung, die sich als Bund für geistige und wirtschaftliche Erneuerung verstand, bezog manche Ideen aus der korporativen Wirtschaftstheorie. An der Gründungsversammlung am 2. April 1933 in Zürich trat als Hauptredner der Berner Militärdirektor Fritz Joss auf. Unter den etwa 60 Mitbegründern befand sich auch Beuttner. Für die Verbreitung dieser Gedanken sorgte vor allem das Wochenblatt «Die Neue Schweiz» mit Redaktor Eugen Wyler. An der von etwa 2000 Personen besuchten Landsgemeinde des thurgauischen Mittelstandes am 21. Mai 1933 in Weinfelden sprachen Beuttner, Wyler und Emil Abegg aus St. Gallen. Die Präsidentenkonferenz des TGV vom 29. Juni 1933 machte deutlich, dass die offenbar nicht klar genug dargelegten Absichten der Neuen Schweiz und die Doppelstellung Beuttners als deren Mitbegründer und als Sekretär des TGV bereits zu einigen Spannungen geführt hatten. In der Folge blieb die Neue Schweiz freilich im Stadium programmatischer Vorschläge stecken, und 1936 versandete die Bewegung – für Beuttner eine grosse Enttäuschung.

Beuttner war 1931–1943 Mitglied des Weinfelder Gemeinderates, 1937–1943 Vizegemeindevorstand. Er wirkte in den Finanz-, Flur-, Gas- und Wasser-, Preisüberwachungs- und Spitalkommissionen. Er war 1932–1934 Aktuar des Gewerbevereins Weinfelden, in der Verkehrskommission des Verkehrsvereins und in der Kommission für Volksbildungskurse. 1931 fun-

Der Vorstand des Verbandes Schweizerischer Nähmaschinenhändler, dessen Sekretär Paul Beuttner ab 1936 war, 1950 auf einem Ausflug nach Eschen FL. Von links nach rechts: Josef Vonarburg, Luzern; Hans Iseli, Spiez; August Ernst, Biel; Paul Beuttner, Weinfelden; Willy Zellweger, Zürich; Hans Bodmer, Weinfelden.



gierte er als Sekretär des Komitees für die Thomas-Bornhauser-Feier sowie der kantonalen Gartenbauausstellung und 1934 der Thurgauischen Elektrofachausstellung TEFA, alle in Weinfelden.

Von 1937–1944 und 1947–1959 gehörte Beuttner dem Grossen Rat an, 1947–1959 präsidierte er hier die Gewerbegruppe. Er war in der Budget- und in der Kantonalbankkommission und unternahm einige parlamentarische Vorstösse: 1938 Wirtefähigkeitsausweis, 1948 Bürgschaftsgenossenschaften und Berufsbildung. Er engagierte sich stark für die Präsenz des Gewerbes in den Behörden. So wurde 1941 an einer Konferenz der Gewerbevereinspräsidenten und der Vertrauensmänner der Bezirksmittel-

standsvereinigungen nach Möglichkeiten einer partei- und staatspolitischen Aktivierung des Gewerbestandes gesucht.

Die Klammer, welche die verschiedenen Tätigkeiten Beuttners zusammenfasste, war das mittelständische Denken, die allgemeine Gewerbepolitik. Anfangs mass er einer staatlichen Schutzgesetzgebung zugunsten des selbständigen Mittelstandes grosse Bedeutung zu. Er glaubte, so die Bedrohung des Detailhandels durch grosskapitalistische und genossenschaftliche Unternehmen – 1932 fuhr das erste Migros-Auto in Weinfelden, 1933 Bundesbeschluss über die Warenhäuser – abwenden zu können. Dann aber setzte er immer nachdrücklicher auf die wirt-

schaftliche Selbsthilfe des Gewerbes: in den 30er Jahren auf die betriebswirtschaftliche Beratung und die Unterstützung durch gewerbeintern organisierte Kredite, in den 40er und 50er Jahren auf die sozialen Institutionen wie Ausgleichskasse und AHV, auf die Berufsbildung von der Lehre über die Meisterprüfung bis zur Weiterbildung, auf Ausstellungen und Reklame sowie auf Präsenz und Mitarbeit in der Politik.

Die Arbeit in Berufsverbänden

Im November 1950 musste sich Beuttner einer Hirntumoroperation unterziehen. Schrittweise baute er dann seine Verpflichtungen ab, und 1956 trat er als Sekretär des TGV zurück. Gleichzeitig erschien «Der Thurgauische Gewerbeverband als Schutz- und Trutzorganisation des selbständigen Handwerker- und Kaufmannstandes». Diese Publikation von Beuttner und 15 weiteren Autoren gibt einen Überblick über 30 Jahre Gewerbepolitik im Thurgau. Nach 1956 befasste sich Beuttner mit Treuhand- und Finanzierungsgeschäften auf der Ebene der Berufsverbände. Er betreute weiterhin das ihm 1936 übertragene Sekretariat des Verbandes Schweizerischer Nähmaschinenhändler. 1954 hatte er den Gründungskongress der Internationalen Vereinigung des Nähmaschinenhandels und -handwerks in Weinfelden organisiert, deren Sekretariat er 1954–1957 leitete. 1956 wurde er Direktor der Treuhandgenossenschaft des Verbandes Schweizerischer Nähmaschinenhändler TGVSN. Diese Selbsthilfeinstitution für die freiwillige Ordnung des Abzahlungs- und Vorsparwesens war 1939 auf Beuttners Initiative gegründet worden. Das Büro beschäftigte 1956 rund 25 Personen und befindet sich heute noch an der Freiestrasse in Weinfelden. Beuttner besorgte auch das Sekretariat der 1949 gegründeten Schweizerischen Möbel-Treuhandgenossenschaft, welche die Schaffung eines seriösen Aussteuer-sparvertrags bezweckte. 1956 gründete er die Finan-

zierungs-AG für Handel und Gewerbe FHG; ihre Ziele waren die Finanzierung des Kaufs und Verkaufs von Dauergütern, die Gewährung und Übernahme von Krediten und die Beteiligung an ähnlichen Unternehmen. 1959 folgte noch die Kredit AG Weinfelden, welche der Export-Finanzierung auf der Basis des Abzahlungsgeschäftes diente; Beuttner war etwa zehn Jahre lang Präsident des Verwaltungsrates. Als Initiant gehörte er 1961–1964 der Bildungskommission für den schweizerischen Möbelhandel an.

Im Laufe der 60er Jahre schränkte er seine Tätigkeiten nach und nach ein und zog sich dann ganz ins Privatleben zurück. Beuttner starb am 19. März 1977 nach längerer Krankheit in seinem Heim in Weinfelden.

Würdigung

Beuttner selber schrieb es seiner Herkunft zu, dass er seine volle Arbeitskraft für den Mittelstand, vor allem für die Handwerker und Detaillisten, einsetzte. Dabei lud er sich anfänglich zu viel auf, 1934 verzichtete er auf einige Funktionen. Die Doppelbelastung des Engagements für die Neue Schweiz und für den Thurgauischen Gewerbeverband mag ihm eine andere Grenze aufgezeigt haben: Der vielgestaltige innere Aufbau – vom Kleinstunternehmer bis zum Industriellen – und die mehrfach mögliche politische Einbindung des Mittelstandes – Demokraten, Sozialdemokraten, Konservative, Freisinnige – verunmöglichten eine einheitliche Führungsdoktrin. Die grösste Befriedigung gab ihm die Arbeit für den Verband Schweizerischer Nähmaschinenhändler. In dieser kleinen Berufsgemeinschaft konnte er eine Aufbauarbeit leisten, die für andere Berufsorganisationen vorbildlich wurde. Wollte man die Persönlichkeit Paul Beuttners und seine riesige Arbeit kritisch würdigen, müsste man im gleichen Zuge den schweizerischen, insbesondere aber den thurgauischen Mittelstand

der 20er bis 50er Jahre einer gründlichen Betrachtung unterziehen – eine entbehrungsreiche, aber spannende Aufgabe, die noch zu lösen ist!

Der Sekretär :



Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Werke

Ein Verzeichnis der 65 Publikationen bis 1956 (inkl. die Reihen «Sammlung gewerbepolitischer Schriften für den Kanton Thurgau» und «Neuzeitliche Detaillistenpolitik») in: Beuttner, P[aul] (Hrsg.): Der Thurgauische Gewerbeverband als Schutz- und Trutzorganisation des selbständigen Handwerker- und Kaufmannstandes, Weinfelden 1956 (Sammlung gewerbepolitischer Schriften für den Kanton Thurgau; 27), S. 161–165. Ein Verzeichnis weiterer Schriften im BUA Weinfelden. Fast alle Werke sind in der KBTG und im BUA Weinfelden greifbar. Beuttners Zeitschriftenartikel sind ab 1937 nachgewiesen in: Schweizerische Bibliographie für Statistik und Volkswirtschaft, 1937 ff. Weitere Artikel u. a. in: TTW, Schweizerisches Wirtschaftliches Volksblatt, Biel 1906–1951, sowie dessen Nachfolger PRO, Bern 1952 ff., Schweizerische Detaillisten-Zeitung, Biel 1929 ff., Schweizerische Gewerbe-Zeitung, Burgdorf 1928 ff., und in diversen Berufszeitungen (Metzger, Sattler, Schreiner), Die Neue Schweiz, Zürich 1933–1937. Vgl. Bibliographie der Schweizer Presse, Neue Folge, Basel 1908 ff.

Quellen

Archiv des Sekretariats des Thurg. Gewerbeverbandes, Weinfelden: Jahresberichte und Protokolle des TGV 1927–1956; Zeitungen und Zeitschriften gemäss Rubrik «Werke», dazu: TZ, Thurgauer Arbeiterzeitung sowie die übrige Thurgauer Tagespresse; Lebenslauf StATG «Dossier Beuttner Paul»; Auskünfte von Frau Marianne Ehmann-Beuttner, D-73262 Reichenbach.

Artikel über Beuttner, Nachrufe und Literatur

Bischofszeller Zeitung, 17.2.1948, 9.1.1969, 12.1.1974, 26.3.1977; TTW, 29.3.1955, 26.5./17.9./29.10./2.11.1956, 11.1.1974, 26.3.1977; TZ, 26.5.1956, 26.3.1977; Schweizerische Gewerbe-Zeitung, 26.5.1956; Der Schweizerische Nähma-

schinhandel 26 (1968), Nr. 6, S. 2–4; Tagespresse um den 20.3.1977; TJB 1978.

Lei, Hermann sen.; Holenstein, Thomas: Handwerk und Gewerbe in Weinfelden. 100 Jahre Gewerbeverein Weinfelden und Umgebung, Weinfelden 1992.

Bildquellen

Abb. 1: StATG, b) Fotos und Bilder: Beuttner Paul (Paul Beuttner im Arbeitszimmer, 1940er Jahre; Fotograf unbekannt).

Abb. 2: StATG, b) Fotos und Bilder: Beuttner Paul (Vorstand des Verbandes Schweizerischer Nähmaschinenhändler, 1950; Fotograf unbekannt).

Unterschrift: Archiv des TGV, Weinfelden: Protokoll des Vorstands vom 13.5.1935.

Johann Joachim Brenner (1815–1886)

Architekt



Johann Joachim Brenner gehört zu jener Generation von «Baumeistern», zu deren Lebenszeit das Bauwesen vom Handwerksmeister an den akademisch ausgebildeten Architekten übergegangen ist. Diese Neuerung brachte Brenner in den Thurgau, und er schuf Bauwerke, die den jungen Kanton verkörpern.

Lehrjahre

Johann Joachim Brenner wurde am 3. Oktober 1815 in Weinfelden geboren, wo er auch Bürger war. Sein Vater Paul (1781–1851) war Uhrmacher und Postmeister, seine Mutter Maria Ursula, geb. Brenner, stammte aus dem Haus zur «Giessenbrugg», dem späteren Gasthaus Krone. Die reformierten Brenner gehörten zu den einflussreichen Weinfelder Geschlechtern und waren mit den Müller, den Reinhart, den Güttinger und weiteren wichtigen Familien des Marktfleckens vielfach verschwägert.

Mit grosser Wahrscheinlichkeit besuchte Brenner in Weinfelden die private Schule, die sich im Elternhaus befand und an der von 1821 bis 1824 Thomas Bornhauser unterrichtet hat. Beim Aufbau der öffentlichen Schule in Weinfelden in den folgenden Jahren war Vater Brenner weiterhin massgebend beteiligt. Es darf daraus geschlossen werden, dass Johann Joachim die beste Grundschulausbildung erhalten hat, die damals möglich war. Die weitere Ausbildung ist nicht belegbar, hingegen wissen wir, dass sich Brenner bereits 1832 in Zürich aufhielt, wo er auch konfirmiert wurde. Nach mündlicher Überlieferung und Notizen seiner Enkelin, Architektin Gertrud Brenner, soll er zunächst ein Handwerk (Steinmetz?) gelernt haben, wie dies damals für angehende Architekten üblich war. Quellenmässig belegt ist, dass sich Brenner im Sommersemester 1833 an der Universität Zürich bei Dozent Karl Ferdinand von Ehrenberg (1806–1841) für das Kollegium «Allgemeine bürgerliche und höhere Baukunst» eingeschrieben hat. In diesem Jahr ist die Universität Zürich gegründet und eröffnet worden, an der Ehrenberg Theorie und Praxis der Baukunst lehrte. Ein eigentlicher Lehrgang für Architekten gab es damals in der Schweiz noch nicht, die Professoren Gottfried Semper und Jacob Burckhardt begannen ihre Lehrtätigkeit am Eidgenössischen Polytechnikum erst 1855.

Ehrenberg war Architekt, stammte aus Halle, liess sich 1830 in Zürich nieder, gründete 1836 den Verein Schweizerischer Ingenieure und Architekten (SIA) und gab gleichzeitig die «Zeitschrift über das gesamte Bauwesen» heraus. Darin suchte er 1836 junge Leute, «welche sich im praktischen und theoretischen Bau- und Ingenieurwesen, sowie überhaupt im Geschäftswesen des Bauwesens auszubilden wünschen und schon hinlängliche Schulbildung und Geschicklichkeit im Zeichnen erlangt haben. Die daselbst vorkommenden Geschäfte bestehen in Anfertigung vollständiger Pläne und Detailzeichnungen, in Vermessungen, Ausarbeitung von Kostenanschlägen, Gut-

achten, Kontraktabschliessungen etc. Angehende Architekten, welche diese zu ihrer Ausbildung günstige Gelegenheit zu benutzen wünschen, wollen sich an die Herausgeber dieser Zeitschrift wenden.» Ob Brenner diese Gelegenheit ergriffen hat, wissen wir nicht, der Aufruf zeigt aber, was damals zur Ausbildung gehörte und was Brenner gelernt haben muss.

Fest steht, dass Brenner bei der Gründung der Zürcher Sektion der Gesellschaft der Ingenieure und Architekten am 11. Juni 1838 dabei war und sich auch am damit verbundenen Wettbewerb für ein städtisches Pfrundhaus beteiligt hat. Sein Vorschlag erreichte den vierten Rang. Sein «Styl» wurde als «einfach, aber den Charakter des Gebäudes zu wenig bezeichnend» bewertet. Er hielt zudem in diesem Jahr einen Vortrag «Über den Bau der Kirchen für den reformierten Cultus». Ende 1839 trat er wieder aus der Sektion aus, wohl deshalb, weil er als Thurgauer seit Januar 1838 Mitglied der Gesellschaft Schweizerischer Ingenieure und Architekten (SIA Schweiz) war.

In den Jahren 1838 und 1839 bezahlte er seinen Mitgliederbeitrag, dagegen blieb er ihn 1840–1847 schuldig, bezahlte aber 1848 die gesamten Beiträge nach. Daraus darf geschlossen werden, dass Brenner in diesen Jahren weder in Zürich noch im Thurgau, sondern auf Wanderschaft war. Dies bestätigen Ortsangaben und Daten in seiner Sammlung von Skizzen und Zeichnungen, die auch Drucke und Aquarelle enthält. Darunter sind vor allem aufschlussreich Vorlageblätter, die Alexandre Calame (1810–1864) unter dem Titel «Essais de gravure à l'eau forte» von 1838–1846 in loser Folge als Lehrmittel für den Zeichenunterricht herausgegeben hat. Calame war Maler, Aquarellist und Lithograph und führte ab 1835 in Genf eine Zeichenschule, mit deren Schüler er Reisen nach Italien (1844/45) und vermutlich auch in die nähere Umgebung Genfs machte. Die Bildsammlung Brenners besteht aus Vorlageblättern und Nachzeichnungen, eigenen Aquarellen, vor allem aber aus

Zeichnungen von Bauten und Baudetails. Diese Sammlung macht deutlich, dass der angehende Architekt die Schule Calames besucht und hier zeichnen und malen gelernt hat. Seine Ausbildung bestand demnach aus den damals in der Schweiz bestehenden Möglichkeiten: (vermutlich) eine Handwerkslehre sowie die Weiterbildung der architektonisch-baulichen Seite bei Ehrenberg in Zürich und der zeichnerisch-malerischen Seite bei Calame in Genf.

Die «Wanderjahre» Brenners lassen sich nur bruchstückhaft rekonstruieren:

- 1839 Genf (Skizzen aus Mailand, Florenz, Pisa und Marseille)
- 1840 Genf
- 1841 Skizzen aus Divonne (bei Genf?), München und Nürnberg
- 1842 Genf
- 1844 Marburg und Kiel
- 1845 Hamburg, Berlin, Naumburg, Erfurt und Frankfurt am Main

Nach den Lehrjahren in Zürich muss Brenner demnach längere Zeit in Genf gearbeitet haben, von wo aus er jeweils in den Sommermonaten Studienreisen unternahm. Auffallend ist, dass er nur ein einziges Mal in den Süden, nicht aber bis Rom, gereist ist, jedoch mehrmals in den Norden, wobei er die Zentren des damaligen Bauens besucht hat: München (Leo von Klenze und Friedrich von Gärtner), Berlin (Gottfried Semper), Hamburg (Wiederaufbau nach Stadtbrand 1842 durch Alexis de Chateauneuf).

Architekt im Thurgau

Am 8. Oktober 1847 schloss Brenner mit der Bürgergemeinde Frauenfeld den Vertrag über den Bau der Kantonsschule ab. Damit begann seine umfassende Tätigkeit im Thurgau.

Am 30. März 1850 wurde Architekt Johann Joachim Brenner aus Weinfeldern vom Regierungsrat zum Strassen- und Bauinspektor ernannt. Es wurde ausdrücklich ein Architekt gewählt, «mit Rücksicht darauf, dass dieser Beamte in nächster Zukunft *mehr für das Baufach als das Strassenwesen* in Anspruch zu nehmen ist». Dieser gute Vorsatz der Regierung, das Bauen als Aufgabe des kubischen Gestaltens anzugehen, kam nie zum Durchbruch; entsprechend hat sich der zweidimensionale Strassenbau im Laufe der Zeit, speziell in unserem Jahrhundert, auf die Siedlungen ausgewirkt; das Amt des Kantonsbaumeisters und des Denkmalpflegers wurden erst nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen.

Bereits 1836 hat Ehrenberg in seiner «Zeitschrift über das gesamte Bauwesen» (I, 269–270) einen «Vorschlag zu einem Reglement über die Organisation des Bau-Departements eines kleinen Cantons der Schweiz» gemacht, auf den sich Brenner bei seiner Anstellung abstützen konnte. Zu seiner Aufgabe gehörte der öffentliche Strassen- und Brückenbau, der Wasserbau, der Hochbau bei allen Staatsgebäuden, die Vermessung sowie die Aufsicht über die Staats- und Gemeindegrenzen, d.h.: All diese Aufgaben mussten im jungen Kanton neu angegangen werden. Sein Gehalt betrug 800 Gulden jährlich (der SIA hatte schon 1839 beschlossen, in Franken zu rechnen) und 2 Gulden 42 Kreuzer tägliche Diäten bei Dienstreisen, die weiter als eine Stunde vom Wohnort wegführten. Mit der Anstellung war die Pflicht verbunden, am Hauptort zu wohnen. Aus diesem Grunde darf geschlossen werden, dass Brenner spätestens seit 1850 in Frauenfeld gewohnt und hier sein Architekturbüro aufgebaut hat. Die Instruktionen für den Strassen- und Bauinspektor umfassten 1837 29 Paragraphen für den Strassenbau, vier §§ für den Wasserbau und zwei §§ für den Hochbau. 1860 waren es bereits 36 §§ für den Strassenbau, fünf §§ für den Wasserbau und noch ein Paragraph für den Hochbau. Damit hat der Kanton den Hoch-

bau endgültig aus der Hand gegeben resp. auf die kantonseigenen Bauten beschränkt.

Beruflich fest etabliert, verheiratete sich Brenner am 13. August 1857 in der Kirche Kurzdorf mit Regula Amalia Denzler von Zürich (1831–1913). Sie war die Tochter von Johann Kaspar Denzler (1801–1857), der von 1827 bis zu seinem Tod in Weinfeldern als reformierter Pfarrer wirkte. Dem Ehepaar wurden drei Kinder geboren, nämlich Emma Louise (1858–1937; ledig), Albert (1860–1938; seit 1903 verheiratet mit Emma Martha, geb. Brenner), Joachim Wilhelm (1867–1924; ledig). Albert und Joachim Wilhelm traten in die Fussstapfen des Vaters und wurden Architekten.

Das Werk

Brenner wurde als einziger umfassend ausgebildeter Architekt nach seiner Rückkehr in den Thurgau sogleich mit Aufträgen überhäuft, weshalb ihm schon vor seinem Rücktritt aus dem Staatsdienst per Ende 1853 erlaubt wurde, Privataufträge auszuführen. Brenner war auf allen Gebieten des damaligen Bauens tätig. Sein Werk soll daher an ausgewählten Beispielen vorgestellt und in den grösseren Zusammenhang der Architekturgeschichte gebracht werden.

Der junge Kanton stand vor zahlreichen, meist neuartigen Bauaufgaben, die in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu einem Bauboom geführt haben. Dieser Zeit lag eine zuversichtliche Aufbruchstimmung und ein gewaltiger kreativer Schub zugrunde. Ausdruck davon sind die Welt- und Landesausstellungen. Um das riesige Bauvolumen überhaupt realisieren zu können, musste das Planen und Bauen vereinfacht und mit Hilfsmitteln unterstützt werden. Dazu gehörte z. B. das Pauspapier oder die Lichtpausmaschine, die 1877 vom «Canzlist Baldin» im kantonalen Baudepartement in Frauenfeld in ent-

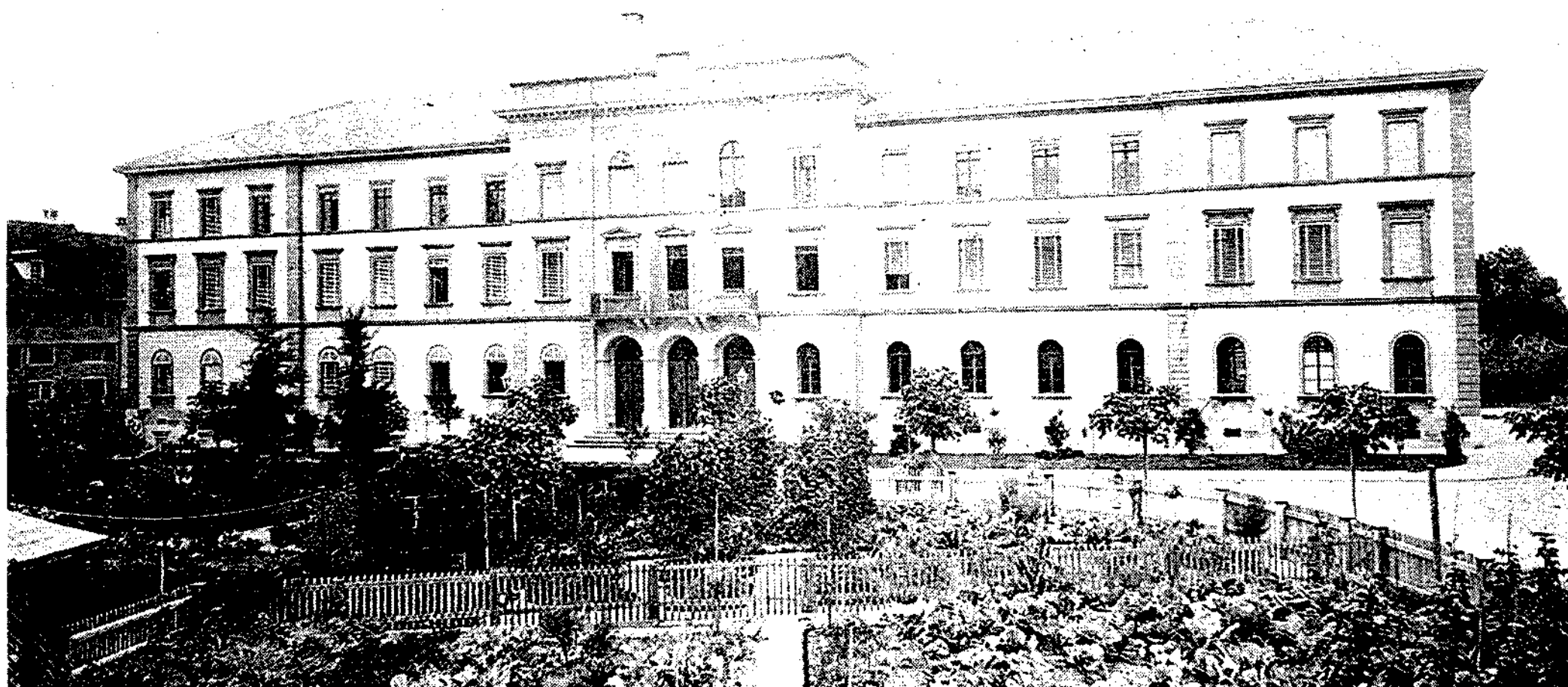
In Johann Joachim Brenners 1866 bis 1868 aufgeführtem Regierungsgebäude des Kantons Thurgau am Rande der Frauenfelder Altstadt manifestiert sich auf eindrückliche Art das erstarkte Selbstbewusstsein des immer noch jungen bürgerlich-liberalen Kantons, der unzweifelhaft einer der Schrittmacher der modernen Schweiz war. Aufnahme vor 1875.

scheidender Weise vereinfacht worden ist. Die Abrechnung für den Bau der Kaserne Frauenfeld schrieb Brenner 1865 noch eigenhändig, das Architektenhonorar betrug 2% der Bausumme. Seine Pläne sind mit Tusch in fein differenzierten Strichdicken auf festes beige-weisses Papier (ohne Wasserzeichen) gezeichnet, z.T. laviert (z. B. Fensteröffnungen), die Grundrisse und Schnitte farbig lasierend angelegt. Es fällt auf, dass auf den Plänen für das Regierungsgebäude (1866) und die Kaserne (1863) Fussmasse, auf denjenigen für die Kantonsschule (1847) Meter und bei denjenigen für den Neubau in der Strafanstalt Tobel (1879) beide Längenzeits angegeben sind.

Auch auf der Baustelle zogen zahlreiche Neuerungen ein. Backsteine wurden nicht mehr von Hand geformt, und Steinprofile durchlaufender Gesimse wurden mit Hilfe der Maschine präzise gerade geschnitten. Zement stand ab den achtziger Jahren zur Verfügung. Wann Brenner welches Hilfsmittel (z. B. Kran, Bagger, Mischmaschine) eingesetzt hat, wurde noch nicht untersucht. Ab 1855 fuhr die Eisenbahn von Winterthur nach Romanshorn, was den Trans-

port aller verfügbaren Baumaterialien (z. B. Steine verschiedener Art) erleichterte und verbilligte.

Brenner muss eine rastlose Tätigkeit entwickelt haben – anders sind die zahllosen Neubauten, Umbauten, Renovationen, Gutachten und Planungen nicht zu erklären. Dies wirkte sich auf seine Gesundheit aus, weshalb ab ca. 1883 sein Sohn Albert im Architekturbüro mitarbeiten musste. Am 11. April 1886 ist Brenner im 71. Altersjahr an den Folgen eines Schlaganfalles gestorben. In der «Thurgauer Zeitung» vom 13. April 1886 werden als wichtigste Bauten seiner 30jährigen Wirksamkeit die Kantonsschule, die Kaserne, das Regierungsgebäude und das städtische Schulhaus an der Promenade erwähnt. Bemerkenswert ist eine kurze Notiz in der «Thurgauer Zeitung» vom 16. April 1886, weil sie Licht auf die politische Einstellung Brenners wirft: Er war Mitglied des ersten Zentralkomitees des Grütlivereins, der 1838 in Genf (!) gegründet worden und dessen geistiger Vater ab 1841 Albert Galeer (1813–1851) war. Diese Gesellschaft setzte sich für die Demokratie ein, klärte über Rechte und Pflichten des tüchtigen Staats-



bürgers auf und setzte sich zunehmend auch für den kleinen Mann ein, indem sie Konsumgenossenschaften gründete, ab 1848 ein Gewerbegesetz forderte und die Arbeiterschaft zu organisieren suchte. Die Wendung der Politik dieses damals sehr fortschrittlichen Vereins soll Brenner – jetzt erfolgreicher Architekt im Thurgau – entschieden missbilligt haben, wie die Nachkommen in der erwähnten Zeitungsnotiz festhalten, als ob sie einen Makel in der Biographie des Verstorbenen tilgen wollten.

Das Werk nach Aufgabe

Schule. Dem Aufbruch der Zeit entsprechend, bestand das grösste Auftragsvolumen im Schulhausbau. Für die Bürgergemeinde Frauenfeld plante und baute Brenner 1847/48 die neue Kantonsschule (heute Kantonsbibliothek und Obergericht) als zweiter Bau am «Ring», an der Promenade. Der Baukörper ist dreigeschossig (Sockel, piano nobile und Obergeschoss) und wird von dreiachsigen Seitenrisaliten gerahmt. Die Mittelachse ist einzig durch eine dem klassisch-antiken Architekturkanon entnommene Portalrahmung betont. In ähnlicher Architektursprache fügte er 1862 an der Stelle des heutigen kantonalen Verwaltungsgebäudes das Promenadenschulhaus hinzu. 1870 erbaute er das Schulhaus Kurzdorf-Frauenfeld und schuf damit den üblichen ländlichen Schulhaustyp, wie er an zahlreichen Orten anzutreffen und noch lange gebaut worden ist: zweigeschossig, ungerade Achsenzahl, Betonung der Mittelachse durch einen abgesetzten Risalit, in dem ein mit Renaissanceformen ausgezeichnetes Portal (führt zur Bildung) eingelassen und das von einer Uhr bekrönt ist (Erziehung zur Pünktlichkeit), die Fassade gerahmt mit Ecklisenen und einem Konsolfries, der das Dach trägt, die Doppelfenster des Erdgeschosses mit Verdachung.

Regierungsgebäude. Der Kanton Thurgau und

der Architekt Brenner manifestieren sich im Regierungsgebäude in Frauenfeld auf eindrückliche Art. Im Jahre 1862 erhielt Brenner – zusammen mit Architekt Felix Wilhelm Kubly (1802–1872) aus St. Gallen – von der Regierung einen Planungsauftrag, 1865 wurde Brenner mit der Durchführung betraut, und 1866–68 entstand der Neubau. 1868 zeichnete Brenner den Plan für den Hofbrunnen.

Das Regierungsgebäude bildet in der Reihe der Bauten des 19. Jahrhunderts, die die Altstadt umfassen, den markanten Abschluss: ein breitgelagerter, dreigeschossiger, 19achsiger Baukörper, der durch Seitenrisalite gerahmt und dessen Mittelachse durch einen vorgezogenen Risalit betont wird. Ein gequadrates Sockelgeschoss mit Rundbogenfenstern, Lisenen und ein durchlaufender Gurt gliedern den Bau. Die Fenster sind gerahmt, fein profiliert und im Hauptgeschoss verdacht. Die Mittelachse des Mittelrisalites ist durch drei Rundbogenportale, einen Balkon und drei Rundbogenfenster ausgezeichnet. Mit dieser Gliederung und Auszeichnung lehnt sich Brenner an das 1852–57 erbaute Bundesratshaus (heute Bundeshaus West) in Bern und an das 1864 fertig erstellte Polytechnikumsgebäude in Zürich an. Diese Bauten drücken in Anlehnung an Florentiner Renaissance-Paläste und an die damalige Münchner Architektur (vgl. z. B. Max-Palais an der Ludwigstrasse von Leo von Klenze 1828–30) schlichte republikanische Staatswürde aus.

Kaserne. Ähnlich gegliedert ist die 1863 erbaute Kaserne. Die Mittelachse ist aber schmalbrüstig auf Portalbreite reduziert, einzig mit polygonalen Vorlagen gerahmt und nur mit einer Anspielung an neugotische Burgenarchitektur verziert (heute zerstört). Der Bau drückt militärische Nüchternheit aus.

Bank. Im Jahre 1871/72 liess die Gemeinde Weinfelden durch Brenner für die Thurgauer Kantonalbank (heute Schweizerische Kreditanstalt) ein Bankgebäude erstellen, das dieselbe Sprache spricht wie das Regierungsgebäude.

Gefängnis. Seit 1809 diente die ehemalige Komturei Tobel als kantonales Gefängnis. Brenner baute ab 1863 den bachseitigen Flügel aus und fügte den Zellentrakt hinzu, 1880 auch das Frauenhaus. Der Funktion entsprechend sind diese Bauteile schmucklos-nüchtern geblieben.

Kirche. 1865 baute Brenner mit dem St. Galler Architekten Johann Christoph Kunkler (1813–1898) zusammen die paritätische Kirche Aadorf. Der Anteil Brenners lässt sich nur vermuten. Der Chor (eher Kunkler) ist, nach Ausweis alter Fotos, in neugotischer Formensprache gehalten, das paritätische Schiff (eher Brenner) scheint ein schlichter Saal gewesen zu sein, der mit Architekturmalerei gegliedert war, ähnlich wie die Kirche Uesslingen. Der Kirchenbau nimmt im Werk Brenners einen bescheidenen Platz ein, einzig die paritätische Kirche Sirnach (1874, 1939 erneuert) und einige Umbauten und Renovierungen sind bekannt. Erhalten hat sich in der von Brenner geschaffenen Form keine Kirche.

Villen. Von den zahlreichen Villen in und um Frauenfeld sollen nur die Friedau (St. Gallerstrasse 30), die 1884/85 für Oberrichter und Ständerat Johannes Altwegg (1847–1888) erstellt worden ist, sowie das eigene Wohnhaus genannt werden. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass von der «Friedau» zwar Originalpläne vorhanden, diese aber weder signiert noch datiert sind, so dass dieser Bau Brenner nur zugeschrieben werden kann, stilistisch aber durchaus zu seinem Werk gezählt werden darf. Sein eigenes Wohnhaus erbaute Brenner um 1860 an der Rheinstrasse 28. Es ist dies ein schmucklos-nüchterner, zweigeschossiger Kubus von vier auf zwei Fensterachsen unter einem Walmdach. In diesem Zusammenhang darf auch das evangelische Pfarrhaus in Pfyn (um 1880) erwähnt werden.

Industriebauten. Brenner soll auch Industriebauten erstellt haben, die aber noch nicht quellenmässig belegt werden können.

Ökonomiebauten. Für ein Lagerhaus in Romans-

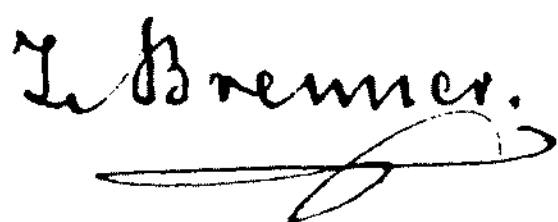
horn soll Brenner Pläne gezeichnet haben. Die landwirtschaftlichen Neubauten in St. Katharinental (ab 1864) gehören zu seinem Werk.

Umbauten und Gutachten. Zu den grossen Aufträgen gehörte neben dem Gefängnis in Tobel der Um- und Ausbau des kantonalen Kranken- und Greisenasyls in St. Katharinental ab 1869. Brenner erfüllte an diesen und weiteren kantonalen Gebäuden die Aufgabe eines Kantonsbaumeisters. In dieser Rolle des «Hofarchitekten» gab er auch Gutachten ab, so zum Zustand des Kirchturmes Müllheim (1860), oder er machte Vorschläge, wie die Lauchebrücke in Stettfurt oder die Thurbrücke in Bischofszell hätten saniert werden können. 1874 zeichnete er auch Pläne zur Renovation der Allerheiligenkapelle in Bischofszell, die aber als zu kompliziert und kostspielig befunden worden sind.

Würdigung

Johann Joachim Brenner, aus einflussreicher Weinfelder Familie stammend, hat die Gunst seiner Zeit voll ausgeschöpft. Wenn auch auf dem gebrochenen Bildungsweg und ohne eigentlichen Hochschulabschluss, hat er sich als erster im Thurgau zum akademischen Architekten ausgebildet und zur Zeit des ersten Aufbruchs staatlicher Bautätigkeit die grossen Bauaufgaben des jungen Kantons zu lösen vermocht. Damit befindet er sich in guter Gesellschaft, wurde doch 1852–57 das Bundesratshaus (heute Bundeshaus West) in Bern durch Friedrich Studer erbaut, dessen akademisch-strenge Fassadengliederung in Anlehnung an florentinische Paläste des frühen Quattrocento resp. des Münchner Maximilianstils grosses Echo gefunden hat. Hier ist auch das 1855 vom Bund gegründete Polytechnikum (ETH) in Zürich zu nennen, für das Gottfried Semper 1861–1864 das eigene Schulgebäude erstellt hat; dieses hat durch seine Symmetrie, durch die Betonung der Mittelach-

se und seine Architekturgliederung und Detailformen das Vorbild für das Regierungsgebäude abgegeben. Diese Architektursprache hat Brenner während seiner ganzen Karriere abgewandelt, je nach Aufgabe und finanziellen Möglichkeiten. Dabei hat er sich stets an seinen direkten und indirekten Lehrmeister Ehrenberg gehalten, der bereits 1839 in seiner «Zeitschrift über das gesamte Bauwesen» (III, 95–96) zur «Republikanischen Einfachheit im Bauwesen» geschrieben hat: «[...] diese Einfachheit soll keineswegs das Schöne verbannen; sie soll sich nicht durch monotone Flächen charakterisieren – es soll vielmehr eine edle Einfachheit sein, deren Schönheit in den Verhältnissen [Proportionen und Profilen] liegt [...]». Dies ist Brenner in seinen Hauptbauten gelungen, mit denen er neben seine Zeitgenossen Ferdinand Stadler (1813–1870) in Zürich, Johann Christoph Kunkler (1813–1898) in St. Gallen oder Caspar Joseph Jeuch (1811–1895) in Baden gestellt werden darf. Brenner war dabei nicht der grosse Schöpferarchitekt, sondern der bodenständige seriöse Umsetzer des nachsemperschen Klassizismus in die Sprache des Thurgaus.



Nachlass

Ein eigentlicher Nachlass besteht nicht. Bemühungen, von den Erben Einzelstücke (Skizzenbücher mit Plänen und Ansichten – z.T. von eigener Hand, z.T. Drucke –, aber auch Aquarellen) ins StATG zu übernehmen, sind im Gang.

Quellen

Im StATG (v.a. Sammlung der Karten und Pläne) sowie in diversen Schul- und Kirchenarchiven finden sich Pläne von und Hinweise auf Brenner. Ebenso im StAZH (Universitätsakten) und in den Archiven der Gesellschaft Schweizerischer Ingenieure und Architekten (SIA) sowie des Inventars der neueren Schweizer Architektur (INSA), beide in Zürich.

Zeitschrift über das gesamte Bauwesen, hrsg. von C. F. von Ehrenberg, Bde. I–IV, Zürich 1836–40.

Literatur

Birkner, Othmar: Bauen und Wohnen in der Schweiz 1850–1920, Zürich 1975; Die Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau I–V (Albert Knoepfli, Alfons Raimann), Basel 1950–1992; Ganz, Jürg: Die Geschichte des Regierungsgebäudes, in: TZ, 20.8.1993; Hugentobler, Daniel: Die Stadtkaserne Frauenfeld. Aspekte der Denkmalpflege, unveröffentlichte Diplomwahlfacharbeit der ETH Zürich, Zürich 1994; Hugentobler, Daniel: Johann Joachim Brenner. Ein Architekt aus Weinfelden prägt Frauenfelds Ring, unveröffentlichte Diplomwahlfacharbeit der ETH Zürich, Zürich 1994; Lei, Hermann sen.: Geschichte der Sekundarschule Weinfelden 1834–1984, [Weinfelden 1984], S. 8; Rebsamen, Hanspeter: Frauenfeld, in: INSA Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920, Bd. 4, Bern 1982, S. 71–162; Reinle, Adolf: Kunstgeschichte der Schweiz Bd. 4, Frauenfeld 1962.

Bildquellen

Abb. 1: Archiv des Amts für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung: Brenner Johann Joachim, um 1883/86; Fotografie: Jean Gut & Cie. Nachfolger, Gebr. Zimmermann, Zürich.

Abb. 2: Archiv des Amts für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung: Regierungsgebäude des Kantons Thurgau, Frauenfeld, vor 1875; Fotografie: J. C. Weber, Frauenfeld.

Unterschrift: StATG, a) Karten und Pläne: Nr. 2346 (1879).

Placidus Brunschwiler (1589/90–1672) Abt von Fischingen



Herkunft und Ausbildung

Über die Herkunft von Placidus Brunschwiler haben wir nur dürftige Angaben. Er wurde 1589/90 als Sohn des Johannes Brunschwiler und dessen Frau Barbara Stanger in Sirnach geboren. Es war die zweite Ehe seines Vaters; aus dessen erster stammte Adam Brunschwiler, der 1628 als Amtmann des Klosters Fischingen erscheint. Auch die Mutter von Placidus war zweimal verheiratet. Ihr anderer Gatte hieß Ulrich Baumann. Die Ehe mit ihm erfolgte vermutlich nach derjenigen mit Johannes Brunschwiler. Als 1628 Barbara Stanger eine Stiftung zugunsten der Schlosskapelle Bettwiesen machte, war ihr Mann Johannes Brunschwiler jedenfalls schon verstorben.

Placidus trat jung in das Benediktinerkloster Fischingen ein, das damals von Abt Mathias Stehelin geleitet wurde (1604–1616). Das Kloster ermöglichte ihm das Studium an der Jesuitenhochschule in Dillingen an der Donau, bayerisch Schwaben. Für einige Zeit hielt sich Brunschwiler auch im Stift St. Gallen

auf, um die dortige Klosterordnung kennenzulernen. Am 4. April 1615 erhielt er die *admissio ad curam animarum*, d. h. die Erlaubnis, als Seelsorger zu wirken. Im Januar 1616 war er in Bichelsee als Pfarrer tätig. Bei seiner Wahl zum Abt von Fischingen am 15. September 1616 war Placidus 27jährig. Er versah damals das Amt des Subpriors und fungierte als Schulmeister der Novizen.

Um die Leistungen Brunschwilers besser würdigen zu können, lohnt sich ein Blick auf die Amtsführung seiner Vorgänger.

Vorgänger und katholische Reform

Im Spätmittelalter waren vielen Klöstern die monastischen Ideale Armut, Keuschheit und Gehorsam abhanden gekommen. Dafür gab es viele Gründe. Unter anderem waren viele Klöster zu reinen Versorgungsanstalten für Angehörige des Adels geworden, die dort ihren gewohnten herrschaftlichen Lebensstil weiterführten. Nach der Reformation erfolgte auf katholischer Seite eine Neubesinnung. Im Konzil von Trient (1545–1563) wurden moderne Glaubenssätze und die grundlegende Reform der Lebensführung weltlicher und monastischer Geistlichkeit beschlossen. Es sollte aber noch bis ins 18. Jahrhundert dauern, bis sich die Beschlüsse der Reform überall durchgesetzt hatten.

Nachdem sich das Kloster Fischingen während der Reformation aufgelöst hatte, erfolgte 1540 unter schwierigen wirtschaftlichen Umständen dessen Neugründung. Die Abtei war durch die Teilung des Kirchenguts ihrer Pfarreien und die zusätzliche Besoldung der reformierten Prädikanten finanziell geschwächt. Da das Kloster schon vor der Reformation sehr arm gewesen war, bemühten sich die ersten Äbte zusammen mit den nur vier bis sechs Konventualen nach 1540 vorrangig um die wirtschaftliche Konsolidierung.

Die Beschlüsse des Konzils von Trient wurden auch in Fischingen nur ganz allmählich eingeführt. Erst Abt Benedikt Rennhas (1598–1604) begann die Reform des inneren Klosterlebens im Geist des Tridentinums. Unterstützt wurde er dabei vom päpstlichen Nuntius und von der 1602 von ihm selbst mitbegründeten Schweizer Benediktinerkongregation. Die Äbte der Kongregation visitierten ihre Klöster wechselseitig, verfassten Berichte darüber und übten sanften Druck aus, wenn es galt, Missstände zu beheben. Abt Rennhas schaffte das Privateigentum der Mönche ab und schuf eine strenge Klausur, indem er eine Ringmauer um das Kloster ziehen liess, eine bewachte Pforte einführte und sämtlichen Frauen den Zutritt verbot.

Unter Mathias Stehelin (1604–1616) stagnierte die Reform des Klosters. Zwar schickte er Brunschwiler und zwei andere Konventualen an die Jesuitenhochschule Dillingen, an der ganz im Geist der Reform gelehrt wurde, doch die vielen Verbesserungsvorschläge der Visitatoren ignorierte er. 1612 wurden gravierende Missstände gerügt: Die Klausur wurde nicht eingehalten, und es gab Trinkgelage und Gastmähler im Kloster und in Wirtshäusern – selbst «unter Anwesenheit von Weibspersonen»! 1614 empfahl die Kongregation schliesslich den Rücktritt des Abtes, doch kam er der Aufforderung erst im September 1616 nach.

Sein Nachfolger Brunschwiler begann energisch mit der Sanierung des Klosters. Dabei gelang es ihm recht schnell, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu bessern. Die innere Reform jedoch liess sich nur allmählich durchführen. Offenbar waren einzelne Mitglieder des Konvents nicht so leicht auf den neuen Kurs einzustimmen. In den Visitationsberichten wurden die Brüder mehrmals zur Liebe untereinander ermahnt und aufgefordert, ihre Streitigkeiten zu unterlassen. An die Gehorsamspflicht gegenüber dem Abt wurde erinnert, und noch 1630/31 wurden Prior und Subprior angehalten, besser mit

dem Abt zusammenzuarbeiten und ihn zu unterstützen.

Erst gegen 1640 verschwinden diese Beanstandungen aus den Visitationsprotokollen. Man darf vermuten, dass es etwa bis zum Tode des resignierten Abtes Mathias Stehelin im Jahre 1636 zwei Parteien im Kloster gab, von denen eine der alten Lebensweise anhing und sich gegen die Reformen Abt Brunschwilers stemmte.

Der Finanz- und Verwaltungsreformer

Abt Brunschwiler übernahm bei seinem Amtsantritt von seinem Vorgänger eine Schuldenlast von fast 29 000 Gulden. An Wirte, Metzger, Apotheker und verschiedene Handwerker waren grössere Summen zu zahlen. Es handelte sich also um Schulden, die für den Lebensunterhalt gemacht worden waren, nicht für gewinnbringende Investitionen.

Tatkräftig ging der junge Abt an die Sanierung der Finanzen. Er legte ein Rechnungsbuch an, das er von 1616 bis 1647 führte. Darin machte er zunächst eine genaue Aufstellung der Schulden, danach notierte er jeden Güterkauf samt Abzahlungsmodalitäten. Ausserdem erstellte er zu Beginn des Jahres 1617 eine Übersicht über die fixen Einnahmen und Ausgaben des Klosters. Dank genauer Rechnungsführung und Verwaltung der Klostergüter gelang es ihm, die Schulden allmählich zu tilgen.

Wie geschickt er vorging, lässt sich an den Amtsbüchern und Akten ablesen. Die schriftliche Verwaltung der Lehens- und Zinsgüter war schon Mitte des 16. Jahrhunderts im Kloster eingeführt worden. Unter Abt Placidus wurde sie stark erweitert und exakt fortgeführt. Zunächst legte er selbst ein Urbar (Güterverzeichnis) an, das er von 1616–1623 benutzte. Zu dessen Anfertigung verwendete er ein älteres Urbar sowie die einzelnen Lehen- bzw. Zinsbriefe. 1625 wurde ein neues Urbar erstellt. Beide Bücher sind

heute nicht mehr erhalten. 1616 begann er ein Fall- und Lassbuch, das er viele Jahre eigenhändig weiterführte und das bis 1720 in Gebrauch blieb. Es verzeichnet die Einkünfte des Klosters durch die Abgaben, die die Erben eines Leibeigenen bei dessen Tod zu zahlen hatten. 1618 legte Placidus das grosse Lehenbuch an, das bis 1698 fortgesetzt wurde. Auch für die ausserhalb Fischingens gelegenen Güter liess er Einnahmeverzeichnisse erstellen, z. B. für die Zehnt-einkünfte in Lommis und Wängi (1617).

Während seiner Sedenz baute Abt Placidus die schriftliche Verwaltung des Klosters stetig aus. Da er die meisten Amtsbücher selbst anfertigte, scheint zumindest anfangs die Verwaltungstätigkeit auf ihm allein gelastet zu haben. Um den wachsenden Schriftverkehr zu bewältigen, stellte er spätestens 1643 einen weltlichen Sekretär ein, nämlich Sebastian Müller.

Nachdem Placidus die Schulden seines Vorgängers abbezahlt hatte, geriet das Kloster durch viele Grundbesitzerwerbungen und Neubauten bald wieder in neue, noch höhere Schulden. 1628 und 1635 wurde er von den Visitatoren ermahnt, weniger zu bauen und erst die Schulden zu bereinigen. Neubauten solle er nur mit Erlaubnis des Konvents erstellen. Der Abt scheint sich in der Folge daran gehalten zu haben. Erst 1658 und 1659 wurde er wieder zu besserer Wirtschafts- und Rechnungsführung, Kontrolle seiner Ökonomen und Schuldentilgung ermahnt. Offenbar hatte Placidus inzwischen die Rechnungsführung vernachlässigt. Tatsächlich bricht sein «Diarium» 1647 ab, obwohl noch genügend Platz für weitere Einträge vorhanden gewesen wäre – und andere Aufzeichnungen der Ausgaben sind nicht überliefert.

In den Akten findet sich auf diese Ermahnung hin eine genaue Aufstellung sämtlicher Schulden des Klosters, die von den visitierenden Äbten unterschrieben ist, sowie eine Übersicht sämtlicher Einnahmen und Ausgaben für das Rechnungsjahr 1658/59.

Die Schulden betragen 30 700 Gulden, wovon allerdings 7300 Gulden Ausstände abzuziehen wären. Der seit 1616 gekaufte Grundbesitz wurde mit 150 000 Gulden veranschlagt. Eine Schätzung des durch Brunschwiler sanierten Baubestandes unterblieb.

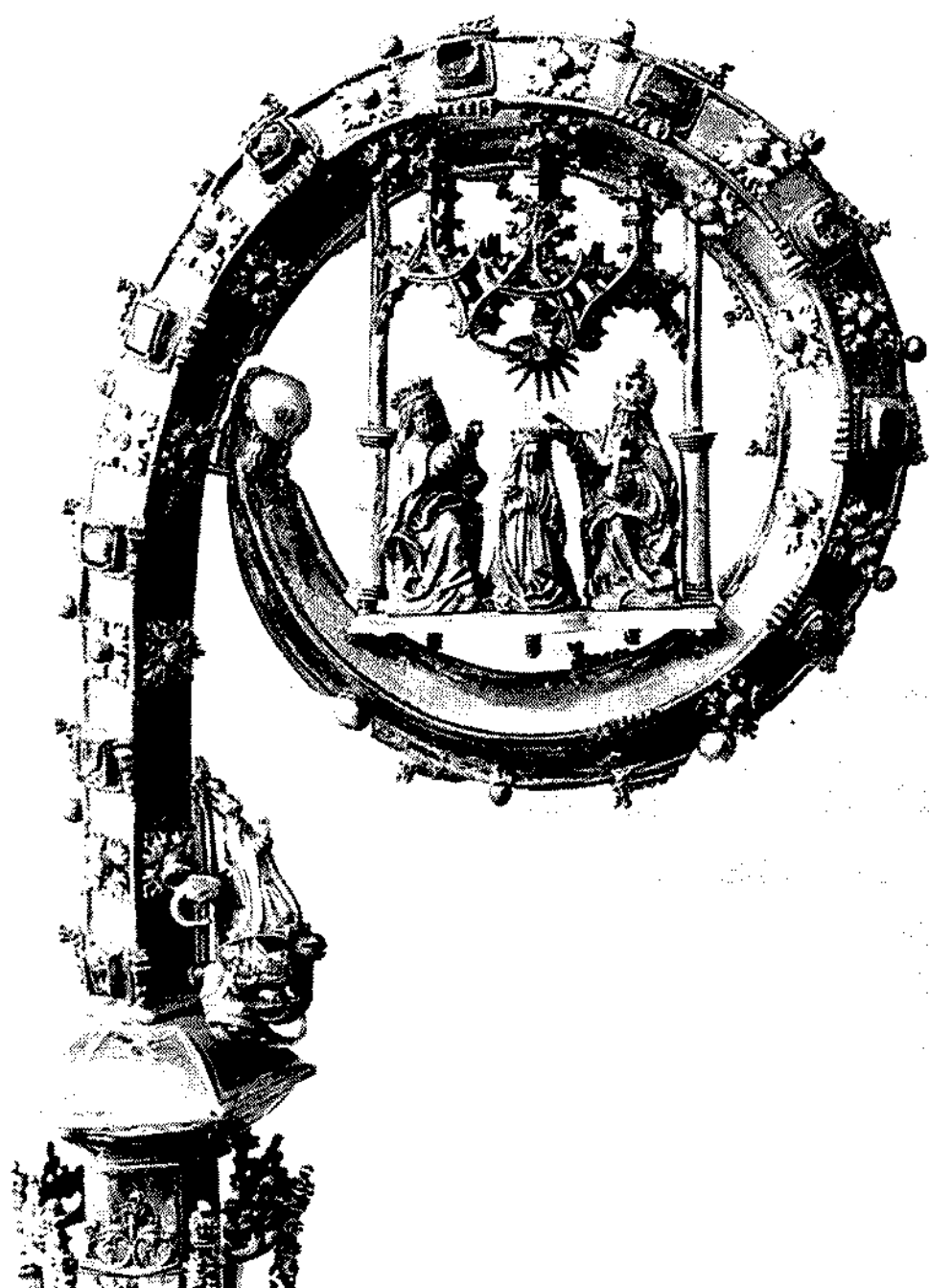
Erwerb von Gütern und Rechten

Der Abt erkannte bei seinem Amtsantritt die wirtschaftliche Basis des Gotteshauses als ungenügend. Der Unterhalt der Mönche und Schüler verursachte in einem Kloster nur einen Teil der Ausgaben; es waren stets auch weltliche Angestellte zu entlönnen, die die Verwaltung, die Haushaltsführung und die Viehwirtschaft besorgten. Sollten ausserdem die Schulden bald abbezahlt werden, musste die Abtei höhere Gewinne aufweisen als bisher. Brunschwiler investierte daher gezielt in lukrative Güter und Rechtstitel.

Schon 1617 kaufte er die Mühle zu Sirnach für 4500 Gulden sowie mehrere Grundstücke und ein Haus. Seinem Rechnungsbuch ist zu entnehmen, dass er die für den Erwerb der Mühle ausgeliehene Summe recht schnell, nämlich innerhalb von nur drei Jahren, zurückerstatten konnte.

1629 kaufte er die Herrschaft Spiegelberg samt Schloss für knapp 45 000 Gulden. 1639 löste er vom Domstift Konstanz die darauf lastende Lehenspflicht ab. Mit dem Erwerb dieser Herrschaft erhielt das Kloster auch die Patronatsrechte über die Pfarrei Lustdorf. Gleichzeitig wurde damit das Gebiet um die Herrschaft Lommis abgerundet. Beide Herrschaften wurden hinfort gemeinsam von einem Pater verwaltet. – Der Besitzer einer Herrschaft erhielt Einkünfte durch die Gerichtstaxen. Gleichzeitig konnte er Einfluss nehmen auf die Religion der Bevölkerung, weshalb damals viele Klöster Herrschaften erwarben, um die Rekatholisierung gezielt voranzutreiben.

Kommt die dank Abt Placidus Brunschwilers Reformbemühungen wiedergewonnene innere und äussere Stärke des Klosters Fischingen nicht auch in seinem Hirtenstab (Pedum; 16./17. Jh.) zum Ausdruck, in dessen Krümme die Krönung Mariens dargestellt wird?



Deutsche Gotteshäuser wurden nach dem westfälischen Frieden von 1648 mit hohen Sondersteuern belastet, so dass sie sich zu Veräusserungen gezwungen sahen. So konnte Brunschwiler 1651 vom deutschen Prämonstratenserstift Weissenau bei Ravensburg für nur 6000 Gulden die Patronatsrechte der dortigen Pfarrei Wilhelmskirch, einige Höfe und Äcker sowie einen Wald und verschiedene Zehnten kaufen.

Im Gebiet um Fischingen arrondierte Placidus durch gezielte Käufe bisherige Güter und Rechte. Er kaufte Höfe und Häuser in Bettwiesen (1626, 1629, 1652), Rüttibach (1633) sowie 1643 für 2000 Gulden den Blarerhof zu Lommis. In St. Margarethen erwarb er 1639 den Freihof, 1641 die Mühle und ab 1649 viele Äcker und Wiesen. Grössere Ankäufe von

Feldern tätigte er auch in Münchwilen (1650) und in Mezikon (1657, 1660 und 1664), wo er ausserdem einen abgegangenen Hof neu errichten liess. 1660 erwarb er in Wängi einen Hof und verschiedene Zehnten. In Sirnach baute er eine Mühle und in Oberwangen den Hof Luttenberg, der dem Kloster als Rebgut diente.

Zwischen Abt und Konvent kam es bezüglich der Käufe verschiedentlich zu Differenzen. Placidus war zwecks Erhöhung der Einkünfte stets für Mehrung der Substanz, auch wenn dazu Kapital aufgenommen werden musste, während Konvent und Benediktinerkongregation diese an sich moderne Denkweise noch fremd war. 1631, 1635 und 1658 ermahnten die Visitatoren Brunschwiler, vor Käufen stets die Zustimmung des Konvents einzuholen. Abt Placidus ist es jedoch nie leicht gefallen, zu warten, bis der Konvent seinen Vorschlägen zustimmte.

Der Bauherr

Bei seiner Wahl übernahm Abt Placidus Klostergebäude, die an vielen Stellen baufällig waren. Auch diesem Missstand half er tatkräftig ab.

1620 liess er im äusseren Klosterbezirk das sogenannte Weibergasthaus und die Pfisterei erstellen, die den Vorhof der Anlage nach Süden begrenzen. 1625 entstand eine grössere Iddakapelle, die mit drei Altären ausgestattet wurde. Die Erweiterung war nötig geworden, um dem zunehmenden Pilgerstrom Platz zu bieten. Wie der Chronist Jakob Bucher berichtet, wurde auch die Kirche vergrössert und renoviert. Durch den Neubau von Kirche (1684–1687) und Iddakapelle (1704–1708) wurde jedoch die gesamte Inneneinrichtung aus der Zeit von Abt Placidus beseitigt. Die auf dem Friedhof 1647 erbaute Michaelskapelle wurde nach der Vergrösserung der Iddakapelle nicht mehr benötigt und ging deshalb nach 1719 ein.

1628 liess der Abt die Klostermühle erstellen. Zu unbekannter Zeit wurde noch ein Haus für kranke Mönche errichtet, ebenso ein Gästehaus für Männer ausserhalb der Klausur. Schon 1628 rügten die Visitatoren, dass in den Konventsgebäuden dringende Reparaturen unterblieben, während gleichzeitig ausserhalb Fischingens Bauten entstünden, die weniger wichtig seien – damals wurde gerade das Schloss Bettwiesen gebaut. 1631 und 1635 wurde Abt Placidus bei der Visitation nahegelegt, Bauten ausserhalb des Klosters nur mit Zustimmung des Konvents zu erstellen.

Im März 1635 begann man daraufhin mit dem Bau eines neuen Klostertraktes, der südlich direkt an den Abt-Brunner-Bau angefügt wurde; dieser wiederum schliesst direkt an das Kirchenportal an. Der gesamte Komplex besteht noch und wird heute «Altkloster» genannt. Von der Bautätigkeit Brunschwilers im Kloster hat sich nur dieser Teil erhalten. Seit kurzem renoviert, begrüssen die Portale und die Wappen des Abtes an der spätgotischen Fassade den Besucher in ihrer originalen Farbgebung.

Die in diesen Trakt eingebaute Prälaten- oder Totenkapelle wurde schon im September 1635 zu Ehren der Heiligen Ursula geweiht; die profanen Zimmer konnten im Oktober bezogen werden. Dies zeigt, wie sehr man neue Räumlichkeiten benötigte. Es erforderte aber noch längere Zeit, die Innenausstattung zu vollenden. 1637 wurde die andere Kapelle dieses Trakts zu Ehren der Heiligen Katharina und der Himmelfahrt Mariens geweiht.

Bei der Renovierung von 1987 fand man in den profanen Räumen und in beiden Kapellen des Abt-Brunschwiler-Baus umfangreiche Innenausmalungen aus der Entstehungszeit. Eines der beiden Prälatenzimmer ist gänzlich mit Wappen ausgemalt. Es ist der Vorläufer des Wappenzimmers im barocken Teil des Klosters. Die gesamte Innenausmalung dieses Trakts bleibt bis zu einer künftigen Renovierungsphase unter dem Verputz geschützt.

Auch einige Pfarrkirchen und Kapellen ausserhalb Fischingens waren bei Beginn der Sedenz Brunschwilers in sehr schlechtem Zustand. Er liess daher 1617 die Kapelle auf dem St. Martinsberg bei Oberwangen reparieren, 1618 und 1647 die Marienkirche in der Au sowie 1649–1651 die Pfarrkirche St. Blasius in Bichelsee erweitern und renovieren. 1641/42 liess Placidus die Kapelle in St. Margarethen neu erbauen. Sie ist in konservativem nachgotischen Stil errichtet, den man im Bodenseeraum beinahe programmatisch für Gebäude der katholischen Reform verwendete. Dagegen zeigen die Altäre hochbarocke Formen. Die Restaurierung von 1985–1987 versetzte die Pilgerkapelle wieder in ihren originalen Zustand und legte die ursprüngliche Bemalung frei. Damit ist die Kapelle das einzige der vielen Bauwerke Brunschwilers, das derzeit gesamthaft den ursprünglichen Zustand wiedergibt.

1625 begann Placidus Schloss und Kapelle Lommis teils zu restaurieren, teils von den Fundamenten her neu aufzubauen. Nach dem Kauf der Herrschaft Spiegelberg 1629 liess er die dortige Schlosskapelle renovieren. All diese Gebäude sind heute nicht mehr erhalten. Wie erwähnt, baute Abt Placidus 1627 in Bettwiesen ein kleines Schloss, das als Sitz des Statthalters und als Sommerresidenz des Abtes diente. Die Kapelle wurde Unserer Lieben Frau, der Heiligen Katharina und den Heiligen Sebastian und Rochus geweiht; die Mutter des Abtes vermachte der Kapelle eine grössere Stiftung. Placidus legte eigenhändig ein kleines Urbar und Zinsregister über die Einkünfte der Kapellen Bettwiesen und Lommis an.

Der Kult der Heiligen Katharina, die zu den 14 Nothelfern zählt, war damals sehr verbreitet. Placidus hat sie eindeutig bevorzugt, denn er weihte ihr immerhin drei Kapellen. Sie ist die Patronin der Philosophie, der Hochschulen, der Bibliotheken und der Studenten. Rochus und Sebastian sind die wichtigsten Pestheiligen. Weil auch Fischingen von schweren Pestepidemien getroffen wurde – 1611 starben

113 Bürger und 5 Konventualen, 1629 opferten drei Mönche ihr Leben bei der Pflege der Todkranken –, wollte man künftiges Unheil durch regelmässige Fürbitte abwenden.

Rechtshändel und 1. Villmerger Krieg

Zu den weltlichen Angelegenheiten gehörte es auch, die alten Rechte des Klosters zu wahren, wofür der Abt sich konsequent einsetzte. Von den vielen Streitfällen seien nur einige herausgegriffen.

Abt Placidus musste 1618 um den Zehnten zu Littenheid kämpfen; Händel gab es auch wegen des Patronatsrechts zu Lustdorf, wegen des Todfallrechts im Tannegger Amt (1658) und wegen der Grenzen der Herrschaft Lommis. Die meisten dieser oft jahrelang dauernden Prozesse wurden zugunsten Fischingens entschieden.

1622 erhielten alle Benediktinerklöster der Schweiz von Papst Gregor XV. die Exemption (Befreiung) von der bischöflichen Jurisdiktion zugesprochen. Dies führte zu langjährigen Streitigkeiten zwischen den Klöstern und dem Bischof von Konstanz, die erst 1645 durch einen Vergleich beigelegt werden konnten. In all diesen Angelegenheiten hat sich Brunschweiler beharrlich für sein Kloster eingesetzt.

Erfolgreich wehrte er sich auch gegen die Einmischung der eidgenössischen Orte, der weltlichen Herren im Thurgau, in die inneren Angelegenheiten der Abtei. 1626 wollten die katholischen Orte nämlich in allen Klöstern die jährliche Rechnungsablage vor ihrem Ausschuss wieder einführen, wie das nach der Reformation Pflicht gewesen war. Placidus konnte nachweisen, dass Fischingen seit 1589 wegen guter Haushaltsführung von der jährlichen Rechnungslegung befreit worden war.

Immer wieder musste sich der Abt mit dem reformierten Stand Zürich auseinandersetzen, gab es doch unendlich viele Zwistigkeiten zwischen den Religions-

parteien, vor allem um die Simultankirchen Sirnach, Dussnang und Lommis. Oft handelte es sich nur um Kleinigkeiten, die aber vor die Tagsatzung in Baden gelangten, wodurch sich die Streitfälle jahrelang hinzogen.

Im 1. Villmerger Krieg flüchteten die Mönche 1656 aus ihrem Kloster. Vermutlich gingen sie nach Einsiedeln. Nur Prior Joachim Seiler blieb zurück, um das Offizium aufrecht zu erhalten. Seine Anwesenheit verhinderte das Schlimmste, trotzdem entstand dem Kloster sowohl in Fischingen selbst als auch in mehreren seiner Herrschaften durch Plünderungen der Zürcher Truppen erheblicher Verlust an seinen Vorräten. Auch dies führte wieder zu Auseinandersetzungen mit Zürich, das aber später die entstandenen Schäden offenbar ersetzt hat.

Reform der Ämter

All diese weltlichen Aktivitäten, voran die wirtschaftlichen Belange, forderten den ganzen Einsatz des Abtes und dürften einen Grossteil seiner Zeit beansprucht haben. Sie waren jedoch nicht Selbstzweck, sondern bildeten die notwendige Grundlage für seine eigentlichen Aufgaben, nämlich den Konvent zur monastischen Lebensweise im Sinne der Reform hinzuführen, ihn zu vergrössern und gut auszubilden, das tägliche Chorgebet gewissenhaft zu pflegen, die Seelsorge der Pfarreien sicherzustellen und die Rekatholisierung der Bevölkerung fortzuführen.

Die innere Struktur des Klosters musste geändert werden, wofür die Visitationsprotokolle genaue Hinweise gaben. In Fischingen sollten einige Ämter nicht mehr von Weltlichen wahrgenommen werden, sondern von den Mönchen selbst. Ausdrücklich genannt werden in diesem Zusammenhang 1616 zwei Schulmeister – einer für die jungen Klosterschüler, einer für die Religiösen – und der Ökonom. Sodann sollte der Novizenmeister ein Mönch sein. Die meisten

dieser Forderungen konnten erst nach 1625 erfüllt werden.

Durch die Überschlagsrechnung aller Ausgaben, die Abt Placidus 1617 eigenhändig anlegte, sind wir über das gesamte weltliche Personal des Klosters informiert. Diese Art von Quelle ist derart selten, dass die Aufstellung hier detailliert wiedergegeben werden soll:

Die Abtei besoldete 1617 «einen Amtmann, Organisten, Schulmeister, einen Koch und seinen Gehilfen, einen Torwart, je einen Becken, Marchstaller, Kornmesser, Kämmerling, der auch die Kellerei versieht, und einen Läufer» (Bote); dazu «drei Werkknechte, zwei Kerner, einen Einheizer, Kälberhirten, Schafhirten und einen Beckenbub». Drei «Weibspersonen» stehen ebenfalls auf der Besoldungsliste. Dazu war noch der Unterhalt von sechs Schülern sowie von Mesmer, Abt und zehn Konventualen zu berücksichtigen.

Dank der prosperierenden Wirtschaft konnte das Kloster immer mehr Mönche aufnehmen. Zu Beginn der Sedenz von Placidus befanden sich acht Mönche und zwei Novizen im Kloster, bei seiner Resignation waren es 26 Konventualen. Der Höchststand während seiner langen Sedenz betrug 30 Mönche. Der Abt hat insgesamt 33 Professoren aufgenommen, nämlich 25 Patres und 8 Brüder.

Durch die wachsende Anzahl der Konventualen konnten allmählich die anfallenden Aufgaben von den Mönchen selbst übernommen werden. Die wichtigsten Ämter wie Prior oder Subprior waren natürlich auch in früheren Jahren stets von Konventualen besetzt gewesen. Nun übernahmen diese nach und nach auch die Ämter des Novizenmeisters, des Instructors für die Fratres und die Laienbrüder sowie des Kantors. Innerhalb des Klosters fungierten mit der Zeit Mönche als Küchenmeister, Grosskeller (Ökonom), Gartenmeister, Verwalter der Kleiderkammer (Vestarius), Kapitelsekretär, Archivar, Bibliothekar und Notar sowie als Verwalter der Bruder-

schaften. Ausserhalb konnte allmählich die Seelsorge in den dem Kloster unterstellten Pfarreien Fischingen, Dussnang, Sirnach, Bichelsee, Au, Lommis und Wilhelmskirch D übernommen werden; in den Herrschaften Lommis, Bettwiesen und Wilhelmskirch amtete jeweils noch ein zweiter Pater als Statthalter. Nach benediktinischer Tradition wurden die Ämter grösstenteils in rascher Folge gewechselt, so dass ein Mönch nacheinander viele verschiedene Tätigkeiten ausüben konnte. Nur einige Pfarrstellen blieben lange mit dem gleichen Pater besetzt.

Zur Zeit von Brunschwiler lebten auch einige Brüder im Konvent, deren besondere Fähigkeiten Erwähnung fanden: Ein Bruder konnte ausgezeichnet destillieren, übrigens ohne dass er seinen Erzeugnissen übermässig zugesprochen hätte, ein anderer widmete sich der Pharmazie und ein dritter war als Glasbläser tätig.

Ausbildung, Hausstudium und Wissenschaften

Bevor aber der Abt seine Mitbrüder in die verschiedenen Ämter einsetzen konnte, musste er für eine gute Ausbildung der jungen Mönche sorgen. Er sandte 1617–1637 vier Mönche an die Jesuitenhochschule Dillingen, später einzelne Konventualen in die Klöster Muri, St. Gallen und Einsiedeln. Doch schon bald konnte im Kloster das Hausstudium eingeführt werden: Ab 1626 lehrte Wolfgang Schmid Philosophie, ab 1629 Mauritius Bodmer Theologie. Nach 1629 hielt Felix Watzenecker Vorlesungen; er war wegen des Dreissigjährigen Krieges aus seinem Heimatkloster Isny D nach Fischingen geflohen. Danach scheint ein Unterbruch im Fischinger Hausstudium eingetreten zu sein. 1646 lehrte Joachim Seiler Theologie und Philosophie und kurz darauf Gregor von Beroldingen Philosophie. Nach 1665 war Eustach von Sonnenberg für beide Fächer zuständig.

Von fünf Konventualen ist überliefert, dass sie sich Philosophie und Theologie im Hausstudium aneigneten, vermutlich nahmen aber noch mehr Mönche an den Studien teil.

Der zunehmende Wissenschaftsbetrieb im Kloster bedingte eine Erweiterung der kleinen Bibliothek. Aufgrund der heute in der Thurgauischen Kantonsbibliothek erhaltenen Restbestände der ehemaligen Klosterbibliothek lässt sich feststellen, dass diese ihren grössten Zuwachs unter Abt Placidus erfuhr. Der älteste erhaltene Bibliothekskatalog wurde freilich erst 1789 angelegt; er verzeichnet 8000 Bände. Die Mehrzahl der Bücher enthält, wie zu erwarten, theologische Schriften. Darunter befinden sich auch etliche Abhandlungen reformierter Theologen; man wollte über ihre Gedanken und Argumente informiert sein und sie widerlegen können.

Placidus förderte die Wissenschaft in jeder Hinsicht. Beachtenswert sind neben teilweise berühmten theologischen Schriften von Joachim Seiler, Andreas Baumgartner, Bernhard Hoppler, Mauritius Bodmer und Jodocus Püntener die Leistungen, die zu Brunschwilers Zeit in der Geschichtsforschung von Jakob Bucher und Placidus Franziskus Stoppel erbracht wurden. Brunschwiler selbst hatte als junger Konventuale einen Nekrolog angefertigt und begonnen, eine Liste aller Äbte des Klosters zu erstellen. Zu weiteren Forschungen liess ihm dann aber sein Amt keine Zeit mehr.

Die schriftliche Hinterlassenschaft des Abtes besteht neben diesen kleineren historischen Arbeiten überwiegend aus seinen Verwaltungsbüchern. Daneben führte er von 1616 bis 1654 ein Tagebuch. Brunschwiler verzeichnete vor allem Besonderheiten des Klimas und deren Auswirkungen auf die Ernten, dazu die häufigen Pestepidemien, Viehseuchen, Brände, zwei Erdbeben, kriegerische Ereignisse und ähnliche Dinge, die die Menschen berührten.

Wie aufgeschlossen Brunschwiler gegenüber wissenschaftlichem Forscherdrang war, zeigte sich

1642 beim Tod von Andreas Baumgartner aus Sirnach, der nach jahrelanger schmerzhafter Krankheit, die rätselhaft geblieben war, starb. Placidus bewilligte den Ärzten die Obduktion. Dabei stellte sich heraus, dass P. Andreas ein Loch im Magen gehabt hatte. Ursache soll ein Jahre zuvor versehentlich verschluckter Diamantsplitter gewesen sein. – Sektionen waren zu jener Zeit von der Kirche nicht mehr verboten und wurden an den grossen Universitäten zu Lehr- und Forschungszwecken regelmässig vorgenommen. An der Universität Basel jedoch waren sie noch verboten, und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren Sektionen nur Stadtchirurgen erlaubt, die dafür jeweils eine Bewilligung benötigten. Der Vorgang unterstreicht die bekannte Tatsache, dass die Klöster damals als Zentren modernen Denkens in ihrer weitgehend ländlichen Umgebung oft Vorbildfunktion ausübten.

Chorgebet und Seelsorge

Die Hauptaufgabe eines Klosters ist die Pflege des Chorgebets und der Liturgie. Deshalb ist dieser Bereich in den Visitationsprotokollen stets als erster und am ausführlichsten angesprochen. Die Berichte spiegeln den Erfolg der Reformtätigkeit des neuen Abtes auch auf diesem Gebiet. Nach seiner Amtsübernahme musste die genaue Beachtung des Chorgebets immer seltener angemahnt werden, nach 1640 finden sich keine diesbezüglichen Klagen mehr in den Protokollen.

Allerdings wurde um 1640 verschiedentlich darauf hingewiesen, man solle das Offizium nicht unnötig durch Musik verlängern. Einmal heisst es auch, die Musik solle einfacher gestaltet werden, damit alle mitsingen könnten. Diese Ermahnungen entsprechen der benediktinischen Tugend der *moderatio* (Mässigung) und zeigen, wie genau auch nur

kleine Abweichungen vom angestrebten Ideal vermerkt wurden.

Den Nachrufen auf die musikbegabten Patres ist anzumerken, welche grosse Freude man in Fischingen an guter Musik hatte, werden die Musiker doch überaus gelobt, da sie den Gottesdienst mit ihren Kompositionen und Darbietungen verschönert hätten.

Eine Hauptsorge des Abtes war die Rekatholisierung der Bevölkerung, ein Mittel dazu die Förderung von Gebetsbruderschaften. Sie waren in jener Zeit als Ausdruck der Frömmigkeit wie auch zur Unterstützung Armer überaus beliebt. Die 1580 gegründete Idda-Bruderschaft erfuhr unter Placidus einen grossen Zuwachs. 1667 verzeichnete sie 887 Mitglieder! Abt Brunschwiler liess für Fischingen, Au und Dussnang 1650 die Rosenkranzbruderschaft einführen, 1664 die Skapulierbruderschaft. Ob die Einführung der Mater-dolorosa-Bruderschaft in Dussnang 1669 auch auf seine Initiative zurückzuführen ist, müsste noch geprüft werden. Alle Bruderschaften führten mehrmals pro Jahr gemeinsame Prozessionen durch. Der Abt beteiligte sich immer daran, wie er auch oft am Rosenkranzgebet der Dorfbewohner in der Klosterkirche teilnahm. Diese einfache Frömmigkeit wurde von der Bevölkerung geschätzt und machte ihn beliebt.

Prozessionen fanden einen heute unvorstellbaren Zulauf. 1660 nahmen an einer Prozession nach Frauenfeld unter der Leitung Brunschwilers etwa 2500 Gläubige teil. Zur Vertiefung der Volksfrömmigkeit wurden in der Barockzeit überall Katakombenheilige aus Rom überführt. Placidus gelang es, auch für Fischingen solche Reliquien zu erhalten. Am 4. Oktober 1666 fand die feierliche Einsetzung der Märtyrer Demetrius, Peregrin und Caecilia statt. Gleichzeitig beging man die Sekundiz (50jähriges Priesterjubiläum) des Abtes, der aber schon im 52. Priesterjahr stand. Ein geistliches Spiel, das zweimal zur Aufführung kam, rundete die Festlichkeit ab.

Resignation und Tod

Am 8. September 1672 resignierte Brunschwiler. Er war 82 oder 83 Jahre alt und hatte während 56 Jahren die Geschicke des Klosters geleitet. Er starb schon kurz darauf am 1. Oktober, am Vorabend des Rosenkranzfestes, das er so sehr gefördert hatte. Er wurde in der 1647 geweihten Michaelskapelle bestattet, die auf dem Friedhof stand. Als diese nach dem Bau der Iddakapelle nicht mehr benötigt wurde, bettete man die Gebeine des Abtes 1719 in die Iddagruf um.

Es existierte zwar ein Porträt von Abt Placidus, doch ging es leider bei der Aufhebung des Klosters 1848 verloren. Einige Prunkgegenstände, die er benutzte, sind dagegen noch erhalten, so sein Abtstab und ein Armlehnstuhl von 1654 mit seinem Wappen (Historisches Museum des Kantons Thurgau). Von ihm gestiftete Messkelche befinden sich heute in den Kirchen von Dussnang und Bettwiesen sowie in der Kapelle St. Margarethen. Es existieren auch noch zwei von ihm gestiftete Wappenscheiben von 1626 (Kloster Fischingen) und 1640/49 (Historisches Museum des Kantons Thurgau).

Während diese Prunkgegenstände, wie auch seine verschiedenen Siegel an Urkunden, Auftragswerke sind, haben wir mit dem eigenhändig geschriebenen Tagebuch, ein wenig auch mit den von ihm angelegten Amtsbüchern, einen direkten Ausdruck der Persönlichkeit Brunschwilers.

Würdigung

Man muss das Wirken Brunschwilers innerhalb des gegebenen Rahmens betrachten: Fischingen war stets ein kleines Kloster, dessen Ausstrahlung regional beschränkt blieb, sieht man von den religiösen Schriften des späteren Abtes Joachim Seiler einmal ab.

Der Chronist Stoppel rühmt die Verdienste von Abt Placidus in vielfacher Hinsicht. Er habe so viel für den Aufbau des Klosters getan, dass er sich bei seinen Zeitgenossen grosses Ansehen erworben und als der moderne Stifter der Abtei gegolten habe. Es sei die Absicht Brunschwilers gewesen, dem Kloster durch Kauf von Gütern zu ausreichenden Einkünften zu verhelfen; dabei sei er sich durchaus bewusst gewesen, durch die aufgelaufenen Schulden seinem Nachfolger kein leichtes Erbe zu hinterlassen.

Vor der übergrossen Verschuldung des Klosters durch Käufe und Bauten bewahrte Brunschwiler freilich der Einfluss der Benediktinerkongregation. Soweit ersichtlich, hat er sich überwiegend an deren Empfehlungen gehalten. Ganz leicht ist ihm dies offenbar nicht immer gefallen, denn zeitweise setzte er seine Kaufabsichten in die Tat um, ohne den Konvent zu konsultieren. Als Folge der vielen Gütererwerbungen und Neubauten betrugen die Schulden bei Brunschwilers Rücktritt 30 200 Gulden. Diese waren allerdings durch die jährlichen Einkünfte und die grosse Substanz an Liegenschaften sehr gut gedeckt. Nicht übermässiger Verbrauch, sondern unternehmerische Investitionen waren mithin der Grund für die Verschuldung.

Anders als durch Schuldenpolitik war das damals ärmste aller Schweizer Benediktinerklöster auch gar nicht auf eine vernünftige wirtschaftliche Basis zu stellen und zu vergrössern – und der Vorgang von Schuldenabzahlung zu Beginn einer Sedenz und erneuter Verschuldung in ihrem Verlauf sollte sich unter Brunschwilers Nachfolgern in noch viel grösseren Dimensionen wiederholen. Die Vorgehensweise Brunschwilers ist von daher als fortschrittlich zu beurteilen. Dass er zeitweise mit dem Konvent in Konflikt geriet, ist bei seiner dominierenden Wesensart nicht verwunderlich. Er scheint eine vorausschauende Unternehmerpersönlichkeit gewesen zu sein, der vorsichtiger Charaktere sicherlich nicht immer folgen konnten. Da Brunschwiler während des

beginnenden Absolutismus lebte, als auch in Klöstern starke Barockfürsten regierten, muss man einen Teil seiner selbständigen Entscheidungen auch mit dem Zeitgeist erklären.

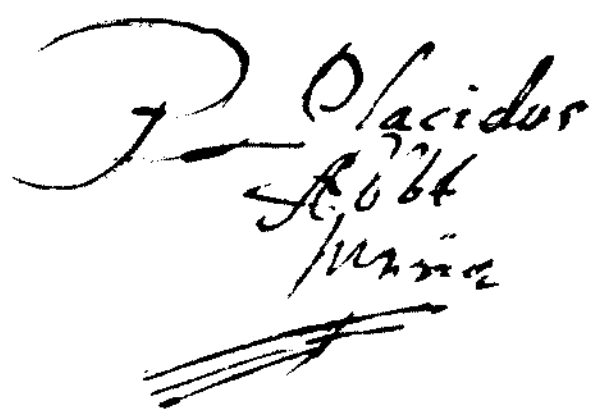
Seine Willensstärke, die bis zu einem gewissen Grad von Starrsinn reichen konnte, erwies sich bei den vielen, oft langdauernden Rechtsstreitigkeiten und den ständigen Auseinandersetzungen mit der reformierten Partei als Vorteil für das Gotteshaus. Es bedurfte auch grosser Durchsetzungskraft, das Ordensleben im Geiste der katholischen Reform zu festigen und alte Missstände auszumerzen. Der Widerstand einzelner Konventualen dürfte in der Anfangszeit seiner Sedenz grösser gewesen sein, als wir den spärlichen Nachrichten entnehmen können.

Durch die Einführung des Hausstudiums wurde die theologische Ausbildung der Mönche gefördert. Dies kam vor allem der Seelsorge in den acht Pfarreien zugute, die dank erhöhtem Personalbestand vollumfänglich von Mönchen übernommen werden konnte – ein weiterer wichtiger Schritt zur Rekatholisierung der Bevölkerung, die schon die Vorgänger Brunschwilers erfolgreich eingeleitet hatten. Auch Bau und Renovierung von Kirchen und Kapellen sowie der Kauf der Herrschaft Spiegelberg dienten diesem Zweck.

Die Überführung der Katakombenheiligen, die Einsetzung der Bruderschaften sowie Abt Brunschwilers persönliche Anwesenheit bei den Rosenkranzgebeten steigerten die Volksfrömmigkeit. Für den zunehmenden Pilgerstrom baute er eine grössere Iddakapelle und Gästehäuser im Kloster sowie die Kapelle in St. Margarethen.

Gesamthaft gesehen war es ein Segen für das Kloster, dass dieser tatkräftige Abt so lange regierte. Die Neuorganisation im Geiste der katholischen Reform konnte ungestört durchgeführt und stabilisiert werden. Die wohlgeordnete Abtei Fischingen erhielt einen guten Ruf. Auf der Basis, die Brunschwiler geschaffen hat, konnten seine Nach-

folger aufbauen und die Ausstrahlung des Klosters mehren.



Placidus
Bruschweiler

Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Werke (hier eigenhändige Aufzeichnungen und Amtsbücher) Priorat Fisingen MF 18: Fall- und Lassbuch 1616, MF 25: Diarium 1616–1654 und Äbtekatalog, MF 26: Nekrolog 1613, MF 29: Rechnungsbuch 1616–1647; StATG 7'41'7: Urbar Bettwiesen und Lommis 1630, 7'41'81: Rechnungen 1617 und 1658/59, 7'41'124: Lehenbuch 1618 (darin S. 20 Notiz über die verlorenen Urbare von 1616–1623 und 1625). Weitere Amtsbücher und Aufzeichnungen harren noch ihrer Identifizierung.

Quellen

Priorat Fisingen MF 1–49, speziell MF 2, 13, 19, 20, 21 (vormals Stiftsbibliothek Einsiedeln, Manuskriptesammlung, Sign. MF); StATG 7'41'0–161: Archiv des Klosters Fisingen.

Literatur

Barockes Fisingen, Ausstellung[s]katalog zum Abschluss der Restaurierungsarbeiten am Kloster Fisingen 1980–1991, hrsg. vom Verein St. Iddazell, Fisingen 1991; Henggeler, Rudolf: Professbuch der Abtei Fisingen, in: ders.: Monastico-Benedictinum Helvetiae II, Einsiedeln 1931, S. 403–515; Keller, Willy: Die Benediktinerabtei Fisingen im Zeitalter der Glaubensspaltung und der katholischen Reform 1500–1700, Diss. phil. (Freiburg/Schweiz), Freiburg/Schweiz 1946 (Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte; Beiheft 3), S. 126–148; Knoepfli, Albert: Die Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau II: Der Bezirk Münchwilen, Basel 1955, S. 63–226; Kuhn, Konrad: Thurgovia Sacra II/1: Fisingen, Frauenfeld 1876; Luginbühl, Marianne: Die Bibliothek des Klosters Fisingen in der Barockzeit und heute, in: Barockes Fisingen (siehe oben), S. 93–123; Mathis, Hans Peter: Die Kapelle St. Margaretha in St. Margarethen TG, Bern 1988

(Schweizerische Kunstführer; 438); Meyer, Bruno: Fisingen, in: Helvetia Sacra III/1, Bern 1986, S. 672–710; Schildknecht, Benno: Der Fisinger Konvent zur Barockzeit, in: Barockes Fisingen (siehe oben), S. 27–72.

Bildquellen

Abb. 1: Kloster Fisingen (Priorat), Fotodokumentation zur Klosterrenovation: Wappenstein über der Klosterpforte am Abt-Brunschwiler-Bau, 1635/37; Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld.

Abb. 2: Archiv des Amts für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung: Abtstab Placidus Brunschwilers; Fotografie: Willy Müller, Gottlieben. Abtstab: Historisches Museum des Kantons Thurgau, Frauenfeld.

Unterschrift: StATG 7'41'39, C 4 S 3 N 19: Kaufvertrag zwischen Junker Blarer von Wartensee und dem Kloster Fisingen, 1643.

Walter Schmid

Alexander Castell (1883–1939) Schriftsteller



Kurzbiographie

Alexander Castell wurde unter seinem bürgerlichen Namen Heinrich Wilhelm Lang am 21. November 1883 als erstes Kind des Malermeisters Jakob Wilhelm Lang und der Franziska Carolina Lang-Engeler in seiner Heimatgemeinde Kurzrickenbach bei Kreuzlingen geboren. Dort verlebte er mit seinem drei Jahre jüngeren Bruder Erwin eine glückliche Jugendzeit. Von 1899 bis 1904 besuchte er die Kantonschule Frauenfeld, die er mit der Maturität abschloss. In dieser Zeit lernte er den 16 Jahre älteren Thurgauer Dichter Alfred Huggenberger kennen, was zu einer gegenseitigen Wertschätzung führte. Schon damals pflegte Willy oder «Largo» – sein Verbindungsname in der «Thurgovia», den er seinem Bratschenspiel verdankte – zahlreiche freundschaftliche Beziehungen.

Im Wintersemester 1904/05 begann er mit dem Theologiestudium in Zürich, wechselte dann zur Philosophie und Kunstgeschichte und besuchte auch

Vorlesungen an den Universitäten München, Berlin, Paris (Sorbonne) und wiederum München (Beginn einer kunsthistorischen Promotionsarbeit), ohne aber zu einem Abschluss zu kommen. Dafür lesen wir in der «Frankfurter Zeitung» vom 22. Januar 1908 eine ausführliche Besprechung der geschlossenen Uraufführung eines Dramas «Lucrezia Borgia» von Willy Lang im Schauspielhaus München. Darin wird dem jungen Autor Takt und Mut bei der Behandlung des heiklen Themas der Geschwisterliebe bescheinigt: «Im übrigen finde ich die Arbeit auch theatralisch sehr geschickt, und ich habe den Eindruck, dass wir uns von diesem Autor für das Drama noch etwas versprechen dürfen.»

Nach 1908 widmete sich Castell ausschliesslich der Schriftstellerei. Seine Erzählungen fanden Aufnahme in angesehene literarische Zeitschriften. 1910 erschien sein erster Novellenband «Der seltsame Kampf», 1911 sein erster Roman «Bernards Versuchung» und 1913 der Band «Capriccio» mit 16 Novelletten – alle im erstklassigen Verlag Albert Langen in München, der sich durch eine sorgfältige Behandlung von insgesamt elf Castell-Büchern auszeichnen sollte. Seit 1913 verwendete der Autor sein bisheriges Pseudonym «Alexander Castell» auch als bürgerlichen Namen. Ein befreundeter Jurist, unterstützt durch ein Gutachten des Berner Professors Eugen Huber, hatte ihm diese «Naturalisation» ermöglicht.

In den Jahren nach 1910 wurde Paris zunehmend zu seiner zweiten Heimat, die er nur für kurze Zeiten verliess. Dank seiner Weltoffenheit konnte er viele Kontakte zu Persönlichkeiten in Kunst, Wissenschaft und Politik knüpfen. Dazu zählten Schriftsteller, Musiker, Maler, Bildhauer und Gelehrte. Als Beispiel sei hier nur der italienische Komponist Giacomo Puccini genannt, der sich für eine Bearbeitung der Novelle «Marions Hochzeitstag» als Opernlibretto interessierte. Carl Spitteler hatte sie in ihrem zarten Sprachgewand als «unübertrefflich» bezeichnet.

In seinem äusseren Erscheinen legte Alexander Castell Wert auf Eleganz und Gepflegtheit. Sein Briefwechsel und sein Werk zeigen, dass er mit zahlreichen Frauen befreundet war. So neben anderen mit Elly Lehner (Briefe 1908–1910) und Elfriede Hasow (Briefe 1909–1915) in München, mit Yvonne Méré (Briefe 1913–1921) und Madame de Beauplan (Briefe 1920–1935) in Paris. Frauen hatten für sein persönliches Leben und für seine schriftstellerische Arbeit eine grosse Bedeutung. Aber auch zahlreiche Männerfreundschaften bereicherten sein Leben. Dazu gehörten bekannte Schriftsteller wie Jakob Christoph Heer (Briefe 1906–1908), Claude Anet und Marcel Boulanger (Briefe 1921–1922), der Bildhauer Emile Bourdelle aus Marseille (Briefe 1906–1911) und der Thurgauer Maler und Dichter Ernst Kreidolf (Briefe 1906–1910), mit dem er sich in München oft traf.

1916 erhielt Alexander Castell «für sein feinsinniges Novellenbuch *«Capriccio»*» den Schweizerischen Schillerpreis. Der Jury gehörten der Dichter Carl Spitteler sowie die Literaturprofessoren Paul Seippel (ETH Zürich) und Philippe Godet (Neuenburg) an. Im Pariser *«Figaro»* vom 2. August 1916 lesen wir: «Le Comité a signalé ainsi au public français le talent original et sensible d'un écrivain suisse, de langue allemande, qui a presque toujours habité Paris et qui a déclaré: *«Je n'ai que des sentiments très tendres pour la ville où j'ai puisé mes premières inspirations. Mes romans sont imprégnés de cette tendresse.»* Ce succès d'un ami fidèle de notre littérature et de notre pays doit être célébré en France, où Alexandre Castell mérite d'être mieux connu.»

Castell, bekannt mit verschiedenen französischen Ministern, war 1919 als einziger Schweizer bei der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages zugegen. Im gleichen Jahr erschien bei Rascher in Zürich sein Buch *«Französische Reise»*, in welchem er seine Eindrücke als Kriegsberichterstatter an der britischen Front verarbeitete. 1920 kam beim Verlag Crès in

Paris ein viel beachtetes Werk heraus mit dem Titel *«La Suisse et les Français»*, in welchem sich das intellektuelle Frankreich aus Wissenschaft, Politik, Literatur und Kunst über die Schweiz aussprach. In der *«Neuen Zürcher Zeitung»* vom 15. August 1920 lesen wir: «Die Idee dieses Buches stammt von dem in Paris lebenden Zürcher [!] Schriftsteller Alexander Castell, der das Verdienst hat, diesen Stab glänzender Mitarbeiter zusammengebracht zu haben und der sich auch um das Zustandekommen des Werkes eine unendliche Mühe gab. Die französische Presse bereitete ihm eine sehr sympathische Aufnahme; manches irrierte Urteil über unser Land und seine Stellung im Krieg hat es zerstreut. Diese Wirkung wird noch lange von dem trefflichen Buche ausgehen, das so etwas wie dokumentarischen Wert besitzt.»

1933 sah sich Alexander Castell infolge finanzieller Schwierigkeiten gezwungen, nach Kreuzlingen-Kurzrickenbach (Eingemeindung 1926) zurückzukehren. Dank seinem aufgeschlossenen Wesen bereitete es ihm keine Mühe, den Kontakt zur Dorfbewohnerschaft wieder herzustellen. Die neuen politischen Verhältnisse in Deutschland hatten jedoch für den erfolgsgewohnten Schriftsteller Auswirkungen: Seine literarischen Werke waren jetzt weniger gefragt. Seiner Weigerung, einem nationalsozialistischen Schriftstellerverein beizutreten, folgte das Verbot seines 1931 erschienenen Romans *«Gefahr um siebzehn»*. So wandte er sich dem Film zu, schickte seine Romane verschiedenen Produzenten, schrieb Drehbücher und suchte Geldgeber und geeignete Schauspieler. Die Aufnahmen zogen sich in die Länge, und die 1937 vollendete Verfilmung des Romans *«Begegnung mit einem bösen Tier»* unter dem Titel *«Gefährliches Spiel»* brachte Castell keine rechte Befriedigung. Umso dankbarer war er für wertvolle Freundschaften, die ihn auch mit führenden literarischen Kreisen unseres Landes verbanden. Sympathische Zeugnisse davon geben die Begegnung mit der Literarischen Vereinigung Winterthur

und deren Präsident und Gotthelf-Herausgeber Rudolf Hunziker sowie der Briefwechsel mit dem Basler Literaturwissenschaftler Walter Muschg.

Sechs Jahre nach seiner Heimkehr starb der noch in der Vollkraft seiner Jahre stehende Alexander Castell am 21. Februar 1939 unerwartet an einem Herzversagen. Der Abdankungsrede von Pfarrer Werner Bissegger in der evangelischen Kirche Kurzrickenbach entnehmen wir folgende Worte: «Mit Alexander Castell ist ein helles geistiges Licht erloschen, ein Mann dahingeschieden, der sich durch sein erfolgreiches, literarisch wertvolles Schrifttum im In- und Ausland einen Namen gemacht hat. Aber, was noch mehr bedeutet, mit ihm ist ein feinfühliges, lebenswürdiger Mensch dahingeschieden, der durch seine innere Anteilnahme an den Menschen seiner engeren und weiteren Umgebung sich die Zuneigung und Anhänglichkeit aller derer erworben hat, die mit ihm in Berührung kommen durften. [...] Auch in seiner Weltoffenheit, Aufrichtigkeit und Wirklichkeitsnähe verkörperte er charakteristische Züge unseres schweizerischen Volkscharakters.»

Das Werk

Es fällt schwer, auf knappem Raum einen Überblick über das Lebenswerk von Alexander Castell zu geben. Neun Romane und mehrere Dutzend Novellen, Novelletten und «kleine Geschichten» lassen sich nicht leicht zusammenfassen. Ein Schwerpunkt liegt wohl in seinem erzählerischen Werk, das im München und vor allem im Paris vor dem Ersten Weltkrieg spielt. In dieser ersten Schaffensperiode entstanden 36 Novellen sowie die beiden Romane «Bernards Versuchung» und «Büsser der Leidenschaft». Dazu gehört der Band «Capriccio», dessen 16 Novelletten einen trefflichen Einblick in französische Lebensart und «civilisation» geben. Voraussetzung ist allerdings, dass der Leser auf gewisse «fun-

damentalistische» Vorstellungen bezüglich Frau und Erotik verzichtet. Castell ist eindeutig ein Autor, den die Versuchung des «Ewig-Weiblichen» immer wieder anspricht, der sich aber weigert, Freiheit je nach Geschlecht grundsätzlich verschieden zu beurteilen. Insbesondere in «Büsser der Leidenschaft» sehen wir, wie intensiv ihn auch die Gefahren des Spielens mit Liebe und Treue beschäftigen. Die Faszination dieser ganzen Epoche und Castells Schreibkunst finden wir unnachahmlich zusammengefasst zu Beginn seiner Impressionen «Französische Reise», wo er seine Gedanken während der Bahnfahrt von Basel nach Paris zu seiner neuen Aufgabe als Frontberichterstatter beschreibt:

«Der Zug geht mit dumpfem Hämmern in die Nacht. Die Grenze ist seit Stunden passiert. Es ist kalt. Die Fenster blinken leise in der Eiskruste. Dunkle, vage Massen flitzen draussen vorbei. Ich denke: «Wir werden am Morgen in Paris sein...» Wie knisternde Funken blitzt es durch das Gehirn. Zugleich das Wohlfühl in Frankreich zu sein. Es ist etwas nicht zu Beschreibendes. Liegt es an den Menschen? An der Sprache? Es ist, als ob etwas von unserer Erden schwere von uns abfiele, als ob die uns eingeborene Dumpfheit sich lichtete.

Vergangene Zeiten empfindsamsten Erlebens strahlen vor mir auf. Jene Jahre, da vor der grossen Katastrophe alle Pracht der Welt noch einmal wunderbar und unvergleichlich emporblühte, wie ein letzter unerhörter Zauber aller Lust und aller Farben vor der Nacht. Paris in der letzten Zeit vor dem Krieg.»

In den beiden Novellenbänden der Kriegsjahre 1914 und 1915, «Der Kriegspilot» und «Der Tod in den Lüften», erleben wir beeindruckende Schilderungen von Alltagsereignissen und eine tiefe Betroffenheit des Autors über die Angst und den Hass, die zwei von ihm geliebte Völker trennen. Am Schluss der Novelle «Das Wunder» besetzen deutsche Truppen den Hof des französischen Bauern Bahu. Mitten im

Geschützlärm gebärt dessen Tochter unter Hilfe des Stabsarztes einen Sohn:

«Da faltete der alte Bahu die Hände. Die verwundeten Soldaten aber, die blutend und in zerfetzten Uniformen und mit von Schmutz schwarzen Gesichtern dastanden – sie hatten seit Monaten nur Blut und Tod gesehen, und alles, was Leben war, war in ihren Gedanken schier ausgelöscht gewesen –, sie, die aus dem Qualm und den Schmerzen einer zehnfachen Hölle kamen, hörten dieses Wort wie die Botschaft aus einer andern Welt, und erst allmählich begriffen sie das Wunder: es war ein Kind geboren worden.»

Die sehr fruchtbare erste Schaffensperiode von Castell erscheint während der nächsten zehn Jahre durch die Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit wie versiegt. Der Schriftsteller stellt sich in den Dienst der Völkerverständigung und des Sportes und sammelt literarische Beiträge, die diesen Zielen dienen und die er als erfolgreiche Bücher herausgibt.

Ab 1926 folgen bis zu seinem Tod in Abständen von ein bis drei Jahren sieben Romane. Sie vermitteln spannende Schilderungen von Gesellschaft und Einzelschicksalen der schwierigen Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und spielen wiederum mehrheitlich in Paris. «Spleen» führt uns in ein Pariser Neureichen-Quartier und zeigt verschiedenartigste Verknüpfungen in der Jagd nach Liebe. «Der Unfug der Liebe» erzählt von «modernen» Frauen, die trotz mehrfachen Ehen mit reichen Männern und eigener Geschäftstüchtigkeit das gesuchte Liebesglück nicht finden. Das Thema in «Zug der Sinne» bildet der übergreifende Liebesfunke bei zwei befreundeten Ehepaaren und eine schwierige geheime Abtreibung. «Gefahr um Siebzehn» zeigt den eigenwilligen und gefahrvollen Weg einer umworbenen Tochter «aus bestem Haus». In «Marga Bever» begegnet eine Kieler Studentin dem gereiften Zürcher Bankier Werdmüller zu einer fast tödlich verlaufenden Schicksalsgemeinschaft. Im Roman «Begegnung mit einem

bösen Tier» treffen wir nochmals eine siebzehnjährige Tochter «aus bestem Haus», deren bankrotter Vater sie liebevoll behütet und die ihren zukünftigen und ebenfalls liebevollen Mann zunächst als unerwünschtes «böses Tier» erlebt. Der Roman endet auf einem kleinen Landgut am Bodensee, dessen Bearbeitung und Beschreibung in unerwarteter Weise an den Bauerndichter Alfred Huggenberger erinnert. Der letzte Roman Castells, «Drei Schwestern», ruft uns sein erstes Romanwerk «Bernards Versuchung» in Erinnerung. Wieder reist ein achtzehnjähriger bildungs- und lebenshungriger Zürcher für ein halbes Sprachstudienjahr nach Paris und wird durch lebenswürdige Pariserinnen bezaubert. Im Unterschied zum ersten Roman bleibt es bei den drei Töchtern seiner unglücklichen Pensionsmutter – trotz tiefempfundener Leidenschaft für die jüngste – beim «kusslosen Sie». Dieser Schwesternroman erinnert den Frankfurter Literatur-Redaktor Sigmund Bing an die «Einfachheit eines pariserisch-montparnassisch getönten Volksliedes. Nichts schöner und natürlicher als die Unterhaltung der jungen Leute, im Café um die Ecke, als ihre schwerblütige und leichtfüssige Heimkehr.» Bing erwartet noch viel von diesem Schriftsteller, der ein Jahr später allzu früh sterben wird: «Dass Castell zwei so verschwisterte und verschieden geartete Bücher geschrieben hat, ist von glücklichster Verheissung für einen ausserordentlichen und, so weit ich sehe, im deutschen Sprachbereich, nicht nur der Schweiz, vereinzelter Gestalter.»

In einem Aufsatz «Notizen über mich selbst» in der Stuttgarter Monatsschrift für Literaturfreunde «Die Literatur» (März 1928) hat Castell rückblickend sich gefragt, wie für ihn die Stadt Paris lebensbestimmend werden konnte. Er knüpft an eine Bemerkung des französischen Kunsthändlers Ambroise Vollard an, der ihm gegenüber die Schweiz als ein gefährliches künstlerisches Sujet bezeichnet hatte:

«Als ich ein paar Jahre vor dem Krieg zu schreiben begann, empfand ich ähnliches. Keller hatte das

Bürgertum vorweg genommen, Gotthelf die Bauern, Meyer das Historische, was blieb noch ... die Berge, das was Vollard «la Suisse» nannte. Es war für meine Möglichkeiten zu pompös.

Es war für mich schwer, sozusagen eine Domäne für meinen Ausdruck zu finden. Man stellt sich oft vor, dass man einen künstlerischen Willen habe, der unsere Intentionen beeinflusst. Ich glaube heute, dass dies ein Irrtum ist. Wir vollbringen alles eher aus einem dumpfen, uns selbst fast unerklärbaren Trieb. Es kommt mir z. B. seltsam vor, dass die dritte Novelle, die ich in meinem Leben schrieb, «Das Fenster» war [sie schildert die letzten Wochen eines vornehmen Morphiumsüchtigen, der mit seiner Freundin ein einfaches Pariser Hotelzimmer bewohnt und sich mit einem eigenartigen russischen Prinzen trifft]. Ein Vorwurf, für den ich als Basis nur ein Fenster, die Novemberdämmerung einer Strasse und das Leben des Boul'Mich [= Boulevard St. Michel] hatte.

Als sie ein Jahr später [im Band «Der seltsame Kampf»] erschien, und mir mein Erstlingsbuch grosse Erwartung und Bangigkeit gab, ging ich am Weihnachtssabend wieder denselben Boul'Mich hinauf. Ein Kiosk war damals vor der Taverne du Panthéon. Ich kaufte eine Nummer einer grossen Schweizer Zeitung, die zufällig das Buch kritisierte und etwa sagte, man dürfe einen jungen Menschen, der derartiges schreibe, nicht beglückwünschen, sondern man müsse Angst um seinen Verstand haben.

Nur Josef Viktor Widmann, der Dichter des «Heiligen und die Tiere», trat im «Bund» für mich ein. Ich habe ihn nie gesehen oder gesprochen, aber er hatte mein Vorbild gefühlt. Er sprach ein Wort aus: Stendhal.»

Castell schreibt, wie sehr er sich Stendhal und dessen Vorliebe für Mailand und die italienische Sprache, aber auch dessen innerer Unruhe verwandt fühle. «Meine Liebe zu Paris lag mir vielleicht im Blut, weil meine Mutter in Frankreich [Strassburg] geboren war.»

Zur Rezeptionsgeschichte

Als thurgauischer Kantonsbibliothekar übernahm ich 1972 beim Amtsantritt auch drei im Estrich gelagerte Kisten mit der Aufschrift «Nachlass Castell»; dazu einen grösseren Vorrat eines schmucken, aber leider eng gedruckten Bandes «Ausgewählte Werke. Novellen, Erzählungen und Impressionen» von Alexander Castell, mit einer wertvollen Einführung von Erwin Engeler, 1968 herausgegeben beim Verlag H. Sigrist in Diessenhofen. Ich erhielt den Hinweis, dass in der Staatsrechnung ein «Castell-Fonds» aufgeführt sei. Dieser stammt aus einem Vermächtnis von alt Bankdirektor Dr. iur. Erwin Lang (1886–1958), Bruder des Schriftstellers. Er hatte 1957 bestimmt: «Der schriftstellerische Nachlass meines sel. Bruders, Alexander Castell, ist der Thurgauischen Kantonsbibliothek in Frauenfeld zu Eigentum zu übergeben mit einem Fonds von Fr. 200 000.–, der dazu dienen soll, eine Ausgabe der gesammelten Werke meines sel. Bruders vorzubereiten und zu veranstalten, sobald die Lage der Autorenrechte dies gestattet.» Mein Vorgänger orientierte mich, dass der Regierungsrat in den 1960er Jahren aufgrund zweier Gutachten und im Einverständnis mit den Erben beschlossen habe, auf eine eigentliche Werkausgabe zu verzichten und sich mit dem erwähnten Auswahlband zu begnügen. Der Grund habe in einer für damalige Verhältnisse zu grossen erotischen Freizügigkeit der meisten Werke gelegen. Zudem spielten diese in einer aristokratischen und grossbürgerlichen Gesellschaft, die heute «passé» sei und kaum mehr interessiere, was hinterher auch der schlechte Absatz des Auswahlbandes bewiesen habe. Die Hälfte des Fonds sei den Erben zurückerstattet worden.

Weil mich seine bewundernswerte Kunst des Beschreibens sehr beeindruckte, bemühte ich mich trotz dieser Sachlage um Castell. Anlässlich der schweizerischen Bibliophilentagung 1984 im Thurgau räumte ich diesem Thurgauer Schriftsteller in

einer grösseren Beschreibung der Kantonsbibliothek und ihrer Schätze den meiner Ansicht nach gebührenden Platz ein. 1985 gewann ich überdies die Bibliotheksvolontärin Claudia Stärk für die Aufarbeitung des Nachlasses. Anlässlich eines Besuches bei Castells Cousin mütterlicherseits, dem ehemaligen Lehrer Erwin Engeler in Diessenhofen, der die Einführung zum erwähnten Auswahlband verfasst hatte, erzählte uns dieser vom einstigen Lausbub und gewandten Weltmensch, dem in Paris die heimatischen Glocken gefehlt hätten, und der zwar nicht Soldat, aber einer der besten Golfspieler der Schweiz geworden sei.

Gleichwohl blieb das Interesse für Alexander Castell sehr bescheiden. In der «Thurgauer Volkszeitung» vom 21. Februar 1989 lesen wir aus der Feder von Andreas Bauer:

«Weniger weiss man von einem anderen Thurgauer Dichter, gewissermassen einem Antipoden Huggenbergers. [...] Zu ergründen, was den Kurzrickenbacher Malersohn Willi Lang dazu bewog, sich Alexander Castell zu nennen, könnte eine reizvolle Aufgabe für einen Psychologen sein. Und auch, was ihn veranlasste, Jahrzehnte seines Lebens in der Weltstadt Paris zu verbringen, um dort das Leben eines Gigolo zu führen und Bücher zu schreiben, von denen einige für das damalige sittliche Verständnis äusserst freizügig waren und dem Autor von gewissen Zeitgenossen den Vorwurf der Pornographie eintrugen.

Vielleicht war Willi Lang einfach ein Mensch, der es hoch im Sinn hatte; vielleicht war er aber tatsächlich einer, dem es aufgrund seiner Persönlichkeitsstruktur in den provinziellen Gefilden des Thurgau zu eng geworden war. Wir wissen es nicht, und offensichtlich besteht im Thurgau und auch anderswo ein sehr geringes Bedürfnis, diesen Exoten unter den thurgauischen Dichtern näher zu erforschen. Jedenfalls erklärten sich alle von unserer Zeitung angefragten, in der Literatur beschlagenen Personen

ausserstande, zum 50. Todestag von Alexander Castell einen Gedenkaufsatz zu schreiben. «Ich kenne sein Werk zu wenig», lautete durchs Band die Antwort.

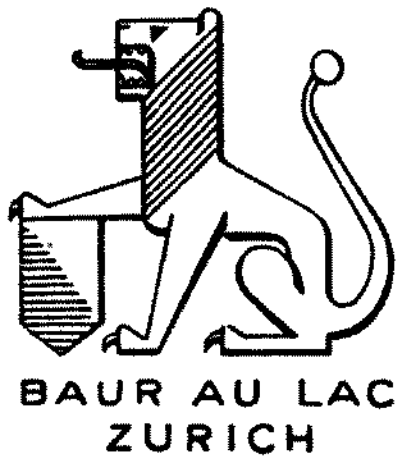
Der Zürcher Literaturhistoriker Charles Linsmayer meinte gar: «Wissen Sie, Castell interessiert mich nicht. Das ist einer jener Autoren, die heute zurecht vergessen sind. Castell war ein Bonvivant, der es sich leisten konnte, nicht zu arbeiten und wohl aus lauter Langeweile Bücher schrieb.»

Dieses Urteil erinnert an die zwei literarischen Gutachten, die 1963 die thurgauische Regierung vor einer Gesamtausgabe eindringlich warnten:

«Die Lektüre und die erste summarische Analyse der einzelnen gedruckten und ungedruckten Werke des Schriftstellers Alexander Castell hat ergeben, dass die Frage der Neuherausgabe, wie sie im Zusammenhang mit dem Legat an den Kanton Thurgau gestellt werden musste, für den überwiegenden Teil der Schriften negativ beantwortet werden muss und dass die literarische und sittliche Qualität der Schriften bei Übernahme des Patronats für die Herausgabe durch den Legatsempfänger eine schwere Belastung darstellen würde. [...] Es stellt sich auch die Frage, ob eine Ausgabe ins Auge gefasst werden könnte, in der die vielfach seichten oder erotisch anrühigen Stellen ausgestrichen würden. Eine genauere Überprüfung dieser Frage ergibt aber meines Erachtens eindeutig, dass dies nicht möglich ist, weil die ganzen Schriften mehr oder weniger davon infiziert sind und die Bearbeitung deshalb ausserordentlich erschwert, wenn nicht sogar verunmöglicht würde.»

Diese vor allem auch sittliche Verurteilung durch zwei Literaturkenner, welche der Verfasser dieser Biographie menschlich und fachlich sehr schätzte, bereitet ihm Mühe. Weist das Wort «infiziert» auf eine seit der Zwischenkriegszeit vorherrschende einseitige Einstellung zur Sexualität hin, die sich im Gefolge von Geburtenregelung und 68er Bewegung inzwischen wieder entkrampft hat?

Wie der Brief Alexander Castells an Dino Larese vom 7. Januar 1938 zeigt, steigt der 1933 wegen finanzieller Schwierigkeiten in die Schweiz zurückgekehrte Schriftsteller auch ein Jahr vor seinem Tod noch immer in erstklassigen Häusern ab. Andererseits scheint der Mann von Welt auf Förderung selbst in der Provinz nicht verzichten zu können.



7. Jan. 1938

Lieber Herr Larese,

Herr Dr. Job sagt mir gerne
über Sie sein oben durch eine Studie über
Thurgauer Dialekt zu schreiben. Ich bin immer
wieder in Kreuzlingen und werde Ihnen dann ein
Bändchen der "Neuen Schweizer Bibliothek" schicken,
vom Dr. J. Bing, der Wasermann-Biographie
ein etwa 20 seitige Studie über mich ge-
schrieben hat. Sie kann Sie interessieren.

Mit herzlichem Glauben

AL C. A. 11

Auffallend ist, dass die zeitgenössischen Urteile der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts unvergleichlich weniger streng ausfielen. Am strengsten urteilte noch der thurgauische Germanist und spätere Neuenburger Literaturprofessor Hermann Schoop (1875–1950) in Heft 8 der «Süddeutschen Monatshefte» (München 1911), in welchem zugleich die Erzählung «Der Halbwild» von Alfred Huggenberger abgedruckt war:

«Seine Novellen spielen in München und Paris, als Akteure haben wir Barone, Grafen, Prinzen, Welt-damen und Kokotten. Sie sind alle gewandt, oft raffiniert erzählt. Es steckt grossstädtische Kultur, sagen wir lieber grossstädtische Überkultur in diesem Schweizer. Das Sexuelle interessiert ihn vor allem. [...] Wir lassen uns ganz gern auch Erotik gefallen, und sie braucht gar nicht bürgerlich zahm zu sein. Aber gesund soll sie sein, aus Temperament und Kraft entsprungen.»

Die vor allem in Deutschland verbreitete Wertschätzung für Alexander Castell war damals so gross, dass ihm der häufige Abdruck seiner Erzählungen in literarischen Zeitschriften und Zeitungsfeuilletons ansehnliche finanzielle Einkünfte brachte. Aus 14 Rezensionen über seinen 1911 erschienenen ersten Roman «Bernards Versuchung» ist mir die Besprechung durch K.H.M. (der trotz intensiven Nachforschungen nicht identifiziert werden konnte) in den angesehenen liberal-konservativen – von Albert Oeri geleiteten – «Basler Nachrichten» vom 31. Januar 1912 besonders aufgefallen, weil sie viele meiner eigenen Eindrücke wiedergibt:

«In einer Zeit, da unsere deutsche Sprache etwas peinlich Artistisches angenommen, gleichsam ihren gesunden Atem verloren hat, muss eine Erscheinung wie Alexander Castell wohl tun. [...] Wenn bei Castells ersten Büchern überall und allgemein der knappe klare Stil, die gemessene, vornehm delikate Art des Vortrags, der feine apparte Impressionismus als rühmliche Besonderheiten hervorgehoben wor-

den sind, so erfährt dieses Lob heute noch einen Nachdruck; denn die Meisterschaft der Komposition, die künstlerisch strenge Einheit in diesem Roman stellen ihn an die Spitze der deutschen Prosaschriftsteller.

Inhaltlich lässt sich Castells Roman mit ein paar wenigen Worten wiedergeben. Der Held Bernard Curiel erfährt die Zuneigung und Liebe dreier, in Geist und Temperament grundverschiedener Frauen. Er legt in diese Liebe die ganze Sehnsucht und den Willen seiner seelischen und physischen Leidenschaft, er löst sich gleichsam auf in ihr, lässt sich willenlos von ihr treiben, auf Höhen tragen und in Tiefen begraben, lässt sich einhüllen von Zärtlichkeit und lohender Leidenschaft – und dennoch vermag er die verborgensten und zartesten Geheimnisse dieser Frauen nicht zu enthüllen, sie bleiben ihm innerlich fremd und unerreichbar, und das Ziel seiner Wünsche ist ihm fern wie am ersten Tag, da er in ihre Nähe trat. Und Paris, die vom Dichter so sehr geliebte, ungeheure, beglückende und zermalmende Stadt, gibt einen Hintergrund voll raffinierter Pracht für die Schicksale des jungen Bernard Curiel. Was Castell in diesem Roman an Bildern und Farben gibt, wie er das politische, gesellschaftliche und künstlerische Leben dieser lockenden und strahlenden Stadt schildert, das Paris der Wissenschaft, der Hochfinanz, der eleganten Welt, der Künstler und geistreichen Müssiggänger, der Kokotten und Verbrecher, wie er uns die geheimnisvolle Unerschöpflichkeit und Gefährlichkeit und wiederum tröstende Milde dieser seltsamen Weltstadt nahe bringt, das ist in seiner suggestiven, faszinierenden Kraft und Lebendigkeit schlechthin bewundernswürdig. Er gibt u. a. den Ausschnitt einer Kammersitzung, in der sich der Ministerpräsident (man ahnt Clémenceau vor seinem Sturz [1909]) gegen eine sozialistische Interpellation [seines Antipoden Jean Jaurès] zu verteidigen hat. Verlauf und Steigerung dieser leidenschaftsbewegten Sitzung ist mit meisterhafter Kunst in ein paar kurzen sicheren Strichen gezeichnet, und die einzelnen Personen

treten klar und scharf aus dem Bilde heraus. Oder der Dichter lässt seinen Helden einer Revue in einem Variété oder einem Boxermatch im Zirkus oder draussen in Auteuil einem [Pferde-]Rennen beiwohnen, und jedesmal weiss er uns durch eine überaus packende, lebensechte Darstellung zu interessieren. Kein Wort zu viel und keines zu wenig – die weiseste Beschränkung im Ausdruck. [...] Ich glaube, dass dieser Roman in der Entwicklungsgeschichte der modernen Literatur einmal eine Rolle spielen wird.»

Würdigung

Der Leser kann den bisherigen Ausführungen entnehmen, wie extrem gegensätzlich die Urteile über den literarischen Rang und nicht zuletzt über den sittlichen Wert oder Unwert des Schriftstellers Alexander Castell lauten. Warum der Weg in die Pariser «Haute volée»? Warum die eigenartige Namensänderung? Castell hat sich im bereits zitierten Aufsatz «Notizen über mich selbst» 1928 damit befasst:

«Man hat zuweilen aus mir einen mondänen Autor machen wollen, weil ich Menschen aus der Gesellschaft beschrieb. Ich tat dies aus folgendem Grund: Das Instinktleben des Menschen ist klarer, wenn er den materiellen Sorgen enthoben ist. Wer nur um die Sorge für das Mittag- und Abendessen erfüllt ist – man denke an den Jammer mancher Wiener Intellektuellen in der Nachkriegszeit –, der kommt geistig herunter. [...] Aus diesem Grunde schilderte ich manchmal Reiche, nicht um ihres Geldes willen, sondern um zu zeigen, dass schliesslich alles Illusion ist. Die Prozedur war die, sozusagen einem Bazillus den besten Nährboden zu geben, um seine Evolution in Reinkultur zu verfolgen.» (Fassung des Originaltextes im Nachlass, im Abdruck gekürzt.)

Unbestritten ist die stilistische Meisterschaft von Alexander Castell. Warum ich aber seinen Werken

auch heute inhaltliche Aktualität zubillige? Sie zeigen uns das gesellschaftliche Frankreich der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts in einer unnachahmlichen Sprache. Gewiss wurden wir «gewöhnlich Sterblichen» vor manchem Fehltritt bewahrt, welcher Castells Aristokraten und Grossbürgern beiderlei Geschlechts infolge finanzieller Absicherung zustiess. Aber stehen wir heute nicht vor einer Zeit, da angesichts der zunehmenden elektronischen Technisierung normal bezahlte Arbeit für zahlreiche Menschen nicht mehr ein Muss, sondern eher ein Privileg wird? Eine Zeit, in der anstelle der Sorge um das materielle Überleben die Freuden und Sorgen grösserer Freiheit und des freieren Instinkt- und Gefühlslebens treten? Dazu können uns Castell und nicht zuletzt auch seine meisterhaften und feinfühligten Schilderungen von Beziehungen zwischen Frauen und Männern einiges sagen. Seine grossbürgerlichen Töchter und Frauen sind den Figuren eines Hermann Hesse und auch dessen Verehrerinnen in der gesellschaftsrevolutionären Szene unseres ausgehenden Jahrhunderts nicht ganz unähnlich. Darum denke ich, dass auch heute und morgen ein Rückblick auf unseren Thurgauer Schriftsteller Alexander Castell und die genussvolle Lektüre seiner Erzählungen und Romane sich lohnt.



Nachlass

KBTG: 46 Schachteln mit ca. 910 Mappen, aufgeteilt in Briefe (ca. 3000), Verträge und Verlagsprospekte (ca. 70), Werkmanuskripte (ca. 280), Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften (ca. 1100), Fotografien und Abbildungen (ca. 200) sowie Biographisches und Varia.

Werke

Selbständige: Der seltsame Kampf. Drei Novellen, München: Langen, 1910; Die mysteriöse Tänzerin. Kleine Geschichten,

München: Langen, 1911; Bernards Versuchung. Roman, München: Langen, 1911; Büsser der Leidenschaft. Roman, München: Langen, 1913; Capriccio. Novelletten, München: Langen, 1913; Das Fenster. Novelle, München: Langen, 1914 (bereits in Novellettenband 1910 erschienen); Der Kriegspilot. Novellen, München: Langen 1914; Der Tod in den Lüften. Novellen, München: Langen, 1915; Die letzte Begegnung. Novellen, München: Langen, 1916; Fieber. Drei Novellen, München: Langen, 1916; Französische Reise. Impressionen, Zürich: Rascher, 1919; Spleen, Roman, München: Langen, 1926. Der Unfug der Liebe. Roman, Berlin: Ullstein, 1926; Zug der Sinne. Roman, Berlin: Ullstein, 1928; Gefahr um Siebzehn. Roman, Leipzig/Wien: Tal, 1931; Marga Bever. Roman, Zürich: Rascher, 1934; Begegnung mit einem bösen Tier. Roman, Leipzig/Basel/Wien: Zinnen, 1935; Drei Schwestern. Roman, Zürich: Humanitas, 1938; Ausgewählte Werke. Novellen, Erzählungen, Impressionen, Diessenhofen: Sigrist, 1968.

Unselbständige: Notizen über mich selbst, in: Die Literatur, Heft 6 (März), Stuttgart 1928, S. 319–320; Intermezzo, in: Kreuzlingen. Vergangenheit und Gegenwart, Kreuzlingen 1934, S. 82–86.

Ungedruckte: Ms. im Nachlass (z.B. Die Flüchtende. Roman).

Herausgeber: La Suisse et les Français. Etudes inédites [de Poincaré, Pétain e. a.], Paris: Crès, 1920; Les Jeux sur les Cimes. Souvenirs sportifs, Paris: Crès, 1921; Kreuzlingen. Vergangenheit und Gegenwart, Kreuzlingen 1934.

Literatur

Wertvolle Informationen zu Biographie und Werk enthält der Arbeitsbericht von Stärk, Claudia: Die Aufarbeitung des Nachlasses von Alexander Castell (Arbeitsbericht), Diplomarbeit VSB, Frauenfeld 1986, Ms. (KBTG L 4199) sowie der von ihr erstellte Zettelkatalog (vgl. Nachlass).

Bächtold, J[akob] M[arius]: Skizzen zum geistigen und kulturellen Leben Kreuzlingens, in: Kreuzlingen (vgl. Werk), S. 20–30, hier S. 26–30; Bächtold, J[akob] M[arius]: Alexander Castell, in: TZ, 24.2.1939; Bächtold, J[akob] M[arius]: Alexander Castell. Eine Skizze, in: Das Bodenseebuch 32 (1946), S. 93–95; B[auer], [Andreas]: Vor 50 Jahren starb der Dichter Alexander Castell, in: TVZ, 21.2.1989; Bing, S[igmund]: Alexander Castell, Sonderabdruck aus: Neue Schweizer Bibliothek, Dezember 1937; Engeler, Erwin: Biographisches, in: Ausgewählte Werke (vgl. Werke), S. 12–14; Gr[uter], Walther]: Zum Gedenken an Alexander Castell (1883–1939), in: TZ, 21.2.1969; K[orrod], E[duard]: Alexander Castell †, in: NZZ, 23.2.1939; Larese, Dino: Tage mit Alexander Castell, in: TZ, 25.2.1939; Larese, Dino: Alexander Castell, in: ders.: Begegnungen, St. Gallen 1949, S. 21–25; Schmid, Walter: Die Thurgauische Kantonsbibliothek in Frauen-

feld, Frauenfeld 1992 (ergänzter Sonderdruck aus: Librarium 27 [1984], Heft 2); Schwertenbach, Wolf: Alexander Castell, in: TJB 1940, S. 5–6; Vogel, Karl (Hrsg.): Dreissiger Jahre Thurgau. Kunst, Architektur, Literatur, Musik, Politik. Eine Dokumentation, o.O. 1984, S. 104–109.

Bildquellen

Abb. 1: KBTG Ca Sch 45: Nachlass Castell Alexander, Fotografien und Abbildungen (Alexander Castell, um 1916/17; Fotograf unbekannt).

Abb. 2: Archiv der Dino Larese-Stiftung, Amriswil: Briefwechsel Larese-Castell (Brief von Alexander Castell an Dino Larese, 7.1.1938).

Unterschrift: KBTG K 3479 (mit Widmung für Dr. Sprenger, 31.3.1930).

Johann Jakob Christinger (1836–1910) Pfarrer, Schriftsteller und Sozialpolitiker



Kindheit, Jugend und Ausbildung

Jakob Christinger, oder Johann Jakob Christinger, wie er mit Taufnamen hiess, wurde am 23. November 1836 in Langenhart bei Müllheim geboren. In der Geschwisterreihe stand er an erster Stelle. Nach ihm folgten drei Mädchen: Maria Magdalena (1838), Maria Sabina (1841) und Susann Elisabeth (1844). Ein Bruder, Abraham (1848), starb schon im Kindesalter.

Johann Jakob Christinger stammte aus einer Bauernfamilie. Sein Vater Hans Jakob war Landwirt, bekleidete aber gleichzeitig das Amt eines Gemeinderates von Müllheim, zu dem die damals noch selbständige Ortsgemeinde Langenhart gehörte. Das deutet darauf hin, dass er in der Gemeinde angesehen war. Christingers Grossvater mütterlicherseits war Schulpfleger in Engwang gewesen. Die Familie besass in Langenhart das Bürgerrecht und gehörte dem evangelischen Konfessionsteil an. Später wurde Christinger auch in Hüttlingen eingebürgert.

Vater Christinger starb 1847 mit 43 Jahren, was auch für die damaligen Verhältnisse jung war. Der Knabe war damals elf Jahre alt, stand also an der Schwelle zur Pubertät. Christingers Mutter Anna Magdalena ging schon am 13. März 1849 eine neue Ehe mit Johann Kaspar Eigenmann von Langenhart ein. Der Verbindung entsprossen zwei Töchter, die indessen bald nach der Geburt starben. Die Geburt der zweiten Tochter kostete die Mutter das Leben: Sie starb am 20. Dezember 1853.

In seiner Bornhauser-Biographie von 1875 schreibt Christinger über diese Zeit folgendes: «An schönen Nachmittagen pflegte Bornhauser etwa einen Gang nach den umliegenden Höfen zu machen. Häufig kam er auch in unser Haus, meine arme leidende Mutter zu besuchen, wo er dann durch Worte voll Geist und Gemüt, Vertrauen und Einsicht Sonnenschein und sonntägliche Stimmung zu verbreiten wusste und mit seinem eigenen Beispiel zeigte, wie das Leiden mit ruhiger Seele zu ertragen sei. Zu mir sprach er dann gerne von wissenschaftlichen Dingen, von Poesie, Geschichte und guten Büchern, was meinem dürstenden Geiste wie Frühregen für das trockene Erdreich war. Er gedachte mich zum Schulmeister zu machen, lobte bisweilen diesen schönen, nützlichen Stand, war auch gegen die Lehrer sehr zuvorkommend, während er sonst nicht gerade viel zu respektieren schien.»

Thomas Bornhauser, der in Müllheim Christingers Religionslehrer war, ist es zu verdanken, dass der Knabe 1853 als Stipendiat in die erste Klasse des Thurgauischen Lehrerseminars eintreten konnte. Offenbar rechtfertigte er das Vertrauen, das man in ihn setzte, denn der damalige Seminarleiter Johann Zingg bezeugt in einer Aktennotiz vom 24. Dezember 1853, dass es sich bei Christinger um einen «tüchtigen Jüngling» handle. Johann Zingg scheint in der Leitung des Seminars nicht sehr geschickt gewesen zu sein. Der «freundlich-herablassende Ton», mit dem er die Schüler anfangs behandelt hatte, verwand-

delte sich bald in ein «abschreckendes Schimpfen». Neben den Unterrichtsstunden verlangte er mehrere Stunden Feldarbeit und gönnte den Schülern dazwischen kaum eine Pause. Auch muss die Kost nicht nur karg, sondern schlecht und unappetitlich gewesen sein. Schliesslich schritt der Erziehungsrat ein und berief Johann Ulrich Rebsamen, damals Pfarrverweser in Fischenthal, an die Spitze des Seminars. Unter seiner Leitung verbesserte sich das Schulklima spürbar. Zwar verlangte auch Rebsamen Feldarbeit, aber er hielt Mass und baute in den Tagesablauf immer wieder Erholungspausen ein. Vor allem aber verbesserte sich das wissenschaftliche Niveau des Unterrichts, wie Christinger in der Biographie über seinen ehemaligen Lehrer selbst schreibt. Christingers Leistungen am Seminar waren überdurchschnittlich. Insbesondere in den geisteswissenschaftlichen Fächern stand er an der Spitze der Klasse. Weniger begabt scheint er in den musischen Fächern und im Turnen gewesen zu sein.

Nach seiner Seminarzeit wurde Christinger im Gegensatz zur Mehrzahl seiner Klassengenossen nicht Dorfschulmeister, sondern liess sich als Hauslehrer auf Schloss Hard bei Ermatingen engagieren. Die Unterrichtskosten und das Stipendium musste er dem Staat daher zurückzahlen. Schlossherr auf Hard war seit 1848 der Engländer George Treherne Thomas. Er hatte den Grundbesitz am 14. Oktober desselben Jahres für 46 000 Fr. von seinem Vorbesitzer General Thomas Effingham Lindsay aus Dublin erworben. Treherne Thomas war ein tüchtiger, fortschrittlicher, aber auch ehrgeiziger Mann. Er gestaltete Schloss Hard zu einem wahren Fürstensitz um und liess grosse Treibhäuser und eine schöne Parkanlage erstellen. In der Landwirtschaft ging er eigene Wege: Er verwendete als erster in Europa Kunstdünger. Ausserdem betätigte er sich schriftstellerisch und besass eine grosse Bibliothek.

Herr Thomas lebte auf Schloss Hard zusammen mit seiner Schwiegermutter, Baronin Hildebrand, und

seiner Tochter Naninde. Christinger wurde ihr Hauslehrer. Die Stellung als Privatlehrer auf Schloss Hard war für Christinger aber nur eine Übergangslösung. Schon während seiner Seminarzeit war in ihm der Wunsch gereift, Theologie zu studieren. Er erwarb sich das Wissen für die Maturitätsprüfung zum Teil im Privatstudium, zum Teil an öffentlichen Schulen. Für 1858 ist er als Hospitant an der Kantonsschule Schaffhausen belegt. Im Frühling desselben Jahres bestand er mit dem Prädikat «ziemlich gut» als Externer die Maturitätsprüfung an der Kantonsschule Frauenfeld.

Bereits am 19. Oktober 1857 hatte sich Christinger als Student der Theologie in die Matrikel der Universität Zürich eintragen lassen. Er wohnte am Lindenhof, nahe der Kirche St. Peter, nur etwa eine Viertelstunde Fussmarsch vom Carolinum entfernt, wo er seine theologische Ausbildung genoss. Christingers Lehrer gehörten überwiegend der liberalen Richtung an; sie verstanden die biblischen Schriften als historische Zeugnisse des menschlichen Geistes und interpretierten sie mit philologischen Mitteln. Der junge Student belegte sprachwissenschaftliche und exegetische Vorlesungen bei dem Alttestamentler Ferdinand Hitzig, der sich vor allem als Textkritiker einen Namen gemacht hatte, kirchengeschichtliche Vorlesungen bei Otto Fridolin Fritzsche, dem Biographen Glareans, und Veranstaltungen über das Leben Jesu bei Alexander Schweizer, einem Schüler Friedrich Schleiermachers. Eine bedeutende Gestalt am damaligen Carolinum war auch Gustav Volkmar. In den Revolutionswirren von 1848 aus Kurhessen vertrieben, war er 1853 als Privatdozent für Neues Testament an die Universität Zürich berufen worden; 1858 wurde er zum Extraordinarius befördert. Volkmar stellte als einer der ersten den zeitlichen Vorrang des Markus-Evangeliums fest. Die damalige grosse Studienfreiheit erlaubte es Christinger, ein fächerübergreifendes Studium zu betreiben. Er besuchte zahlreiche Vorlesungen in Klassischer Philologie sowie

allgemeinbildende Kollegien in Mathematik und Jurisprudenz. Ausserdem betätigte er sich als Mitglied der «Zofingia», ohne indessen höhere Ränge zu erreichen. 1859 wechselte Christinger an die Universität Jena, wo er zwei weitere Jahre Theologie studierte, ohne dass wir Genaueres erfahren würden. Im Frühling 1861 bestand er vor dem Evangelischen Kirchenrat des Kantons Thurgau das theologische Examen und wurde am 10. Juni 1861 in Frauenfeld ordiniert.

Lehrer und Rektor der Kantonsschule Frauenfeld

Nach ersten Jahren als Pfarrer in Matzingen (1862–1865) wurde Johann Jakob Christinger 1865 als Nachfolger von Professor Wilhelm Krämer für die Fächer Deutsch, Religion und Geschichte an die Kantonsschule Frauenfeld gewählt. Schon 1868 übertrug man ihm das Amt des Rektors, nachdem Professor Heinrich Breitingen, der zunächst in dieses Amt gewählt worden war, dankend abgelehnt hatte.

Professor Christinger trat seine Stelle im Frühjahr 1868 als Nachfolger von Rektor Friedrich Mann an, und es scheint, dass er sich vom Einfluss Manns, der eine starke Persönlichkeit war, nie ganz hat befreien können. Obwohl direkte Hinweise darauf fehlen, weil keine persönlichen Zeugnisse Christingers vorliegen, darf man annehmen, dass seine Rektoratszeit nicht besonders erfolgreich war. Die Amtsdauer von nur zwei Jahren ist jedenfalls sehr kurz, und 1870 wurde Mann nach dem sang- und klanglosen Ausscheiden Christingers ein weiteres Mal zum Rektor gewählt. Während der Amtszeit Christingers sass Mann zudem in mehreren wichtigen Kommissionen.

Christingers Hauptverdienst während seines nur zweijährigen Wirkens als Rektor war die Reorganisation der beiden unteren Klassen der Kantonsschule im Sinne des Klassenlehrersystems. Beide Klassen erhielten in Deutsch, Französisch und Geschichte nur

einen Lehrer; die übrigen Fächer wurden auf wenige Lehrer verteilt. Von der Gründung einer eigenen Sekundarschule wurde sowohl mit Rücksicht auf die Integrität der Schule als auch aus ökonomischen Gründen Abstand genommen. Es ist für das Verhältnis von Christinger und Mann bezeichnend, dass es am 9. September 1869 nicht Christinger, sondern Mann war, der diese wichtige Neuerung dem Lehrerkollegium bekanntgab.

Eine weitere Neuerung stellte die Reorganisation des Kadettenwesens dar. Die ersten Klassen erhielten keinen militärischen Unterricht mehr, sondern wurden durch den Turnunterricht erst darauf vorbereitet. Die Instruktion wurde den verschiedenen Altersklassen gesondert erteilt; die stehenden Offizierschargen wurden abgeschafft; dafür wechselten die älteren Schüler, die ein Korps von Unteroffizieren bildeten, im Kommando ab.

Christingers Regierungsrats- kandidatur 1869

Im Frühjahr 1869 bewarb sich Christinger als Kandidat der freisinnigen Partei des Hinterthurgaus um einen Sitz im Regierungsrat. Obwohl die Verteilung der Departemente erst nach der Wahl erfolgen sollte, galt Christinger aufgrund seiner beruflichen Qualifikation als prädestiniert für die Leitung des neugeschaffenen Erziehungsdepartementes. Trotzdem unterlag er in der Volkswahl vom 18. April 1869 seinem unmittelbaren Mitbewerber, Fürsprecher Fridolin Anderwert aus Frauenfeld, dem späteren Bundesrat, deutlich.

Um die Wahlniederlage Christingers zu verstehen, muss man einen Blick auf die damalige politische Landschaft des Kantons Thurgau werfen. Christingers Kandidatur wurde unterstützt von Ständerat Eduard Häberlin. Als erfolgreicher Jurist und Politiker hatte es dieser im Laufe der Jahre verstan-

den, mehrere wichtige Ämter in seiner Hand zu vereinigen und war allmählich zu einer Art «Princeps» im Kanton Thurgau aufgestiegen. Diese Ämterkumulation in der Hand eines Einzelnen war vielen Thurgauern ein Dorn im Auge, weil sie den republikanischen Traditionen des Landes widersprach. Die Demokratische Bewegung, die im Kanton Zürich gegen die Alleinherrschaft des «Eisenbahnkönigs» Alfred Escher antrat, wandte sich im Thurgau gegen das «System» Häberlin.

Am 10. April 1865 kündigte Fridolin Anderwert, eines der Häupter der Demokratischen Bewegung, auf den Sommer eine Motion an, die auf eine Verfassungsrevision hinzielte. Darin forderte er die Abschaffung der Mittelbehörden (Sanitätsrat, Erziehungsrat) und die Reduktion des Regierungsrates von sieben auf fünf Mitglieder. Ausserdem sollten die Bezirksbeamten direkt durch das Volk gewählt werden. Die Motion wurde im Dezember desselben Jahres aber wieder zurückgezogen, weil die Mehrzahl des Grossen Rates noch immer Häberlin unterstützte und daher wenig Hoffnung bestand, sie erfolgreich durch die Beratung bringen zu können.

Aber die Verfassungsfrage hörte nicht auf, die Gemüter zu beschäftigen. Man spannte auf beiden Seiten die Zeitungen ein und führte einen zum Teil unwürdigen Pressekrieg gegeneinander. Der Pamphletist und gescheiterte Advokat Dr. Friedrich Locher aus Zürich verleumdete Häberlin aufs übelste. Obwohl sich dieser durch einen Freund in der «Neuen Zürcher Zeitung» gegen die ungerechten Vorwürfe wehrte, blieb doch etwas an ihm hängen. Häberlin musste der Demokratischen Bewegung Schritt für Schritt nachgeben. Am 19. April 1868 sprach sich das Thurgauer Volk mit überwältigender Mehrheit für eine Verfassungsrevision durch einen Verfassungsrat aus – Häberlin hatte für eine Verfassungsrevision durch den Grossen Rat plädiert –, und am 28. Februar 1869 wurde die neue Verfassung des Kantons Thurgau vom Volk mit grossem Mehr angenommen.

So lag es auf der Hand, dass in den kurz darauf abgehaltenen Regierungsratswahlen ausschliesslich Anhänger der Demokratischen Bewegung erfolgreich waren. Christinger hatte sich zwar nie prononciert für Eduard Häberlin ausgesprochen, ihm aber nach der Niederlage vom 28. Februar durch eine Stellungnahme in der «Thurgauer Zeitung» Gerechtigkeit widerfahren lassen. Häberlin war ihm dankbar dafür, wie er in der «Volkszeitung» ausdrücklich bekannte, und unterstützte vielleicht deswegen seine Kandidatur in den Regierungsrat. Damit galt Christinger aber als Anhänger Häberlins und wurde in dessen politischen Untergang – Häberlin verlor bei der gleichen Gelegenheit sein Ständratsmandat – mit hineingezogen.

Offenbar wollte man im neuen Regierungsrat den tüchtigen Christinger trotz allem nicht entbehren. Jedenfalls wurde er am 3. Mai 1869 vom Grossen Rat mit überwältigender Mehrheit zum Staatsschreiber gewählt. Doch mit Brief vom 4. Mai lehnte Christinger die ehrenvolle Wahl ab. Er habe «aus Liebe zur Schule und Wissenschaft, aus Interesse u. Hingebung für die Erziehung unseres Volkes vor einigen Jahren [sein] Pfarramt mit der Stelle eines Lehrers an der thurgauischen Cantonsschule vertauscht». «In dieser Wirksamkeit, und zumal als Religionslehrer der reiferen Jugend, glaube ich noch heute mehr leisten zu können u. mehr innere Befriedigung zu finden, als in der mir völlig fremden Stellung, zu welcher man mich berufen hat.» Dazu komme, dass er sich eben erst vollständig in den Organismus und die erzieherische Aufgabe der Schule ganz hineingelebt habe, erst jetzt also eine intensivere Tätigkeit an derselben entfalten könne und «daher auch Gewissens halber gerechtes Bedenken haben muss, sie gerade in diesem Augenblick aufzugeben». Endlich verhehle er nicht, «dass ich zu dem mir vom hohen Grossen Rathe angebotenen Amte mit Rücksicht auf die Art und Weise der Thätigkeit, welche es fordert, nicht genug Berufs-Neigung u. Befähigung fühle, um mich zur Annahme desselben entschliessen zu können».

So sehr all diese Begründungen etwas für sich haben mochten, so wahrscheinlich ist es darüber hinaus, dass der Sympathisant Eduard Häberlins schlicht nicht einer Regierung dienen wollte, die ganz aus Vertretern der Demokratischen Bewegung bestand.

1879 kandidierte Christinger nochmals für den Regierungsrat. Wieder verlor er die Wahl deutlich gegen seine Mitkandidaten.

Der Pfarrherr

Im Laufe seines Lebens bekleidete Johann Jakob Christinger drei verschiedene Pfarrstellen: Von 1862 bis 1865 war er Pfarrer in Matzingen, von 1870 bis 1874 bekleidete er die Pfarrstelle von Arbon, und nach einem kurzen, gesundheitlich bedingten Unterbruch amtierte er von 1875 bis 1910 als Seelsorger in Hüttlingen.

Es würde zu weit führen, Christingers Tätigkeit in diesen Jahren im einzelnen nachzugehen. Auskunft darüber geben die Pfarrbücher und die Protokolle der Kirchgemeindeversammlungen der betreffenden Pfarreien.

Christinger hatte in Arbon als Mitglied und in Hüttlingen als Präsident der Kirchenvorsteherschaft die Aufgabe, deren Beschlüsse in die Tat umzusetzen.

Christinger verstand seine karitative Tätigkeit in einem umfassenden Sinn. Während seiner Amtszeit in Arbon setzte er sich insbesondere für die Besserstellung der Insassen des Waisen- und Armenhauses ein. Er sorgte dafür, dass sie eine ausgeglichene Ernährung erhielten und die Räume angemessen gelüftet und gepflegt wurden. Während seiner Tätigkeit in Hüttlingen setzte er sich so sehr für die Armen ein, dass die Rechnungen des Armenfonds regelmässig mit einem Defizit schlossen, das aber ebenso regelmässig aus anderen Mitteln der Kirchgemeinde gedeckt wurde.

Im Kopierbuch von Hüttlingen, das bis ins Jahr 1859 zurückgeht, finden sich Einträge zu Leumunds-

zeugnissen, Ehegesprächen, unehelichen Geburten, Einweisungen in die Arbeitserziehungsanstalt Kalchrain sowie Listen stimmfähiger Bürger und vieles mehr. Die Kirche übte bis ins 19. Jahrhundert eine wichtige gesellschaftliche Kontrollfunktion aus, die in dieser Form heute vom Staat wahrgenommen wird. Die Armengeössigen einer Gemeinde waren regelmässig dem zuständigen Bezirksamt zu melden. Christinger ging mit dieser Meldepflicht sehr zurückhaltend um. Er nannte die Armengeössigen nur, wenn es sich nicht mehr vermeiden liess und sie keine Anstalten zur Besserung zeigten.

Erst bei genauerem Studium der Akten ergibt sich, dass Christinger unverheiratet blieb. Dies ist für einen evangelischen Geistlichen der damaligen Zeit eine erstaunliche Tatsache, musste doch nach reformatorischer Lehre der evangelische Pfarrer mit seinem Familienleben ein Vorbild für die christliche Gemeinde abgeben. Da persönliche Zeugnisse Christingers fehlen, wissen wir nicht, ob sein «Zölibat» selbstgewählt oder aufgezwungen war. Wie dem auch sei: Als alleinstehender Pfarrer konnte er sich seinem Amt nur mit umso grösserer Kraft widmen. Seine Schwester Susann Elisabeth führte ihm den Haushalt. Bemerkenswert ist, dass Christinger im politischen und sozialen Bereich entschieden für die Rechte der Frau eintrat, soweit das im damaligen Rahmen überhaupt möglich war. Als Präsident der Thurgauischen Gemeinnützigen Gesellschaft befürwortete er berufliche Fortbildungsschulen für das weibliche Geschlecht, und 1903 war er es, der zusammen mit Dr. Elias Haffter jun., über den in diesem Band Markus Oettli berichtet, Hanna Brack als erste Sekundarlehrerin im Thurgau an die Mädchensekundarschule Frauenfeld holte.

Die Gründe, warum Johann Jakob Christinger im Laufe seines Lebens sein Tätigkeitsfeld mehrfach wechselte, lassen sich anhand der Quellen nur ungenügend rekonstruieren. Wie bereits dargelegt, war es die Aussicht, sich an der Kantonsschule

vermehrt seinen wissenschaftlichen Interessen widmen zu können, die ihn bewog, seine erste Pfarrstelle in Matzingen zu verlassen. Doch soll er sich an sein erstes Wirkungsfeld zeitlebens gern erinnern haben. Die Schwierigkeiten in der Leitung der Kantonsschule und sein Scheitern als Regierungsratskandidat führten ihn 1870 ins Pfarramt zurück. In Arbon traf er auf eine relativ grosse städtische Gemeinde mit einer breiten Arbeiterschicht. Offenbar konnte er sich als liberaler Theologe und Mann der Wissenschaft diesem Zuhörerkreis nicht so recht verständlich machen. In seiner Abschiedspredigt vom 11. Januar 1874 beklagt er das kirchliche Desinteresse seiner Gemeindeglieder. Äusserer Anlass für die Kündigung war die ungünstige Lage des Pfarrhauses, das sich in der Nähe einer gutbesuchten Dorfwirtschaft befand. Schon am 2. April 1871 teilte Christinger der Gemeinde seine Absicht mit, die Wohnung im Pfarrhaus aufzugeben und in ein Heim überzusiedeln, das durch ruhige Lage für geistige Arbeit und Schonung der Gesundheit zweckmässiger sei. Dieser Wohnungswechsel scheint dann aber doch nicht stattgefunden zu haben, denn die Kündigung erfolgte am 5. Dezember 1873 aus den gleichen Gründen.

Erst in Hüttlingen scheint Christinger das ihm zusagende Tätigkeitsfeld gefunden zu haben. 35 Jahre wirkte er hier als geachteter Seelsorger. 1898 bis 1910 war er Abgeordneter zur theologischen Konkordatsprüfung, seit 1898 Dekan des Pfarrkapitels Frauenfeld. Dem Evangelischen Kirchenrat des Kantons Thurgau diente er von 1884 bis 1887 als Aktuar, ab 1894 als Suppleant und seit 1900 als Vizepräsident.

Christinger starb am 22. August 1910 an einem langwierigen Herz- und Blasenleiden. Anlässlich seines Hinschieds heisst es im Protokoll der Kirchgemeindeversammlung, dass er sein Leben und Amt nach der Botschaft des Evangeliums geführt habe, und der Grabstein auf der Nordseite der Dorfkirche bezeugt noch heute die Dankbarkeit der Gemeinde.

Der Schriftsteller

Johann Jakob Christinger hat im Laufe seines Lebens zahlreiche Werke verfasst, Aufsätze geschrieben und Referate gehalten. Mit zwei Werken ist er aber besonders bekannt geworden: Es handelt sich um die Biographie von Thomas Bornhauser und um das Festspiel zur sogenannten Centenarfeier des Thurgaus, das im Juli 1898 in Weinfelden aufgeführt wurde.

Die Biographie von Thomas Bornhauser entstand in einer Zeit der «unfreiwilligen Musse», wie Christinger im Vorwort zur ersten Auflage selbst schreibt, nämlich als er 1874 aus gesundheitlichen Gründen aus dem Pfarramt in Arbon ausscheiden musste. Sie erschien 1875 in ungekürzter Ausgabe bei Jacques Huber in Frauenfeld und 1898 in gänzlich umgearbeiteter Form bei Werner Schläpfer in Weinfelden.

Christinger hat die Zeit seines Krankenurlaubs gut genutzt. «Aus der Erinnerung, aus einem reichen handschriftlichen Nachlass, aus mehr als tausend Zeitungen und Briefen und endlich aus mündlichen Erkundigungen», wie er selbst bezeugt, schuf er ein lebendiges Lebensbild Bornhausers. Christinger begleitet seinen Helden von dessen Geburt am 19. Mai 1799 in Weinfelden zum Studium der Theologie am Carolinum in Zürich, an die erste Pfarrstelle nach Matzingen, dann nach Arbon und mit dem Jahr 1852 schliesslich nach Müllheim. Seine Darstellung beruht auf gründlichem Quellenstudium. Besonders wertvoll sind die Ausblicke in die politische Umwelt Bornhausers, nach der Schweiz und nach dem Europa der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Während Christinger die politischen Ideen Bornhausers weitgehend teilt, meldet er seinen dichterischen Werken gegenüber deutliche Vorbehalte an. So ist das Bild Bornhausers, das vor dem Leser entsteht, keineswegs unkritisch, sondern eine differenzierte Würdigung seiner Persönlichkeit mit all ihren Licht- und Schattenseiten. Christingers Bornhauser-Biographie möchte ein Volksbuch sein, «sie möchte hinausgehen in die Häu-

In das Gedächtnis der Nachwelt eingeschrieben hat sich Johann Jakob Christinger einerseits mit seiner Thomas-Bornhauser-Biographie von 1875, andererseits mit dem «Fest-Spiel für die Centenar-Feier der Befreiung des Thurgaus» von 1898, in dessen Schlussapothese das gedeihliche Zusammenwirken des Thurgaus (von 1803) mit der Schweiz (von 1848) verherrlicht wird.



ser und Hütten des schweizerischen Vaterlandes und Jungen und Alten erzählen, wie die Begeisterung für Recht, Bildung und Menschenwürde unser Volks- und Staatsleben aus dumpfem Schlaf erweckt, verjüngt und wiedergeboren hat und immer wieder aus urkräftigem Quell erfrischen und veredeln muss». Die Biographie ist heute deshalb von besonderem Wert, weil Bornhausers Nachlass, auf den sie sich teilweise stützt, verschollen ist.

Im Festspiel für die Centenarfeier des Thurgaus, das Christinger 1897 im Auftrag des Organisationskomitees schrieb, stellte er in einer lockeren Reihe von sieben geschichtlichen Bildern die Entwicklung des thurgauischen Volkes von seinen Anfängen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts dar. Aus-

gehend vom Rückzug der Römer aus Osthelvetien und dem Sieg des Christentums über das germanische Heidentum schildert er die Eroberung der Landgrafschaft Thurgau, das tapfere Auftreten des Thurgauer Mädchens, das Leben unter der Landvogtei und die erste Volksversammlung vom 1. Februar 1798 in Weinfelden. Das Stück endet in einer Apotheose: Es erscheinen die allegorischen Figuren der Helvetia und der Thurgovia sowie bekannte thurgauische Persönlichkeiten wie Thomas Bornhauser und Johann Jakob Wehrli, der erste Direktor des Thurgauischen Lehrerseminars. Diese Gestalten preisen die Freiheit des Kantons Thurgau und sein Zusammenwirken mit der Eidgenossenschaft.

Die Musik zum Festspiel komponierte Wilhelm Decker, Musiklehrer am Seminar Kreuzlingen, die beiden Solopartien wurden Emilie Welti-Herzog, Hofopernsängerin in Berlin, die in Diessenhofen aufgewachsen war, und Elsa Burgmair aus Aarau anvertraut. 600 Personen waren an den Aufführungen als Laiendarsteller und Sänger beteiligt!

Das von Johann Jakob Christinger verfasste Festspiel war zu lang. Es musste für die Aufführungen gekürzt werden. Mit dieser Kürzung ist leider viel vom Reiz des Stücks verloren gegangen.

Christingers Wirken für die Öffentlichkeit

In zahlreichen Ämtern stellte Johann Jakob Christinger sein umfassendes Wissen und seine reichen geistigen Gaben in den Dienst der Allgemeinheit. Er war seit 1864 Mitglied des thurgauischen Sekundarschulinspektorates und nach dem Tode Rebsamens im Jahre 1897 dessen Präsident. Von grosser Bedeutung war auch seine Funktion als langjähriger Präsident der Thurgauischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Dem Historischen Verein des Kantons Thurgau diente er mehrere Jahre als Aktuar.

Stellvertretend für Christingers Tätigkeit in diesen verschiedenen Gremien und Vereinen soll seine Arbeit in der Gemeinnützigen Gesellschaft betrachtet werden, weil er sich hier besonders erfolgreich betätigt hat. Er wurde am 12. Mai 1862 ihr Mitglied. 1869 wurde er erstmals als Delegierter an eine Versammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft in Neuenburg abgeordnet. Bezeichnend für die Sorgfalt, mit der er seine Aufgabe auffasste, ist, dass er über die Verhandlungen in Neuenburg einen schriftlichen Bericht erstellte, weil er an der Jahresversammlung der Thurgauischen Gesellschaft nicht persönlich anwesend sein konnte.

Während seiner ersten Präsidentschaftsjahre von 1871 bis 1880 beschäftigte er sich vor allem mit Fragen der Lehrerbildung und der Armenpflege. Mit der körperlichen Erziehung der Jugend und mit der Volksgesundheitspflege befassten sich in dieser Zeit mehrere Referate. Es wurde eine Sonderkommission zum Thema der körperlichen Ertüchtigung im Schulpflichtalter eingesetzt. Zwar kam es nicht zur Gründung einer eigenen kantonalen Krankenkasse, wie Christinger es angestrebt hatte, doch trat durch Vermittlung der Gemeinnützigen Gesellschaft am 1. März 1874 ein Vertrag unter einer Anzahl schon bestehender örtlicher Krankenvereine in Kraft, der allen Mitgliedern untereinander volle Freizügigkeit gewährte.

Ein wichtiges Anliegen war für Christinger auch die Verbesserung der Lage der Arbeiterschaft. Am 27. Mai 1872 hielt er vor der Thurgauischen Gemeinnützigen Gesellschaft diesbezüglich ein Referat, in dem er einen ausführlichen Bericht über die Lage der Arbeiter im Kanton Thurgau ablegte und nachdrücklich für ein eidgenössisches Fabrikengesetz eintrat. Dieses Gesetz sollte insbesondere die in der Industrie noch immer übliche Kinderarbeit einschränken.

Viel beachtet und als wegweisend eingestuft wurde auch sein Referat vom 11. Juni 1878 in Kreuzlingen, in dem er mit konkreten Vorschlägen für die

Verbesserung der Milchwirtschaft im Kanton Thurgau eintrat.

Auf nationaler Ebene war Christinger regelmässig Delegierter an die Jahresversammlungen der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Von 1880 bis 1885 betreute er zusammen mit Pfarrer Walter Kempin die Redaktion der «Zeitschrift für Gemeinnützigkeit». Ab 1892 war er Mitglied der Armen- und Anstaltenkommission. 1898 und 1900 hielt er je ein Referat über die «Grundlinien der gegenwärtigen Armengesetzgebung in der Schweiz» und über «Ideen zu ihrer zweckmässigen Gestaltung und Fortbildung».

Christingers letzte Präsidentschaftsjahre von 1901 bis 1907 waren der ruhigen Konsolidierung des Bestehenden gewidmet. Trotzdem wuchs die Thurgauische Gemeinnützige Gesellschaft in diesen Jahren nochmals um rund zweihundert Mitglieder. Bei den aktuellen Aufgaben stand der Kampf gegen den Alkoholismus im Vordergrund. Mit öffentlichen Lesesälen, die zum Teil auf schon bestehende Institutionen zurückgingen, versuchte man, einen Beitrag zur Lösung dieses Problems zu leisten. An der Jahresversammlung von 1907 machte die Gesellschaft eine halbherzige Anregung zur Revision des thurgauischen Armengesetzes von 1861, die dann allerdings nie in die Tat umgesetzt wurde.

Würdigung

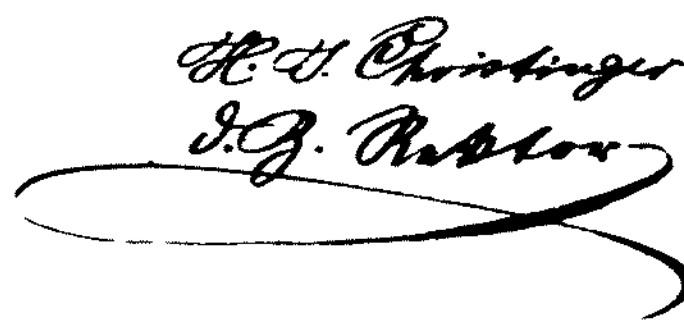
Johann Jakob Christinger, oder Jakob Christinger, wie er sich in seinen Werken selbst zu nennen pflegte, ist in die Thurgauer Geschichte eingegangen als Kirchenmann und Schriftsteller. Weniger bekannt ist, dass Christinger nicht nur ein Geistlicher und stiller Stubengelehrter, sondern auch ein Mann der Öffentlichkeit war. In zahlreichen Ämtern, als Schulinspektor, zeitweiliger Aktuar und Vizepräsident des Evangelischen Kirchenrats, Dekan, und von 1868 bis 1870

als Rektor der Kantonsschule, diente er der Gemeinschaft. Dass er 1869 die Wahl zum Staatsschreiber ausschlug, zeigt, dass er politischen Einfluss nicht um jeden Preis anstrebte.

Sein Element war die Sprache. Hier erlangte er beachtliche Könnerschaft. Dies bezeugen nicht nur seine Zeitgenossen, sondern auch die Werke, die er hinterlassen hat. Jahrelang war Christinger Präsident der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Thurgau. Hier konnte er verwirklichen, was ihm besonders am Herzen lag. Er, der selber unter materiellen Schwierigkeiten aufgewachsen war, wusste, was Armut bedeutet. Seine Tätigkeit und seine Vorträge im Rahmen dieser Gesellschaft zeigen, dass er für die sozialen und wirtschaftlichen Probleme seiner Zeit aufgeschlossen, ja seinem Jahrhundert in manchem voraus war.

Will man nach zeitgenössischen Vergleichen für die Persönlichkeit Christingers suchen, so fallen einem vor allem zwei Namen ein: Thomas Bornhauser und Jeremias Gotthelf. Der Pfarrer von Matzingen war in seinen späteren Jahren Christingers Religionslehrer und Mentor. Bornhauser hat den jungen Christinger durch seine Persönlichkeit nachweisbar stark beeindruckt. Er ermunterte ihn zum Besuch des Lehrerseminars und eröffnete ihm den Zugang zur wissenschaftlichen Bildung. Wahrscheinlich geht auch der Wunsch Christingers, Theologie zu studieren, auf die Begegnung mit Bornhauser zurück. Doch fehlte Christinger die kämpferische Energie Bornhausers. Er ging Auseinandersetzungen zwar nicht grundsätzlich aus dem Wege, aber zeigte im politischen Leben und als Rektor der Kantonsschule doch wenig Durchschlagskraft. Mit Jeremias Gotthelf verbindet Christinger der Pfarrerberuf, die Schriftstellerei und das sozialpolitische Engagement. Aber wo Gotthelf wortmächtig poltert, predigt und gelegentlich auch moralisiert, ist Christinger der kluge Analytiker, der bei aller emotionalen Betroffenheit die sachliche Distanz nie verliert. Diese Distanz erlaubte es ihm, in

ganz anderer Weise als Bornhauser und Gotthelf praktisch tätig zu werden und in stiller, zuverlässiger Kleinarbeit segensreiche Veränderungen zu bewirken.



The image shows two handwritten signatures in black ink. The top signature reads 'H. J. Christinger' and the bottom signature reads 'J. J. Bornhauser'. Both signatures are written in a cursive, flowing style. A large, decorative flourish underline spans across both signatures.

Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Werke

Theodor Bibliander. Ein biographisches Denkmal, Frauenfeld 1867 (Beilage zum Programm der thurg. Kantonsschule 1867); Über römische Niederlassungen im Thurgau und speziell über die Ausgrabungen in Oberkirch, in: TB 9 (1868), S. 95–106; Über die Fortbildungsschulen im Kanton Thurgau. Vortrag, Frauenfeld 1871; Abschiedspredigt, gehalten den 11. Januar 1874, Frauenfeld 1874; Die poetischen Bearbeitungen der Sage von der Thurbücke bei Bischofszell, in: TB 15 (1875), S. 13–34; Thomas Bornhauser. Sein Leben, Wirken und Dichten nach den Urkunden und nachgelassenen Schriften, Frauenfeld 1875; Zur älteren Geschichte von Burg-Stein und Eschenz mit besonderer Berücksichtigung der daselbst aufgefundenen römischen Inschriften, in: TB 17 (1877), S. 4–20; Die Milchproduktion im Thurgau in ihrem Verhältnis zur Ernährung des Volkes. Referat, Frauenfeld 1878 (auch als Beilage zu Nr. 18 der Thurg. Blätter für Landwirtschaft 1878); Die ethische Aufgabe der Schule mit besonderer Rücksicht auf die Zustände der Gegenwart. Referat an die Thurgauische Schulsynode, in: Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 18 (1879), S. 521–539 (auch als Sonderdruck); Dr. Johann Adam Pupikofer. Nekrolog, in: Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 21 (1882), S. 552–568 (auch als Sonderdruck); Mens sana in corpore sano. Pädagogische Vorträge und Studien, Frauenfeld 1883; Über nationale Erziehung. Vortrag, Basel 1885; Was ist nach dem Vorgehen des Bundes zur Bekämpfung des Alkoholismus weiter zu tun mit besonderer Rücksicht auf die Heiligung des Sonntags? Referat, in: Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 24 (1885), S. 281–304 (auch als Sonderdruck); Friedrich Herbarts Erziehungslehre und ihre Fortbildner bis auf die Gegenwart. Nach den Quellschriften dargestellt, Zürich 1895; L'instruction religieuse dans les premières années de l'enfance. Discours

prononcé à l'assemblée de la Société suisse des Jardins d'enfants à Lucerne en 1892, Neuchâtel 1895; Die Förderung der Talente auf der Stufe der Volks- und Mittelschule. Vortrag, Zürich 1896; Johann Ulrich Rebsamen, Seminardirektor in Kreuzlingen 1854–1897. Lebensbild, in: Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 36 (1897), S. 284–293 (auch als Sonderdruck); Johann Ulrich Rebsamen, thurg. Seminar-Direktor. Sein Lebens- und Charakterbild, in: Schweiz. pädagogische Zeitschrift 1898, S. 149–171 (auch als Sonderdruck); Neuer Jugend-Psalter. Sammlung von Gebeten, Liedern und Sprüchen für Schule und Haus, Davos 1897; Festspiel auf die Centenar-Feier der Befreiung des Thurgaus im Juli 1898 zu Weinfelden. Vollständiger Text, Weinfelden 1897; Festspiel für die Centenar-Feier der Befreiung des Thurgaus. Aufgeführt im Juli 1898 in Weinfelden. Gekürzter, für die Darstellung bestimmter Text, Weinfelden 1898; Thomas Bornhauser. Sein Leben, Wirken und Dichten nach den Urkunden und nachgelassenen Schriften, 2. Aufl. in 3 Bden, Weinfelden 1898; Festspiel für die Jahrhundertfeier der Schlacht am Schwaderloh, 18. April 1499, Frauenfeld 1899; Eröffnungswort an die Versammlung zur Wiederaufrichtung des thurgauischen Tierschutzvereins, Frauenfeld 1902.

Quellen

Ungedruckte: StATG 2'30'59: Allgemeine Akten des Grossen Rates, Mai 1869; StATG 3'00'134: Protokoll des Regierungsrates 3.7.–31.12.1869; StATG 4'760'5: Protokoll des Erziehungsrates 1854–59; StATG 4'785'1: Sekundarschulen, allgemeine Akten 1844–62; StATG 4'982'0: Rechenschaftsberichte des Evang. Kirchenrats; StATG 8'903'0–38: Archiv der Thurg. Gemeinnützigen Gesellschaft (vor allem 4–5, 6–7, 9–10); StAZH: Matrikel der Universität Zürich, Mitgliederverzeichnis der Zofingia Zürich; Evang. PfarrA Arbon: Protokolle der Kirchenvorsteherschaft 1870–80, Jahresberichte des Pfarramtes und der Kirchenvorsteherschaft 1869–1910; Evang. PfarrA Hüttlingen: «Copirbuch» des Pfarramtes 1859–1929, Protokolle der Kirchenvorsteherschaft; Archiv der Kantonsschule Frauenfeld: Konventsprotokolle.

Gedruckte: Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen im Kanton Thurgau 1846–1907, Frauenfeld 1850–1908.

Nachrufe und Literatur

TZ, 23.8.1910; Evangelischer Kirchenbote für den Kanton Thurgau, Nr. 10, 1910.

Büeler, Gustav: Geschichte der Gründung der Thurgauischen Kantonsschule. Nebst Beiträgen zur Chronik und Statistik der Schule von 1853–1903, Frauenfeld 1903; Düssli, Hans: Das Armenwesen des Kantons Thurgau seit 1803, Frauenfeld 1948; Hasenfratz, E[mil]: Thurgauische Gemeinnützige Gesellschaft.

Ihre Schöpfungen und Tätigkeiten. Mit besonderer Berücksichtigung des Zeitabschnittes von 1908–1913, Frauenfeld 1914; Hugentobler, Jakob: Schloss Hard bei Ermatingen und seine früheren Besitzer, Steckborn 1961 (Veröffentlichungen der Heimatvereinigung am Untersee; 15); Hunziker, Otto: Geschichte der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1810–1910, Zürich 1910; Leisi, Ernst: Geschichte der Stadt Frauenfeld, Frauenfeld 1946; Mebold, Marcel: Eduard Häberlin 1820–1844. Sein Leben und Wirken im Kanton Thurgau und in der schweizerischen Eidgenossenschaft, in: TB 109 (1971), S. 1–463 (zugleich Diss. phil. I, Zürich, Winterthur 1971); Schib, Karl: Hundert Jahre Kantonsschule Schaffhausen, Schaffhausen 1951 (Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule 1950/51); Schmid, Hermann Alfred: 150 Jahre Thurgauisches Lehrerseminar Kreuzlingen, Weinfelden 1983; Schoop, Albert: Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 1: Chronologischer Bericht, Frauenfeld 1987; Walder, Anna: Menschen, die ich erlebte, Frauenfeld 1972; Wuhrmann, Willy: Verzeichnis der evangelischen Pfarrer des Kantons Thurgau von 1863 bis 1936, in: TB 73 (1936), S. 1–64.

Bildquellen

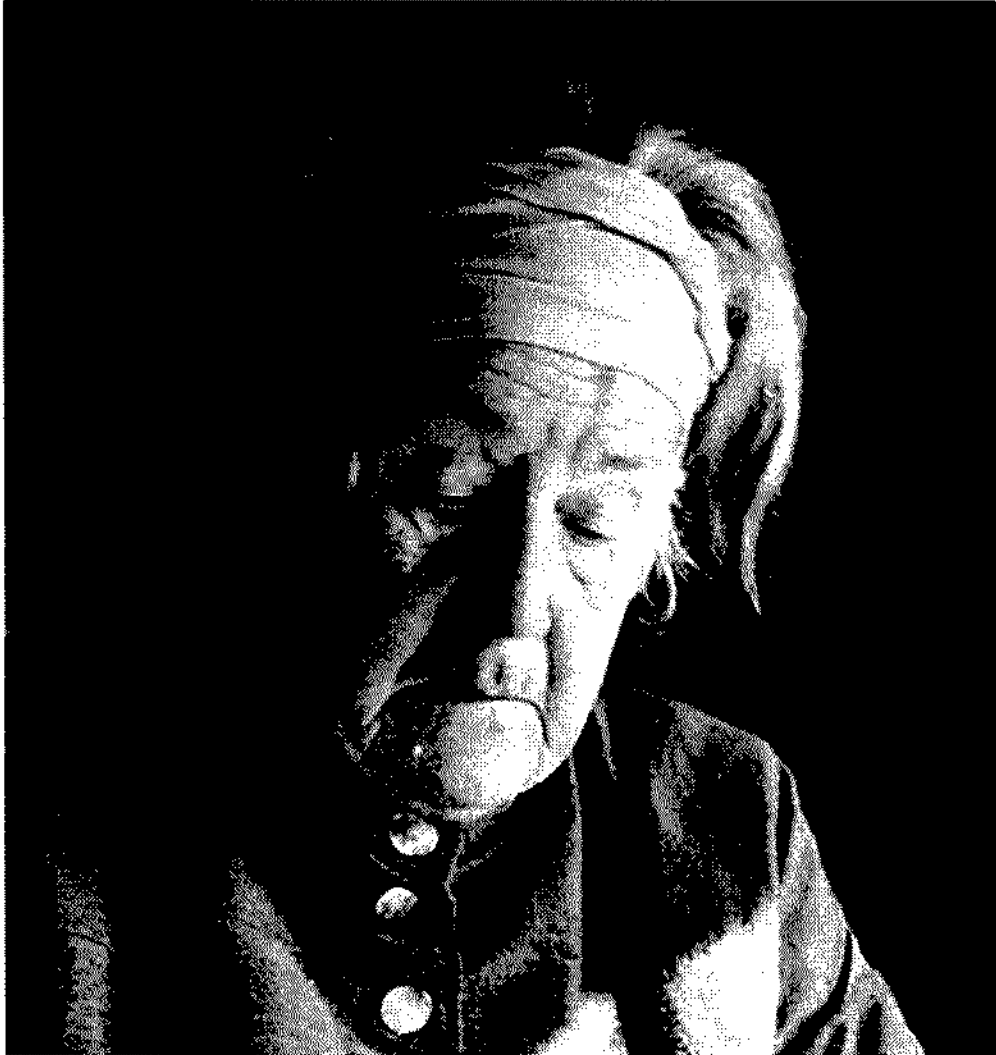
Abb. 1: StATG 8'623'2: Nachlass Tuchs Schmid Karl (Johann Jakob Christinger, um 1898; Fotografie: Huber, Kurzrickenbach).

Abb. 2: KBTG L 553 c: Fest-Spiel für die Centenar-Feier der Befreiung des Thurgaus. Aufgeführt im Juli 1898 in Weinfelden. Gekürzter, für die Darstellung bestimmter Text, Weinfelden 1898, Titelseite; Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld.

Unterschrift: StATG 2'30'59: Allgemeine Akten des Grossen Rates, Mai 1869 (Brief von Johann Jakob Christinger an den Grossen Rat, 4.5.1869).

Elisabeth Grossmann

Helen Dahm (1878–1968) Künstlerin



«Künstler sein heisst nicht allein Talent haben, Künstler sein heisst aushalten, durchhalten, in einsamen Raum gestellt sein und die Angst, die Stille, die Zweifel ertragen. In meinem Leben bin ich an Abgründen vorbeigegangen, es ist Gnade, dass ich nicht versunken bin, und Gnade, wenn ich in meinen Bildern etwas Bleibendes geben kann.»

Diese Zeilen schrieb die Malerin Helen Dahm, als Rückbesinnung, am 1. Juli 1955, rund zwölf Jahre vor ihrem Tod. «Gnade» und «Einsamkeit» waren die beiden Pole, zwischen welchen sich ihr Leben abspielte, festgehalten und sichtbar gemacht in einem Werk, hinter dessen allgemeingültigen Themen sich das Verletzliche einer Frauenbiographie verbirgt.

Jugend in Egelshofen und Kreuzlingen 1878–1897

Geboren wurde Helen Dahm am 21. Mai 1878 als erstes Kind des Ehepaars Friedrich Hugo Dahm

(1850–1912) und Helena Wilhelmina Dahm-Ammann (1854–1907) in Egelshofen, Gemeinde Kreuzlingen. Der Vater entstammte einer angesehenen reformierten Kaufmannsfamilie (Seidenhandel), welche aus Elberfeld, Königreich Preussen, in den Thurgau eingewandert war und sich 1856 das Kantonsbürgerrecht (Gemeindebürgerrecht Kurzrickenbach) erworben hatte, die Mutter einer Landarztfamilie aus Ermatingen. Das Paar hatte sich 1876 verheiratet und war, nach dem Tod des Vaters mütterlicherseits, zu der verwitweten Mutter in das ehemalige Arzthaus «Rosenegg» gezogen. In diesem Haus wuchsen die drei Kinder Helen, Hugo (1879–1955) und Charlotte (1882–1908) auf, und in dieses Haus führen die frühesten Erinnerungen der Künstlerin zurück: «Mein erster Farbeindruck in meinem Leben bewusst, das waren orangefarbene Kaffeetassen bei meiner Grossmutter im schwarzseidenen Kleid.»

1883 verliess die Familie das Haus «Rosenegg» und zog in das Dahm-Haus in Kreuzlingen ein. Etwa zur gleichen Zeit äusserten sich bei Helena Dahm-Ammann erste Anzeichen einer unheilbaren Krankheit (Krebs); sie war von nun an nicht nur auf ständige ärztliche Betreuung angewiesen, sondern auch wiederholt in Münsterlingen hospitalisiert. Zu der Erkrankung der Mutter kam, unbegreiflich für Helen Dahm, der Tod der Grossmutter; er ist ihr für immer im Gedächtnis haften geblieben: «Da kamen mitten in der Nacht die Eltern an unsere Betten und sagten: «wir müssen zur Grossmutter Dahm fahren, sie ist tot.» Aber wie sie das sagten, war ganz anders im Ton, als wie sie sonst mit uns sprachen; es muss also etwas ganz Besonderes sein. Schnell darauf fuhr das Rösslein mit der Kutsche vor, wir hörten noch sein Traben, und wir waren allein mit dem Wort tot und wussten nicht, was es war, tot, tot, tot, so schliefen wir damit bald wieder ein.»

Von Kreuzlingen aus besuchte Helen Dahm die Schule im nahe gelegenen Konstanz. Sie erschien scheu und zurückhaltend, zeigte aber bereits zeich-

nerische Fähigkeiten, die von den Eltern offen gefördert wurden; in ihrer Freizeit durfte sie den Unterricht des Landschaftsmalers Max von Sury, Kreuzlingen, besuchen. Das Jahr 1895 verbrachte das junge Mädchen in einer Pension in Payerne, um sich dem damals üblichen Welschlandaufenthalt zu unterziehen. Es war eine Zeit des Umbruchs: Der Vater, erfolglos im Seidenhandel tätig, musste im selben Jahr das Haus «Rosenegg» verkaufen und zwei Jahre später, 1897, den Konkurs des Unternehmens anmelden.

Es war Helena Dahm-Ammann, welche trotz ihrer Krankheit die Verantwortung für die Familie übernahm: 1897 eröffnete sie an der Schönleinstrasse in Zürich eine Pension für Studenten und Dozenten der nahegelegenen ETH.

Zwischen Hauswirtschaft und Kunst: Zürich 1897–1906

Die Aufsicht über die Pension lag in den Händen der Mutter, die praktische Führung jedoch wurde Helen Dahm, als ältester Tochter, übertragen. «Dann war meine Aufgabe, etwa bis zum dreissigsten Jahr, in diesem internationalen Haushalt zu schaffen und zu wirken als ältestes von drei Kindern», notierte sie später und fügte lakonisch hinzu: «Daneben ging die Kunst weiter.» Nur die Freizeit konnte genutzt werden, um sich künstlerisch weiterzubilden. Sie besuchte vorerst die Kunstgewerbeschule Zürich als Hospitantin, später die 1899 eröffnete Frauenkunstschule von Louise Stadler – in einer Zeit, welche die Frauen von Kunstakademien oder -schulen weitgehend ausschloss, boten solche Privatschulen die einzige Möglichkeit für eine künstlerische Ausbildung.

Der Unterricht unterschied sich nicht wesentlich von demjenigen an der Kunstgewerbeschule, waren doch mehrere Lehrer, z. B. Hermann Gattiker und Ernst Würtenberger, an beiden Instituten tätig. Ge-

pfligt wurden vor allem die graphischen Techniken: die Farb- und Bleistiftzeichnung und die Radierung. Helen Dahm schätzte besonders die Ausbildung bei Hermann Gattiker. Der Unterricht fand oft im Freien statt und gründete auf einem genauen Naturstudium. Die ersten Fortschritte der Studentin lassen sich in einer geschärften Beobachtungsgabe sowie in einer wachsenden technischen Fertigkeit erkennen, sowohl was die Zeichnung, als auch was die – eher selten ausgeübte – Malerei betrifft. Noch sind die Studien geprägt von der Auseinandersetzung mit der Landschaftsmalerei des ausgehenden 19. Jahrhunderts und lassen wenig von einer individuellen Handschrift erkennen.

Neben der Fortbildung an der Stadlerschule wurde die Mitarbeit in der Pension für Helen Dahm zu einer wachsenden Belastung. An eine echte künstlerische Ausbildung war unter diesen Umständen nicht zu denken, Helen Dahm dem Widerspruch zwischen Pflicht und Berufung auf die Dauer nicht gewachsen. Der jahrelange Konflikt führte 1906 zum endgültigen Bruch mit dem bisherigen Leben: Helen Dahm fasste den Entschluss, ihre Familie zu verlassen und für die Ausbildung ins Ausland zu gehen. Die Beziehung zu Eltern und Geschwistern wurde abgebrochen und selbst beim Tod der Mutter (1907) und der Schwester (1908) nicht mehr aufgenommen.

In der Kunstmetropole: München 1906–1913

Versehen mit einem bescheidenen Stipendium der Familie Ammann-Volkart in Winterthur, liess sich Helen Dahm 1906 in der Kunstmetropole München nieder. Sie schrieb sich an der Frauenakademie von Professor Robert Engels ein und besuchte gleichzeitig Kurse an der Schule für graphische Techniken Moritz Heymann. Die dortige Ausbildung war vor allem durch den Jugendstil und den Symbolismus geprägt;

der stilistische Einfluss äussert sich deutlich in einer Reihe von allegorischen und mythologischen Kompositionen sowie in der symbolischen Überhöhung der Landschaftsmotive. Wesentlicher aber für die künstlerische Entwicklung Helen Dahms wurde die Begegnung mit dem deutschen Expressionismus, den sie über die deutsche Intellektuelle – und spätere Lebensgefährtin – Else Strantz kennenlernte. Aus der intensiven Auseinandersetzung entwickelte sich ein neues Verhältnis zur Farbe und zum Hell-/Dunkelkontrast sowie ein gesteigerter Ausdruckswillen, der das kommende Werk vorankündigt: Dieser expressiv betonten Sprache sollte Helen Dahm, selbst im ungegenständlichen Spätwerk, treu bleiben.

Als einziger Unterbruch der Münchner Zeit erfolgte 1911 eine Kunstreise nach Florenz und Rom. Hier begegnete sie der Kunst Giotto's und Cimabue's; die Eindrücke dieser sakralen Kunst wurden vor allem in den religiösen Werken, in einer zunehmenden Vergeistigung der Bildsprache, verarbeitet.

Rückkehr in die Schweiz: Zürich 1913–1919

Im Jahr 1913 kehrte Helen Dahm in Begleitung von Else Strantz nach Zürich zurück. Sie bewohnten eine gemeinsame Atelierwohnung in der Gemeindestrasse, eine «unbürgerliche, von geistig-künstlerischem Leben erfüllte Wohnstätte» (Doris Wild), und trugen beide zum Lebensunterhalt bei: Else Strantz durch kulturhistorische Vorträge, Helen Dahm mit handgefärbten und bedruckten Stoffen, welche in der Genossenschaft «Spindel» verkauft wurden.

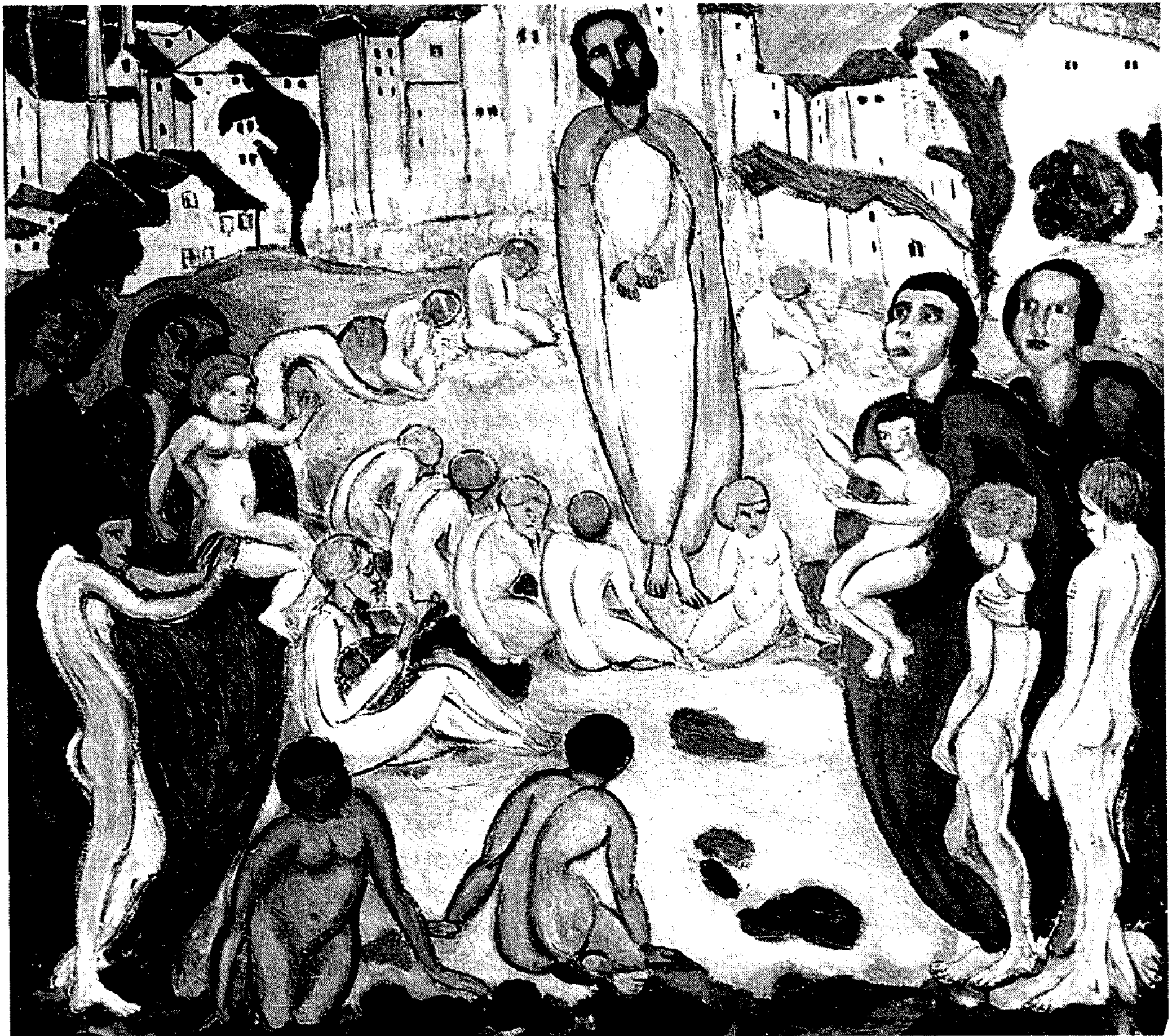
Trotz dieser Beanspruchung konzentrierte sich Helen Dahm auf die weitere künstlerische Entwicklung: Es entstanden zahlreiche Graphiken um das Thema weibliche Figur, Akt und Tanz und, in die Malerei umgesetzt, Landschaften und Stilleben sowie mythologische und religiöse Kompositionen. Das

Œuvre, 1916 in einer umfassenden Atelierausstellung vorgestellt, wurde von der Presse anerkennend aufgenommen: «Unter den Gemälden sei etwa eine für ein Kinderheim entstandene Komposition genannt, die Jesus, den Kinderfreund, zeigt, umgeben von Kindern und Müttern. Der Wille zum Stilisieren gibt sich in Linie und Farbe kund; die Komposition hat ihren bestimmten Rhythmus, der dem Ganzen eine gewisse stille Feierlichkeit verleiht. Auf die schwungvolle, ausdrucksreiche Linie geht überhaupt das Ansehen der Künstlerin; in dieser Beziehung darf man Helen Dahm ruhig zu den Expressionisten rechnen.» (NZZ, 4.10.1916)

Leben auf dem Land: Oetwil 1919–1938

1919 zogen Else Strantz und Helen Dahm aufs Land, in ein Haus in Oetwil am See. Der Kontakt zur Stadt wurde aufrecht erhalten und das Haus dem Freundeskreis geöffnet. Helen Dahm gab nun die kunstgewerbliche Arbeit auf: «Eines Tages sagte ich mir, das muss jetzt aufhören. Ich bin ja Malerin.» Die Konzentration auf das künstlerische Werk, ohne Brotberuf und Ablenkung, verstärkte die eingeleitete Entwicklung; die Abhängigkeit vom deutschen Expressionismus machte nun eigenen Intentionen Platz. Ähnlich wie die deutsche Künstlerin Paula Modersohn-Becker fand Helen Dahm zu einer archaischen Formensprache, einer am Ort verwurzelten Thematik, welche zum Sinnbild menschlicher Existenz gesteigert wurde. «Um 1925 konnte sie Gältiges geben. Umgeschmolzen und neu gestaltet entstanden Landschaften von Oetwil, das kleine Haus mit seinem Garten, die Sonnenblumen an der Hauswand, die Kakteen auf dem Fensterbrett, das Stilleben auf dem Tisch mit einfachen Gefässen» (Doris Wild). Trotz der Eigenständigkeit wurde dieses Werk von der Öffentlichkeit weitgehend ignoriert. Der Grund dafür lag einerseits in der bewusst spröden, ungefälligen und unspektakulären Formen-

Über Helen Dahms Ölbild «Jesus, der Kinderfreund» (1916) schrieb die NZZ am 4. Oktober 1916: «Der Wille zum Stilisieren gibt sich in Linie und Farbe kund; die Komposition hat ihren bestimmten Rhythmus, der dem Ganzen eine gewisse stille Feierlichkeit verleiht.»



sprache, andererseits in der weitgehenden Ablehnung weiblicher Kunst: Die «wahre Kunst» war und blieb in dieser Epoche, gesellschaftlich gesehen, dem männlichen Autor vorbehalten. So kam für Helen Dahm die künstlerische Anerkennung und die materielle Unterstützung ausschliesslich aus dem engen und jahrzehntelang treuen Freundeskreis. Die erdigen Landschaften aus der Umgebung, die kraftvollen Stilleben und

Gartenbilder gelangten in wenige Privatsammlungen; das Interesse der Öffentlichkeit wurde erst Jahrzehnte später, in den fünfziger Jahren, geweckt.

Diese Zeit der künstlerischen Selbstfindung wurde gegen Ende der zwanziger Jahre durch wachsende Unstimmigkeiten in der Lebensgemeinschaft gestört. Die jahrelange Freundschaft zwischen Else Strantz und Helen Dahm, am ehesten als eine Mutter-Tochter-

Beziehung zu verstehen, hatte sich abgenutzt. Nach grundlegenden Auseinandersetzungen zwischen den beiden Frauen verliess Else Strantz 1932 den gemeinsamen Haushalt; Helen Dahm blieb alleine in Oetwil zurück. Wie Jahre zuvor die Trennung von der Familie, war auch diese zweite eine endgültige. Doch folgte nun nicht eine Zeit der Befreiung und Weiterentwicklung, sondern eine tiefe persönliche und künstlerische Krise; nur wenige Werke sind in den folgenden Jahren entstanden.

Der Freundeskreis konnte über die innere Einsamkeit und den Verlust der Beziehung nicht hinwegtrösten. Es war die ostasiatische Religion, welche Helen Dahm einen neuen Lebenssinn gab. 1934 fand über ein befreundetes Ehepaar eine erste Begegnung mit dem indischen Mystiker Shri Meher Baba statt. 1937 suchte ihn die Künstlerin in Cannes ein zweites Mal auf. Beeindruckt von seiner Lehre, fasste sie den Entschluss, ihm, zusammen mit einer Gruppe von Frauen, nach Indien zu folgen. Das Haus in Oetwil wurde verkauft, der Haushalt aufgelöst; die Werke wurden verschenkt oder eingestellt. Es war, Helen Dahms Charakter entsprechend, wiederum eine radikale Entscheidung – wie sie damals zu Freunden äusserte: «Vielleicht für immer.»

Indien 1938/39

Die Reise führte vorerst nach Meherabad in der Nähe von Poona in die klösterliche Gemeinschaft eines Frauenashrams. Helen Dahm fand sich in den neuen Lebensumständen nur schwer zurecht; gewöhnt an ein unabhängiges und auf die künstlerische Tätigkeit konzentriertes Leben, ohne Kenntnis der gemeinsamen Umgangssprache Englisch, fühlte sie sich eingengt und ausgeschlossen. Kam als grösste Belastung hinzu, dass ihr Shri Meher Baba ein Malverbot auferlegte. Die einzige Ausnahme bildete der von ihm ausgehende Auftrag, sein zukünftiges Grabmal zu

gestalten; diese Aufgabe gab der Malerin das seelische Gleichgewicht wieder zurück. Helen Dahm versah den einfachen Kuppelbau mit grossformatigen Wandmalereien, welche die Persönlichkeit Meher Babas inmitten von männlichen und weiblichen Gläubigen zeigt. Die menschliche Figur ist stilisiert wiedergegeben und durch eine dunkle Umrisslinie von der Umgebung abgesetzt. Die strenge Reihung der Figuren, ihre ernste und feierliche Haltung vermitteln eine Stimmung der Andacht und der mystischen Verklärung. Die Sprache ist, bei aller Einfühlung in die religiöse östliche Thematik, eine westliche und zugleich zutiefst Dahmsche: Sie unterscheidet sich kaum von den Freskomalereien, welche die Künstlerin rund zwanzig Jahre später für eine christliche Kapelle ausführte. Das Grabmal ist das einzige Werk, das die Künstlerin in Indien hinterliess; wie weit die Wandmalereien im feuchten Klima erhalten bleiben, ist allerdings ungewiss. Der Indienaufenthalt selbst wurde nach der Heimkehr jedoch in einer umfassenden Werkfolge aufgenommen, die sich über mehrere Jahre hinweg erstreckte.

Im Dezember 1938 brach Meher Baba zusammen mit seinen Schülerinnen auf, um weitere religiöse Zentren in Indien zu besuchen. Es war eine schwierige und anstrengende Reise, welcher die nun sechzigjährige Künstlerin nicht mehr gewachsen war. Sie erkrankte an Ruhr und musste zuerst in Bhopal, ein zweites Mal in Jubbelpore hospitalisiert werden. Der Gesundheitszustand und die seelische Verfassung waren so besorgniserregend, dass Helen Dahm, betreut von der Freundin Hedy Mertens, in die Schweiz zurückkehren musste.

Die Heimkehr nach Oetwil 1939

Im Hause des Ehepaars Mertens fand Helen Dahm vorübergehend Pflege und Hilfe. Aber sie drängte darauf, in ihre wirkliche «Heimat», nach Oetwil, zu-

rückkehren zu können. Freunde fanden für sie in der Aegertenwies ein kleines Haus, in welchem sich die Malerin nun endgültig niederliess. Die Erlebnisse in Indien hatten sie tief geprägt: «Seitdem bin ich ein anderer Mensch geworden. Da hat sich eine Welt aufgetan.» Die Eindrücke wurden geistig verarbeitet und in zahlreichen Werken über Landschaft, Mensch und Tier künstlerisch festgehalten. Die in Indien trotz Verbot gemachten Zeichnungen wurden in Malerei umgesetzt: Büffelherden, Kamelkarawanen, Frauen auf dem Felde, Marktszenen, Motive einer fremden Welt, «die meisten in sensiblen Tönen von Grau und Braun, so ganz anders als die früheren sattfarbigen Werke» (Doris Wild).

Aus dem Bedürfnis nach Sinnggebung hatte sich Helen Dahm in die östliche Religion vertieft; in der vertrauten Umgebung führte dieselbe Sehnsucht nun zu einer Auseinandersetzung mit der christlichen Religion. In archaischer Einfachheit festgehalten, werden die Gestalten aus dem Alten und Neuen Testament aufgenommen: Maria mit dem Kind, Jesus beim Einzug in Jerusalem, Christophorus und die Figur des barmherzigen Samariters. Weitere Themen, immer wieder abgewandelt, sind der Engel als Mittler und Lichtträger und die Figur der Nonne oder der Gläubigen mit Opfergaben in der Hand – eine Darstellung, in welcher östliche und christliche Religion widerspruchslos zusammenfinden. In diesen Frauenfiguren, welche den Glauben, die Nächstenliebe, aber auch den Verzicht versinnbildlichen, ist nicht nur ein religiöses Bekenntnis zu sehen; sie bringen darüberhinaus eine Grundentscheidung der Künstlerin zum Ausdruck: Auch Helen Dahm hat mit der Wahl des Künstlerlebens auf eheliche Partnerschaft und Familie verzichtet.

Neue Materialien und Techniken

In dieser Schaffensphase treten neue Techniken, das Umdruck- und das Abklatschverfahren, und eine Tendenz zur Entstofflichung des Gegenstandes und zur Vereinheitlichung der Bildanlage auf. Walter Tappolet, langjähriger Freund und Sammler Helen Dahms – sein Legat befindet sich in der Sammlung des Kunstmuseums des Kantons Thurgau in der Kartause Ittingen –, schreibt in diesem Zusammenhang: «Im Zuge fortschreitender Vergeistigung und Vertiefung auf das Wesentliche erfindet die Künstlerin neue Techniken, die mit weniger Stofflichkeit den Vorwurf intensiver zu verwirklichen vermögen, vor allem verschiedene Arten des Umdruckes und Abklatsches auf Malleinwand, Papier, Stoff, Holz und Glas, Pavatex, Metall und Cellophan. Diese Abklatsche eines noch nassen Bildes verleihen den grossen Flächen Einheitlichkeit und durch die organische Struktur des unwillkürlichen Farbauftrages ohne Eingehen in Einzelheiten eine vibrierende Lebendigkeit, die elementare Einfachheit mit bisweilen raffiniertester Differenzierung verbindet.»

Der Neuanfang in der Aegertenwies hatte die künstlerische Vitalität Helen Dahms verstärkt; neben den religiösen Themen kehrte sie zu den ihr vertrauten Motiven zurück, zur Landschaft, zum Gartenbild, zum Intérieur und zum Stilleben. Auch das Selbstbildnis nahm wiederum einen wichtigen Platz ein. Im Sinne der Selbstbefragung und -besinnung zieht es sich als kontinuierliche Linie durch ihr Gesamtwerk. Die ungeschönten, der eigenen Identität nachfragenden Porträts sind meist auf das Gesicht oder den Oberkörper reduziert. Entstanden im Atelier, zeigen sie die Künstlerin in ihrer Alltagskleidung, langen und bequemen Blusen und Röcken, um den Kopf ein Tuch gebunden: eine Erscheinung, welche auch äusserlich die Verbindung zwischen der westlichen Welt (dem Dorf Oetwil) und der östlichen (Indienaufenthalt) demonstriert.

Im Jahr 1949 musste sich Helen Dahm erstmals einem Kuraufenthalt unterziehen. Die Schaffenskraft war zwar ungebrochen, doch die körperlichen Kräfte hielten nicht mehr Schritt. Immer wieder traten Erschöpfungszustände auf, welche eine regelmässige medizinische Betreuung notwendig machten. Dr. Konrad Witzig, Gesprächspartner, Freund und Sammler, hatte 1948 diese schwierige Aufgabe übernommen. Offen für ihre körperlichen und seelischen Probleme, interessiert auch an ihrem künstlerischen Werk, bewegte er sie dazu, sich regelmässig von der Arbeit im Atelier zu erholen. Doch Helen Dahm zeigte immer schnell Heimweh. So schrieb sie 1949 einer Freundin aus Neggio: «Du sagst sehr richtig, so ein wenig Liebe und Umsorgtsein tut gut und je weniger stark man sich fühlt, um so mehr lechzt man danach. [...] Ich will stille halten, was Gott mit mir vorhat und in Dankbarkeit immer wieder bewusst werden, was mir in meinem Häuschen mit so viel Licht und Sonne geschenkt wird. Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, ist mir die Welt in Aegertenwies und unserem Dörfli lieber als alle Schönheit vom Tessin; ich weiss das schon lange und ist wieder bestätigt. Meine Seele meint Wald mit Möösli und Vögel. Hier ist Dürre und in eigenartigem Kontrast diese paar exotischen Pflanzen, von denen ich nicht weiss, wo sie herkommen, welcher Wind ihre Samen hergebracht hat [...]» Geborgenheit und Verankerung konnte Helen Dahm nur in ihrem Atelier in Oetwil finden, in stetem Kontakt mit Haus, Garten und Landschaft: Hier erfüllte sich der Lebensinhalt in der ständigen Auseinandersetzung mit der Kunst.

«... kann es gleich sein, was mit dem Brett geschieht»

Zu dieser Zeit hatte sich die nun über Siebzigjährige auch damit abgefunden, dass ihr die öffentliche Anerkennung versagt blieb; 1946 hatte sie an Walter

Tappolet geschrieben: «Einen Augenblick lang war mein Ehrgeiz, man müsste Draussen wirken können; aber es hat gar keine Bedeutung. Die Bilder sind Sprungbretter auf dem Weg einem Ziel entgegen, und wenn der Sprung gemacht ist, kann es gleich sein, was mit dem Brett geschieht.» So lagerte das Werk im Atelier und auf dem Estrich der Aegertenwies, ausserhalb des Dorfes fast unbekannt. Es gab keine namhaften Ausstellungen, selten eine Besprechung, kaum eine Spur, welche vom intensiven Kunstbetrieb der Stadt zum abgelegenen Dorf hätte führen können. Rückblickend auf diese Jahre, hat der Kunstkritiker Max Eichenberger die Situation der Künstlerin folgendermassen zusammengefasst: «Helen Dahms Gemälde, zu ähnlichen Preisen wie viel bescheidenere Landeserzeugnisse angesetzt, verschwanden fast spurlos, bevor sie überhaupt jemand vom Fach gesehen, in den Wohnstuben und Schlafzimmern des Zürcher Oberlandes. Was sich aus ihrer Werkstatt im Dachstock ihres gemieteten Anteils an einem alten Bauernhaus ins nahe Land hinaus ergoss, ein ununterbrochener, mit dem Alter der Malerin an Stärke und Spannung unaufhaltsam zunehmender Schaffensstrom, all ihre Landschaften, Blumenstücke, Figurenbilder, Hinterglasmalereien, Abklatsche, Umdrucke, dürfte kaum mehr zu ermitteln und manches schon, nicht immer in seinem wahren Wert erkannt, in einem Hinterstübchen, in einem Mädchenzimmer, wenn nicht in einer Gerümpelkammer, versickert sein.»

Späte öffentliche Anerkennung

Kaum mehr erhofft, erfolgte die öffentliche Wertschätzung Helen Dahms im Jahre 1953. Die Kunsthistorikerin Doris Wild und der Kunstkritiker Max Eichenberger hatten sich, zusammen mit dem Freundeskreis, in Zürich für die Künstlerin eingesetzt. 1953 wurde Helen Dahm das Helmhaus geöffnet: Die

Zürcher Kunstgesellschaft lud zu einer Retrospektive über vierzig Schaffensjahre ein. Die Ausstellung, welche rund hundertsechzig Werke umfasste, bestach durch die Geschlossenheit und Schlichtheit einer Sprache, welche sich auf das Archaische und Einfache konzentrierte. Was zuvor, in der Öffentlichkeit, als unzeitgemäss erschienen war, bewies in seiner Gesamtheit eine überraschende und überzeugende Qualität.

Bedeutete bereits diese Retrospektive einen Höhepunkt der Anerkennung, so folgte im Jahr darauf schon ein zweiter. Als erste Frau in der Geschichte Zürichs, durfte Helen Dahm 1954 den renommierten Kunstpreis der Stadt entgegennehmen. In ihrer Ansprache anlässlich der Preisverleihung griff sie das für sie zentrale Moment des Verzichtes auf: «Diese Ehrung ist ein grosser Tag für mich. Sie galt am Anfang einer Person. Und diese Person dankt allen, die dazu beigetragen. Ich bin mir aber bewusst, dass diese Ehrung weit über diesen Einzelnen hinausragt. Sie ist ein Triumph des Geistes wider die Materie, als Weg des Künstlers, als Verzicht.»

Künstlerische Neuorientierung

Die öffentliche Beachtung, welche Helen Dahm nun in den fünfziger Jahren erfuhr, die Ausstellungen und Besprechungen sowie die Aufnahme in repräsentative Sammlungen zeitgenössischer Kunst, setzte neue künstlerische Energien frei. 1955 bis 1957 führte sie im Auftrag des «Vereins für Originalgraphik Zürich» rund dreissig Lithographien aus, welche teils nach früheren Entwürfen, teils nach neu erarbeiteten Vorlagen gedruckt wurden. In dieser Werkfolge tritt nochmals geschlossen die zentrale Bildthematik des bisherigen Œuvres hervor: Landschaft und Garten, religiöse Motive, das Stilleben und Intérieur.

1956 erfolgte der Auftrag, die Aussenwände der Abdankungskapelle in Adliswil ZH zu gestalten. Als

Thema für die zentrale Aussenwand wurden Grablegung und Auferstehung Christi festgesetzt. Nach längeren Vorbereitungen wurde die grossformatige Wandmalerei mit Hilfe eines erfahrenen Malers in nur einer Woche abgeschlossen. Die rechte Bildhälfte zum Thema der Grablegung stellt Maria mit dem Leichnam Christi als in sich geschlossene Pietà vor einer Gruppe trauernder Frauen dar. Die linke Bildhälfte nimmt das Thema der Auferstehung auf; sie zeigt einen mächtigen schneebedeckten Berg, Kerbelstauden und eine rotglühende Sonne, welche Helen Dahm um das Rundfenster komponierte. Mit dieser Motivwahl hat die Künstlerin ganz auf die Darstellung Christi verzichtet und den Erlösungsgedanken stattdessen in naturhafte Symbole, den Berg, den Weg, die Pflanze und das Licht, umgesetzt. Auf den seitlichen, kleineren Wandflächen wurden die beiden Kompositionen mit der Darstellung zweier Engel und einer Marienfigur ergänzt. Wie der Auftrag für das Grabmal Shri Meher Babas in Indien, zeigt auch diese Lösung eine subtile Auseinandersetzung mit der Architektur und eine vereinheitlichte archaische Formensprache, welche die religiöse Botschaft in einfachen Sinnbildern zum Ausdruck bringt.

Mitte der fünfziger Jahre wurde die bisherige Geschlossenheit der Bildsprache aufgebrochen. Erste Anzeichen einer Neuorientierung lassen sich in einer lockeren, flüssigen Pinselschrift und einer neuen, aufgehellten Farbigekeit erkennen. Der radikale Bruch tritt 1957 ein: Nun wendet sich Helen Dahm der Abstraktion zu.

Diese für alle unerwartete Zäsur wurde von Helen Dahm nie wirklich begründet; aber sie bedeutete für sie einen Befreiungsakt, der einem künstlerischen Neuanfang gleichkam. Max Eichenberger hat die Hintergründe dieses Ausbruchs mit folgenden Worten beschrieben: «Als Helen Dahm weiss, wo sie ist: in der Grenzzone und schliesslich an der Grenze zur Abstraktion, fällt fast überstürzt und bestürzend der Entscheid für das neue und letzte Abenteuer und

gegen die mögliche Ruhe, vielleicht auch nur: gegen die vermeintliche Ruhe, weil doch die andere Entscheidung den Vorwurf des Versäumens in sich getragen hätte, nicht den der anderen Leute, sondern den eigenen.» So nimmt Helen Dahm, rund zwei Generationen älter als die aktuellen Vertreter, 1957 die Auseinandersetzung mit dem Tachismus und der Art informel auf. Max Eichenberger hat sie dabei nicht nur engagiert unterstützt, sondern die Entwicklung massgeblich mitverursacht; er hat sie über die neuen Tendenzen umfassend informiert und auf die darin enthaltenen experimentellen Möglichkeiten hingewiesen.

Zu Beginn der ungegenständlichen Periode – sie dauerte in konzentrierter Form bis 1964 an – entstand eine Reihe von Werken unter dem Begriff der «Fleckenbilder». In ihnen verbinden sich pastos aufgetragene Häufungen amorpher Formen mit meist nass in nass gemalten maserierten Flächen, deren explosive Bewegungsmomente an Sternenhaufen und Gaswolken erinnern («Kreisende Meteoren», um 1957). Dieser kosmologischen Bildwelt, oft in den einzelnen Werktiteln aufgegriffen, folgt die Serie der «Raumgitter». Sie weisen gitterartige Strukturen auf, welche durch den Fluss von nasser Farbe über den bewegten Bildträger entstehen. Zufallskomponente und künstlerischer Eingriff halten sich meist die Waage: Bei der Überarbeitung mit dem Pinsel werden Regelmässigkeiten aufgebrochen und einzelne Partien kompositionell verdichtet. Auch innerhalb dieser abstrakten Phase, während der das gegenständliche Arbeiten im kleinen Format weiterging, liess sich Helen Dahm durch Experimentierlust und Improvisationsfreude leiten. Unter Verwendung von Fangomasse und Kunstharzprodukten erarbeitete sie eine Serie von Materialbildern, in welchen Struktur und Textur im Vordergrund stehen. Kalligraphische Liniengefüge wechseln mit flechtenartigen Kompositionen, welche an die mikroskopischen Aufnahmen von Moosen und Pilzen erinnern. Meist

ist innerhalb dieser Werkgruppe die Farbigkeit reduziert, umfasst lediglich Farbklänge in Grau, Rosa, Blau und Schwarz. Eine weitere Bildfolge, um 1960 aufgenommen, erstreckt sich auf die Gruppe der «Splitterformen»; sie sind fast ausschliesslich auf schwarzem Stoffgrund ausgeführt, unter Verwendung verschiedener Ausspartechniken, wie sie Helen Dahm für die ersten Stoffentwürfe der zwanziger Jahre entwickelte. Hier wechseln kristallin geordnete Kompositionen im Farbklang von Schwarz und Blau mit starkfarbigen, pastos überarbeiteten Bildanlagen, welche Chaos und Zerstörung evozieren («Splitterformen», 1962).

Gegenständliche und abstrakte Welt

1963, im Jahr ihres fünfundachtzigsten Geburtstages, widmete das Kunsthaus Zürich Helen Dahm eine Ausstellung, welche erstmals das frühe und das späte Werk miteinander vereinigte. Sie zeigte auf, dass die anscheinend polar entgegengesetzten Richtungen – Gegenstand und Abstraktion – vom selben Ausdruckswillen und von derselben Gestaltungskraft geprägt waren. Was sich im gegenständlichen Werk abzeichnete, die Thematik um Natur, Religion, Vergänglichkeit, floss auch in das ungegenständliche Werk ein, nun allerdings im Verzicht auf die direkte Wiedergabe. Jene «Urform» des Lebens, welcher Helen Dahm im gegenständlichen Werk nachgegangen war, war ebenso, anders formuliert, in der Abstraktion präsent.

So überrascht auch nicht, dass die Künstlerin in ihren letzten Schaffensjahren beide Bildsprachen gleichwertig aufnimmt. Unter dem Einfluss von C. G. Jung entstanden um 1963 zahlreiche Monotypien und Zeichnungen, welche das Thema des «kollektiven Unbewussten» aufgreifen: Grotten, Höhlen, Tiere, Spiral-, Stern- und Kreismotive. Auch die Träume der Künstlerin fanden Eingang in das

Werk, ebenso die Themen von Individuum und Gesellschaft, Alter und Tod, welche sie aus der Lektüre von Benn, Kassner, Hemingway und Lorca schöpfte («Der alte Mann und das Meer», 1966; «Yermazyklus», 1966).

Vorbereitung auf den Tod

Im Wissen um den baldigen Tod versuchte die Künstlerin, mit sich ins reine zu kommen; die innere Unruhe, die Frage nach dem Sinn der getroffenen Entscheidungen wurde in zahlreichen, meist kleinformatigen Werken verarbeitet. Die Sprache dieser letzten Jahre ist exzessiv, heftig in den Farbklingen und der Linienführung, oft beinahe schmerzhaft in der gesteigerten Ausdruckskraft. Für grossformatige Werke fehlte nun oft die physische Kraft; doch gerade in der Zeichnung und der Monotypie äussert sich die aus der Abstraktion gewonnene Fähigkeit, auf verschiedenen Ebenen zu arbeiten und Material und Technik experimentell zu nutzen. Die Bildmotive der vergangenen Jahre dienten als Fundus; sie wurden je nach der Stimmungslage, dem Problemkreis der Tage aufgegriffen und frei umgesetzt: Helen Dahm liess sich, ohne Widerstand, von den inneren Bildern überfluten. Als Vorbereitung auf den Tod stickte sie 1967 eine Decke für ihren Sarg und gab ihrem Hausarzt folgende Anweisungen: «Legen Sie meinen Hammer zu meiner Rechten, die Beisszange zu meiner Linken in den Sarg. Denken Sie, was Sie wollen, aber tun Sie es.» Über den Verbleib ihres Werkes machte sie sich wenig Gedanken; bereits in den fünfziger Jahren hatte sie der Stadt Zürich und dem Spital Männedorf grosszügige Schenkungen vermacht und, anlässlich der Feste in der Aegertenwies, zahlreiche Werke an den Sammler- und Freundeskreis vergeben.

Im Mai 1968 traf die Heimatgemeinde Oetwil Vorkehrungen, den neunzigsten Geburtstag der Ehrenbürgerin Helen Dahm in festlichem Rahmen zu

feiern. Das Jubiläum wurde um einige Tage auf den 19. Mai, einen Sonntag, vorverlegt und mit Ansprachen, Imbiss, Theater, Musik und Tanz begangen. Helen Dahm, von den Feierlichkeiten erschöpft, verliess das Fest gegen Abend, wies aber jede Hilfe für die kommende Nacht von sich. Einige Stunden später, alleine zu Hause in der Aegertenwies, stürzte sie so unglücklich, dass sie mit einem Arm- und Schenkelhalsbruch ins Spital verbracht werden musste. Die Operation wurde von den Ärzten auf Dienstag, den 21. Mai, ihren neunzigsten Geburtstag, festgesetzt. Den Eingriff überstand die Patientin gut; ihr Zustand war zwar geschwächt, aber nicht besorgniserregend. Am darauf folgenden Freitag, dem 24. Mai, trat trotzdem der Tod ein: «Mitten aus einem Gespräch», wie der Arzt mitteilte, verstummte die Malerin Helen Dahm für immer.

Erhalten geblieben ist ihr Werk und der darin beschrittene Weg: die Auseinandersetzung mit der Natur, der Religion und der Identität als Frau und Künstlerin – die Vitalität eines Menschen, der sich für die Kunst entschieden hatte und durch diese Kunst lebendig bleibt.

Eine grosse Retrospektive wurde Helen Dahm 1983 im Kunstmuseum des Kantons Thurgau, Kartause Ittingen gewidmet (mit Katalog). Eine zweite Gesamtausstellung erfolgte im März 1994 im Seedammzentrum Pfäffikon. Beide Würdigungen stiessen auf grosses Interesse und belegen, dass das Werk der Schweizer Künstlerin auch heute noch aktuell ist.



Nachlass

Presseartikel, Korrespondenz und Fotografien zum Werk und zur Persönlichkeit Helen Dahms bei Frau Dr. Regula Witzig, Zürich. Vgl. im übrigen: Helen Dahm. Monographie (vgl. Literatur), S. 47.

Werke

Ein unveröffentlichter Werkkatalog mit 2000 Titeln befindet sich bei Frau Dr. Regula Witzig, Zürich. Grössere Werkgruppen sind im Besitz des Spitals Männedorf, des Kunstmuseums des Kantons Thurgau (Kartause Ittingen), des Kunsthauses Zürich und der Stadt Zürich. Vgl. im übrigen die Liste in: Helen Dahm. Monographie (vgl. Literatur), S. 162.

Literatur

Helen Dahm. Monographie mit Beiträgen von Doris Wild, Elisabeth Grossmann, Regula Witzig, 2. aktualisierte Aufl., Zürich 1994 (1. Aufl. 1984). Dieses mittlerweile zum Standardwerk aufgerückte Buch enthält neben Erinnerungen von Doris Wild (S. 7–14), einer ausführlichen Darstellung von Leben und Werk durch Elisabeth Grossmann (S. 17–47) sowie zahlreichen Reproduktionen von Ölbildern (S. 49–111) und Graphiken (S. 113–139) einen von Regula Witzig zusammengestellten informativen Anhang: S. 158–160 Angaben zur Biographie, S. 160–162 je eine Liste der Einzel- und Gruppenausstellungen, S. 162 eine Aufstellung der Werke in öffentlichem Besitz sowie S. 163–169 eine bis 1994 nachgeführte Bibliographie.

Bildquellen

Abb. 1: Kunstmuseum des Kantons Thurgau, Kartause Ittingen, Fotosammlung: Dahm Helen, um 1963 (Negativ); Fotograf unbekannt.

Abb. 2: Kunstmuseum des Kantons Thurgau, Kartause Ittingen, Fotosammlung: Helen Dahm, Jesus der Kinderfreund, Öl auf Leinwand, 1916; Fotograf unbekannt.

Signet: Witzig-Maurer Konrad und Anna: Erinnerungen an Helen Dahm, Stäfa 1978, Broschürendeckel.

Thomas Holenstein

Carl Eder (1892–1965) Delegierter der Thurgauischen Handelskammer



Herkunft

Joachim Leonz Eder (1772–1848), auf dessen Entwurf die thurgauische Verfassung von 1831 beruhte, heiratete im 63. Altersjahr Elise Disteli, eine Schwester des Malers und Karikaturisten Martin Disteli. Ihr jüngstes Kind, Carl Joachim, geboren 1846, war der Vater von Carl Eder. Carl Joachim, Industrieller und Friedensrichter, hatte mit seiner Frau Carolina Keiser aus Zug zehn Kinder; das neunte war Carl, geboren am 19. April 1892 in Bischofszell. Sein Bürgerort war vom Grossvater her Fischingen. 1895 übersiedelte die Familie nach St. Gallen, wo Carl die Primar- und die Kantonsschule besuchte. Nach abgelegter Matura 1911 studierte er Jurisprudenz in Zürich, München und Heidelberg. Hier promovierte er 1917 mit der Dissertation «Die Verfassungsmässigkeit der kantonalen und kommunalen Monopolanstalten auf der Grundlage von Artikel 31 der schweizerischen Bundesverfassung» zum doctor iuris utriusque. In Zürich hatte er während eines Semesters die akademische Gesellschaft «Renaissance» präsiert.

Seine erste Stelle fand Eder als juristischer Berater in einem Kölner Industrieunternehmen. 1918 heiratete er Erna Maria Kaiser aus Köln und Aachen. Nach dem Kriegsende zog er nach Zürich, wo er eine ähnliche Stellung bekleidete wie in Köln.

Sekretär der Handelskammer des THIV 1919–1965

Der Thurgauische Handels- und Industrieverein THIV reorganisierte sich 1919: Als geschäftsleitendes, vorberatendes und ausführendes Organ fungierte nun die Handelskammer mit Sitz in Weinfelden. Aus über hundert Anwärtern auf die vollamtliche Stelle des Sekretärs wurde Eder auf den 1. Mai 1919 provisorisch gewählt, trotz einiger Bedenken, diese Wahl könnte die Handelsbeziehungen zu den Entente-Staaten erschweren, weil Eder während des Krieges seine Studien in Deutschland abgeschlossen hatte. Es mag erstaunen, dass der freisinnig dominierte THIV einen Katholiken als Sekretär einstellte. Der politische Katholizismus war aber gerade in jenen Jahren dabei, eine – in den Augen der Freisinnigen – zuverlässige Regierungspartei zu werden. 1891 hatte er mit dem Einzug des Luzerners Josef Zemp in den Bundesrat seinen ersten Erfolg feiern können, und 1919 gelangte er zu seinem zweiten Bundesratsitz, womit seine Stellung als «Juniorpartner des Freisinns» (Altermatt) gefestigt war. Parallel zur Annäherung an den politischen Freisinn hatten die Katholiken sich auch der ökonomischen Moderne zu öffnen begonnen. Dies hatte in den Jahrzehnten um den Ersten Weltkrieg, als die Verwirtschaftlichung der Politik voll im Gange war, eine nicht geringe Bedeutung.

Bis Ende 1919 war Eders Büro im Haus «Zum Komitee», dann im Rathaus und seit 1941 im Postgebäude. Die Hauptaufgaben des Sekretariats waren: Beratungs- und Auskunftsdienst für die Mitglieder des THIV; Stellungnahme zu Geschäften, welche die

Behörden oder der Schweizerische Handels- und Industrieverein durch den Vorort unterbreiteten oder die aus vereinsinterner Initiative verfolgt wurden; Vorbereitung und Protokollierung der Generalversammlungen und der Sitzungen der Handelskammer; die Jahresberichte (um die hundert Druckseiten inklusive der redigierten Berichte über den Geschäftsgang von Handel und Industrie im Thurgau); die Jahresrechnung; das Ausstellen von Ursprungszeugnissen für den Aussenhandel (1928 wurden 5 813 Zeugnisse und Fakturen beglaubigt, 1953 als Maximum 28 773 und 1964 noch 11 133); und als Nebenaufgabe von 1926 bis 1935 die Rechtsauskunftsstelle des Automobilclubs der Schweiz. Zu diesen Tagesgeschäften trat eine lange Reihe weiterer, teils sehr arbeitsintensiver Aufgaben, wie etwa 1932 das Ausstellen von 348 Attesten über früher importierte und inzwischen kontingentierte Waren, 1931 für das Polizeidepartement das Begutachten von Niederlassungsgesuchen aus Gewerbe und Industrie, seit 1940 die Führung der Ausgleichskasse (Lohn- und Verdienstersatz für die Wehrmänner), die nach 1947 in die AHV-Kasse des THIV übergang, und schliesslich die Beteiligung an verschiedenen Aktionskomitees: 1930 für die Vorlage zum Alkohol-Monopol, 1934 für das kantonale Steuergesetz, 1935 gegen die Kriseninitiative.

Eder pflegte die gute Verbindung zur Schweizerischen Handelskammer – ganz im Interesse des Handels und der Exportindustrie. Zum Thurgauischen Gewerbeverband und zur Landwirtschaft bestand ein freundliches Verhältnis; man respektierte gegenteilige Auffassungen, wie etwa in der Frage der Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung.

Thematische Schwerpunkte

Die ausserordentliche Vielfalt der Themen und Probleme, welche die Handelskammer beschäftigten, widerspiegelt sich in den Jahresberichten an den

THIV. Im folgenden sollen die wichtigsten Tätigkeiten und Ansichten Eders vorgestellt werden:

Auffallend oft spielte der «Einbau organisierter Interessen in den Staat» (Gruner) eine Rolle: dem THIV ging es um die «Wahrung, Förderung und Hebung der industriellen und kommerziellen Interessen», wie es in den Statuten hiess.

Die Fühlungnahme zwischen Staat und Verbänden, von der Ausarbeitung der Gesetzestexte bis zu deren Beratung in den Kommissionen und Räten, sei seit etwa 1880 organisch gewachsen, sie habe sich im grossen und ganzen bewährt und entspreche einem starken Bedürfnis der im praktischen Leben Handelnden. Viele Verbände seien in Phasen eines starken Staatsinterventionismus entstanden, wobei Ursache und Wirkung nicht klar der einen oder anderen Seite zugewiesen werden könnten. Diese Gedanken Eders im Jahresbericht für 1955 berührten die Frage der Transparenz in den Beziehungen zwischen Staat und Verbänden nicht. Vielleicht liess die klare, gesicherte Position des katholisch-konservativen Politikers und Vertreters industrieller Interessen diese Frage gar nicht erst aufkommen. Eder wirkte in einer Zeit, als die Freisinnigen und die Konservativen in beiden eidgenössischen Kammern die Mehrheit bildeten und im Bundesrat zusammen meistens sechs Sitze besetzten, bis 1959 die jetzt – 1996 – noch gültige Zauberformel gefunden wurde.

Krisenbekämpfung und Wirtschaftsordnung

Die Handelskammer lehnte den Bundesbeschluss über die produktive Arbeitslosenfürsorge vom 18. März 1932, wonach die Exportindustrie unterstützt werden sollte, strikt ab. Eder hielt die Subventionspolitik des Bundes für völlig verfehlt, weil sie die Anspruchsinflation anheize. Nicht Wahrung der bisherigen Lebenshaltung, vielmehr Anpassung an die

Der Wirtschaftsexperte und Politiker Carl Eder engagierte sich als Präsident der Museumsgesellschaft Weinfelden auch kulturell stark. Im abgebildeten Brieflein vom 11. März 1920 lehnt der Dichter Heinrich Federer (1866–1928) Eders Einladung, in Weinfelden zu lesen, aus gesundheitlichen Gründen mit Bedauern ab: «Es hätte mich ja selbst gefreut, das [i]e[b]e Präsidium der R[enaissance] von Einst wieder zu treffen u[nd] wieder als gebornes Präsidium.»

aktuellen Marktverhältnisse sei das Gebot der Stunde. Nur der Grundsatz «Keine Ausgaben ohne Deckung» könne den Staatshaushalt ins Gleichgewicht bringen. Auch die Handelskammer unterstützte die Erwägung, «dass eine gewisse Anpassung der Kosten der Lebenshaltung und der Produktion im Interesse der Arbeitsbeschaffung und namentlich des so nötigen Exportes liege» (Bundesratsbeschluss vom 3. Dezember 1934). Der Massenimport billiger Waren bei hohen Inlandlöhnen würde übertriebenen Konsum fördern und der einheimischen Industrie schaden.

Die Handelskammer hatte Verständnis für staatliche Eingriffe zum Schutz des Mittelstandes, wenn es darum ging, ungesunden Auswüchsen der Konkurrenz zu begegnen. Als eine Schuhfabrik begann, per Automobil Schuhe zum Flicker einzusammeln, war die Handelskammer der Meinung, solche Reparaturen sollten wie bisher von den Schuhmachern ausgeführt werden; nur dürfe sich dieses Gewerbe nicht den nötigen Rationalisierungsmassnahmen verschliessen. Gesetzgeberische Erlasse zum unlauteren Wettbewerb seien nur dann gerechtfertigt, wenn ein direktes Bedürfnis darnach vorliege; Gelegenheitsgesetzgebung sei abzulehnen.

Die Handelskammer war 1933 gegen die Aufnahme neuer Wirtschaftsartikel in die Bundesverfassung. Allenfalls sollte eine Spezialgesetzgebung den Auswüchsen der freien Konkurrenz entgegentreten. Diese Auffassung von Gewerbefreiheit lag auf der Linie der Regenerationsverfassung von 1831, deren Mitschöpfer Eders Grossvater gewesen war: «Alle Bürger des Kantons geniessen volle Arbeits-, Erwerbs- und Handelsfreiheit. Nur der Missbrauch dieser Freiheit ist durch weise Polizeigesetze zu verhüten.» Eder war der Ansicht, man habe diesen Verfassungsartikel verschieden ausgelegt und gehandhabt, allzu sehr habe man sich gelegentlich an den Grundsatz der Freiheit gehalten und dabei übersehen, dass Missbräuche der Freiheit durch den Grundsatz der Freiheit selbst nicht geschützt werden dürften.

Unvorsichtl. Eder
zu Federer!

Ganzlich dankbar für
Ihren guten Brief u. die
Feststellung. Aber ich vermute
nicht wahr von einem
eventuell: feststehende u.
opuntia fest u. Ihre drei
Jahre mit u. ungesund u. sehr
verregulieren oder ungesund
nicht so weit u. ungesund u.
u. ungesund nicht gut. Hoffe.
— Gütlichsteden Sie mich sehr
gütlich! Ich bitte mich für selbst
gehört, das u. Präsidenten der R.
Herr für u. ungesund zu helfen u.
ungesund u. ungesund Präsidenten.
Gutten Sie mich ungesund Herr
ungesund Herr u. Herr Sie ungesund
helfen für Herr ungesund
bedankt. Ich vermute ein ungesund
ungesund Herr ungesund Herr.
Zürich 8/ 11. März 1920.

In einer Eingabe an den Vorort legte Eder 1937 ausführlich die Meinung zur Partialrevision der Wirtschaftsartikel dar. Eine verfassungsmässige Ordnung der Wirtschaft sei in aller Ruhe anzustreben, der Grundsatz der Handels- und Gewerbefreiheit aufrechtzuerhalten, Ausnahmen seien sorgfältig aufzulisten. Aber noch vorher brauche es ein Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb, und zudem seien verschärfte Bestimmungen im Schuldbetreibungs- und Konkursgesetz vonnöten. Die Handels- und Gewerbefreiheit werde durch solche Gesetze und dadurch, dass die freie Ausübung einer gewerblichen Betäti-

gung allgemein an gewisse Voraussetzungen persönlicher oder sachlicher Art geknüpft würde, nicht verletzt.

Die Handelskammer fand, dass die Wirtschaftsartikel in der Fassung vom 21. September 1939 die Handels- und Gewerbefreiheit zu stark einschränkten, weshalb eine Volksabstimmung darüber vermieden werden sollte. Sie befürwortete aber die Fassung, die dann 1947 vom Volk angenommen wurde.

Kriegswirtschaft und Staatsfinanzen

1939 signalisierte der THIV den Behörden seine Bereitschaft zu allfälliger zweckmässiger Mitarbeit bei kriegswirtschaftlichen Vorkehrungen. Versorgung mit lebenswichtigen Gütern, umfassende Sparmassnahmen, Arbeitsdienstpflicht, Lohnausgleichskassen, Verwertung von Abfällen und Rationierung, das waren die wichtigsten Stichworte zweier gründlich durchdachter Eingaben an das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement im Jahre 1940.

Die Handelskammer sprach sich 1941 gegen die Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Gesamtarbeitsverträgen aus. Sie wollte nicht, dass während des Krieges mit dringlichem Bundesbeschluss unter Umgehung des Referendums endgültige Bestimmungen aufgestellt würden. Zudem entstünden für den Thurgau insofern Nachteile, als Gesamtarbeitsverträge in ländlichen Gegenden die Löhne auf das städtische Niveau heben und somit die hier hergestellten Waren verteuerten.

1940 war die Handelskammer einverstanden mit einem Verbot der Eröffnung neuer Betriebe, allerdings nur im Sinne einer befristeten kriegswirtschaftlichen Massnahme, und nur im Detailhandel. Auf die Forderungen der Detaillisten, neue Kleinhandelsgeschäfte, speziell Filialen von Grossverteilern, zu verbieten, hatte sie schon 1934 ablehnend reagiert: Dadurch würde den bereits bestehenden Geschäften eine Monopol-

stellung eingeräumt, die Handels- und Gewerbefreiheit zu stark beschnitten. In diesem Zusammenhang wies Eder darauf hin, dass auch das Warenhausverbot mit dem dringlichen Bundesbeschluss vom 14. Oktober 1933 auf einer nicht unbestrittenen Grundlage beruhe, es habe nur provisorischen Charakter.

Auf einer Konferenz mit einigen Bundesräten 1935 bedauerten die Vertreter des THIV, unter ihnen Eder, dass die Sanierung der Bundesfinanzen so spät in Angriff genommen und dabei so wenig gespart würde. Die Löhne des Bundespersonals seien zu hoch, man zahle zu viele Subventionen. Ein Jahr später wurde die geplante Vermögens- und Umsatzsteuer negativ beurteilt. Zum sogenannten Finanzprogramm III unterbreitete die Handelskammer den Bundesbehörden 1937 anhand einiger Beispiele detaillierte Vorschläge, wie mehr gespart werden könnte. Auch noch in den 1950er Jahren kritisierte sie, dass von Einsparungen nur so nebenbei die Rede sei. Sie engagierte sich stark gegen die Finanzvorlage von 1953, und deren Ablehnung durch das Volk empfand sie als Bestätigung ihrer Haltung. Eine direkte Bundessteuer solle nicht in der Verfassung verankert, vielmehr müsse ernsthaft gespart werden.

1921, als die Revision des thurgauischen Steuergesetzes in Gang kam, sandte die Handelskammer einen von Eder verfassten Gesetzesentwurf nebst einlässlichem Bericht dazu an die Regierung. Diese schlug ihrerseits 1926 nur eine Teilrevision vor, worauf die Handelskammer mit einer gründlichen und materialreichen Arbeit antwortete. Damit war die eigentliche Neuorientierung eingeleitet. Forderungen waren: die allgemeine Einkommenssteuer (berechnet aus Arbeit und Kapital) als Hauptsteuer, eine Vermögenssteuer ohne Progression, Heraufsetzung des steuerfreien Existenzminimums, eine für alle gerechte Steuereinschätzung aufgrund der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, Besteuerung der juristischen Personen nach der Ertragsintensität und Einsetzung einer Steuerrekurskommission. Eder, seit 1928 im Grossen

Rat, war wesentlich an der Durchsetzung dieser Postulate beteiligt. Das Volk nahm das neue Steuergesetz am 24. Juni 1934 an. Die Revision des Steuergesetzes in den 50er Jahren betraf die Steuersätze und die Sozialabzüge, weil immer breitere Bevölkerungskreise infolge der blossen Erhöhung der nominalen Einkommen durch höhere Progressionssätze erfasst wurden.

Rheinschiffahrt

Der THIV war dem Nordostschweizerischen Verband für Schiffahrt schon in dessen Gründungsjahr 1908 beigetreten. Die Handelskammer vertrat immer die Ansicht, seine Schiffahrtspläne verdienten eine nachdrückliche Förderung. Sie begrüßte es, dass der Schiffahrtsverband, eidgenössische Amtsstellen und auch einzelne thurgauische Gemeinden während des Zweiten Weltkrieges diesbezügliche Vorarbeiten an die Hand nahmen und dass 1946 die Pläne zur Schiffbarmachung des Rheins oberhalb Basel fertig erstellt waren. 1949 wurde in Rotterdam die Union der rheinischen Handelskammern gegründet, der auch die Thurgauische Handelskammer beitrug. Eder engagierte sich stark für die Hochrheinschiffahrt; er war von 1950 bis 1964 Präsident des Nordostschweizerischen Verbandes für Schiffahrt Rhein-Bodensee. Anfang der 50er Jahre wurde Opposition der SBB laut; der Kraftwerkbau am Rhein schritt aber stetig voran, 1956 war «Rheinau» erstellt. 1957 nahm Eder Einsitz in die eidgenössische Kommission für Schiffahrtsfragen. Aus Kreisen des Heimatschutzes erhob sich Kritik; man wies darauf hin, dass am Bodensee noch keine Kläranlagen bestünden, der Gewässerschutz müsse Vorrang haben. In St. Gallen konstituierte sich 1959 die Internationale Gewässerschutzkommission für den Bodensee, der auch Eder angehörte. 1958 hatte der Bundesrat die Kompetenz erhalten, den Bau von Nationalstrassen zu organisieren, 1966 sollte er ein langfristiges Programm vorlegen.

In diesen Jahren verlautete aus Baden-Württemberg, die Schiffahrt solle nur bis Waldshut führen. Man nannte als Gründe den Landschafts- und Gewässerschutz im Erholungsraum Bodensee, dahinter standen aber auch die Interessen einer Trinkwasserversorgung für süddeutsche Städte, wie sie später realisiert werden sollte. Anfang 1963 löste die Thurgauer Regierung mit ihrem vorsichtig abwartenden Bericht über die Hochrheinschiffahrt eine grosse Diskussion aus, die während der Seegfröni teils recht hitzig geführt wurde. Im gleichen Jahr bildeten sich ein ostschweizerisches und ein thurgauisches Aktionskomitee für die Hochrheinschiffahrt; in beiden war die Handelskammer Mitglied. 1965 schliesslich, im Todesjahr Eders, beurteilte der Bundesrat die Rentabilität der Hochrheinschiffahrt negativ.

Eders Schaffen in Kanton und Bund

Von 1931 bis 1936 war Eder Mitglied der Rechnungsprüfungskommission der Gemeinde Weinfelden. Nachdem er 1926 erstmals kandidiert hatte, rückte er Anfang 1928 für den erkrankten Konrad Meyerhans-Lüthi in den Grossen Rat nach, dem er dann bis 1962 angehören sollte. Er war immer Spitzenkandidat der Katholischen Volkspartei des Bezirks Weinfelden. 1942/43 präsidierte er den Grossen Rat. 1941 wurde er als Nachfolger von Alphons von Streng, den er auch auf anderen Posten ablöste, Fraktionschef der Katholischen Volkspartei, und er blieb es bis 1962. Eder präsidierte die grossrätlichen Kommissionen für ein Automobilkonkordat (1928), für die Rechnung der Kantonalbank (1931), für den Motorfahrzeug- und Fahrradverkehr (1932) und gehörte folgenden Kommissionen als Mitglied an: 1928/29 Staatsrechnung und Budget, 1934 Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, berufliche Ausbildung, 1935 Finanzierungsprogramm des Kantons, 1937 Rechnung des Kantonalen Elektrizitätswerkes, 1938 Sanierung des

Krisenfonds und 1962 Wirtschaftsförderung. Eder war auch Mitglied der Gewerbegruppe des Grossen Rates. Sein grosser Einsatz für ein neues Steuergesetz brachte ihm das Präsidium der kantonalen Steuerrekurskommission ein, das er von 1936 bis 1965 innehatte. Von 1936 bis 1949 war er zudem Mitglied der Aufsichtskommission der Kantonsschule.

1935, nach dem Rücktritt von Alphons von Streng, der als erster Katholisch-Konservativer den Thurgau seit 1904 vertreten hatte, wurde Eder in den Nationalrat gewählt, dem er bis 1962 angehörte. Sein Beruf als Sekretär einer Handelskammer brachte es wohl mit sich, dass er auf der nationalen Ebene vor allem in der Wirtschafts-, Finanz- und Zollpolitik einen gewaltigen Arbeitseinsatz leistete. Nicht nur diese Verbindung von Beruf und Politik beanspruchte ihn stark, sondern auch seine Stellung als einziger eidgenössischer Parlamentarier der Katholischen Volkspartei des Thurgaus. Während Jahrzehnten sprach er in unzähligen lokalen und kantonalen Versammlungen zu politischen und wirtschaftlichen Tagesfragen. Im Nationalrat arbeitete Eder in 17 ständigen und in über hundert ad hoc gebildeten Kommissionen mit, in über einem Dutzend als Präsident, zum Beispiel in der Zolltarif-, der Finanz- und der PTT-Kommission. An dieser Arbeit konnte das Einbringen organisierter privater Interessen in die staatlichen Entscheidungsprozesse beobachtet und dargestellt werden. Man könnte beispielsweise die Frage aufwerfen, inwiefern es einem Vertreter von Handel und Industrie überhaupt gelingt, auf diesem Feld das «Wohl des ganzen Volkes» zu fördern.

Dem katholischen Kirchenrat des Kantons Thurgau, dem vor allem die Zusammenfassung der administrativen Aufgaben der Kirchgemeinden obliegt, gehörte Eder seit 1933 als Suppleant, ab 1941 als Mitglied und von 1944 bis 1965 als Vizepräsident an. 1935 bis 1950, mit einer kurzen Unterbrechung 1943, war Eder Präsident der Katholischen Volkspartei des Kantons Thurgau und von 1942 bis 1963

Quästor der Schweizerischen Konservativen Volkspartei, seit 1957 Konservativ-christlichsoziale Volkspartei genannt.

Privates

Das Ehepaar Eder hatte vier Söhne. Die Familie wohnte von 1919 bis 1931 im Haus «Zum Komitee», dann an der Frauenfelderstrasse 6. Frau Eder setzte sich schon in den 1920er Jahren für die aktive Mitarbeit der Frauen in der Öffentlichkeit ein. Sie war Präsidentin der 1927 gegründeten lokalen Vereinigung für das Frauenstimmrecht, hielt sich auf kantonaler Ebene aber – wie der Aufsatz über Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder zeigt – bewusst zurück. Eder ergriff 1920 die Initiative zur Gründung der Museumsgesellschaft Weinfelden. In einem Werbebrief stellte er fest: «Es fehlt an einem neutralen Sammelpunkt des geistigen Lebens, der einerseits zur Aussprache über aktuelle Fragen Gelegenheit bietet und andererseits durch Zuzug geeigneter Kräfte die künstlerischen Darbietungen erweitert und vertieft.» Die Gesellschaft organisierte während seiner Präsidentschaft 1920–1932 Vorträge, musikalische, literarische und Theaterabende. Glanzpunkte waren die Opern-Aufführungen der Mailänder Scala im Kronensaal Weinfelden um 1930 und die Ausstellung thurgauischer Künstler 1932 im Schulhaus.

Eder wirkte auch sehr engagiert bei Gründung und Betrieb der Gemeindestube Weinfelden mit. Er gehörte seit der Gründung des Vereins 1924 dem Vorstand an, sorgte für namhafte finanzielle Beiträge der Industrie und liess es sich nicht nehmen, jugendliche Besucher der Gemeindestube im Schachspiel zu unterweisen, genau im Sinne dieser Institution: als Vermittler sinnvoller Freizeitbeschäftigungen.

Auch als Mitglied des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Weinfelden blieb er nicht untätig; aus seiner Feder floss der Text zum «Führer durch Weinfelden», den der Verein 1931 herausgab. Als einige

Verkehrsunfälle beim «Trauben» für Aufsehen sorgten, brachte Eder 1927 eine Debatte über die Kontrolle der Automobilisten in Gang; die zulässige Höchstgeschwindigkeit betrug damals innerorts 18 Kilometer pro Stunde! Von 1944 bis 1948 war er Präsident der Sektion Thurgau des Automobilclubs der Schweiz – obwohl er zeitlebens weder Auto fuhr noch eines besass. 1934 gehörte Eder zu den Gründern der Thurgauischen Kunstgesellschaft. 1935 bis 1948 sass er im Vorstand der Schweizerischen Stiftung Pro Infirmis. 1959 gründete er mit acht Mitunterzeichnern die Stiftung zur Erhaltung des «Gasthauses zur Traube», nachdem die Weinfelder den Ankauf durch die Gemeinde abgelehnt hatten. So konnte der Abbruch dieses traditionsreichen Hauses verhindert werden.

Im Frühjahr 1964 und einige Monate später musste sich Eder zwei Operationen unterziehen, die sein schweres Krebsleiden allerdings nur kurze Zeit etwas linderten. Obwohl die Krankheit ihm die letzten Kräfte abverlangte, versah er seine Arbeit bis zur Demission als Sekretär der Thurgauischen Handelskammer auf den 30. April 1965. Schon am 19. Juli 1965 starb er im Sanatorium «Sanitas» in Davos.

Würdigung

An seinem Arbeitsjubiläum 1944 erhielt Eder hohes Lob für sein Wirken, und 1951 wurde er in Anerkennung seiner Verdienste zum Delegierten der Handelskammer ernannt. In Wirtschaft und Politik war Eder hoch geschätzt. Vor allem das streng sachbezogene, gründliche Arbeiten und die durchdachten, vorzüglich abgefassten Eingaben und Korrespondenzen beeindruckten. Sehr oft konsultierten ihn staatliche und private Gremien; sie erhielten stets rasche und genaue Auskünfte. Der breiteren Öffentlichkeit aber war er bekannt als geradezu klassischer Redner. Seine Referate waren packend und flüssig, auf die

Minute genau so lang wie angekündigt; sie enthielten in präzise entwickelten Schritten und sachgemäßem Aufbau die wesentlichen Aspekte des behandelten Themas. Fast unangreifbar erschien er bisweilen nach einem abschliessenden Votum, welches, die vorgebrachten Einwände verarbeitend, den Kern der Sache noch einmal kristallklar fasste. Eder hat sich nie auf Auseinandersetzungen in der Presse eingelassen, er suchte das Gespräch und die Diskussion. Hier erwies er sich als Gentleman von Kopf bis Fuss.

Wenn man das Bild von Eder anschaut, glaubt man sich von einem Asketen scharf beobachtet. Durch das strenge Gesicht hindurch scheint er von seinem Gegenüber zu fordern, was er selber für richtig befunden und mit allem Nachdruck vertreten hat. Nach Eder ist es legitim, dass jeder darnach trachtet, seine Stellung zu verbessern; mit dem Erreichen eines Zieles steckt man sich ein neues. Wachstum ist nötig. Er betonte aber auch immer wieder, der Staat und die Privaten seien zu Einfachheit und Sparsamkeit verpflichtet. Der Staat dürfe die Bürger nicht über ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit hinaus besteuern, und er müsse die Subventionen einschränken. Die Bürger müssten sich in ihren privaten Ansprüchen mässigen.

Ähnlich wie in der Eidgenossenschaft, suchte der politische Katholizismus auch im Thurgau seine Stellung als bürgerliche Regierungspartei zu festigen. Es war nicht einfach, die verschiedenen sozialen Gruppen beisammen zu halten: Die Bauern und die Gewerbetreibenden waren eher konservativ, während sich die Arbeiterschaft teils den ebenfalls erstarkten Sozialdemokraten näherte. Eder setzte sich klar und deutlich für die Einheit der Partei ein. Er gehörte – wie Alphons von Streng oder auch Emil Hofmann, der Exponent der Demokratisch-volkswirtschaftlichen Partei des Kantons – zu den herausragenden Persönlichkeiten der Thurgauer Politik.

Das Resultat dieser ersten Materialsammlung zu einer Biographie Eders erlaubt keine abschliessende

Würdigung. Dies umso weniger, als wichtige Aspekte des Wandels zu Eders Lebzeiten noch wenig erforscht sind: Wie verlief der Gesinnungswandel, der zur Aufnahme der Sozialdemokraten in den Kreis der Regierungsparteien führte? Wie kam es dazu, dass unorganisierte Interessen Einfluss auf staatliche Entscheidungsprozesse gewannen, etwa in der Frage der Schifffahrt bis zum Bodensee? Wie wandelte sich das Verhältnis zum Ausland, zu Deutschland? – um nur einige Fragen aufzuwerfen.

Doch zurück zu Carl Eder. Die «Thurgauer Arbeiterzeitung» schrieb am 21. Juli 1965: «Nationalrat Dr. Eder war sowohl im thurgauischen Grossen Rat wie auch im Nationalrat ein ausgesprochener Vertreter der Industrie, deren Forderungen er hartnäckig vertrat. Für die Katholisch-Konservative Volkspartei, deren Spitzenkandidat er durch Jahrzehnte war, mochte das nicht immer angenehm sein. Wenn Dr. Eder durch seine Erscheinung äusserlich eher unnahbar schien, so war er doch ein froher, angenehmer und geistreicher Gesellschafter. Das Leiden, das ihn in den letzten Jahren plagte, trug er mit Tapferkeit.»

Der Präsident:



Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Werke

Die Verfassungsmässigkeit der kantonalen und kommunalen Monopolanstalten auf der Grundlage von Art. 31 der schweizerischen Bundesverfassung, Diss. iur. (Heidelberg), Heidelberg 1917. Eder veröffentlichte ausser der Dissertation keine grösseren selbständigen Publikationen mehr, sondern nur noch Aufsätze, etwa: Staat und Privatbesitz, in: TTW, 24.–26.5.1921; Die Industrie im Kanton Thurgau, in: Tjb 1927, S. 35–37; Führer durch Weinfelden, Weinfelden 1931; Was erreicht die Schweiz mit der Hochrheinschifffahrt?, in: Walther (vgl. Nachrufe und Literatur),

S. 126. Eders Zeitschriftenartikel ab 1940 sind nachgewiesen in: Schweizerische Bibliographie für Statistik und Volkswirtschaft, 1937 ff.

Quellen

Archiv des Thurg. Handels- und Industrievereins (THIV), Weinfelden: Protokolle des THIV 1919–1965; Berichte der Thurgauischen Handelskammer an den THIV, Weinfelden 1919–1965. Amtsblatt des Kantons Thurgau, Frauenfeld 1928–1965; TZ; TVZ; TTW; Strom und See, Basel 1943 ff. (Fortsetzung von «Die Rheinquellen» 1906–1942).

Auskünfte von Herrn Joachim Eder †, Zug.

Nachrufe und Literatur

Eine vollständige Zusammenstellung im Dossier «Eder Carl» des StATG. Hier seien erwähnt: Erinnerung an Dr. iur. Carl Eder-Kaiser 19. April 1892 – 19. Juli 1965. Ansprachen anlässlich der Trauerfeierlichkeiten vom 23. Juli 1965 und Nachrufe, Privatdruck, o.O. o.J.; Carl Eder, in: Tjb 1966; Erna Maria Eder, in: Tjb 1983, S. 109; Holenstein, Thomas: Dr. Carl Eder, 1892 bis 1965, in: TTW, 18.4.1992.

Walther, Karl August (Hrsg.): Vom Meer zum Bodensee, Olten/Freiburg i. Br. 1957; Helg, Robert: 100 Jahre Thurgauischer Handels- und Industrieverein 1870–1970, Kreuzlingen 1970.

Bildquellen

Abb. 1: StATG, b) Fotos und Bilder: Eder Carl (Carl Eder, um 1955; Fotograf unbekannt = Erinnerung an Dr. iur. Carl Eder-Kaiser 19. April 1892 – 19. Juli 1965. Ansprachen anlässlich der Trauerfeierlichkeiten vom 23. Juli 1965 und Nachrufe, Privatdruck, o.O. o.J., Frontispiz).

Abb. 2: BüA Weinfelden, Bestand Museumsgesellschaft Weinfelden: Brief von Heinrich Federer an Carl Eder, 11.3.1920.

Unterschrift: BüA Weinfelden, Couvert «Traubenstiftung»: Brief der Rettungsaktion für die Traube in Weinfelden an den Verwaltungsrat der Bürgergemeinde Weinfelden, 2.9.1959.

Johann Melchior Gräflein (1807–1849) Liberaler Politiker, Tagsatzungsgesandter, Gesetzgeber



Herkunft, Umfeld, Jugend, Studien

Der am 26. Februar 1807 in Steckborn geborene Johann Melchior entstammte als Sohn des Amtschreibers Johann Jakob Gräflein aus dem Haus zum «Erker» und als Enkel des Stadtbürgermeisters im Haus zur «Mühle» einer alten Bürgerfamilie des Städtchens. Ein Onkel, Hans Conrad Gräflein (1768–1824), war Distriktspräsident, später Oberamtmann. Ein anderer Onkel, Dr. med. Johann Melchior Gräflein (1786–1826), hatte 1812 unter Napoleon den Russlandfeldzug mitgemacht. Als der Knabe neunjährig war, starb der Vater an einem «Nervenfieber». Die aktive und verständige Mutter Anna Maria, geborene Gräflein, erzog die vier Kinder zu lebensstüchtigen Menschen. Elisabeth (*1804), genannt Lisette, heiratete den aus Schweinfurt in Deutschland eingewanderten Gerbermeister Krönlein und wohnte im Zunfthaus «Rose» in Stein am Rhein. Sie wurde die Mutter eines berühmten Chirur-

gen: von Dr. Rudolf Ulrich Krönlein (1847–1910), ordentlicher Professor an der Universität Zürich, welcher letzterer der unverheiratet gebliebene Mediziner testamentarisch namhafte Stiftungen machen sollte. Melchior's jüngere Schwester Paulina (*1808) verstarb 1870 in Frauenfeld. Die jüngste Schwester, Maria Magdalena (1815–1889), schloss die Ehe mit dem späteren Obersten Johann Jakob Gnehm aus dem «Hirzli» in Stein am Rhein, der 1853 das Haus zum «Lindwurm» kaufte; sie wurde die Mutter von Dr. Robert Gnehm (1852–1926), Mitbegründer der Schweizerischen Gesellschaft für Chemische Industrie (CIBA), Basel, 1894–1905 Professor für technische Chemie an der ETH Zürich (1899–1905 Rektor), 1905–1926 Präsident des Schweizerischen Schulrates.

Melchior Gräflein selber verheiratete sich auf der Höhe seines Ansehens am 10. September 1846 mit der aus dem Haus zum «Sonnenberg» in Steckborn stammenden, am 6. Juni 1815 geborenen Elise Labhart, Tochter von Melchior Labhart und Elisabetha Meyer. Ihr einziges Kind, die am 15. September 1847 geborene Emma Gräflein, sollte am 18. September 1877 den Mediziner Dr. Johann Melchior Eduard Guhl (1845–1926) heiraten und Mutter und Grossmutter von Ärzten in Steckborn (Guhl) und Frauenfeld (Vogler) werden.

Den ersten Unterricht erhielt Melchior Gräflein in der öffentlichen Schule der Stadt sowie bei Provisor Johann Balthasar Hanhart (1784–1840); daneben half der Jüngling schon früh in der kleinen elterlichen Landwirtschaft mit. Die hervorragende Begabung des Knaben veranlasste die Verwandten, ihn nach Basel ins Gymnasium zu schicken, das seit 1817 von einem gelehrten Schulmann aus Diessenhofen, Pfarrer Rudolf Hanhart (1780–1856), als Rektor geleitet wurde. Dessen geistvolle Reden bei den Promotionsfeiern zeugen von einem unbeugsamen Willen zur Reform des öffentlichen Unterrichts. Dieser Schüler des deutschen Altertumsforschers und Homer-

kenners Friedrich August Wolf (1759–1824) nahm sich des talentierten Thurgauers an. Im Frühjahr 1823 trat Melchior Gräflein in die Schule ein, und schon nach einem Jahr hielt er, an der Spitze der Schülerschaft, vor dem Amtsbürgermeister und den übrigen Behördenmitgliedern eine lateinische Dankrede, mit der er ein lebendiges Bild von Land und Leuten am Untersee vermittelte. 1825 trat Gräflein ins sogenannte Pädagogium über, das bereits in die wissenschaftliche Arbeit einführte und auf den Universitätsunterricht vorbereitete. Schon im Frühjahr 1826 bezog er die Universität, begeistert von den Professoren Friedrich Kortüm (1788–1854), dem Historiker, und Wilhelm Snell (1789–1851), dem Rechtslehrer, die auch die anderen Studenten vom Untersee aufs lebhafteste ansprachen, so etwa Johann Konrad Kern (1808–1888), der Anfang November 1826 nach Basel übersiedelte. Doch Melchior Gräflein blieb kaum ein Jahr an der Universität Basel, sondern setzte seine Studien in Heidelberg (besonders bei Thibaut und Mittermaier) und in Freiburg i. Br. (wo Rotteck und Welcker lehrten) fort.

Kantonsfürsprech

Anfang Juli 1829 ersuchte Gräflein den Kleinen Rat des Kantons Thurgau (Regierung) mit dem Hinweis auf seine dreijährigen Studien der Rechtswissenschaft und die akademischen Ausweise um die Patentierung als Advokat. Nach der Einreichung des Bürgerschaftsscheins, den der Kreisamtmann zu visieren hatte, wurde der Kandidat auf Antrag der Justizkommission vereidigt und vom Kleinen Rat mit einem Patent versehen, was dem Obergericht, dem Kriminalgericht und durch die Oberamtleute allen Amtsgerichten mitgeteilt wurde. Vor der Niederlassung begab sich Gräflein für einige Monate nach Lausanne zu einem Sprachaufenthalt. Anfang 1830 eröffnete der junge Fürsprech sein Büro in Steckborn; zugleich

wählten ihn die Mitbürger zum Ratsschreiber. Er wurde Stellvertreter im Bezirksamt und bereits 1832 Mitglied des thurgauischen Grossen Rates, vor dem er den Eid mit dem gleichzeitig gewählten Freund aus Berlingen, Dr. iur. Johann Konrad Kern, ablegte. Der Erziehungsrat des Kantons Thurgau ernannte die beiden aufgeweckten Juristen bald zu Schulinspektoren. Das Evangelische Grossratskollegium wählte Mitte Dezember 1832 Gräflein als viertes Mitglied des Kirchenrates, der sich jetzt auf die rein kirchlichen Aufgaben konzentrieren konnte, nachdem seine Aufgaben mit der neuen Verfassung erheblich eingeschränkt worden waren. Da Gräflein 1833 in sechs von 16 und 1834 in sieben von 17 Sitzungen abwesend war und zudem häufig später eintraf, darf angenommen werden, dass ihn diese Tätigkeit nicht besonders interessierte, umso mehr, als er vermutlich nicht zu den begeisterten Anhängern von Kirchenratspräsident Pfarrer Thomas Bornhauser zählte.

Mit Umsicht suchte er sich eine forensische Praxis aufzubauen. Seine bald erfolgreiche Tätigkeit als Kantonsfürsprech machte ihn bekannt: Sein wissenschaftliches Rüstzeug, seine Klarheit der Gedankenführung, seine gewandte Rede und sein Streben nach Menschlichkeit im Recht empfahlen ihn für weitere Aufgaben, die Mandate vermehrten sich. Nicht selten stand Gräflein im friedlichen Wettstreit mit dem Freund Dr. Kern als Gegenanwalt vor den Schranken, um dem Recht zum Durchbruch zu verhelfen. Im Aufbruch der ersten Regenerationsjahre hatten die Advokaten viel zu tun. Sogar Ehrverletzungsklagen waren an der Tagesordnung ...

Der Weg zum Politiker

Johann Melchior Gräflein trat im Staatsleben des Kantons Thurgau nach 1832 in zweierlei Hinsicht massgebend hervor, als Politiker und als Gesetzgeber. Der Kanton brauchte unter der neuen Verfassung

juristisch gebildete Männer in den Behörden. Die Arbeit im Grossen Rat gab auch Gräflein Möglichkeiten der Entfaltung. Mitte des Jahres 1833 wurde er in die Petitionskommission gewählt, zusammen mit Dr. Kern, der in diesem Sommer, erst 25jährig, zum ersten Mal Abgeordneter an die Tagsatzung wurde. Wichtig für Gräflein war die Mitarbeit in der Gesetzesrevisionskommission, der er als Sekretär diente. Schon 1834 wählte ihn der Grosse Rat in die sogenannte Instruktionskommission, das heisst die Behörde zur Prüfung der Instruktion an die Tagsatzungsgesandtschaft und zur Kontrolle des Rechenschaftsberichtes. Damit hatte er sich neben den kantonalen auch mit den eidgenössischen Angelegenheiten zu befassen. Gräflein folgte dem Freund Dr. Kern auch im Präsidium des Grossen Rates, erstmals 1835, dann wieder 1839, 1840, 1846 und 1849, während jener bis 1853 sogar auf neun Präsidialjahre kam. Melchior Gräflein begleitete Konrad Kern, der fünfzehnmal Erster oder Ehrengesandter des Thurgaus war, auch auf die Tagsatzung, so 1836, 1845, 1847 und 1848. Als Kern 1839, 1843 und 1844 aus persönlich-familiären Gründen verzichtete, war es selbstverständlich, dass ihn Gräflein als Ehrengesandter ersetzte. 1835 wurde Johann Peter Mörikofer, bisher Staatsschreiber, an die Stelle des verstorbenen Johannes Morell zum Mitglied des Kleinen Rates gewählt. Sofort meldete sich Gräflein auf die vakant gewordene Stelle und wurde mit guter Stimmenzahl auf den hohen Posten gewählt, ein Amt, das er bis zur Wahl in die Justizkommission des Obergerichts im November 1837 umsichtig und loyal versah.

Zur kantonalen Politik gehörte der Aufbau einer klaren Rechtsordnung im Thurgau. Was anzustreben war, formulierte § 211 der Kantonsverfassung von 1831: ein Kriminal-, ein Zivil- und ein Polizeigesetzbuch sowie ein bürgerliches Prozessgesetz. In der von Dr. Kern geleiteten Gesetzesrevisionskommission des Grossen Rates, die 1833 den Auftrag übernahm, bei allen kantonalen Gesetzen zu prüfen, ob ihr Inhalt

mit den Grundsätzen der neuen Kantonsverfassung übereinstimme, war Kantonsrat Gräflein ebenfalls Sekretär und schrieb die Protokolle. Da es mit der Ausarbeitung der in der Verfassung geforderten Gesetze nicht vorwärts gehen wollte, stellte zu Beginn der Wintersession 1836/37 ihr Vorsitzender Dr. Kern, jetzt auch Präsident des Grossen Rates, den Antrag, die Verfassung erneut zu revidieren. Als Ziele nannte er u. a. die Schaffung eines ständigen und besoldeten Obergerichtes, die personelle Reduktion der Gerichte in den Bezirken und Kreisen und die Übertragung der Administrativjustiz an den Kleinen Rat. In den Verhandlungen des Kantonsparlamentes referierte Staatsschreiber Gräflein über die Postulate der inzwischen eingesetzten Kommission. Sein «meisterhaft und ausführlich abgefasster» Bericht nannte die Gründe für eine Revision der Kantonsverfassung und umschrieb das Vorgehen. Auf Antrag eines Ratsmitgliedes wurde Gräflein, der als Beamter nicht mehr Mitglied des Grossen Rates war, erlaubt, als Berichterstatter in die Revisionskommission Einsitz zu nehmen. In der folgenden lebhaften Debatte wollten die Schöpfer der Regenerationsverfassung von 1831, Joachim Leonz Eder und Thomas Bornhauser, ihr Werk nicht verändern; in ausführlichen Reden wandten sie sich gegen die Neuerungen. Präsident Dr. Kern verteidigte die Revisionsanträge in ausführlicher, Melchior Gräflein in kurzer, konzentrierter Rede. Ende Juli 1837 stimmten die Thurgauer der neuen Kantonsverfassung zu. Im November 1837 wurde Melchior Gräflein mit 62 Stimmen ins Obergericht gewählt; Kern hatte deren 72 erhalten, während bei der Wahl in die neue Justizkommission beide gleichviele Stimmen auf sich vereinigen konnten.

Zu den Gegnern der Verfassungsrevision gehörten auch verschiedene Mitglieder des Kleinen Rates, und Regierungsrat Johann Peter Mörikofer schrieb in seinem Rückblick auf das Jahr 1837: «Die Zeit wird lehren, ob das Werk den Meister lobt; ich für meinen Teil zweifle sehr daran; eine permanente Justizkom-

mission von drei Mitgliedern, mit dem Weisungsrecht in Polizei- und Kriminalfällen, dem Rekursrecht und dem Gesetzesvorschlagsrecht im Gebiet des Zivil- und Verwaltungsrechtes, das war beinahe die ausschliesslich neue Schöpfung; die Schöpfer waren Männer, die nach grösserem Einfluss und grösserer Macht strebten und die sich in ihrem bescheidenen Wirkungskreis nicht mehr behaglich fühlten.»

Im «Triumvirat»

Das Urteil Mörikofers war verfehlt: Machtstreben lag dem selbstlos dienenden Melchior Gräflein ebenso fern wie dem an der Entfaltung der Rechtswissenschaft interessierten Dr. Kern. Die Justizkommission, bei Mörikofer als juristisches Überbein verzeichnet und verunglimpft, erhielt ihre Bedeutung durch das Format der drei befreundeten Politiker Kern, Gräflein und von Streng, die auf den einträglicheren Beruf des freien Anwaltes verzichteten, um dem jungen Staat zu dienen. Während Jahren lösten sich die drei als Vizepräsidenten und Präsidenten des Grossen Rates, als Erste und Zweite Gesandte auf der Tagsatzung, wo sie die Stimme ihres Standes Thurgau geschickt erhoben, aber auch an der Spitze des Obergerichtes gegenseitig ab. Ihr Einfluss auf den Gang des politischen Geschehens kam auch in den grossrätlichen Kommissionen zum Ausdruck. Das «Triumvirat», wie die dreigliedrige Justizkommission des Obergerichtes genannt wurde, wirkte sich dank der wissenschaftlichen Ausbildung seiner Mitglieder, dank ihrer persönlichen Integrität und dank ihrem unablässigen Einsatz für den Kanton vorteilhaft aus. Dr. Johann Konrad Kern, der es verstand, Gegensätze auszugleichen, stand einem gut harmonierenden Arbeitsteam vor, in dem sich Gräflein vor allem in der dienenden Funktion des Sekretärs und Textverfassers bewährte. Auch der dritte im Bunde, Johann Baptist von Streng (1808–1883), fügte sich ein; er hatte nach Anfängen

in Bern seine Rechtsstudien ebenfalls in Heidelberg und Freiburg i. Br. gemacht. So nahmen die Mitglieder des Triumvirats im Rechtswesen des Kantons Thurgau eine verantwortungsvolle Pionierrolle in Anspruch, die in der Tagespolitik ihrer Stellung als wegleitende Mitglieder des Grossen Rates und seiner wichtigsten Kommissionen entsprach. Was sie leisteten, lässt sich nicht aufteilen. Sie beherrschten neben der eher zurücktretenden Regierung, die im Grossen Rat nur beratende Stimme hatte, das Geschehen im Kanton, kontrollierten und beeinflussten sowohl die Justiz wie die Verwaltung. Praktisch täglich sassen sie zusammen: Justizkommission und Obergericht hatten wöchentlich je eine oder zwei Sitzungen, dazu kamen Einzelbesprechungen, Visitationen und viele kleine Verpflichtungen. Ihren Fähigkeiten und Vorlieben entsprechend, ergab sich mit der Zeit eine gewisse Arbeitsteilung bei ihrer Tätigkeit: Gräflein und von Streng entwarfen neue Gesetze und Verordnungen, Kern bereinigte sie und vertrat sie nach aussen, wie er auch den Kanton in der Politik nach aussen repräsentierte. Lange verfügten sie im Grossen Rat und im Volk über eine solide Mehrheit, was sich 1843 etwa darin zeigte, dass die turnusgemässe Verfassungsrevision von den Bürgern mehrheitlich abgelehnt wurde. Mit der Zeit aber, als verschiedene Forderungen der Kantonsverfassung immer noch nicht erfüllt waren, wuchs die Gegnerschaft. Die Opposition nannte das Triumvirat «die heilige Dreieinigkeit», mit Dr. Kern als «Gottvater». Solange die drei Mitglieder ihre verantwortungsreiche Aufgabe mit aller Kraft zu lösen vermochten, blieben die gegnerischen Stimmen allerdings vereinzelt. Vornehme Gesinnung, allgemeine Integrität und grosse Zuvorkommenheit der drei Mitglieder der Justizkommission brachten einen vertrauensvollen Geist guter Zusammenarbeit in die thurgauische Politik, der aber durch die aufkommenden politischen und konfessionellen Spannungen in der Eidgenossenschaft bald gefährdet werden sollte.

Tagsatzungsabgeordneter

Schon zu Beginn der Regenerationszeit war das Bild der eidgenössischen Politik wenig erfreulich. Der Versuch, die Errungenschaften der neuen Kantonsverfassungen, was darin an neuen Freiheiten und Rechten eingeführt wurde, auf den Bund zu übertragen, scheiterte. Die Erneuerung des Bundesvertrages von 1815, wie sie § 216 der thurgauischen Kantonsverfassung vorschrieb, in der Tagsatzung zu vertreten und durchzusetzen, misslang dem Ehrengesandten (Wilhelm Merk); seine Rede im Sommer 1831 war kraft- und farblos. Schon sammelten sich konservative Gegenkräfte. Die Eidgenossenschaft zerfiel in zwei Lager: Im Siebner-Konkordat verbanden sich die liberalen Kantone zur gegenseitigen Sicherung ihrer Verfassungen, nachdem die Tagsatzung deren Gewährleistung verweigert hatte. Der Sarnen Bund auf der anderen Seite schloss die konservativen Kantone enger zusammen. Den Entwurf einer neuen Bundesverfassung begutachtete im Thurgau 1832 eine grossrätliche Kommission, der auch Fürsprecher Melchior Gräflein angehörte, überaus positiv und erteilte der Gesandtschaft des Kantons weitgehende Vollmacht, die Revision des Bundesvertrages voranzutreiben. Auf der Tagsatzung kam jedoch keine Mehrheit dafür zustande. Melchior Gräflein stimmte auch dem Entwurf von 1833 zu, doch die Reform des Staatenbundes scheiterte. Am 6. Dezember 1834 erhob er im Grossen Rat deutliche Kritik an der Tagsatzung; die Ergebnisse ihrer Beratungen seien enttäuschend: «Allein was kann eine Behörde auch bei der besten Absicht der einzelnen Glieder wirken und schaffen, wenn der freie Willen, an Instruktionen gebunden, die von Extrem zu Extrem laufen, jeder Entwicklung des schweizerischen Staatslebens hemmend entgegentreten [...]»

Alle zwei Jahre wechselte die Eidgenossenschaft den Tagungsort ihres Gesandtenkongresses zwischen den Vororten Zürich, Bern und Luzern. 1836 rückten

auf der Tagsatzung Differenzen zwischen dem westlichen Nachbarland Frankreich und der Eidgenossenschaft in den Vordergrund. Mitte Juli forderte die Regierung in Paris Verhaftung und Ausweisung des Flüchtlings Auguste Conseil, der sich als Revolutionär unter falschem Namen in der Schweiz aufhalte. Die Berner Polizei verhaftete den Mann; dieser entpuppte sich aber – als französischer Spion! Statt die Angelegenheit ohne Aufsehen administrativ zu erledigen, machte sie der Vorort zum Traktandum der Sommertagsatzung. Der Untersuchungsbericht, der Frankreich blossstellte, wurde in grosser Auflage verbreitet. Ende September drehten die Franzosen den Spiess um und verlangten von der Eidgenossenschaft mit drohender Gebärde Genugtuung. Für die auf den 17. Oktober 1836 einberufene ausserordentliche Tagsatzung wählte der Grosse Rat Melchior Gräflein zum Zweiten thurgauischen Gesandten. Die Versammlung wollte es nicht zum Bruch mit Frankreich kommen lassen und sandte am 5. November eine zum Ausgleich einladende Note, in welcher von einem «bedauerlichen Missverständnis» die Rede war. Die guten Beziehungen zu Frankreich schienen damit wiederhergestellt. Da brachte der Strassburger Putsch, den der auf Schloss Arenenberg aufgewachsene, in Gottlieben wohnhafte Prinz Louis Napoleon vom Zaun riss, neuen Zündstoff. Als der nach der Verhaftung verurteilte jugendliche Draufgänger von Amerika, wohin man ihn hatte ausreisen lassen, im Frühjahr 1837 ans Krankenbett seiner Mutter Hortense auf Arenenberg zurückkehrte, hatte die französische Regierung neuen Vorwand zum Protest. Mit diesem «Napoleon-Handel» hatte Melchior Gräflein auf verschiedenen Ebenen zu tun, als Mitglied und Präsident des Grossen Rates, als Staatsschreiber und als Tagsatzungsabgeordneter.

Zum ersten Mal war Gräflein auf der Tagsatzung des Sommers 1839 Ehrengesandter des Kantons. Während dieser Session ereignete sich in Zürich ein ernster Zwischenfall, der als «Straussenhandel» in die

Die Daguerreotypie aus dem Jahre 1847, die einzige, die im Staatsarchiv des Kantons Thurgau aufbewahrt wird, zeigt die damalige thurgauische Tagsatzungsgesandtschaft. Während Johann Konrad Kern (links) eine grosse Karriere als schweizerischer Gesandter in Paris bevorstand, starb Johann Melchior Gräflein bereits zwei Jahre später an einem Schlaganfall.



Geschichte einging. Die erregten Diskussionen um den radikalen Erziehungsreformer Ignaz Thomas Scherr, Seminardirektor in Küssnacht, und die anschwellende kirchliche und politische Reaktion heizten die Stimmung an. Als die liberale Zürcher Regierung den Verfasser des Buches «Das Leben Jesu», David Friedrich Strauss, als Professor für Kirchengeschichte und Dogmatik an die Universität berufen wollte, rief ein «Glaubenskomitee» zum Widerstand auf. Obwohl die Regierung den Gewählten sofort beurlaubte und mit einer Pension fernhielt, kam es nach dem Gerücht, eine eidgenössische Intervention stehe bevor, zum Marsch des aufgebrachten Landvolkes in die Hauptstadt, wo am Abend des 5. September 1839 nach der Sitzung der Tagsatzung die Sturmglocken geläutet wurden. Unter den Augen

der auf der Terrasse des Hotels Baur harrenden Gesandten, darunter Melchior Gräflein und Ludwig Anderwert, kam es zu ernstesten Zusammenstössen. Aus der Mitte der Volksmenge fielen auf patrouillierende Dragoner Schüsse, worauf die Kavallerie, die öffentliche Gebäude bewachte, zum Gegenangriff antrat. Die Massen hielten inne. In der Gefechtspause berieten die Gesandten unter dem Berner Schultheissen Karl Neuhaus die Lage. Sie beschlossen, nicht in die Auseinandersetzung einzugreifen, aber in Zürich zu bleiben. Zu vertraulichen Gesprächen kamen auch Vertreter der liberalen Stände zusammen. Melchior Gräflein berichtete in täglichen Handschreiben nach Frauenfeld von den bedrohlichen Ereignissen, von der Bildung einer neuen konservativen Regierung, der Neuwahl des zürcherischen Grossen Rates und der Kantonsbehörden. Bald stellte sich die Frage, ob der Amtsbürgermeister Johann Jakob Hess von den Tagherren als Bundespräsident anzuerkennen sei. Die Tagsatzung bejahte es mit grosser Mehrheit. Nach einem Unterbruch von 19 Tagen traf die Einladung zur Fortsetzung der Tagsatzung am 23. September ein. Neue Zürcher Tagherren unterstrichen den politischen Kurswechsel im Nachbarkanton.

Die Tagsatzung erwies sich auch in den vierziger Jahren als unfähig zur Bewältigung der Bundeskrise; sie war und blieb eine schwerfällige und überholte Institution. Eine eindeutige Haltung gegenüber dem Ausland war nicht möglich. Aber auch in den innenpolitischen Spannungen konnten sich die Tagherren nicht zu einer Mitte finden; die Gegensätze wurden immer grösser. 1843 und 1844, als Melchior Gräflein für den abwesenden Johann Konrad Kern wieder Erster Gesandter des Kantons Thurgau war, gingen die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen immer deutlicher einem Höhepunkt entgegen. Zwar schien die 1841 traktandierete Aargauer Klosteraufhebung mit der Wiederherstellung der vier Frauenklöster entschärft, doch lieferte die Berufung der Jesuiten nach Luzern neuen Zündstoff, nachdem die Leiden-

schaften schon durch die Konferenz von Mitte September 1843 im Bad Rothen bei Luzern, auf welcher die konservativen Führer einen separaten Bund vorbereitet hatten, erhöht worden waren. Melchior Gräflein mahnte in seinem Eröffnungswort als Präsident des thurgauischen Grossen Rates am 16. Dezember 1844 zur Toleranz, damit «die anderwärts tobenden Stürme politischer und kirchlicher Aufregung von unsern Marken fernbleiben». In der Bundeskrise, in der grossen Auseinandersetzung um Klosterfrage und Jesuitenberufung, die das Hauptziel, die Bundesreform, überwucherten, stand Gräflein als treuer Adlatus Dr. Kerns, den er 1845, 1847 und 1848 auf die Tagsatzung begleitete, auf der Seite eines gemässigten legalen Liberalismus. Auch bei der Bildung eines freisinnigen Volksvereins im Thurgau, an der grossen Volksversammlung vom 1. Mai 1845 in Weinfelden, half Gräflein mit. Über die Organisation eines Sonderbundes berichtete er am 4. August 1845 aus der Tagsatzung. In den folgenden Jahren bewährte er sich als Berichterstatter; er orientierte die Regierung über Erwägungen und Entscheide der Tagsatzung, und als Dr. Kern immer mehr Sonderaufträge übernahm – Revisionskommission, Koordination zwischen Armeekommando und Tagsatzung, Kommissariat in Luzern, Verfassungsredaktion – war es der Zweite Gesandte des Thurgaus, der die Pflichten des Ehrengesandten übernahm. Bis sie ihm zuviel wurden.

Der Gesetzgeber

Stärker als in der Politik, wo er als treuer Gefährte von Dr. Kern eine vor allem dienende Rolle spielte, kam die juristische Begabung von Melchior Gräflein bei der Redaktion von Gesetzestexten zur Geltung. Die Bedürfnisse der regenerierten Kantone hatte er schon 1833 als Berichterstatter der Gesetzesrevisionskommission des Grossen Rates formuliert. Gräflein fasste zwei Ziele ins Auge. Vorgehen sollte die Revision

des mangelhaften Erbgesetzes, weil es mit dem Konkurs- und dem Vormundschaftsgesetz zusammenhing. Hernach sollten die übrigen Gesetze gleichzeitig erneuert werden. Als grösstes aller Gebrechen, an denen die thurgauische Gesetzgebung litt, bezeichnete Gräflein den Mangel an innerem Zusammenhang, an systematischer Ordnung. Er machte sich Gedanken, wie die Gesetzgebung künftig geregelt werden sollte, und verglich sie mit dem menschlichen Organismus: «So sollen auch dort die einzelnen Gliedmassen sich vereinen zu einem harmonischen Ganzen, sollen in innerem Zusammenhang stehen und gleichermassen von einer Seele belebt sein.» Dadurch werde nicht bloss den Forderungen der Rechtswissenschaft entsprochen, sondern gleichzeitig den Interessen, Wünschen und Ansichten des Volkes Rechnung getragen. In einem zusammenhängenden, klar und einfach abgefassten Gesetzbuch könne es sich mit Leichtigkeit orientieren. Melchior Gräflein hob hervor, die Kantonsverfassung von 1831 habe in § 211 der Gesetzgebung aufgetragen, für ein neues Zivilgesetzbuch zu sorgen; damit könne ein für das ganze Justizwesen zentrales Bedürfnis gedeckt werden. Ebenso wichtig sei im Hinblick auf die überaus mangelhaften thurgauischen Verhältnisse, die auf «barbarische» Gesetze zurückgingen, aber eine Reform der Kriminalrechtspflege. Der Kleine Rat, so teilte Gräflein mit, habe den Entwurf eines neuen Gesetzes bereits beraten, doch sei er im Rückstand, weshalb der Grosse Rat die Aufträge erneuern müsse.

Doch Gesetzgebungskommission und Kleiner Rat kamen in den folgenden Monaten und Jahren nicht über die Anfänge der Neuordnung hinaus und konnten die Forderungen von § 211 der Kantonsverfassung nicht verwirklichen. Darum wurde Melchior Gräflein, jetzt Staatsschreiber, zu einem der schärfsten Befürworter einer Revision der Kantonsverfassung. Mit ihrer Durchsetzung erhielt er die Gelegenheit, seine Fähigkeiten zur Formulierung von Geset-

zestexten zu beweisen. Eine wissenschaftliche Untersuchung von Werner Kundert belegt die Autorschaft von Melchior Gräflein beim Personenrecht von 1842. Oberrichter Gräflein entwarf die Texte der Justizkommission in der Regel; so auch das Erbgesetz von 1839, die Prozessordnung, Entwürfe zum Vormundschaftsrecht und zum Rechtstriebsgesetz. Stammten die Texte formal von Gräflein, so war es in erster Linie Dr. Kern, der sie im Grossen Rat vertrat und die Paragraphen nach der Beratung, soweit nötig, umformte. Die Opposition der jungen Juristen Johann Conrad Widmer und Johann Karl Kappeler, wie sie 1844 in der Presse bekannt wurde, betraf Melchior Gräflein nicht persönlich.

Die grossen Pläne für eine Erneuerung der thurgauischen Gesetzgebung mussten scheitern, weil die Mitglieder der Justizkommission ihre Kräfte als Kantonsräte und Tagsatzungsabgeordnete in der Tagespolitik einzusetzen hatten. Ihre Leistungen als Gesetzgeber blieben hinter den Erwartungen zurück. Die legislatorischen Aufgaben gerieten gegenüber den drängenden Geschäften einer turbulenten Tagespolitik in den Hintergrund. So sehr die grossen Würde des Triumvirats in gesetzgeberischer Hinsicht vermisst wurden, so sehr wurden die politischen Leistungen seiner Exponenten geschätzt: Wenn Dr. Kern und Melchior Gräflein nach schwierigen Verhandlungen auf der Tagsatzung 1847 und 1848 mit der thurgauischen Tagsatzungskutsche heimreisten, wurden sie – gelegentlich bereits an der Kantonsgrenze bei Islikon – feierlich begrüsst und in Frauenfeld mit Ständchen, Lobreden und einem Fackelzug geehrt. Mit Begeisterung wurde im Thurgau die neue Bundesverfassung angenommen.

Frühes Ende, Würdigung

Melchior Gräflein schien sich in der Zeit der Bundeskrise zu verändern; die starke Belastung mit Tages-

geschäften, Kommissionsarbeiten, Ratsbetrieb und ständigen Gesprächen mit Rat- und Auskunft-Suchenden zehrte an seinen Kräften. Nach wochenlanger Tätigkeit auf der Tagsatzung sehnte er sich nach Ruhe und Geborgenheit. Mit stiller Freude wandte er sich seiner jungen Familie zu, das Töchterchen Emma in der Wiege erheiterte ihn. Doch mehr und mehr war ihm der Gedanke an einen frühen Tod nahe. Am 15. Mai 1847 schrieb er im Beisein der Freunde Pfarrer Jakob Albrecht (1806–1855) in Matzingen und Oberrichter Johann Baptist von Streng (1808–1883) in Frauenfeld sein Testament, eine «letzte Willensverordnung» zugunsten seiner «geliebten Ehefrau Elisa Gräflein, geb. Labhart, von Steckborn», welcher «die lebenslange Nutzniessung seiner ganzen Verlassenschaft» zufallen sollte. Nach aussen gab er sich freilich nach wie vor entschlossen. So verurteilte er als Präsident des Grossen Rates das Bestreben in der Bundespolitik, aus der politischen Auseinandersetzung eine Konfessionsfrage zu machen. Man scheue sich nicht, «selbst das Heiligste des Menschen, seine religiösen Interessen, in das leidenschaftliche Parteigetriebe hinabzuziehen». In der langen Debatte des thurgauischen Grossen Rates klagte er die bundeswidrige Gründung des Sonderbundes hart an und trat für dessen Auflösung ein. Aber die dunklen Wolken blieben in seinem Gemüt. «Ach, wie wollte ich Gott dafür dankbar sein, wenn er mir nur noch zehn Jahre zu leben vergönnte. Doch, wenn es sein muss, ich bin bereit.» Wanderungen in der Natur, Baden in See und Flüssen sowie Märsche sollten ihn bei guter Gesundheit bewahren; er schonete sich nicht und legte den Weg von Frauenfeld zur Sitzung des Grossen Rates in Weinfelden oft zu Fuss zurück. Aber sein Körper war der ununterbrochenen Belastung nicht gewachsen.

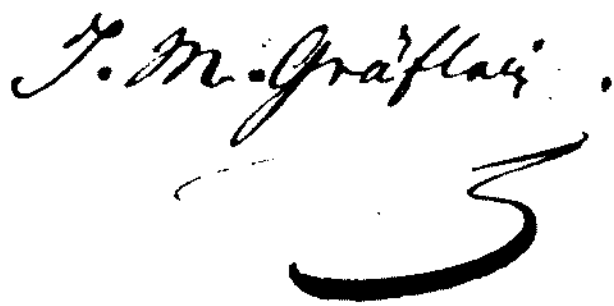
Nach der Annahme der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1848 war die Kantonsverfassung den neuen Gegebenheiten im Bund anzupassen. Jetzt flammte in der thurgau-

schen Presse die Kritik an der Justizkommission auf. Am 6. Mai 1849 sprachen sich 12 997 Stimmbürger für und nur 3650 gegen die Revision der Kantonsverfassung aus; die Einsetzung eines Verfassungsrates befürworteten 11 115 Stimmen. Bei dessen Wahl wurden einzelne der bewährten Politiker bewusst übergangen, darunter Johann Baptist von Streng und die Mitglieder des bisherigen Kleinen Rates, ausgenommen Dr. med. Johannes Keller, dem es in einer Stichwahl knapp reichte. Unter den Gewählten trat der von einer neuerlichen Sympathiewelle emporgetragene Pfarrer Thomas Bornhauser hervor. Mit 64 von 100 Stimmen wurde er zum Präsidenten des Verfassungsrates gewählt, obwohl er kein guter Verhandlungsleiter war. Vizepräsident wurde mit 73 Stimmen Dr. Kern. Als die Beratungen in langwierige Verfahrensfragen ausmündeten, schlug Kern die Wahl einer Kommission von 15 Mitgliedern vor, welche die neue Kantonsverfassung aufgrund der Volkswünsche entwerfen sollte. Nachdem jeder Bezirk eine Vertretung erhalten hatte, wurden Dr. Kern mit 64, Melchior Gräflein noch mit 53 Stimmen hinzugewählt – woraus geschlossen werden kann, dass die Zurückhaltung gegenüber den bisherigen Mitgliedern der Justizkommission andauerte. In der Kommission des Verfassungsrates konnten sich Erfahrung und Sachkenntnis besser durchsetzen, während im Plenum radikale Gruppen zum Durchbruch kommen wollten. Am 10. Juli 1849 ereiferte sich die Verfassungskommission am umstrittenen Thema des Amtszwanges: Philipp Gottlieb Labhardt und Melchior Gräflein wandten sich dagegen, die Pfarrherren Bornhauser und Wilhelm Friedrich Bion (1797–1862) sprachen dafür, bis der Paragraph in der Formulierung der St. Galler Kantonsverfassung durchging. Oberrichter Gräflein ass nachher, wie Dr. med. Elias Haffter im Tagebuch berichtet, «reichlich zu Mittag, badete in der Thur, frequentirte die Gesellschaft bis ½ 11 Uhr Nachts, fiel beim zu Bette gehen um, schlummerte ein, erwachte mit heftigem Kopf-

schmerz und fulminantem Erbrechen, schwitzte heftig, wechselte die Wäsche und das Bette, warf sich ein Paar mahle hin und her» und verlor das Bewusstsein. Alle ärztliche Hilfe blieb wirkungslos. Gegen acht Uhr langte Frau Gräflein von Frauenfeld an, und eine Weile später schied der hervorragende Politiker und Richter aus dem Leben. Die Sitzung der Verfassungskommission wurde um eine Stunde verschoben; die Lokalzeitung «Der Wächter» meldete noch am selben 11. Juli, am frühen Morgen sei «einer der besten und edelsten Charaktere im Kanton», Oberrichter Gräflein, an einem Schlaganfall verstorben. Schon am 13. Juli wurde der jäh aus dem beruflichen Leben gerissene Politiker in Steckborn beerdigt. Die Freunde gaben ihm das letzte Geleit; die Leichenfeier war schlicht, die Predigt von Pfarrer Johann Georg Kreis (1820–1906) einfach und ohne Würdigung der Verdienste des Verstorbenen. Die Trauer um einen liebenswürdigen, umsichtigen Diener des Staates war noch eine Weile zu verspüren, doch bald ging der politische Alltag über den Schmerz der Stunde hinweg.

Johann Melchior Gräflein war kein Frühvollender, sondern eine achtenswerte Gestalt der Regenerationszeit. Seine Möglichkeiten blieben begrenzt: was er selbständig hervorbrachte, waren einzelne Gesetzestexte, die er mit Klarheit und Präzision formulierte. Im politischen Gezänk der dreissiger Jahre stand er nicht in der Arena, sondern blieb auf verschiedene Weise ein Gehilfe. Er diente als Berichterstatter, Protokollführer und Begleiter. Er war ein ausgezeichnetes Mitglied des Triumvirats und hätte ein guter Gesetzgeber werden können, wenn er die innere Ruhe zur schöpferischen Tätigkeit bekommen hätte. Umgänglich und verständig, volksverbunden und aufgeschlossen: so schildern ihn die Zeitgenossen. Ein tiefes Gemüt, starke Religiosität, Klugheit und Sinn für Gerechtigkeit wurden ihm zugeschrieben. Seine Freunde, die um seine Qualitäten wussten, rühmten die Treue und Zuverlässigkeit des Kollegen.

Seine Bescheidenheit und Gelöstheit, mangelnder Ehrgeiz bei hoher Intelligenz und das allzu kurze Leben bewirkten, dass eine der guten Gestalten der Kantonsgeschichte bis heute nicht jene Beachtung fand, die sie eigentlich verdient hätte.

A handwritten signature in black ink, reading 'J. M. Gräflin.' followed by a large, stylized flourish.

Nachlass

Ein Nachlass besteht nicht. Zwei Vorlesungsmitschriften besitzt Frau Leonie Guhl, Steckborn.

Quellen

Ungedruckte: StATG 2'00'7–8: Protokoll des Grossen Rats 16.6.1834–27.2.1840; StATG 2'30'23: Gesetzesrevisionskommission, 2.6.1833 (Bericht Gräfleins), Gesetzgebungskommission, 27.6.1833, Bericht Juni 1834; StATG 2'00'7: Bericht von 1836; StATG 2'70'38–72: Tagsatzungsinstruktionen 1833–1848; StATG alte Sign. XIV 398–401: Justiz, Rechtsanwälte 1805–1850; StATG A: Evangelischer Kirchenrat, Protokolle 15.1.1833–Ende 1851.

Gedruckte: Haffter, Carl; Lei, Hermann [sen.] (Hrsg.): Dr. med. Elias Haffter. Bezirksarzt und Sängervater 1803–1861: Tagebuch 1844–1853, Bd. II: 1849–1853, Frauenfeld 1985 (QTG; 2).

Nachrufe und Literatur

TZ, 15./17.7.1849; Der Wächter, 12./17./18.7.1849.

Häberlin-Schaltegger, J[ohann Jakob]: Geschichte des Kantons Thurgau von 1798–1849, Frauenfeld 1872; Schoop, Albert: Johann Konrad Kern, Bd. 1: Jurist, Politiker, Staatsmann, Frauenfeld 1968; Kundert, Werner: Die Zivilgesetzgebung des Kantons Thurgau unter besonderer Berücksichtigung des Familienrechtes, zugleich ein Beitrag zur Kodifikationsgeschichte (1803–1911), Basel/Stuttgart 1973 (Basler Studien zur Rechtswissenschaft; 102); Schoop, Albert u. a.: Geschichte des Kantons Thurgau, 3 Bde. und Registerband, Frauenfeld 1987–1994.

Bildquellen

Abb. 1: StATG, b) Fotos und Bilder: Gräflein Johann Melchior (Johann Melchior Gräflein, nach einer Daguerreotypie [von 1847] gezeichnet von Obrist, Lithographie von J. C. Weber in Frauenfeld, 1849).

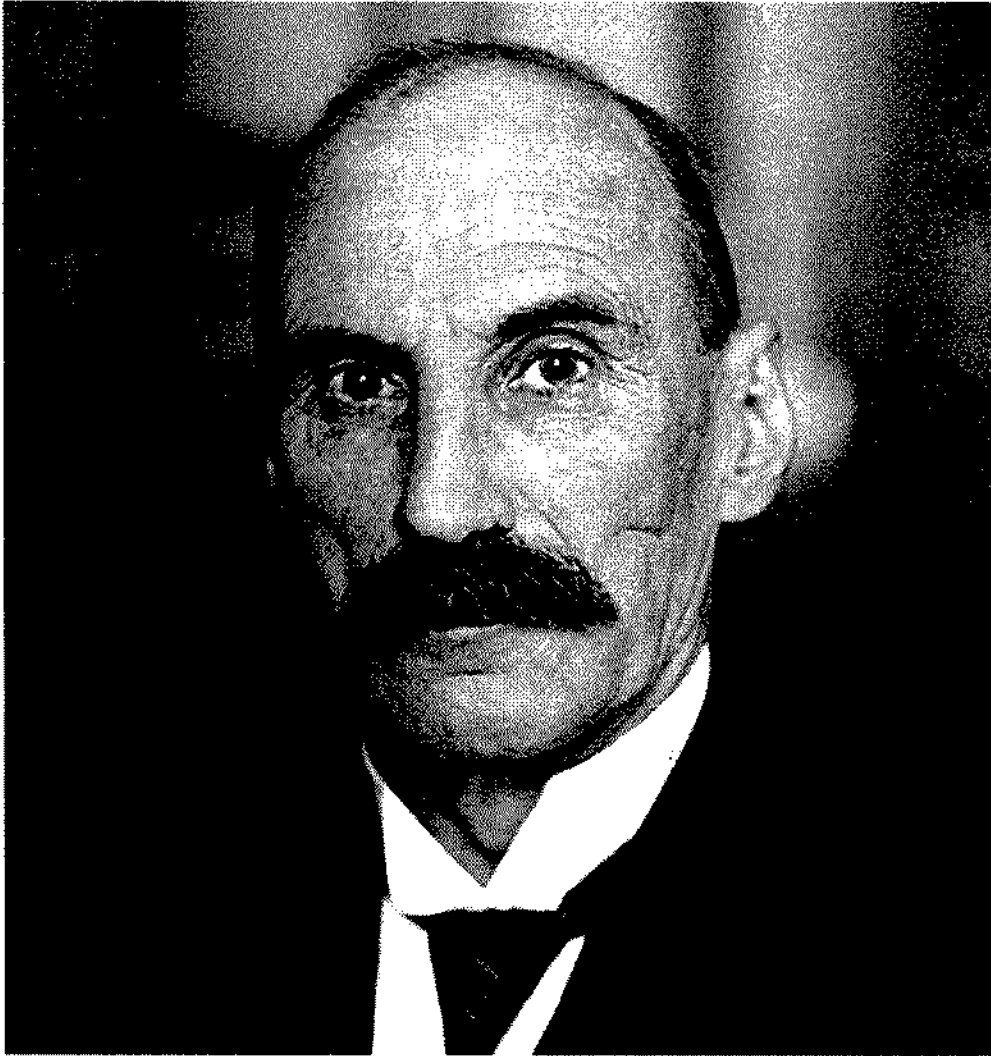
Abb. 2: StATG, b) Fotos und Bilder: Gräflein Johann Melchior (Johann Konrad Kern und Johann Melchior Gräflein auf der Tagsatzung 1847; Daguerreotypist unbekannt).

Unterschrift: StATG 8'603'1: Nachlass Kern Johann Konrad (Brief von Johann Melchior Gräflein an Johann Konrad Kern, 2.4.1848).

Rolf Soland

Heinrich Häberlin (1868–1947) Bundesrat

«Das Schlagwort [...] auszuschalten, wo immer das in meiner Macht liegt, habe ich beim Abschied von Bern gelobt; das gehört zu den wichtigsten Pflichten eines demokratischen Staatsmannes, ja schon des einfachen Staatsbürgers.» (Tagebuch, 2. November 1944)



Die Familie Häberlin von Mauren und Bissegg hat im 19. und 20. Jahrhundert eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten hervorgebracht; man kann von einer eigentlichen Häberlinschen Politikerdynastie sprechen. Heinrich Häberlin war nach Fridolin Anderwert (1828–1880) und Adolf Deucher (1831–1912) der dritte Thurgauer Bundesrat. Am 12. Februar 1920 wurde er als Freisinnvertreter in die Landesregierung gewählt, am 12. März 1934 trat er zurück. Im thurgauischen Staatsarchiv, wo sein persönlicher Nachlass aufbewahrt ist, liegt ein mehr als zehntausend Seiten umfassendes Tagebuch – ein interessanter Seelen- und Zeitspiegel, der gegenwärtig die Grundlage einer umfassenden Biographie des Thurgauer Magistraten bildet.

Herkunft, Jugend und Eheschliessung

Heinrich Häberlin, genannt Heinz, wurde am 6. September 1868 in Weinfelden geboren. Seine Mutter

Anna, geborene Gmünder – man nannte sie Nette –, war aus einfachen Verhältnissen von Herisau in den Thurgau gezogen. In Weinfelden, wo sie als Servier-tochter tätig war, lernte sie Rechtsanwalt Friedrich Heinrich Häberlin kennen, der sie am 12. März 1868 heiratete. Auf den im selben Jahr geborenen Sohn Heinrich folgten die beiden Töchter Anna und Dora.

1869 wurde der Vater in den thurgauischen Grossen Rat gewählt, den er später mehrmals präsidierte. 1873 erfolgte seine Wahl in den Nationalrat; 1889/90 sass er auf dem Präsidentenstuhl der Grossen Kammer. Nach seiner Wahl zum Regierungsrat des Kantons Thurgau (1883) zog er mit seiner Familie in die Kantonshauptstadt. 1897 wurde der einflussreiche freisinnige Führer durch den Tod aus seinen Ämtern gerissen; Nette, die natürlich-lebenskluge und schlichte Appenzellerin, starb 1922. Der Sohn übernahm von seinen Eltern nach eigenem Bekenntnis «die Forderung absoluter Ehrlichkeit», die «gerade Linie der Lebensführung» und «den Gerechtigkeitsinn». Prägend waren darüber hinaus der Appenzeller Mutterwitz und die thurgauisch-nüchterne Schlagfertigkeit des Vaters.

An seinen berühmten Onkel Eduard Häberlin (1820–1884) – er gehörte auf Bundesebene neben Alfred Escher zum liberalen Führungskreis der sogenannten Bundesbarone und besass im Thurgau bis zu seinem jähen Sturz 1869 eine Machtfülle, die ihresgleichen suchte – hatte Heinrich Häberlin «nur spärliche, aber liebe persönliche» Erinnerungen. Der Grossvater Hans Conrad Häberlin, an dem sich die Phantasie des Thurgauer Volkes in der Regeneration entzündete, als er 1831 angeblich den Volkshelden Thomas Bornhauser hatte erdolchen wollen, ist dreizehn Jahre vor Heinrich Häberlins Geburt gestorben.

In Weinfelden besuchte Heinrich Häberlin die Primar-, in Frauenfeld die Kantonsschule, die er 1887 mit einem glänzenden Matura-Zeugnis abschloss. Das Studium der Rechte absolvierte er in Zürich, Leipzig und Berlin. Von romantischen Gedanken

erfüllt – er spricht selber von «Schwarmjahren» – trat er in Zürich in die Verbindung der blau-weiss-roten «Helveter» ein. Bei der dritten Mensur traf es ihn auf der linken Wange so arg, dass eine gut sichtbare Narbe zurückblieb. Die Soldaten nannten den späteren Offizier «Uhu» oder im Hinblick auf die Schmiss-Narbe auch «Knopfloch».

Heinrich Häberlins Doktorarbeit über den betrügerischen Bankrott blieb in Leipzig liegen, da sich auf halbem Weg herausstellte, dass inzwischen ein anderer das gewählte Thema zum Abschluss gebracht hatte. Den Dokortitel hat er dann 1931 als Förderer der schweizerischen Strafrechtsvereinheitlichung von der Juristischen Fakultät der Universität Basel ehrenhalber erhalten.

In den «Schwarmjahren» begeisterte sich Heinrich Häberlin für Heinrich Heines «Buch der Lieder», aus dem er Dutzende von Gedichten auswendig lernte, die er auch im Alter noch gern rezitierte. Der Dichter Heine sprach die melancholisch-romantische Seite seines Wesens an, und er prägte auch seinen Stil. Häberlins «unnachahmliche Verbindung von Ernst und Humor», schrieb der Glarner Jurist Hans Fritzsche später, habe sich den Zuhörern jeweils tief eingepägt.

1891 bestand Heinrich Häberlin das thurgauische Anwaltsexamen. Er sei, so sein Associé Josef Wüest, «viele Jahre lang [...] wohl der gesuchteste und überragendste Anwalt in unserm Kanton» gewesen. Daneben wirkte Häberlin als Gerichtsschreiber in Bischofszell und, was ihm am meisten zusagte, von 1899 bis 1920 als Präsident des Bezirksgerichts Frauenfeld.

1897 heiratete Heinrich Häberlin Paula Freymuth (1874–1956) – er nennt sie «Päuli» oder «Paulus» –, die Tochter eines Frauenfelder Baumeisters. 1898 wurde der Sohn Heinz geboren, im Jahr darauf Friedrich Karl mit dem Rufnamen Fritz. Eine Tochter kam 1900 tot zur Welt. Heinz brachte es als Dr. rer. pol. zum Direktor der thurgauischen Kantonalbank, Fritz als Doktor der Rechte zum Bundesrichter.

Politischer Aufstieg und Aktivdienst

Der Politik wandte sich der freisinnige Gerichtspräsident und Anwalt Heinrich Häberlin um die Jahrhundertwende zu. 1904 erfolgte die von Freisinnigen, Demokraten und Katholisch-Konservativen unterstützte Wahl in den Nationalrat, ein Jahr später diejenige in den thurgauischen Grossen Rat, den er zweimal präsierte. Während des Ersten Weltkrieges wirkte Häberlin im Nationalrat als Präsident seiner Fraktion. Dem thurgauischen Freisinn stellte er sich zuerst als Aktuar und 1908 bis 1915 als Kantonalpräsident zur Verfügung. Dem schweizerischen Zentralkomitee seiner Partei gehörte er von 1911 bis zu seiner Bundesratswahl im Jahre 1920 an.

Im Thurgau focht Heinrich Häberlin bei der Verteidigung freisinniger Regierungsrats- und Ständeratssitze mit scharfer Klinge. Erst als Bundesrat rückte er von der Parteipolitik im engeren Sinne ab. Dass er für die Zeit davor kein Tagebuch besass, bedauerte er 1927 mit den Worten: «Ich würde z. B. gern dem jetzigen, vom Parteilieben abgestossenen, eher lärmempfindlichen Bundesrat [...] den Partiekämpfer und Organisator gegenüberstellen. Ich müsste dann vielleicht feststellen, dass ich auch ein grösserer Partiebüffel gewesen bin, als ich heute an der Rede haben will.»

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg erschütterten Bankzusammenbrüche den Thurgau. Die Thurgauische Hypothekenbank, die sich durch Risikogeschäfte mit deutschen Firmen exponiert hatte, wurde 1914 durch die Fusion mit der Schweizerischen Bodenkredit-Anstalt vor dem Ruin gerettet. Heinrich Häberlin – er sass seit 1909 im Verwaltungsrat der Hypothekenbank – leitete die Fusionsverhandlungen. Die problematischen Geschäftsverbindungen über die Grenze waren vor seiner Verwaltungsratszeit aufgenommen worden. Während der freisinnige Verwaltungsratspräsident Adolf Germann nach dem unrühmlichen Ende der Hypothekenbank von der politischen Bühne

abtrat, überstand Heinrich Häberlin das Debakel verhältnismässig glimpflich. Er verlor zwar einen Teil seines zu Stützungszwecken in die Bank investierten Vermögens und hatte sich gegen Anfeindungen von seiten der Demokraten zu wehren, als freisinniger Steuermann blieb er aber unangefochten.

Es gelang ihm schliesslich, das mit der Bankengeschichte ins Schlingern geratene kantonale Partei-schiff wieder auf Kurs zu bringen und die Spaltung, die 1914 nach der Gründung einer jungfreisinnigen Partei drohte, zu verhindern. Im Rückblick schrieb er: «Auch die Krise mit den Jungfreisinnigen [...] vermochte ich so zu beschwören, dass weder sie noch die Bauern abspritzten. Geholfen hat mir dabei wohl, dass ich mich doch schon in dieser stürmischeren Jugendzeit bemühte, massvoll und gerecht zu sein und die Persönlichkeit des ehrlichen Gegners zu respektieren; die Unehrlichkeit durfte ich dafür umso gründlicher abdecken, wo ich sie fand.»

1911 kritisierte Häberlin am schweizerischen freisinnigen Parteitag in Olten die zunehmende Tendenz zur einseitigen Interessenvertretung in der Politik. Der Zwangs-Proporz, den er als Anhänger des freiwilligen Proporz auf kantonaler und schweizerischer Ebene vehement bekämpfte, verstärkte – so Häberlins Befürchtung – bereits vorhandene Fehlentwicklungen: die Verengung des Blickwinkels durch partikuläre Parteiinteressen, Zersplitterung und Persönlichkeitsverlust. «Nicht abgestempelte Parteibüffel» sollten nach Frauenfeld und Bern fahren, «sondern Männer, denen vom ganzen Volk das Zutrauen geschenkt wird, die im entscheidenden Augenblick über dem Parteigedanken stehen und kraft ihres Verstandes und guten Willens auch dem Gegner gerecht werden.»

In sozialpolitischer Hinsicht gehörte Häberlin eher dem linken Flügel seiner Partei an. Die bürgerlichen Ordnungsvorschriften zur Abwehr des Kommunismus sollten «mit der sozialen Gesetzgebung Hand in Hand» gehen. Häberlin war einer der wichtigsten

Verfechter der ersten eidgenössischen Kranken- und Unfallversicherung, mit der das Anfangskapitel der staatlichen Sozialversicherung in der Schweiz aufgeschlagen wurde. In Unternehmerkreisen sträubte man sich teilweise hartnäckig gegen die Verpflichtung, einen Teil der Prämien der Arbeitnehmer zu übernehmen. Eduard Bally, der dabei geltend machte, «es sei wünschenswert, dass einer in der Jugend möglichst viel zu kämpfen habe, dass einer nicht zu leicht durchs Leben komme», hielt Häberlin entgegen: «Einverstanden! Aber dass wir dem Arbeiter extra eine Jugend voll Sorge infolge von Krankheit und Unfällen bereiten, das, glaube ich, ist unsere Meinung nicht. Ich glaube auch, es werde nicht als unschweizerisch und undemokratisch empfunden, wenn bei dieser Gesetzgebung [...] der Kapitalkräftigere mehr herangezogen wird als der Minderbemittelte. Diesen sozialen Gedanken wollen wir weiter pflegen. Immerhin unter Schonung der Leistungsfähigkeit des Arbeitgebers.»

Den Ersten Weltkrieg erlebte Heinrich Häberlin als «elementares Ereignis», in dem die «primitivsten kulturwidrigen Instinkte» neu auflebten. «Der Hass», sagte er 1915 in einem Vortrag, «mag das wenig beneidenswerte Vorrecht des Kriegers sein; unser schöneres Vorrecht ist in diesem Völkerkampfe das allerbarmende Mitleid mit dem unsäglichen Elend, das er schafft.» Besorgt registrierte Häberlin, wie Populisten diesseits und jenseits des Grabens zwischen Deutsch und Welsch die Spannung anheizten. Von den besonnenen Politikern beider Seiten erwartete er, dass sie auch dann gegen die Vergiftung des öffentlichen Meinungsstreits auftraten, wenn sich damit die Gefahr des Sympathieverlusts im eigenen Lager verband: «Und wenn die Führer und parlamentarischen Vertreter dabei auch gegen ihre Wähler, gegen die Massen Stellung nehmen müssen, so ist das eben ihre Pflicht, und schliesslich kostet es ja nicht das Leben, sondern bloss den Sessel.» Dieser Maxime folgte er als freisinniger Fraktionspräsident

auch in der Affäre um die Generalstabsobersten Egli und von Wattenwyl, in den Diskussionen um General Wille und beim Sturz von Bundesrat Arthur Hoffmann.

Im Aktivdienst befehligte Oberstleutnant Heinrich Häberlin das Infanterieregiment 21 mit den Toggenburger Füsilierbataillonen 79 und 80, dem Glarner Bataillon 85 und dem aus St.Gallern und Bündnern bestehenden Schützenbataillon 8. Seine Sporen als Hauptmann und Major hatte er im Thurgauer Regiment 31 abverdient, wo er zuletzt das Kommando über das Füsilierbataillon 73 innehatte. Soweit man den Aktivdiensterrinnerungen untergebener Offiziere und Soldaten folgen kann, war der militärische Vorgesetzte Häberlin bei seinen Mannen ausserordentlich beliebt. «Wir Glarner hatten ihn [...] geradezu lieb, wenn dieses Wort hier gestattet ist», schrieb Häberlins ehemaliger Leutnant Redaktor Hans Trümpy in den «Glarner Nachrichten». Einige Berühmtheit erlangte die Geschichte, wie Häberlin Oberstdivisionär Otto Bridler, seinen Vorgesetzten, davon abbrachte, mit einem sechsspännigen Schlitten samt Vorreiter von Samedan ins Café Hanselmann in St.Moritz zu fahren. Häberlin soll dieses triumphale Vorhaben mit der trockenen Bemerkung quittiert haben: «Ja, ja – bei unserem Keenig Ludwig hat's genau gleich agfange!»

Wahl in den Bundesrat

Anfang 1920 trat der freisinnige Bündner Bundesrat Felix Calonder zurück. Ihm sollte wieder ein Ostschweizer folgen. Nachdem Häberlins Studienfreund Nationalrat Dr. Robert Forrer aus St.Gallen auf Anraten seines Arztes verzichtet hatte, richtete sich das Augenmerk der freisinnigen Führer auf Häberlin, der eine Kandidatur von Anfang an abgelehnt hatte. Erst nach einigem Bedenken gab Häberlin dem Drängen der Freunde nach. Am 12. Februar 1920 wurde er,

von allen grossen bürgerlichen Fraktionen unterstützt, bei 199 ausgeteilten Stimmzetteln mit 124 Stimmen zum Bundesrat gewählt. Die Sozialdemokraten, damals noch durch einen tiefen Graben vom Bürgertum getrennt, legten leer ein.

Die Thurgauer bereiteten ihrem Bundesrat einen begeisterten Empfang. Einen Extrazug gab es nicht. Unter Kanonendonner und Feuerwerkslärm entstieg Häberlin in Frauenfeld einem Zugsabteil zweiter Klasse, und «die trockenen Thurgauer jubelten mit thurgauischem Stolz», wie die «Thurgauer Zeitung» bemerkte. Für die «Thurgauer Arbeiterzeitung» war die Ehre, die dem Kanton mit Häberlins Wahl zufiel, allerdings «nicht so ungeheuer gross». Es war noch kein halbes Jahr her, seit der Gewählte an einem Volkstag in Frauenfeld eine antikommunistische Rede gehalten hatte. Das bolschewistische System war – so sah es Häberlin – auf lange Sicht zum Bankrott verurteilt, «weil es der menschlichen Natur, wie sie nun einmal ist, zuwidergeht, ohne persönlichen Ansporn auf einen Vorteil irgendwelcher Natur sich [...] anzustrengen».

Vom Gesellenstück zum Lebenswerk

Heinrich Häberlin übernahm das Justiz- und Polizeidepartement. Nebst immer wiederkehrenden Sorgen mit der Fremdenpolizei und der Asylrechtspraxis – zu den prominenten Asylanten der zwanziger Jahre gehörte beispielsweise der von katholischen Kreisen der Schweiz protegierte letzte Habsburger Kaiser – ging es nach der Notrechtspraxis des Ersten Weltkrieges darum, die Gesetzgebung in den verschiedensten Bereichen voranzutreiben. Heinrich Häberlin hat während seiner vierzehnjährigen Bundesratszeit einundsiebzig Vorlagen bearbeitet; wichtige und weniger wichtige. Er betreute u. a. die Revision des Obligationenrechts, das Militärstrafgesetz von 1927, die 1927 verabschiedete Verwaltungsgerichtsvorla-

ge, ein Gesetz über das Urheberrecht und ein neues Niederlassungsgesetz.

Häberlins «Gesellenstück», das unter dem Eindruck linker Agitation entstandene Bundesgesetz über den Schutz der öffentlichen Ordnung, scheiterte 1922 in der Volksabstimmung. Die sich auf Häberlin beziehende personalisierte Zuschreibung – man sprach von den Leges Häberlin I und II – ist in verschiedener Hinsicht irreführend: Das verworfene Gesetzesprojekt ging im Kern auf Häberlins Amtsvorgänger Eduard Müller zurück und nahm in wesentlichen Teilen auf, was bereits in Notverordnungen geregelt war. Es entsprach dem entschiedenen Verlangen der kantonalen Polizeidirektoren und der bürgerlichen Parlamentsmehrheit und wurde von dieser während der parlamentarischen Beratung wesentlich verschärft.

1927 verweigerte der Souverän Häberlin beim Automobilgesetz – es ging um die dringend notwendige Vereinheitlichung der Verkehrsvorschriften – ein zweites Mal die Gefolgschaft. Im Unterschied zu 1922, als Häberlin eingeräumt hatte, vielleicht habe das Volk doch recht, fand er diesmal keine Entschuldigung für die verwerfende Mehrheit, die den Propagandalügen der Autolobby auf den Leim gekrochen war. Häberlin fragte sich ernsthaft, ob er der Politik angesichts des Überhandnehmens von Schlagwörtern und einseitigen Interessenstandpunkten nicht den Rücken kehren sollte. Als seine Rücktrittsabsichten durchsickerten, versuchten Freunde, und selbst führende Sozialdemokraten wie Johannes Huber, ihn von der Demission abzuhalten. Er blieb vor allem aus Rücksicht auf sein «Lebenswerk» – die Vereinheitlichung des allgemeinen Strafrechts.

Die parlamentarische Beratung dieses Epochenwerks, für das Carl Stooss einen Entwurf verfasst hatte, wurde zwar erst unter Häberlins Nachfolger Johannes Baumann fertig, doch «beim Laden dieses Fuders» hatte Häberlin, wie Rudolf Minger 1938 feststellte, «die Hauptarbeit geleistet». Häberlin profitier-

te dabei vom respektvollen Vertrauen, das ihm nicht allein die Bürgerlichen, sondern je länger je mehr auch die Sozialdemokraten entgegenbrachten. In sozialdemokratischen Kreisen erkannte man, dass sich ein modernes Strafrecht am ehesten mit Häberlin als Justizminister erreichen liess. Und Häberlin ging davon aus, dass die Referendumshürde nur genommen werden konnte, wenn weder die Sozialdemokraten noch die Katholisch-Konservativen – die beiden extremen Pole – ins Lager der grundsätzlichen Gegner abschwanken. Und dies verhinderte er mit Erfolg.

Um was ging es materiell? Im Kern darum, neuere wissenschaftliche Strafrechtserkenntnisse möglichst weitgehend in die Praxis umzusetzen. Nicht mehr das Verbrechen allein, die Persönlichkeit des Delinquenten mit den ihn umgebenden Verhältnissen sollte in den Mittelpunkt rücken. Der alte Sühnegedanke trat hinter den Erziehungsgedanken zurück: Besserung durch Strafe, mit dem Ziel, den Straftäter für die menschliche Gemeinschaft wiederzugewinnen. «Der Verbrecher», sagte Häberlin, «ist für uns ein Mensch, ein entgleister Bruder, den wir wieder in die von ihm verletzte Rechtsordnung zurückführen und dem wir die Wege zu neuem Ausbrechen durch innerliche Festigung und durch Ertüchtigung für den Lebenskampf verbauen müssen.»

Drei Themen waren es, welche die Gemüter mehr als andere erhitzen: die Abschaffung der Todesstrafe, für die sich Häberlin eindringlich und erfolgreich einsetzte, sowie die Abtreibungs- und die Homosexuellenfrage, bei denen die weltanschaulich gefärbten Standpunkte schwer unter einen Hut zu bringen waren. Nach langem Hin und Her setzte sich in der Schicksalsfrage der Abtreibung die von Häberlin empfohlene Mittellinie durch: Strafflosigkeit bei medizinischer Indikation; Strafmilderung nach freiem Ermessen bei Unterbrechung der Schwangerschaft «wegen einer anderen schweren Notlage der Schwangeren».

Die von linker Seite erhobene Forderung nach der grundsätzlichen Straffreiheit für homosexuelle Handlungen stiess bei Häberlin anfänglich auf Widerstand. Strafrechtsprofessor Ernst Hafter und führenden Psychiatern gelang es aber mit sachlichen Argumenten, ihn für eine strafrechtlich liberale Lösung zu gewinnen, und diese setzte sich schliesslich durch. Nach dem Volksplazet von 1938 trat 1942 ein Strafrecht in Kraft, das gemessen an der damaligen Rechts- und Gesellschaftsentwicklung – nicht in allen Teilen, aber in seinen wesentlichen Tendenzen – fortschrittlich war.

Verfassungshüter und Mittler

Dem Recht dienen und ihm auf allen Ebenen Nachachtung verschaffen – das war Häberlins Leitidee. Verschiedene Bundesratskollegen bekundeten Mühe, vom Vollmachtenregime des Ersten Weltkrieges Abschied zu nehmen und Parlament und Volk wieder in die alten Rechte einzusetzen. Häberlin, der sich entschieden gegen Tendenzen wandte, am Rande oder jenseits der Verfassung zu operieren, war das staatsrechtliche und moralische Gewissen des Bundesrates.

Mehr und mehr wurde er im Siebnergremium zur Integrationsfigur. Ab 1925 vergiftete der Gegensatz der beiden in mancher Hinsicht kongenialen Bundesräte Schulthess und Musy das Klima. Mit Hilfe ihrer Pressetrabanten betrieben sie gegenseitig Sabotage. «Was Kukuks [sic!] geht denn im Bundesrat vor mit Musy und Schulthess», wurde Häberlin von verschiedenen Seiten gefragt. So gut er konnte, versuchte er zu verhindern, dass die beiden Streithähne ihre Händel auf dem Rücken des Gesamtbundesrates ausfochten. Er sei, stand bei seinem Rücktritt in einem welschen Blatt, «la bonne étoile» des Bundesrates gewesen.

Die internen Spannungen im Bundesrat und Häberlins Mittlerrolle waren es denn auch, die führende

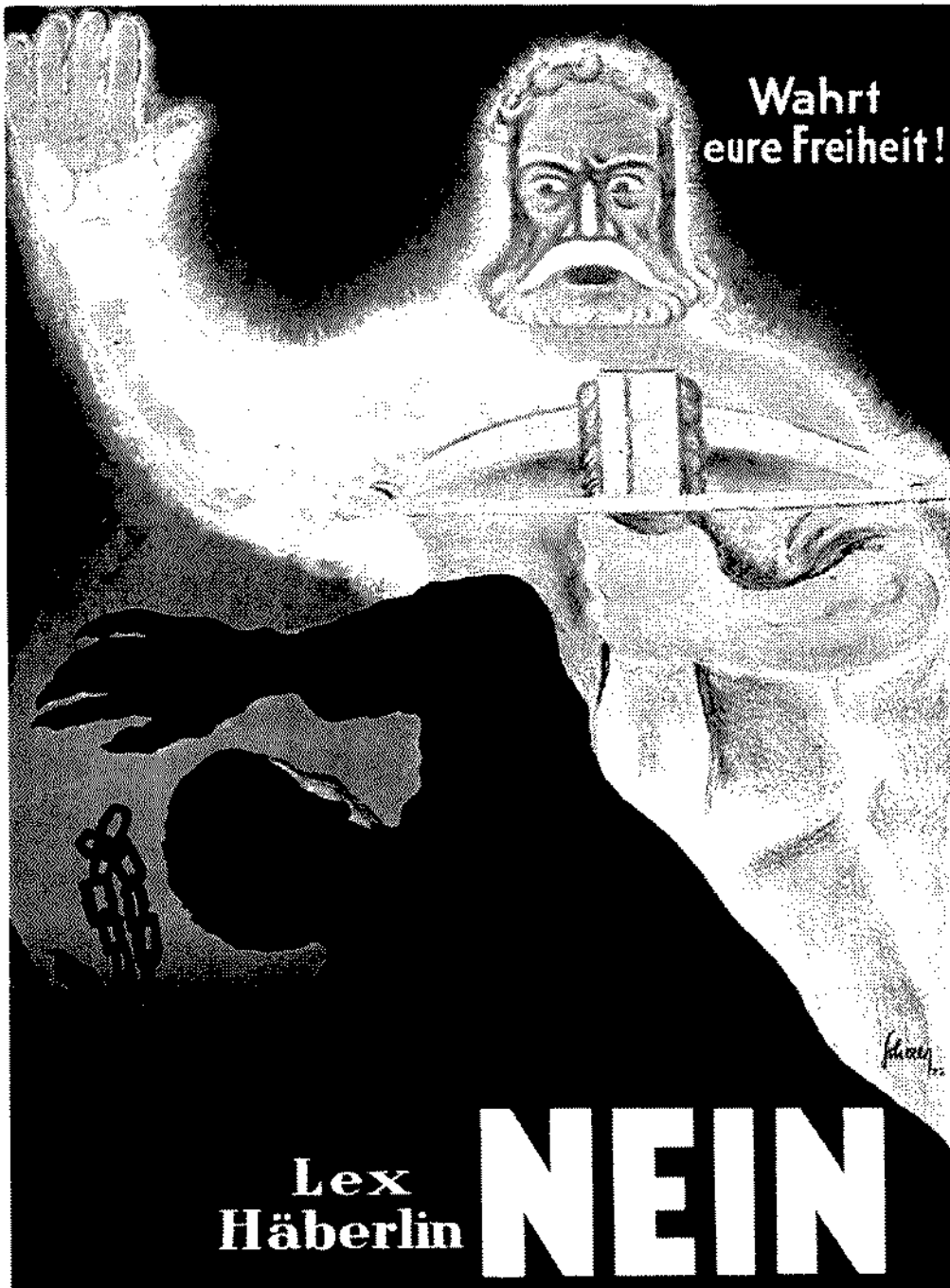
bürgerliche Politiker während der Weltwirtschaftskrise mehrfach bewogen, in Häberlin zu dringen: Er sollte zu einer Zeit, in der der Ruf nach dem «Führer» erscholl, im heillos zerstrittenen Bundesrat die Führerrolle spielen – was ihm überhaupt nicht lag – oder doch mindestens als Integrationsfigur ausharren. Sein Rückzug aus der Politik war für ihn seit 1930 nur noch eine Frage der Zeit. Die Gattin «Päuli» litt seit Jahren unter Heimweh; Häberlin glaubte, ihr den Verzicht auf die Heimat nicht mehr viel länger zumuten zu können.

Bekennnis gegen Faschismus und Nationalsozialismus

Nach der Lektüre einer Mussolini-Biographie schrieb Häberlin 1927: «Ich will doch lieber kein Mussolini mit all seinen Gaben und seiner Kraft sein, wenn als Lebensbilanz nur herauschaut: Ehrgeiz, Grösse, Verachtung. Glücklicherweise ist die Schweiz nicht auf einen solchen Einzelmenschen eingestellt; drum bleibt uns auch mehr Menschliches übrig.»

Mit seiner Verachtung der Individualrechte und seinem ins Totalitäre gesteigerten Ordnungsbegriff versties Mussolini gegen Häberlins Grundsatz, wonach die Freiheit ein notwendiges Korrelat der Ordnung darstellte: «Die Ordnung muss die Freiheit, aber die Freiheit muss auch die Ordnung stützen.» Aus diesem Grund lehnte Häberlin auch Mussolinis Korporationensstaat ab, den er sich nicht anders denn als Zwangsinstrument vorstellen konnte. Zusammen mit Bundesrat Karl Scheurer wandte er sich im Bundesrat energisch gegen Mottas schwächlichen Anpassungskurs im Verhältnis mit dem faschistischen Italien. Dem anmassend auftretenden Italien Paroli bieten – das war Häberlins Linie, und von Fall zu Fall liess sie sich im Widerstreit mit dem politischen Departement auch durchsetzen. Da Häberlin aber nicht der Mann war, in andere Dikasterien hineinzuz-

Wie die vorliegende Arbeit zeigt, hat der von den Gegnern der «Abänderung des Bundesstrafrechts in bezug auf Verbrechen gegen die verfassungsmässige Ordnung» kreierte Begriff «Lex Häberlin» die Sicht auf die politischen Leistungen Heinrich Häberlins bis heute verstellt. Abstimmungsplakat von 1922.



regieren, konnte er mit seinen Bemühungen letztlich nur erreichen, dass das Pendel von Mottas Italien-Politik nicht noch stärker Richtung Anpassung ausschlug. Was seine Reaktion auf italienische Druckversuche und was seine Asylrechtspraxis betraf, konnte er mit gutem Gewissen von sich behaupten, «weder ein Finsterling noch ein Stiefelputzer fremder Mächte zu sein, und das bewiesen zu haben, freilich mehr in der Verwaltung meiner Dikasterien als in pompösen Kundgebungen».

Die «Hitlerei» lehnte Häberlin von Anfang an entschieden ab. «Ich wenigstens möchte auf dem demokratischen Niveau bleiben», schrieb er schon vor Hitlers Machtantritt, «das keine Nationalitätenexzesse, Judenpogrome u. dgl. züchtet.» Im Unterschied zu anderen Bundesräten wandte er sich 1933

bei verschiedenen Gelegenheiten öffentlich gegen «die Nachäfferei» der Fronten, deren Embleme er im Parlament als «Kinderspielzeug» bezeichnete. Wie einst für die Kommunisten war Häberlin jetzt für die Frontisten der «Thurgauer Mostbauer», der die Zeichen der Zeit nicht erkannte und aufs Altenteil gehörte.

Auf Häberlins Veranlassung kam 1933 ein Verbot des Tragens von Uniformen und «anderen auffallenden Abzeichen» zustande. Häberlin wäre gern noch weiter gegangen. In einem Gespräch mit dem deutschen Gesandten Ernst von Weizsäcker erklärte er 1936, wenn er im Rückblick auf seine Amtszeit etwas bedaure, so dies, dass er «nicht gleich am Anfang mit aller Energie auf Nichtzulassung ausländischer politischer Organisationen bei uns gedrängt» habe. Was Häberlins geradlinigen Kurs, der sich gegen den Extremismus der Linken und der Rechten richtete, insgesamt erschwerte, war die im bürgerlichen Lager spürbare Tendenz, die rechtsextreme Gefahr zu verharmlosen.

Das «Leben B.»

Nebst dem politischen Leben gab es für Häberlin ein «Leben B.». Es gründete im nach aussen abgeschlossenen, inneren Häberlin. Aus dem Tagebuch spricht ein Mensch, der aus der Erkenntnis, «wie morsch die von uns in den Lauf der Zeit geschlagenen Pfähle so bald sind», immer wieder aus der politischen Alltagswirklichkeit ausbrach und seine eigene Tätigkeit relativierte. Er wirkte heiter und abgeklärt, die Melancholie war ihm jedoch nicht fremd, und etwas von den romantischen «Schwarmjahren» blieb ihm zeitlebens erhalten.

Zu seinen persönlichen Liebhabereien – auch das ein Teil des «Lebens B.» – gehörte die Menschenbeobachtung. Das Tagebuch enthält eine ganze Galerie porträtierter Menschen – vom Kind bis zum Greis,

vom Blumenmädchen an der Ecke bis zum hohen Politiker. Die sich darin spiegelnde Menschenkenntnis kam natürlich auch dem Politiker zugute. Er sei, betont er in einer mitten im Zweiten Weltkrieg verfassten Einleitung zu seinen Tagebüchern, «kein grosser Bundesrat» gewesen, und fährt dann fort: «Eines könnte vielleicht ein junger Diener des Staates aus meinen Notizen lernen: wie besonders im demokratischen Staatswesen der Regierungsmann, auch der Gesetzgeber, auf dem Instrumente des Menschen muss spielen können; wie er dessen Tugenden und Schwächen, seine Tüchtigkeit und Untüchtigkeit, seine Interessen, seine Abhängigkeiten und Abneigungen in Rechnung stellen muss, sei das nun im eigenen Kollegium, sei es im grossen Konzert der Ratsversammlungen oder in der Kammermusik der Kommissionen, sei es endlich in der weiten Volksversammlung, bei der Schaffung der öffentlichen Meinung. Er würde die von mir selbst begangenen und erkannten Fehler nicht verheimlicht finden. Und er würde hoffentlich auch finden, dass ich mir bewusst war, das mir ziemlich vertraute Instrument des Menschen nie zu dessen Nachteil missbrauchen zu dürfen, und dass ich es sicherlich stets zum Wohl des Landes spielen wollte. Damit soll denn auch über den in diesen Büchlein blossgelegten Teil meines inneren Lebens – über den Doppelmenschen – der Vorhang wieder gezogen sein.»

Hinter die Fassade schauen – Häberlins Erkenntnisse über Menschen und Tiere, Kunst, Literatur, Musik, Malerei und Politik wirken wohl deshalb auch heute aktuell, weil sie zeitlos sind. Sein Lieblingsphilosoph war Arthur Schopenhauer, an dem er die kompromisslose Wahrheitssuche und die Klarheit schätzte. Zu seinen Lieblingsdichtern gehörten die griechischen Klassiker, die er im Original las. 1933, im Jahr des Frontenfrühlings, stellte er den antisemitischen Tendenzen in der Schweiz den Satz der Antigone entgegen: «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.» Es waren denn auch die «Männer der gros-

sen Liebe» – neben anderen Mahatma Gandhi, Romain Rolland und Hermann Hesse –, zu denen sich Häberlin hingezogen fühlte. Mit Romain Rolland verband ihn eine jahrelange Freundschaft; über ihn und Hermann Hesse hielt er als Justizminister seine Hand, damit die Schweiz sich nicht «durch ihre Ablehnung blamiere».

Seine Tierliebe nennt Häberlin selber eine «Nartheit des Herzens» oder eine «nährische Herzenssache». Für den Katzennarr Häberlin stand fest, dass man «eigentlich doch mehr ungetrübte Freude an den Tieren hat als an den Menschen». Weshalb? Anders als der Mensch ist das Tier «das treue, geradlinige, unverfälschte Naturgeschöpf». Der «Weltbund für Tierrecht und Tierschutz» wollte Häberlin zum Dank für seine öffentliche Stellungnahme gegen Tierquälerei und Vivisektion eine in Gold geprägte Medaille überreichen. «Ich habe abgewinkt», schreibt er als Gegner solcher Äusserlichkeiten im Tagebuch, «das überlasse ich Motta.»

1931 erlebten die Frauenfelder ein Spektakel eigener Art: Bundespräsident Häberlin warf sich auf dem Kreuzplatz einem durchgegangenen Pferdagespann der ortsansässigen Brauerei entgegen und brachte es zum Stehen. Es sei gar nicht so schwer, meint er im Tagebuch, man brauche nur keine Angst zu haben, und auf die Stammtisch-Frage, ob wirklich wahr sei, was man sich erzähle, entgegnete er: «Jo, jo, und i glaub s ischt s Gschydscht, wa n i scho gmacht ha.»

Das Bergsteigen – er erklomm über siebzig Gipfel – stand für Häberlin unter dem Motto: «Zum Teufel mit dem Aktenstaub!» Anspruchsvollere Touren unternahm er zusammen mit Flugpionier Walter Mittelholzer an der Seite des bergerfahrenen Juristen Dr. Hans König. Mit Mittelholzer absolvierte er 1933 einen Alpenflug. Als er in Dübendorf landete, standen Journalisten mit gezücktem Bleistift bereit. Doch Häberlin konnte «den wunderbaren innerlichen Eindruck nicht nach aussen projizieren». Typisch für

sein introvertiertes Wesen und für seine Abneigung, den stets im Vordergrund stehenden schlagfertigen Politiker zu markieren!

Rücktritt und spätere Tätigkeit

1932 zeigten Ereignisse in Zürich – Sturm auf die Militärkaserne – und Genf, wo es bei einer Schiesserei 13 Tote und 60 Verletzte gab, die Gefahr extremistischer Agitation mit aller Deutlichkeit auf. Aus dem rechten Segment des bürgerlichen Lagers ertönte der Ruf nach neuen strafrechtlichen Bestimmungen in Form eines dringlichen Bundesbeschlusses. Mit knapper Not – er verlor dabei einige Sympathien im bürgerlichen Lager – konnte Häberlin verhindern, dass der «Leidenschaftsbeigeschmack» nach den Genfer Vorkommnissen zur Plattform einer erneut einseitig gegen die Linke gerichteten Staatsschutzwaffe wurde. Was er schliesslich – vom Parlament dazu verpflichtet – vorlegte, war eine massvolle Vorlage, die auf dem ordentlichen Gesetzgebungsweg verwirklicht werden und dem Kampf gegen Links- und Rechtsextremismus dienen sollte. Beinahe wäre Häberlins Rechnung, damit auch die Sozialdemokraten für den Schutz der Demokratie zu gewinnen, aufgegangen. Eine gegen die Sozialdemokratie gerichtete «Frontenrede» Mingers und bürgerliche Verschärfungsanträge, vor denen Häberlin erfolglos warnte, führten zum Scheitern seiner Anstrengungen. Dennoch: Das Ordnungsgesetz wäre, richtig angewendet, geeignet gewesen, die Demokratie vor rechts- und linksextremer Agitation zu schützen. Aber es hatte schliesslich die Frontisten, Kommunisten und Sozialdemokraten gegen sich.

Am 11. März 1934 wurde die «Lex Häberlin II» – eine mehr als irreführende Bezeichnung – verworfen. Ausschlaggebend war wohl die Ablehnung gewerblicher und bäuerlicher Kreise, die mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten kämpften und ihrer Unzufriedenheit

mit einem gegen Bern gerichteten Nein Luft machten. «Das Schlagwort, die Lüge, die Dummheit, sie haben wieder einmal gesiegt», schrieb Häberlin ins Tagebuch. Am Tag nach der Abstimmungsniederlage erklärte er seinen Rücktritt auf Ende April. Er hatte genug von der Unvernunft bürgerlicher Kreise, die seine Warnungen in den Wind geschlagen und ihn zum zweitenmal in eine vermeidbare Staatsschutzniederlage hineingetrieben hatten; genug auch von den ewigen Streitereien im Bundesrat. Sein Abschied erfolgte nach eigenem Urteil «in einer Zeit, wo Volk und leider auch grosse Teile der verantwortlichen Behörden [...] dem demagogischen Schlagwort folgen oder doch grosse Konzessionen machen». – «Konjunkturpolitik» nannte Häberlin diese Erscheinung.

Während Frontisten und Kommunisten Häberlins Schritt begrüsst, wurde er von bürgerlicher und sozialdemokratischer Seite bedauert. Mit Häberlin scheide der Falsche, hiess es, Musy und Schulthess hätten gehen sollen. Das «Emmentaler Blatt» schrieb, man höre nur eine Stimme: «Schad, dass es dä preicht hät – das isch dr Lätz gsy.» Die «Basler Nachrichten» meinten, Häberlins Rücktritt erfolge «gerade in einem Moment, wo ein Mann von seiner Wesensart nur schwer entbehrt werden kann. Im heftigen Kampf der Interessen und der Meinungen, wie er das öffentliche Leben heute beherrscht, sind die gescheiterten, weitblickenden und tüchtigen Männer unserer obersten Landesbehörde von hohem Wert für das Land. Aber noch wertvoller ist heute die Eigenschaft, die Herr Häberlin mit jenen Gaben verbindet: er ist ein Charakter und als solcher anerkannt bis in die oppositionellen Kreise hinein.» Letzteres bestätigte nebst der «Berner Tagwacht» auch die «Thurgauer Arbeiterzeitung»: «Wir haben aus unserer hohen Achtung vor diesem freisinnigen Magistraten nie ein Hehl gemacht [...] und wir gestehen auch, dass politisch ein grosser Verlust vorliegt. Bundesrat Häberlin hat im Justizdepartement freisin-

niges Kulturgut gegen die schwere und goldene Reaktion mutig gehütet. [...] Die aufrichtige, ehrliche Art, in der er für den kulturellen Fortschritt auf dem Gebiete des Rechts eintrat, und die menschlichen Gefühle, die ihn in Fragen der Fremdenpolizei leiteten, rangen dem Gegner Hochachtung ab. Sein persönlicher Mut, seine Einfachheit und Geradheit haben ihm Sympathien bei allen Menschen gesichert, die für solche Bürgertugenden Sinn haben.»

Auf Häberlins Schreibtisch stapelten sich Sympathieschreiben aus allen Schichten des Volkes. Sein Bildnis – so eine etwas missverständlich formulierte Äusserung – sollte jedes Mannes Hütte schmücken: «Man sollte Sie vielfältigen, im ganzen Lande verbreiten und aufhängen!»

Häberlin fand die Ehrung, die ihm zuteil wurde, übertrieben. «Wenn sie», schrieb er ins Tagebuch, «wenigstens das Gute hat, dass mancher im Innern rechte Schweizer sich besinnt, warum er eigentlich demagogischen Hetzern zum Opfer gefallen sei, so können sich unter diesem öffentlichen Nutzen die Eitelkeitsgefühle verstecken, die sich halt doch instinktiv regen, wenn jeder Bürger auf der Strasse und die vielen Frauen sich bemühen, durch Hochachtungsbezeugungen mir den Rücktritt zu versüssen. Ich habe immerhin Photographen, Maler, Lithographen, fremde Journalisten mit Erfolg abgewehrt.»

Seinen Lebensabend verbrachte Häberlin im Haus «Blumenrain» in Frauenfeld. Politisch hielt er sich in der Öffentlichkeit zurück, um dann 1937/38 nochmals aus der Reserve zu treten: für die verfassungsmässige Verankerung des Rätoromanischen, und vor allem für das neue Strafgesetz. Als alt Bundesrat sass er im Verwaltungsrat der Schweizerischen Unfallversicherungsgesellschaft Winterthur. 1939 bis 1945 war er Verwaltungsratspräsident einer Gesellschaft zur «Förderung und Erweiterung des Absatzes von Aluminium» (Alliance Aluminium Cie., Basel). Er präsierte die Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia (1939–44), die erste eidgenössische Natur- und

Heimatschutzkommission (1936–46), die kulturelle Hoepli-Stiftung, die von ihm mitbegründete Thurgauische Kunstgesellschaft (1934–38) und den Stiftungsrat von Pro Juventute (1924–37).

Das von der Pro Juventute betreute «Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse» unterstützte Häberlin in der Meinung, es handle sich um «ein sehr verdienstliches Werk». Wenn Pro Juventute den Eltern zwangsweise die elterliche Gewalt entzog, diente das in seinen Augen dazu, für «die verschupften Kinder der Vagantenfamilien» die «äusseren Durchschnittsvoraussetzungen» zu einem bescheidenen Lebensglück zu schaffen. Häberlin vertraute den Berichten des Pro Juventute-Fürsorgers Dr. Alfred Siegfried, nach denen die betreuten Kinder aus gänzlich verwahrlosten Familien stammten und jedenfalls zur Kategorie gefährdeter Jugendlicher gehörten, für die das neue Jugendstrafrecht die Schutzaufsicht bzw. die Unterbringung in einer geordneten Familie oder in einer Erziehungsanstalt vorsah. Nichts anderes strebte die sogenannte Vagantenaktion an: Bewahrung bzw. Besserung durch Erziehung zur Arbeit. Häberlin übersah, dass die Trennung von den Eltern bei den betroffenen Kindern zu schweren psychischen Schäden führen konnte, die das angestrebte Lebensglück nachhaltig störten. Wie problematisch Ziele und Methoden des «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse» waren, erkannten die Verantwortlichen von Pro Juventute erst später. Die berechtigte Kritik, die in den sechziger Jahren einsetzte, war ebenso zeitbedingt wie die fragwürdigen Auffassungen, die zur Gründung des Hilfswerks geführt haben.

Den zahlreichen Gratulanten schrieb Heinrich Häberlin nach seinem 75. Geburtstag: «Das eine aber füge ich bei: Sollte ich mir etwa einfallen lassen, 80 Jahre alt zu werden, so entbinde ich Sie hiemit feierlich von jeder Gratulation, betrachte solche als empfangen und danke im voraus dafür. Ich will nicht, dass meine Freunde nochmals sagen: Jetzt kommt er schon wieder nach fünf Jahren; der alte Knabe

fängt an lästig zu werden.» Heinrich Häberlin starb am 26. Februar 1947, anderthalb Jahre vor seinem 80. Geburtstag, nach raschem Kräftezerfall.

Würdigung

War Heinrich Häberlin, wie er mehrfach betonte, «kein grosser Bundesrat»? Ja, wenn man davon ausgeht, dass er kein eigentliches «Schlüsseldepartement» leitete. Zehn von den vierzehn Jahren seiner Tätigkeit als Bundesrat waren solche wirtschaftlicher Krisen. Naturgemäss spielten dabei das Finanz- und das Volkswirtschaftsdepartement eine nach aussen grössere Rolle als das Departement der Justiz. Mit der zunehmenden aussenpolitischen Bedrohung der Schweiz in den dreissiger Jahren wuchs die Bedeutung der Departemente für das Äussere und das Militär. Bundesrat Rudolf Minger, der Vorsteher des Militärdepartements, gilt zu Recht als der massgebliche Förderer der schweizerischen Landesverteidigung. Man darf aber auch darauf hinweisen, dass sich sein Stellvertreter Häberlin während seinen letzten Bundesratsjahren energischer als Minger für den Ausbau der Luftwaffe und für die Reform der Armee eingesetzt hat.

Zu keiner Zeit strebte Häberlin darnach, die Leitung des Siebnergremiums an sich zu reissen. Da dies seinem Naturell und seinem Verständnis des Kollegialprinzips widersprach, überliess er es anderen: Musy, Schulthess und zeitweise auch Motta. Er selber blieb gern im Hintergrund, hielt sich im Unterschied zu den Genannten auch keine «Pressetrabanten».

Dennoch – oder gerade deswegen – gehört Heinrich Häberlin zu den eindrücklichsten Charakteren der schweizerischen Bundesräte, ganz abgesehen davon, dass ihm allein schon seine Rolle als Vater des modernen schweizerischen Strafrechts einen Platz in der Galerie bedeutender Bundesräte sichert. Häberlin war ein Mann der Mitte und als solcher zum Mittler

prädestiniert: in den Kommissionen, im Parlament und im Bundesrat. Weitblick, persönliche Integrität, Geradlinigkeit, Bescheidenheit; der kompromisslose Einsatz gegen das Schlagwort, die umfassende Bildung, Humor und die Erkenntnis der Relativität menschlicher Bemühungen – all dies verlieh dem Mischgarn, aus dem das Häberlinsche Wesen und Tun gewirkt war, eine Farbigkeit, die ihn auch im Urteil der Zeitgenossen weit über den Durchschnitt hinaushob. Ernst Schürch, Chefredaktor des «Bund», erinnerte nach dem Hinschied Häberlins an dessen spektakulären Rücktritt: «Wir hörten damals aus dem Lager der Bauernpartei ein Urteil, das alles sagt: Wer nun auch als Nachfolger kommt, Häberlin wird nicht ersetzt.»

Die «Basler Nachrichten» bezeichneten Häberlin nach seinem Rücktritt als «Ritter, vielleicht nicht ganz ohne Furcht, wohl aber ohne Tadel». Häberlin war nicht furchtsam – im Gegenteil –, aber er hatte kein voranstürmendes, sondern ein abwägendes Temperament. Seine Idealfigur war tatsächlich ein Ritter: Cyrano de Bergerac, wie ihn Edmond Rostand darstellt. Was Häberlin mit seinem Gascogner Herzensbruder verband: die schüchterne Seele, die witzige Zunge, die Aufopferung im Dienste anderer und die Geradheit. Wie Cyrano focht Häberlin mit offenem Visier und liess dabei, mit Rostand zu reden, «ritterlich [...] die Wahrheit klirren».



Nachlass

StATG 8'611'0–11: persönlicher Nachlass; BAR E 4001 (A): Handakten des Bundesrats.

Literatur

Soland, Rolf: Heinrich Häberlin 1868–1947, in: Altermatt, Urs: Die Schweizer Bundesräte. Ein biographisches Lexikon, Zürich

1991, S. 361–365; Soland, Rolf: Staatsschutz in schwerer Zeit. Bundesrat Heinrich Häberlin und der Ordnungsstaat 1920–1934, Bern 1992.

Eine ausführliche Biographie Häberlins durch den Verfasser ist im Druck.

Bildquellen

Abb. 1: StATG, b) Fotos und Bilder: Häberlin Heinrich (Heinrich Häberlin, um 1930; Fotografie Carl Jost, Bern).

Abb. 2: Museum für Gestaltung, Zürich, Plakatsammlung: Dia 4–0726.

Unterschrift: StATG 8'611'11: Nachlass Häberlin Heinrich (Briefcouvert an Kunstmaler Ernst Kreidolf, 1943).

Hermann Leisen.

Elias Haffter sen. (1803–1861) Bezirksarzt und «Sängervater»



Herkunft, Jugend und Ausbildung zum Arzt

Als 1733 ein akademisch gebildeter Arzt, Dr. Zolliker aus Altenklingen, in Weinfelden um Niederlassung bat, wies ihn der Gemeinderat «in seinem ansuchen und begehren» ab, «wil von unerdenklichen Jahren kein Doctor in Weinfelden gewesen, und wir [...] in vorfallenden Zustenden, Hilff und Raht, hier und ander werths haben können, mithin die Gemeind mit den Beysässen je mehr und mehr belästiget, die Herbergen und Hausszins, Holtz und anders vertheürent, und der G[e]m[einde] also nur Verdruss, widerwertigkeiten, und villerley dem gemeinwesen, und particular Persohnen praejudicierliches häufig verursacht». – Es sollte noch beinahe 100 Jahre gehen, bis in Weinfelden ein «studierter» Arzt seine Praxis eröffnen konnte, der einheimische Dr. Elias Haffter!

Im «Enggässlin» zu Konstanz lebte um 1490 ein Albrecht Haffter. Sein Sohn Albert, genannt der

«Tegerwiler», vorerst Kaplan zu St. Stephan, trat zum Protestantismus über und amtete in der Folge als Prädikant im thurgauischen Altishausen, später auch in Oberhofen. Nach 1544 vernehmen wir nichts mehr von dem Mann, von dem wohl der in Konstanz geborene Hans Haffter abstammt, der sich 1582 in Weinfelden einbürgerte. Dessen Nachfahren lebten im Dorf und im Weiler Burg, nordöstlich davon.

Was heute die Parteimaschinerie bewerkstelligt, kam früher durch den Familienverband zustande. Am Anfang aber mancher Dorfpolitikerdynastie stand eine Frau. Da liefern uns die Haffter ein hübsches Beispiel. Die Haffter der ersten drei Generationen traten nirgends in einem öffentlichen Amt in Erscheinung. Dann aber heiratete eine Witwe Haffter in zweiter Ehe einen Elias Bornhauser, Vierer und Richter, «auf der Burg». Damit bahnte sie wohl ihrem Sohn aus erster Ehe, Hans Ulrich, den Weg in die Dorfpolitik: Er wurde Mitglied des Gerichts und bekleidete das Amt eines Vierers. Der Start war gelungen, dem Einzug der nachfolgenden Generationen in die Behörden stand nichts mehr im Wege. Bis in die Gegenwart hinein gab es in den Ämtern des Dorfes immer wieder Haffter.

Elias, der spätere Bezirksarzt und «Sängervater», entstammte der «Burgerlinie». Er kam am 24. Oktober 1803 als jüngster Sohn des gleichnamigen Landwirts, Rebbauern und Gemeinderats und der Barbara Bornhauser «auf der Burg» zur Welt. Bis 1817 besuchte Elias die Weinfelder Schule. Zusätzlich erhielt er bei Pfarrer Johannes Knus von Winterthur, der damals in Weinfelden als Provisor amtete, Privatstunden in den alten Sprachen Latein und Griechisch. Schon als 15jähriger führte er ein Tagebuch, in das er allerlei kleine Rätsel, Anekdoten und selbstverfasste Gedichtchen schrieb. Die eigentlichen Studien begann er am medizinisch-chirurgischen Institut in Zürich, nachweisbar über die Jahre 1820–1824. Auch in dieser Zeit führte er ein Tagebuch, das einer seiner Urenkel, Professor Carl Haffter, im Druck herausgab.

Dieser schreibt dazu: «Der Text kann mit seinem trockenen, manchmal unbeholfenen Stil keinen Anspruch auf literarische Qualitäten erheben. Sein dokumentarischer Wert besteht aber darin, dass Tag für Tag minutiös der ganze Tageslauf mit allen Einzelheiten der Vorlesungen, der Krankenbesuche und der Verbringung der Freizeit festgehalten ist.» Parallel zum wissenschaftlichen Lernen wurden die Studenten an diesem zürcherischen Institut auch mit den praktischen Arbeiten des Allgemeinarztes vertraut gemacht. Das Institut konnte jedoch keinen akademischen Titel verleihen. Wer sich einen solchen erwerben wollte, musste sich nach Abschluss der Kurse noch an einer Universität immatrikulieren, um dort zu doktorieren.

Nach Beendigung der Ausbildung in Zürich arbeitete Haffter in Weinfelden vorübergehend als Gehilfe des damals bekannten Operators Heinrich Keller, Grossvater des Thurgauerlied-Dichters Johann Ulrich Bornhauser. Dann aber machte sich der junge Arzt auf nach Würzburg an die Universität, damals eine Hochburg der medizinischen Ausbildung. Dort doktorierte er nach einer Studiendauer von einem Jahr. Darauf wanderte er durch Preussen, Sachsen und Österreich wieder nach Weinfelden zurück, um nochmals einige Monate bei seinem Lehrmeister Keller zu arbeiten. Am 17. März 1827 legte er vor dem thurgauischen Sanitätsrat das gesetzliche Examen ab. Anschliessend eröffnete er in Weinfelden eine bald gutgehende Praxis.

Der «Sängervater»

Schon in der Studienzeit in Zürich hatte Haffter seinem dortigen Freund Jacques Wegelin gelobt, «im lieben Thurgau wacker für das Schöne, Gute und Wahre zu wirken». So begann der junge Mann gleich zu Beginn seiner Arzttätigkeit, auf den Gängen von Haus zu Haus, für einen Gesangverein zu werben.

Es war die Zeit, da der Männergesang zu blühen begann. Hans Georg Nägeli, aber auch der Weinfelder Thomas Bornhauser u. a. wollten das ganze Volk in möglichst grossen Verbänden zum Gesang heranziehen. Durch das Lied sollte der vaterländische Geist gestärkt werden. Dieselben Männer, die im politischen Leben der damaligen Zeit den Ton angaben, waren auch unter den Gründern des kantonalen Sängervereins zu finden: Thomas Bornhauser, Wilhelm Friedrich und Johann Jakob Bion, Johann Balthasar Hanhart u. a. Der junge Haffter brachte innert kurzer Zeit etwa 40 Männer und Jünglinge zusammen, mit denen er eifrig auf das erste thurgauische Sängertreffen im Sommer 1828 in Tägerwilen hinarbeitete. Auch einen Gemischten Chor brachte Haffter auf die Beine.

Haffter war nicht nur Gründungsmitglied des Kantonalgesangvereins, von 1841 bis zu seinem Tod 1861 war er auch dessen Präsident und zugleich Dirigent. In letzterer Funktion hatte er natürlich immer verschiedene Vorproben für die jährlichen Gesangsfeste abzunehmen. Die Chöre wurden zusammengezogen, und man übte in Tägerwilen, Sulgen, Thundorf oder an andern Orten. Zu diesen Proben ging's meist zu Fuss. Am 27. April 1845 beispielsweise marschierte Haffter über Wolperholz und Berg nach Alterswilen zur ersten Vorprobe: Wir trafen «nur drei Vereine von 15 eingeladenen [...]». Die Sängerdiziplin war also schon früher nicht zu rühmen! Es war bei den Kantonalgesangfesten damals üblich, dass der festgebende Ort einen «Gruss» sang. Haffter dichtete diese Verse für die Weinfelder Gesangsfeste immer selber. Er unterlegte sie irgend einer Melodie oder liess sie durch Franz Abt, Johann Wilhelm Immler und andere vertonen. Diese Gedichte entstanden ebenfalls immer unterwegs.

Es wäre reizvoll, den einen oder andern Festbericht hier ganz anzuführen. Dazu reicht aber der eingeräumte Platz nicht aus, denn sie füllen jeweils mehrere Druckseiten. Begnügen wir uns mit ein paar

Sätzen aus dem Tagebucheintrag zum Sängersfest in Kreuzlingen vom 24. Juni 1844: «Morgens 4 Uhr ward an meine Türe geklopft, als ich noch in tiefem Schlafe lag, währenddem ich doch bald nach 4 Uhr zu verreisen beabsichtigt hatte. Da die liebe Mutter mich zu begleiten entschlossen war, so fuhren wir zusammen in unserm Chaischen. [...] Eben als unser Wagen [mit den Sängern] mit der alten zerfetzten Weinfelder Fahne abzureisen im Begriffe war, liessen auch wir die Segel schwellen [...]. Es war ein wunderschöner Morgen; tausende von Sängern in Wald und Feld hatten schon frühe ihr munteres Lied ertönen lassen [...]. Ein Gerassel, ein Gewimmel, ein Fahnenflattern überall. [...] Es war ½ 8 Uhr, als wir im Löwen abstiegen [...]. [...] Die Hitze und der weite Weg zum Klosterhofe, wo die Gesangsproduktion stattfinden sollte [...], bewogen uns, vom Festprogramme abzuweichen und die Probe in dem Raum zu halten, der sich zwischen der Tribüne und der Festhütte befand. [...] Bei der Probe waren die Leute zu sehr vertheilt und die Tribüne so übel eingerichtet, dass nicht alle den Director sehen konnten. Die Mädchen zeigten wenig Lust zum Singen und machten melodische, rhythmische und dynamische Böcke, so dass ich sie öfter tadeln [...] musste. Es war ihnen indessen [...] mehr um ihre Häse als um das Singen zu tun. Einzelne fingen schon jetzt an zusammen zu sinken, so dass man ihnen Hilfe leisten musste. Der Männerchor sang wacker, schon in der Probe. [...] Die Seminaristen grüssten den Gesamtchor durch einen von Bornhauser gedichteten, von Schmalholz componirten Sängersgruss [...]. Nachher hielt Herr Pfarrer Steiger von Egelshofen die Festrede.» Herr Wehrli, Präsident des Kreuzlinger Vereins habe an die bekannten Volksredner «Bion in Schönholzersweilen, Bion in Bürglen, Bornhauser in Arbon und Pfarrer Streif in Oberglatt mündlich und schriftlich die Erinnerung ergehen lassen, bei allfälligen Festreden um der Deutschen willen Politisches zu vermeiden. [...] Toaste brachten nur Herr Wehrli, Herr

Steinlin von St. Gallen, Herr Pfarrer Bion in Bürglen und ein Herr Fikler aus Constanz. [...] Unstreitig war das Fest in Kreuzlingen eines der grossartigsten Volksfeste, das je im Thurgau gefeiert worden [...].»

Längere und kürzere Reden in grosser Zahl (1845 Schönholzerswilen 13 Redner, 1846 Frauenfeld 10, 1848 Weinfelden 10) gehörten damals zum Fest. Von Steckborn, 1850, berichtet Haffter, Toaste und Bühnengesänge hätten in regelmässiger Folge gewechselt und meist auch gehört [!] werden können.

Familiengründung und Aufstieg

Im Jahre 1828 verlobte sich Elias Haffter mit Susanna Munz (1806–1870), der Tochter des Handwebers und Stoffdruckers Hans Conrad Munz in Sulgen. Im Mai des folgenden Jahres fand die Vermählung statt. Das eingebrachte Vermögen der Frau betrug 108 364 Franken, dasjenige des Gatten 32 844 Franken. Beim Tode Haffters belief sich das Vermögen auf Fr. 188 336.86. Am 14. Dezember 1831 erwarb das Paar aus dem Gantrodel der Witwe Bornhauser (Grossmutter des Thurgauerlied-Dichters) das Haus «zum Kreuz» im Winkel zwischen Kirchgasse und Amriswilerstrasse. Es sollte für drei Generationen zum «Doktorhaus» werden. Laut Kaufverschreibung enthielt die Liegenschaft drei Küchen, drei Stuben, neun Kammern, dazu Holzbehälter, Diele, Keller und Fleischladen.

Wie damals eigentlich noch jedermann, betrieb auch Haffter eine kleine Landwirtschaft. Sie umfasste 44 Aren Reben, ebensoviel Heuwachs, 62 Aren Ackerland und 175 Aren Holz. Das alles bewältigte Haffter nicht allein: In Haus und Feld zählte die Familie meist auf die Hilfe eines Knechtes und einer Magd. Beim Tode Haffters waren ein Pferd, zwei Kühe, ein Schwein, zwei Ziegen, zwei Chaisen, zwei Schlitten, zwei Wagen, ein Schiebkarren, ein Pflug und drei Pferdegeschirre vorhanden. In der Scheune lagen 150

Zentner Heu, 290 Garben Hafer, Weizen und Korn. Im Keller reihten sich Fässer mit einem totalen Fassungsvermögen von 290 Hektolitern.

Immer wenn Not am Mann war, griff Haffter auch selber in Stall und Feld zu. Er schreibt nicht sehr viel darüber in seinem Tagebuch, aber wir erfahren z. B., dass er Kleesamen gekauft, denselben gesät und gewalzt, auch dass er es wieder einmal mit Mähen versucht habe. Beim Wimmen war er natürlich immer dabei. Unterm 18. Juni 1851 lesen wir: «Heute half ich heuen, bis mir die Blasen in den Händen aufplatzten.»

Zwischen 1830 und 1852 entsprossen der Verbindung Haffter-Munz 15 Kinder, von denen vier Knaben und vier Mädchen das Erwachsenen-Alter erreichten. Der älteste Sohn, Wilhelm, sollte in die Fussstapfen des Vaters treten und die Praxis im «Doktorhaus» an der Kirchgasse weiterführen, Konrad Haffter wurde Regierungsrat, dann Oberrichter, und dirigierte auch eine Zeitlang den kantonalen Sängerverein. Der dritte der überlebenden Söhne, Hermann, wurde Lehrer an der landwirtschaftlichen Schule Strickhof, dann Apotheker in Weinfelden. Der jüngste Sohn, Elias, über den in diesem Band Markus Oettli schreibt, wurde ebenfalls Arzt. Ihm besorgte die Schwester Susanna den Haushalt. Wilhelmina, Berta und Anna Barbara verheirateten sich im Dorfe.

1831 setzte auch die politische Tätigkeit des Mannes ein. Ein Amt nach dem andern wurde ihm übertragen, nebst allerlei kulturellen und gesellschaftlichen Funktionen. 1831–49 amtierte er als Erziehungsrat (Quästor), 1833–61 als Primarschulpräsident; 1833–37 war er Adjunkt des Bezirksarztes; 1834–61 versah er das Amt als Sekundarschulvorsteher (anfangs als Quästor, später als Präsident). 1834 wurde er zum Divisionschirurgen ernannt und von 1837 bis 1861 betätigte er sich als Bezirksarzt. 1846 bis 1861 versah er das Vizepräsidium des Bezirksgerichts. Ab 1851 stand er auch dem «Casinoverein» (Unterhaltungsverein) vor. Haffter sass in den dreissig-

ger Jahren auch im Grossen Rat; er war Kirchenrat, Kirchenvorsteher und Schulinspektor. Er zählte zu den Gründern des Ärztevereins «Werthbühli», dessen Präsident er während 18 Jahren war. Der Medizinisch-Chirurgischen Gesellschaft des Thurgaus diente er als Aktuar. In Weinfelden gehörte er auch zur Kommission, die den Bau eines Armenhauses vorzubereiten hatte.

Hausarzt und Bezirksarzt

Haffters Alltag bestand vor allem aus Hausbesuchen bei Kranken. Konsultationen im «Doktorhaus» sind nur für die Sonntagvormittage und die Markttage belegt. Sehr aufschlussreich sind auch hier die Tagebucheinträge.

Immer wieder ist in diesen Notizen auch ein wenig Humor zu finden, etwa unterm 6. Mai 1848: «Abends [...] ward ich per Expresser in's Hard geholt, um eine luxirte Hand einzurichten; das war eine andre Musik statt der vierstimmigen Gesänge im Schulhause.» Überhaupt ging es nach heutigen Begriffen oft sehr unkonventionell zu und her. Einmal (19.3.1848) wollte Haffter im Hard an einem Leichenzug zum Berger Friedhof teilnehmen, kam aber zu spät: «Zwecklos war indess die Reise doch nicht [...]. Einem [...] Kranken, den ich ohne Etuit besuchte, schnitt ich mit einer aus dem Nachbarhause entlehnten gewöhnlichen Schneiderscheere ein Stück aus dem Halszäpfchen, das durch Verwundung mit dem beim Fallen eingestossenen Mundstück einer Tabackspfeife theilweise getrennt war. Man muss sich zu helfen wissen!»

Operationen wurden noch meist in der Wohnung des Patienten und erst ausnahmsweise im 1840 gegründeten Kantonsspital Münsterlingen vorgenommen. Am Betttag 1846 hatte Haffter in Neukirch an der Thur eine Bruchoperation vorzunehmen: «Die Operation ging sehr glücklich vonstatten, doch war

Das sogenannte Doktorhaus an der Kirchgasse 1 in Weinfeldern sah zur Zeit von Elias Haffter sen. nur an Sonn- und Markttagen Kranke; unter der Woche besuchte der Arzt seine Patienten in stundenlangen Fussmärschen zu Hause. Die Aufnahme (um 1900) zeigt im Hintergrund die 1902 abgebrochene paritätische Grubenmann-Kirche von 1726.



es hohe Zeit, da schon Brand des Darmes einzutreten gedroht hatte. [...] Äusserlich gebetet habe ich wohl nicht heute am Tage, da alle beten, danken und Busse thun sollen, aber das Bewusstsein, ein Menschenleben gerettet zu haben ist ein wohlthuendes, beseligendes [...].»

Diese Schlussbemerkung kann erst richtig einschätzen, wer sich vor Augen hält, dass die Narkose, als Haffter praktizierte, noch kaum über das Versuchsstadium hinaus war und die Bruchoperation in Neukirch noch ohne Anästhesie vorgenommen werden musste. Erst im November 1847 betäubte Haffter erstmals eine Patientin: mit Schwefeläther. Ein knappes Jahr später (28.9.1848) war er begeistert von der Wirkung des Chloroforms: «In Münsterlingen amputirten wir unter dem Einfluss des Chloroforms den rechten Unterschenkel bei einem 74jährigen Manne [...].» Später nahm er einfachere Operationen wieder ohne Narkose vor, da sich die «Opfer» der Chloroformversuche gehäuft hatten.

Angesichts der beschränkten medizinischen Möglichkeiten konnte Haffter am Krankenbett vielfach nur voraussagen, ob der Patient überleben oder sterben werde. Umso mitfühlender war sein Herz. Er litt mit seinen Patienten, war ihnen, wenn immer möglich, in der Sterbestunde nah, ja begleitete sie, wie wir gesehen haben, meist zum Grabe. Bitter schmerzte es ihn, wenn er beim Dahinsiechen eines jungen, blühenden Menschen ohnmächtig zusehen musste, wenn der Tod eine Mutter von einer Schar Kinder wegholte oder wenn eine Familie durch den Verlust des Ernährers in Not geriet. Am 31. Januar 1851 vertraute er dem Tagebuch an – nur eines von mehreren gleichgearteten Beispielen: «Von Frau Gemeindeammann Brauchli lief diesen Morgen die Todesnachricht ein. Sie [...] hinterlässt 7 unerzogene Kinder, von denen das älteste 11 Jahre zählt; die armen Kinder. Sie werden der zarten Mutterliebe und Sorge noch oft ermangeln. Die Verstorbene war eine musterhafte Gattin und Mutter.»

Kaum einen Begriff können wir uns im Zeitalter der Hochleistungsstrassen von den überaus misslichen Wegverhältnissen im Thurgau des 19. Jahrhunderts machen. Für Haffter, der fast täglich auf den Strassen des mittleren Thurgaus unterwegs war – seine Patienten hatte er in einem Umkreis von 10 Kilometern um Weinfelden –, waren sie indes von ausschlaggebender Bedeutung. Mit welchen Schwierigkeiten schon allein verkehrstechnischer Natur ein Landarzt damals zu kämpfen hatte, geht aus dem Tagebucheintrag vom 22. Januar 1849 eindrücklich hervor: Ich «wollte mich eben in der Traube bei der versammelten Lesegesellschaft behaglich niederlassen, als ein Eilbote daher sprengte und schleunigen Besuch in Bächi verlangte. Nun war guter Rath teuer. Draussen Sturm und Regen und arge Dunkelheit, der Weg nach Bächi entsetzlich; reiten konnte und wollte ich nicht, ich wollte zu Fuss gehen, doch vereitelte dies die liebe Mutter und da Herr Brenner mit seinem Fuchse und mit seinem Knecht bereitwillig war, so liess ich einspannen und mich führen. Eine gewöhnliche Laterne war unsre spärliche Leuchte und alles ging gut bis zur Mannenmühle. Hier aber mussten wir ein steiles Enggässchen passiren, das mit Eis angefüllt war und auf dem das Pferd, weil es nicht gespitzt war, hinunterrutschte; unten mussten wir den starken Kemmenbach durchfahren und mitten drin waren wir beinahe daran, den Bach hinauf zu fahren, denn unsern Vorreiter sahen wir der Dunkelheit wegen nicht und die Richtung der Strasse kannte weder Herr noch Knecht, nur das Rufen des Reiters half uns zuletzt glücklich durch den Strom, um neuem Leid entgegen zu gehen; erst gings bergan, eine rauhe schmale Strasse in den Wald, dann wieder bergab, wohl 50 Schritte weit auf Eis, auf dem das Pferd keinen Stand halten konnte. Mein Kutscher führte das Pferd, aber das hinderte nicht, dass dasselbe auf dem Hintern die Strasse entlang rutschte und einmahl sammt dem Führer zu Boden sank, so dass ich letztern unter dem Pferde währte. Auf der Ebene

wieder Eis, das aber unter heftigem Gekrache einsank; endlich war das Ziel erreicht und an der Stätte des Jammers konnte ich doch glücklich helfen, aber mit grosser Anstrengung und unter argem Schwitzen, das mit der heissen Stube bei mir eine Ohnmacht erweckte, die mich zu Bette nöthigte, doch wars in kalter Kammer bald wieder gut und nach verrichtetem Geschäfte und genossenem Kaffee gings unter Furcht und Zittern nach 12 Uhr zurück die heillose Strasse, glücklicher Weise bis auf die nächste Höhe über das Eis geleitet von einem Führer. Bei [der] Mannenmülle stieg mein Kutscher ab und geleitete, wenn auch unter öfterm Sturz des Pferdes Pferd und Wagen glücklich wieder auf die bessere Strasse. Wie froh waren wir beide, als wir nach 2 Uhr im sichern, warmen Bette lagen [...]! Es war wohl gut, dass ich für diese Noth doch die Freude hatte, eine junge Mutter mit ihrem Kinde dem augenscheinlich drohenden Tode zu entreissen.»

Kein Wunder, dass Haffter seine Krankenbesuche unter solchen Umständen noch jahrelang zu Fuss erledigte und nur gelegentlich Ross und Wagen mietete oder die Post nahm! Seine Marschleistungen sind so eindrücklich, dass hier wenigstens diejenige vom 21. April 1845 kurz erwähnt sei: «Jetzt [$\frac{1}{2}$ 1 Uhr] musste ich aber meine Schritte verdoppeln, da zwischen 2 und drei Uhr eine Consultation mit Herrn Dr. Vogt im Holzhof verabredet war. Ich schnitt alle Krümmungen ab, wo es thunlich war und reiste nun über Puppikon, Friltschen, Märweil nach Lommis zu Kranken. Von da über den Spiegelberg, welcher dem Wanderer eine herrliche Aussicht ins Lommiserthal gewährt, über Wetzikon und Wolfikon nach Holzhof, wo ich schon $\frac{1}{4}$ nach 4 bis $\frac{1}{2}$ 5 Uhr eintraf. Ich hatte also in Zeit von 4 Stunden einen Weg von wenigstens 5 Stunden und 5 Besuche gemacht! [...] Auf dem Heimwege fingen mir die Füsse an zu schlottern, da mein Magen nichts mehr zu verdauen hatte.»

Erst 1850 erstand sich Dr. Haffter ein Pferd. Gewiss kam er nun gelegentlich etwas früher heim.

Aber vielfach waren eben die Wege immer noch so schlecht, dass man sagen konnte, man fahre wohl besser, wenn man zu Fuss gehe. So schrieb er am 20. Oktober 1850: «Nachmittags fuhr ich [...] nach Thor in schlechtem Wetter und auf schlechtem Wege, mit dem Vorsatze, den nächsten Besuch in Thor lieber [wieder] zu Fuss auszuführen, da das Fahren dorthin, zumal bei schlechtem Wetter, abscheulich langweilig ist.»

Das Reisen per Wagen liess Haffter offenbar zu wenig Zeit für kleine Beobachtungen am Wegrand und erschien ihm daher als «langweilig», obgleich er schneller am Ziel war. Tatsächlich war Haffter ein Wanderer mit offenen Sinnen für die kleinen Schönheiten der Natur, z. B. am 10. Juli 1852: «Auf dem Rückwege begegnete uns eine Scherrmaus mit allerliebstem Pelz. Diese Thierchen müssen auch so heiss und trocken haben, dass sie ihre unterirdische Wohnung verlassen.» Oft freilich las Haffter während des Marschierens in einem Buch, etwa in «Wie Christen eine Frau gewinnt» oder in Spindlers «Almanach», Vidocqs «Memoiren» oder Walthers «Chirurgie».

Jahrzehntelang amtete Haffter als Bezirksarzt. Seine diesbezügliche Tätigkeit ist von Markus Oettli vor Jahren eingehend untersucht und dargestellt worden (vgl. Literatur). Hier sei lediglich eine eindrückliche Tagebuchstelle angeführt, die einen bezirksärztlichen Augenschein vom 3. Mai 1851 zum Inhalt hat: «Mit Herrn Bezirksstatthalter Kesselring unternahm ich eine amtliche Fahrt nach Andweil, woselbst ein 39 Jahre alter Weber [...] aus Lebensüberdruß erst den Strick, dann das Messer, dann das Wasser benützen wollte, um sein Leben zu enden. Aber der Strick war zu schlaff und zu lang, das Messer machte wohl eine 4 Zoll lange Halswunde [...], aber das kalte Wasser, in welches der Unglückliche sich bald nachher stürzte, mag blutstillend gewirkt haben. Hier im kalten Wasser behagte es ihm auch wieder nicht und er kroch heraus, um dann liegen zu bleiben, wo er ohnmächtig aufgefunden wurde. Er

hatte noch nicht den Muth zu sterben und doch so viel Lebensüberdruss.»

Politik und Alltagsgeschehen

An allem, was im Dorf geschah, nahm Haffter mit regem Interesse teil. Sein Einfluss auf die Angelegenheiten Weinfeldens war von nicht geringer Bedeutung. «Entschiedener Feind aller Extreme, aber eben so entschiedener Freund eines vernünftigen Fortschrittes, strebte er mit bewunder[n]swürdiger Ausdauer an, was er einmal als wahrhaft gut erkannt hatte», schrieb die Weinfelder Zeitung «Der Wächter» nach seinem Tod, und: «Er war der Nicklaus von der Flüe unserer Gemeinde. Wenn es stürmte und brauste, wenn die Parteien nach rechts und links drängten, dann trat er mit dem Worte der Versöhnung in die Mitte und bahnte durch seine vermittelnden Anträge den Parteien den Weg zu den geeignetsten Beschlüssen.»

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte wirklich viele Probleme, die der engagierte Bürger mit wachem Sinne verfolgen musste. Zu erwähnen ist vor allem der Sonderbundskrieg, die Verfassungsänderung von 1848, die aus dem lockeren Staatenbündnis den Bundesstaat machte, und die Anpassung der kantonalen Verfassung im folgenden Jahr. Zwei Beispiele mögen Haffters Anteilnahme am dörflichen Geschehen etwas zeigen: Unterm 7. Juni 1846 lesen wir im Tagebuch: «Heute war Kirch- und Ortsgemeindeversammlung.» Letztere habe beschlossen, es «seie [...] der Wunsch ans Eisenbahncomitee zu richten, den Bahnzug so nahe als möglich am Orte vorbeizuführen.» Am 25. Februar 1847 konstatierte Haffter betrübt: «Am Schlosse wird heute die Kuppel des Thurmes abgebrochen und so nach und nach auf frevelhafte Weise eine Zierde unsres Ottoberges und unseres Dorfes zerstört», um seinem Tagebuch am folgenden 11. März anzuvertrauen: «Abends [...]

machte ich einen Spazirgang nach Hugelshofen, den Weg über's Schloss einschlagend, an diesem vorbei, ergreift's den Wanderer unwillkürlich und mahnt ihn ernst an alle irdische Vergänglichkeit. [...] von ihm [dem Schloss] aus strahlte [einst] Gnade und Ungnade über die «Unterthanen», dann ward es lange Zeit die Wohnung eines Bauern [...] und nun dachlos gleich einem ausgebrannten Hause oder einem Körper mit hohlen Augen, schwinden die Mauern allmählig dahin.»

Wir müssen es uns versagen, auf Haffters Tätigkeit im Grossen Rat einzugehen. Eine kurze Bemerkung soll uns immerhin zeigen, wie er dieses Parlament einschätzte: «Dieser Grosse Rath hat gar zu viel redesüchtiges Zugemüse. Hier wird gesalbadert und geschwätzt und wiedergekaut bis zum Ekel, es will sich jeder selbst hören und glaubt durch dieses Schwatzen seinen Wählern einen Gefallen zu tun.» (15.3.1851)

Haffter liebte die Geselligkeit, und immer wieder schliessen seine Eintragungen etwa mit «Abends war ich ein Stündchen im Stiefel (oder in der Post) bei guter Unterhaltung», «Im Scherbenhof in kleiner Biergesellschaft», «Der Bezirksgerichtssitzung folgte im Trauben eine Sauser-Unterhaltung», «Nach dem Nachtessen in sehr unterhaltender Gesellschaft auf der Post».

Das Schulpräsidium brachte Haffter viel Arbeit. Schulbesuche, Sitzungen und Examensberichte finden sich im Tagebuch ebenso vermerkt wie Urteile über die Lehrer. Selbst sein bester Freund, Johann Jakob Schönholzer, der feinsinnige Künstler, wird kräftig kritisiert!

Tod und Würdigung

Als «Sängervater» Haffter erkrankte, um nicht wieder aufzustehen, war es der damals zehnjährige Sohn Elias, der ihm die vom «Aufliegen» herrührenden

Wunden salben durfte, «da er eine so weiche geschickte Hand habe». Nach schwerem Leiden, das Haffter acht Monate ans Bett gefesselt hatte, verschied er am 12. September 1861. Der thurgauische Sängerverein liess das Bildnis Haffters in einer grösseren Auflage herstellen und im Thurgau allen Gesangvereinen zukommen. Der Gattin wurde es schön eingerahmt überreicht, samt der ebenfalls eingerahmten Dankadresse des Verbandes: «Der Thurgauische Kantonsängerverein widmet der geehrten Familie des vielgeliebten seligen Sängervaters Elias Haffter, Bezirksarzt, dieses Blatt als ein Zeichen dankbarer Anerkennung der grossen Verdienste des Verstorbenen um die Pflege und Hebung des Gesangvereins in unserm engern Vaterlande. Möge, was der Selige in Liebe gesät, sich zu segensreicher Frucht entfalten.» Haffter ging nicht ganz vergessen. Der eben genannte Verband brachte 1934 am Hause des verstorbenen Sängervaters eine Gedenktafel an:

HIER LEBTE u. WIRKTE

ELIAS HAFFTER

DER THURGAUISCHE SÄNGERVATER

1803–1861

IN DANKBARER ERINNERUNG

DIE SÄNGER DER HEIMAT.

Wenn Elias Haffter nur in bezug auf seine ärztliche Tätigkeit zu betrachten wäre, so könnten wir dies kurz abtun. Er mag wohl in verschiedenen Belangen über das Können seiner Berufskollegen im damaligen Thurgau hinausgeragt haben, war Bezirksarzt, ein guter Geburtshelfer, hatte eine sichere Hand bei seinen Operationen und wurde oft von Kollegen beigezogen zu lebensrettenden Eingriffen, sei es auf einem Küchentisch oder im Spital in Münsterlingen. Aber auch seinem Können waren Grenzen gesetzt. Halten wir uns vor Augen, dass Behandlungen, bei

denen die Wunden von infektiösen Keimen frei gehalten werden konnten, unmöglich waren! Stoffe, die das Wachstum von Bakterien beeinträchtigten oder sie töteten, waren noch unbekannt. Was Haffter auch für unsere Zeit erwähnenswert finden lässt, ist seine Wirksamkeit als Mitbegründer kultureller Institutionen, namentlich seine Tätigkeit als Dirigent und gleichzeitig Präsident des kantonalen Gesangvereins, aber auch seine Tagebucharbeit. Ja gerade durch sie wird er noch lange nicht in Vergessenheit geraten. Seine täglichen Eintragungen über zehn Jahre (1844–53) hinweg lassen uns unschätzbare Einblicke tun in den Alltag des Thurgauers um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Zürcher Fachärztin für Psychiatrie und Psychiatriehistorikerin Cécile Ernst schrieb im Mai 1989 über Haffter: «Er war ein liberaler, mit den dominierenden Kräften seiner Zeit völlig übereinstimmender Bürger und begrüsst den neuen Bundesstaat und die Hoffnungen, die sich an die «neue Zeit» knüpften. Er war kein Sozialkritiker – für unser Gefühl allzu rasch greift er angesichts von Hunger, Elend und schwerstem Leiden auf den unerforschlichen Ratschluss Gottes zurück. Seine Schilderungen sind unverstellt, harmlos – unkritisch, wenn man will. Sie zeigen völlig ungeschminkt die alltägliche Realität dieser nahen schweizerischen Vergangenheit, in der es Hunger und Armut gab und zahllose Krankheiten, denen die Medizin nahezu machtlos begegnete.»



Nachlass

BüA Weinfelden: Familienarchiv Haffter; KBTG Y 251: Tagebüchlein 1818; Medizinhistorisches Institut und Museum der Universität Zürich, Zürich: Einzelstücke; StATG: Amtsnachlass des Bezirksarztes.

Quellen

Ungedruckte: StATG, prov. Sign: Kaufprotokolle des Grundbuchkreises Weinfelden; Archiv des Kantonalgesangsverbands: Protokolle.

Gedruckte: Haffter, Carl (Hrsg.): Tagebuch des Zürcher Medizinstudenten Elias Haffter aus dem Jahre 1823, Zürich 1976 (Schriften zur Universitätsgeschichte; 1); Haffter, Carl; Lei, Hermann (Hrsg.): Dr. med. Elias Haffter 1803–1861. Tagebuch 1844–1853, 2 Bde., Frauenfeld 1985 (QTG; 1–2).

Literatur

Brüllmann, Fritz: Fünf Briefe von Pfarrer Thomas Bornhauser in Arbon an Sängervater Dr. Elias Haffter in Weinfelden, in: Weinfelder Heimatblätter Nr. 55 (27.4.1951), S. 277–280; Haffter, Ernst: Geschichte der Haffter von Weinfelden, 2 Teile, Zürich 1944–1989; Haffter, Ernst: Stammtafeln der Familie Haffter von Weinfelden 1490 bis 1980, korrigierte und ergänzte Ausgabe (von Teil 1 der Geschichte der Haffter von Weinfelden), Zürich 1981; Huggenberg, H[ans] R[udolf]: Werthbühli 1833–1903/04. Aus den Protokollen der ersten 70 Jahre eines heute noch existierenden thurgauischen Ärztevereins, Zürich 1958; Lei, Hermann: Dr. Elias Haffter. Langstreckenläufer, Arzt und Sänger, in: ders.: Weinfelder die Geschichte machten, Weinfelden 1978, S. 70–85; Lei, Hermann: 150 Jahre Männerchor Weinfelden 1827–1977, Weinfelden 1977; Lei, Hermann: 150 Jahre Dienst am Lied. Thurgauischer Kantonalgesangsverband 1828–1978, Weinfelden 1978; Haffter, Carl: Die Ärztesfamilie Haffter, in: TJB 1980, S. 35–45 (grosse Teile dieses TJB zugleich selbständig als: Thurgauer Naturforscher und Ärzte, Frauenfeld 1979); Oettli, Markus: Der Thurgauische Bezirksarzt 1803–1869. Das Amt des Bezirksarztes («Das Physikat») im Rahmen der Thurgauischen Sanitätsorganisation 1803–1869. Erläutert am Beispiel von Elias Haffter (1803–1861), Bezirksarzt in Weinfelden 1837–1861, Diss. med. (Zürich), Frauenfeld 1983 (zugleich nur unter dem Obertitel: Erlen 1983); Oettli, Markus: 150 Jahre Werthbühli. Festschrift zum Jubiläum des Thurgauischen Ärztevereins Werthbühli 1833–1983, Kreuzlingen 1983; Lei, Hermann: Geschichte der Sekundarschule Weinfelden 1834–1984, Weinfelden 1984; Ernst, Cécile: Und nimm uns heute unsere tägliche Not. Medizin um 1850 im Spiegel der Tagebücher des Thurgauer Bezirksarztes Elias Haffter, in: NZZ, 20./21.5.1989 (in erweiterter Form in: Ammann, Jürg; Studer, Karl (Hrsg.): 150 Jahre Münsterlingen. Das Thurgauische Kantonsspital und die Psychiatrische Klinik 1840–1990, Münsterlingen 1990, S. 44–59).

Bildquellen

Abb. 1: BüA Weinfelden, Porträtsammlung: Elias Haffter, nach der Daguerreotypie gezeichnet von J. Wüger, Lithographie von L. Freyer, 1861.

Abb. 2: BüA Weinfelden, Fotosammlung: «Doktorhaus» an der Kirchgasse 1 in Weinfelden, um 1900; Fotograf unbekannt.

Unterschrift: BüA Weinfelden: Rechnung «für Herrn Hebting dahier» von E. Haffter, 4.1.1849.

Elias Haffter jun. (1851–1909) Spitalarzt in Frauenfeld



Elternhaus, Jugend und Ausbildung

Elias Haffter, Bürger seines Geburtsorts, wurde am 13. Februar 1851 im «Doktorhaus» in Weinfelden als 14. Kind seiner Eltern, des bekannten Arztes und «Sängervaters» Elias Haffter (vgl. die vorhergehende Biographie von Hermann Lei sen.) und dessen Frau Susanna Munz aus Sulgen, geboren. Der Vater notierte am Schluss seines Tagebucheintrages unter diesem Datum: «Vierzehn Kinder, von denen 8 nun leben, das giebt Stoff zu Betrachtungen, zu Kummer und Sorgen!» Am Sonntag, den 2. März 1851 wurde der kleine Elias auf den evangelischen Glauben getauft. Durch geheime Abstimmung unter Eltern und Geschwistern wurde ihm der Name des Vaters gegeben.

Im weitherum bekannten «Doktorhaus», in dem ein patriarchalischer Geist herrschte, verbrachte Haffter zusammen mit seinen vier nächstälteren Geschwistern eine glückliche Jugendzeit; die drei ältesten waren damals schon nicht mehr zu Hause. Als Zehnjähriger verlor Elias den Vater und neun Jahre später die Mutter. Unter seinen Geschwistern war sicherlich Regierungsrat Konrad Haffter am bekanntesten, Elias am nächsten aber stand die drei Jahre ältere Susanna (1848–1930), mit der er zeitlebens zusammenblieb.

Nach dem Besuch der Primar- und der Sekundarschule in Weinfelden trat der Fünfzehnjährige in die Kantonsschule Frauenfeld ein, die er Anfang 1870 nach längerer Krankheit vorzeitig verliess, um sich in Zürich auf die «Fremdenmaturität» vorzubereiten, die er noch im selben Frühjahr bestand.

Darauf immatrikulierte er sich an der Universität Zürich, wo er das Medizinstudium aufnahm, zu dem er sich schon in seinen Kindertagen entschlossen hatte. Nach acht Semestern, die ihn auch nach Heidelberg und Prag geführt hatten, absolvierte er mit insgesamt zwei Kollegen (!) zusammen im Februar und März 1874 das Staatsexamen in Basel. Haffter und Freund Ernst von Sury bestanden, der dritte Kandidat fiel durch.

Seine «postgraduate studies» absolvierte Haffter im Sommersemester 1874 in Leipzig, wo er bei Ernst Leberecht Wagner pathologische Studien betrieb. Der Erfolg derselben war, dass er noch im gleichen Jahr in Basel mit einer Arbeit über Dermoiden (Hautmissbildungen) promovierte.

Wichtigste berufliche Tätigkeiten

Am 23. Mai 1874 wählte ihn der thurgauische Regierungsrat zum Assistenten von Spitalarzt Alexander Otto Kappeler in Münsterlingen. Mit Unterbrüchen durch Militärdienst versah er diese Stelle nach seiner Rückkehr aus Leipzig während zweieinhalb Jahren,

bis er wegen einer schweren Infektion, die er sich bei einer Sektion zugezogen hatte und von der er sich nie mehr vollständig erholen sollte, «unter bester Verdankung der geleisteten vorzüglichen Dienste» aus dem Spitaldienst entlassen werden musste.

Im Sommer 1879 bezog Elias Haffter zusammen mit seiner Schwester Susanna und deren Freundin Anna Roth in der Kellerschen Eisenhandlung in Frauenfeld eine Wohnung und eröffnete daselbst eine allgemeinmedizinische und chirurgische Praxis. Elias und Susanna Haffter und Anna Roth blieben eine Gemeinschaft fürs Leben. Susanna besorgte den Haushalt, Anna Roth waltete als Praxishilfe. Sie verbrachten ihre Ferien zusammen, gingen gemeinsam auf Reisen und waren bekannte Gastgeber, kurz: eine Familie. Anna Roth gab im Jahr nach Haffters Tod eine sehr lesenswerte Biographie heraus, die auf eigenen Erinnerungen sowie auf Briefen basiert und 1913 eine zweite Auflage erlebte.

Schon 1879 erwarb Elias Haffter an der Staubeggstrasse ein Grundstück, auf dem das Trio zehn Jahre später sein «Daheim», eine bemerkenswerte Jugendstilvilla, errichtete. In diesem Haus, das später ins Eigentum des Kantons Thurgau überging, ist in den letzten Jahrzehnten die Passkontrolle untergebracht gewesen, weshalb es vielen Thurgauern bekannt sein dürfte.

Durch seine Arbeit als freundlicher, liebenswürdiger und humorvoller Hausarzt wie auch als gewandter Chirurg hat sich Haffter dem Gedächtnis der Frauenfelder Bevölkerung eingeprägt. Ebenfalls schon 1879 wurde er zum Adjunkten des Bezirksarztes und als Ersatzmann in die kantonale Hebammenprüfungsbehörde gewählt. Im gleichen Jahr ernannte ihn der Regierungsrat zum Hausarzt der Zwangsarbeitsanstalt Kalchrain, ein Amt, das er während dreier Jahre versah.

Kappeler wurde 1894 Chefarzt in Konstanz. Die vakante Stelle des Spitalarztes in Münsterlingen wurde Haffter angeboten. Er wollte aber Frauenfeld nicht

verlassen; dafür konnte er hier drei Jahre später einen seiner Lebensträume, Leiter eines kleinen Krankenhauses zu werden, verwirklichen: der Krankenanstalt Frauenfeld, die auf den 1. Januar 1897 eröffnet wurde.

Das Bild des Arztes Elias Haffter in seinem Spital und am Krankenbett hat damals weithin ausgestrahlt, und nicht wenige junge Leute haben sich aufgrund seines Beispiels zum Ergreifen des Arztberufes entschieden.

Im Oktober 1908 verschlimmerte sich sein langjähriges Nierenleiden, so dass er auf Januar 1909 um seine Entlassung als Spitalarzt nachsuchen musste. 58jährig verstarb Haffter am 4. August 1909 nach jahrelangem schwerem Leiden in seinem Haus «Daheim» an der Staubeggstrasse in Frauenfeld.

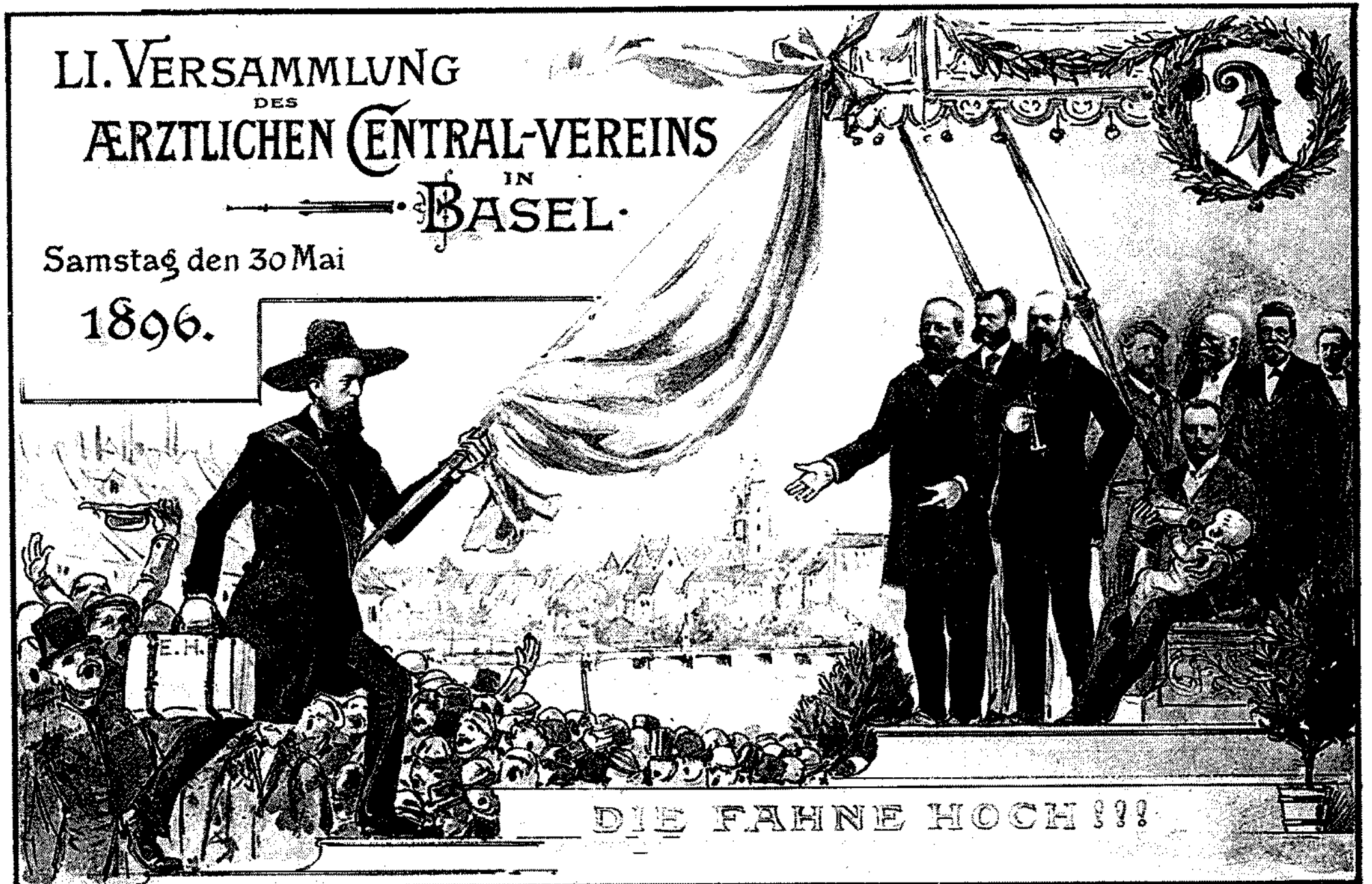
Der Standespolitiker

Von 1884 bis zu seinem Stellenantritt in der Krankenanstalt Frauenfeld 1897 war Haffter Mitglied der Eidgenössischen Prüfungskommission für Mediziner. Er examinierte über Hygiene und Arzneimittellehre und schätzte den Kontakt, den ihm diese Tätigkeit sowohl zu den medizinischen Fakultäten als auch zu den jungen Kollegen vermittelte.

Zur herausragenden Figur unter den Schweizer Ärzten wurde Haffter durch sein Doppelamt als Präsident des Ärztlichen Zentralvereins der deutschen Schweiz (und später der Verbindung der Schweizer Ärzte FMH) sowie als Redaktor des «Correspondenzblattes für Schweizer Aerzte» (der heutigen «Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift»), einer damals im In- und Ausland renommierten Fachzeitschrift. Durch diese Tätigkeit wurde der Name Elias Haffters in der ganzen deutschsprachigen Fachwelt ein Begriff. Zudem war er während Jahren Redaktor des «Schweizerischen Medizinalkalenders».

Jakob Laurenz Sonderegger, sein Vorgänger als Präsident des ärztlichen Zentralvereins, war auf ihn

Als Redaktor des «Correspondenz-Blattes für Schweizer Aerzte» sowie als Präsident des Ärztlichen Zentralvereins der deutschen Schweiz gehörte Elias Haffter jun. zu den herausragendsten Standespolitikern der Schweizer Ärzteschaft. Der Lichtdruck «Die Fahne hoch!!!» von 1896 bringt Haffters Schwung geeignet zum Ausdruck.



aufmerksam geworden. Er hatte ihn im Frühjahr 1887 zum Mitglied des Ausschusses (Vorstandes) vorgeschlagen, und schon im Herbst 1887 wurde Haffter, erst 36jährig, Präsident.

Sonderegger bat ihn um Verzeihung wegen der überfallartigen Wahl: «Vor allem bitte ich Sie um Nachsicht für die unparlamentarische und gewalttätige Weise, in welcher ich Ihnen Ihr Kreuz aufgeladen habe. Aber der Zweck heiligt die Mittel und der Zweck war gut. Ich habe mich überlebt. Sie sind frisch und sind massgebend bei allen wohl empfohlen. Woher mag das wohl kommen? Ein strammer Realist wird sehr geachtet, wenn er grosse Taten getan hat; dann stösst er alle dahin, wo er sie haben will [...] um seiner Ziele willen und alle folgen ihm nach, oft noch begeisterter, wenn er unterliegt, als wenn er siegt.

Der Idealismus, der Glaube an ein Ziel und die Möglichkeit, sich demselben zu nähern, ist so rein menschlich wie atmen und essen und der allerschmeichlichste und blasierteste Realist fällt wider Willen unter das Kommando des Idealisten. Ich habe Sie dabei in dringendem Verdacht, ein unverbesserlicher Idealist zu sein und dabei glaube ich, dass Sie ihre Ziele mit weniger Hitz und mehr Witz verfolgen, als mir beschieden war, während ich immer leidenschaftlicher und undiplomatischer wurde.»

«Man konnte Haffters Stellung und Ziele als Präsident des ärztlichen Centralvereins nicht besser charakterisieren. Das Hochhalten der Fahne des Idealismus im ärztlichen Berufe war seine vornehmste Aufgabe», schrieb Alfred Jaquet später.

Wie in seiner übrigen Tätigkeit wirkte Elias Haff-

ter an der Spitze der Schweizer Ärzte vor allem durch seine persönliche Ausstrahlung, seinen jugendlichen Elan, seinen Witz, seine lebenswürdige Zuneigung zu jedermann. Er verstand die Ärzte und ihre Angehörigen als eine grosse hippokratische Familie, der er den Platz im Schweizervolk vor allem in seinen heute noch sehr lesens- und beherzigenswerten Neujahrsbetrachtungen im «Correspondenz-Blatt» und in den Eröffnungsreden der Ärztetage deutlich zuwies. Aus Haffters erster Rede als Präsident an der Frühjahrsversammlung 1888 nur ein kleiner Ausschnitt:

«Nichts Schöneres, nichts Edleres als unser Beruf; denn die vollkommenste Genugtuung, die der Mensch im irdischen Jammertale haben kann – das Bewusstsein, anderen etwas zu nützen, darf der Arzt, wenn er will, Tag für Tag in hohem Masse erfahren, und der Adelsbrief, der ihm dieses Vorrecht garantiert, heisst Nächstenliebe; dies schrieb vor 1900 Jahren der grösste Geist aller Zeiten, Jesus von Nazareth, der die dunkle Welt mit dem Licht erleuchtete: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst! und dadurch den einzigen Weg zur Erlösung aus dem sozialen Elend zeigte. – Daher muss ein richtiger Arzt auf der Höhe der Nächstenliebe stehen; die Liebe zum Patienten in der speziellen Form des teilnehmenden Interesses darf ihm nicht fehlen. Aber die Liebe ist blind und bedarf scharfer Augen; sie heissen Gewissen und Wissenschaft.»

Haffter legte eine für die Medizingeschichte unschätzbar wertvolle Porträtsammlung der Berufskollegen an, indem er sich immer beim Tode eines Arztes von dessen Angehörigen ein Bildnis erbat. Die fünfbandige Sammlung, die sich heute im Medizinhistorischen Institut in Zürich befindet, wurde leider nach Haffters Tod von niemandem weitergeführt.

Seinen Schwung, der auch aus der hier wiedergegebenen Karikatur spricht, übertrug er vor allem mit den Eröffnungsreden anlässlich der halbjährlich, abwechselnd in Olten und in den Universitätsstädten

durchgeführten Ärztetage auf die Kollegen; er wies sie unermüdlich auf ihre hohe und einmalige Aufgabe hin, in der sie sich nicht durch die Widerwärtigkeiten des Alltags irritieren lassen sollten.

Unter Haffters Ägide gelang es 1901, die ärztlichen Vereine der deutschen, der italienischen und der welschen Schweiz in einem Verband zu vereinen; mit der Delegiertenversammlung der Verbindung der Schweizer Ärzte (der Ärztekammer) wurde ein Sprachrohr geschaffen, durch das die Ärzteschaft fortan Stellung zu wichtigen Themata des Gesundheitswesens sowie zur ärztlichen Standespolitik nehmen konnte. Damit hat sich Haffter bleibende Verdienste erworben.

Militärische Laufbahn

Im Frühjahr 1875 wurde Haffter als Militärarzt rekrutiert und absolvierte in St. Gallen und Herisau den Rekrutenkurs von 20 Tagen. Noch im selben Jahr rückte er in die «Sanitätsoffiziersbildungsschule» nach Basel ein. In den folgenden 21 Jahren leistete er fast jedes Jahr mindestens einmal Dienst, meistens als Arzt bei den Aushebungen, dann bei Divisions- und Korpsübungen, aber auch als Teilnehmer und Kommandant von Operations-Wiederholungskursen.

Anfänglich war er Sanitätsleutnant im Schützenbataillon 7; im Herbst 1875 wurde er zum Oberleutnant befördert, 1880 zum Hauptmann, 1884 zum Major und 1891 zum Oberstleutnant und Divisionsarzt der 7. Division. Bei Antritt seines Amtes als Spitalarzt in Frauenfeld wurde er zur Disposition gestellt. Seine ausserordentliche Beliebtheit kommt in einem Brief seines Korpskommandanten zum Ausdruck: «Dass die Division Sie verlieren soll, fällt mir schwer. Als mir der Oberfeldarzt diese Meldung machte, war ich sehr betroffen und traurig; jetzt geht einer der Unsrigen, den wir alle lieb gehabt haben und hochachten.»

Kuren, Reisen, Reiseberichte

Elias Haffter hat im Lauf der Jahre viele Kuraufenthalte gemacht und zahlreiche kleinere und grössere Reisen unternommen, über die er in Fachzeitschriften und in der «Thurgauer Zeitung», meist in Fortsetzungen, berichtete. So konnten die Thurgauer 1883 gespannt seine Weltreise mitverfolgen, die er zur Erholung von immer wiederkehrenden Episoden seiner chronischen Nierenkrankheit unternahm. Sie führte ihn in etwa fünf Monaten von Genua via Suezkanal, Ceylon, Java, China und Japan nach San Francisco, wo das voranstehende Porträt aufgenommen wurde. Dann durchquerte er auf abenteuerlichen Schienenwegen den Wilden Westen und ganz Amerika und kehrte von New York per Schiff nach Hause zurück.

Haffter berichtete kurzweilig und witzig über seine Erlebnisse und Wagnisse und war seinerzeit sicherlich Gegenstand des Tagesgesprächs in seiner Heimat. Das Buch «Briefe aus dem fernen Osten», das er nach dieser Reise veröffentlichte, erfuhr im Lauf der folgenden dreissig Jahre mehrere Auflagen, noch über seinen Tod hinaus (1922 die 9. Auflage). Die «Briefe aus dem hohen Norden», die 1900 folgten, brachten es ebenfalls auf mehrere Auflagen.

Indes, die Anerkennung von Haffters Reiseschriftstellerei spricht nicht nur aus den Absatzzahlen seiner Bücher, sondern ebenso aus persönlichen Zuschriften. So bedankte sich im April 1885 kein Geringerer als Gottfried Keller «herzlichst für das grosse Vergnügen, welches Sie mir mit Ihren «Briefen aus dem fernen Osten» bereitet haben», um fortzufahren: «Sie sind zu beglückwünschen nicht nur wegen Ihrer wirklichen Seh- und Schilderungsfähigkeit nach allen Seiten und durch alle Kontraste hindurch in Bezug auf Mensch, Tier und Pflanze, sondern auch wegen des guten Humors und jugendlichen Frohsinns, welcher Ihr Buch durchweht.»

Von seinen Reisen brachte Haffter jeweils auch

Andenken und Anschauungsmaterial mit nach Hause, Dinge, die zum Teil sogleich, zum Teil erst nach dem Tode seiner Gefährtinnen bei der Auflösung des Haushaltes im «Daheim» in die volkskundliche Sammlung des kantonalen Museums gelangten, wo sie heute noch liegen.

Ärztliche Vereine

Dem kantonalärztlichen Verein, der heutigen Thurgauischen Ärztegesellschaft, gehörte Haffter wahrscheinlich während seiner ganzen Wirkenszeit als Arzt an. Sicher in den Jahren 1884 und 1885 war er ihr Präsident. Als solcher verfasste er die Stellungnahme des Vereins für die Initiative zur Aufhebung des Impfwangs, die auf den Grossen Rat Eindruck gemacht haben soll.

Als Mitglied der «Werthbühli» hat er zu deren regelmässigen Referenten gehört. Sicher hat ihm diese gesellige ärztliche Vereinigung, zu deren Gründern sein Vater gehört hatte, immer am Herzen gelegen. Es wird berichtet, Dr. Haffter habe bei vollem Wartezimmer seine Praxis jeweils über die Hintertür verlassen, um mit dem Zug nach Sulgen an die monatlichen Sitzungen zu fahren.

1951 hat Oberfeldarzt Hans Meuli in der «Thurgauer Zeitung» einen Artikel zum 100. Geburtstag von Haffter veröffentlicht, in dem er dessen Tätigkeit in der «Münsterlingia» erwähnt, einer Vereinigung von Ärzten rund um den Bodensee, die von der Gründung des Kantonsspitals 1840 bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs existierte. Haffter erwähnt die Vereinigung in seinem Briefwechsel mit Kappeler selbst.

In jenen Zeiten, als die Tuberkulose noch eine Volksseuche war, wirkte Haffter zusammen mit dem Münsterlinger Spitalarzt Dr. Conrad Brunner, mit dem er stets «in freundschaftlich-collegialischer Weise verbunden war», in der Thurgauischen Sanatoriums-

kommission für die Errichtung einer kantonalen Heilstätte für Lungenkranke, die dann viel später mit der Thurgauisch-Schaffhausischen Höhenklinik in Davos verwirklicht werden sollte. Er bemühte sich erfolgreich um einen Vertrag mit dem Sanatorium Braunwald, das darauf die Thurgauer Lungenkranken aufnahm. 1898 regte er in einem Vortrag vor der Gemeinnützigen Gesellschaft die Äufnung eines kantonalen «Sanatoriums- oder Centenarfonds» aus Anlass des vor hundert Jahren erfolgten Eintritts des Thurgaus in die Eidgenossenschaft an, der auch tatsächlich zustande kam.

Gemeinnütziges Wirken und Musikpflege

1884 gründete Haffter den Krankenpflegeverein Frauenfeld als einen der ersten im Kanton, da er rasch den Mangel an geeignetem Pflegepersonal für Schwerkranke und Frischoperierte in der häuslichen Krankenpflege erkannt hatte, die ja zu jener Zeit, vor der Gründung der Krankenanstalt, die Regel war. Er konnte das Kloster Ingenbohl zur Entsendung von Krankenschwestern gewinnen, die diese Aufgabe fast hundert Jahre lang versehen sollten. Er selbst stand dem Verein bis zu seinem Tode als Präsident vor.

In der Thurgauischen Gemeinnützigen Gesellschaft war Haffter während Jahren Vorstandsmitglied. Nachdem er als Mitglied des «Vereins Gute Schriften Basel» einige Jahre lang persönlich zur Verbreitung guter Literatur im Thurgau beigetragen hatte – Haffter besorgte sogar die Auslieferung selber –, wurde die «Gemeinnützige» Sektion der Basler Gesellschaft und übernahm diese wichtige Aufgabe. Haffter blieb aber bis zu seinem Tode im kantonalen Komitee zur Verbreitung guter Schriften.

Anna Roth schreibt, die Musik sei Haffters grösste Lebensfreude gewesen. Tatsächlich musizierte er seit seiner Kindheit sehr häufig und brachte es zu einer

bescheidenen Meisterschaft. Sein Lieblingsinstrument war die Geige, die ihn ausser in den Militärdienst überallhin begleitete, insbesondere auf alle seine Reisen. Zusammen mit seinem in Frauenfeld lebenden Bruder Konrad und Freunden pflegte er die Kammermusik, wobei er meistens den Part der Bratsche übernahm. Als Kadett hatte er Basstuba gespielt. Er beherrschte aber auch das Klavier – im Musikzimmer seines Hauses stand ein Steinway-Flügel. Später, als er krank war und seine Arme nicht mehr heben konnte, spielte er häufig auf einer Cottage-Orgel. Dazu pflegte er bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Gesang – er war ja schliesslich der Sohn des «Sängervaters»!

Der Oratoriengesangverein Frauenfeld, der von Kantonsschullehrer Prof. Theodor Vetter gegründet worden war und dessen Präsident Haffter am 26. März 1888 wurde, lag ihm besonders am Herzen. Er wurde denn auch als «Vater des OGV» oder als «Seele des OGV» bezeichnet. Vielfach unter persönlichen finanziellen Opfern, ermöglichte er dem Chor die Erarbeitung und Aufführung so anspruchsvoller Werke wie Johannes Brahms' Requiem oder Johann Sebastian Bachs Matthäuspassion. Auch diesem Verein diente Haffter als Präsident bis zu seinem Tode.

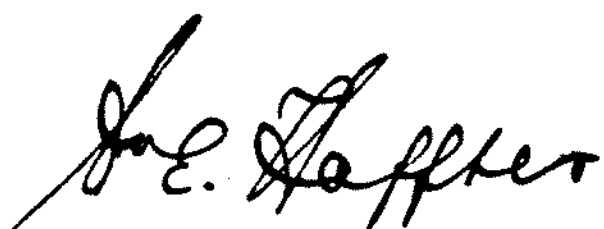
Würdigung

Zusammenfassend können wir Haffter als ein typisches Kind seiner Zeit, der sogenannten Gründerjahre, bezeichnen, als einen Menschen, der trotz vieler Widerwärtigkeiten seinen Mitmenschen, dem Leben, der Arbeit und der Umwelt mit einem grenzenlosen Optimismus entgegenblickte. Haffter schöpfte seine Zuversicht aus einem kindlichen Gottvertrauen, und seine liebenswürdige Zuwendung nach allen Seiten öffnete ihm auch alle Türen.

Deshalb eignete er sich auch so sehr für seine Haupt- und seine Nebentätigkeiten als Arzt, Ver-

bandsfunktionär, Schriftsteller, Musiker und Militär. Er beschrieb sein Idealbild des Haus- und Familienarztes, dem er selber nahe gekommen zu sein scheint, folgendermassen: «Seine Hauptmedizin ist seine persönliche Anwesenheit und das aus wohlwollendem Herzen und nüchternem Verstande entspringende Wort. Er hält die Herzensfibern der Familie in seinen Händen, nimmt Anteil an allem, was sie betrifft, mindert die Angst und mehrt die Freude, leitet den Kranken mit Rat und Tat zur Gesundheit, ermutigt das schwache Herz, tröstet die Bekümmerten, behütet die Kinder und rät den Erwachsenen. Und wo er geht und steht, ist Liebe und Vertrauen, die seine Wirksamkeit mehr erhöhen als ein komplizierter Arzneischatz.»

Haffters beispiellose Hinwendung zu seinen Mitmenschen zeigt sich nochmals an einer Bemerkung Alfred Jaquets in seinem Nekrolog im «Correspondenz-Blatt»: «Ich würde mir gewiss die Unzufriedenheit vieler Kollegen, namentlich aber derer Frauen und ihrer Kinder zuziehen, wenn ich hier Haffter als Freund übergehen wollte, denn in dieser Eigenschaft war er unübertroffen. Wie gross die Zahl seiner Freunde war, mag aus der Antwort hervorgehen, die ich von ihm erhielt, als ich ihn bat, Pate meines Erstgeborenen zu werden. «Ich habe bereits dreissig Patenkinder, und meine Angehörigen haben mir strikte verboten, diese Zahl zu überschreiten; ich werde indessen, wenn auch nicht offiziell, sondern mit dem Herzen der Pate nicht nur des ersten, sondern aller zukünftigen sein.»»



Nachlass

Medizinhistorisches Institut der Universität Bern (Briefe); Medizinhistorisches Institut und Museum der Universität Zürich (Reden, Briefe, wissenschaftliche Vorarbeiten, Autographen, Fotografien).

Werke

Über Dermoide, Diss. med. (Basel), Leipzig 1874; Ueber angeborene Missbildungen, in: Mitt. der thurg. naturf. Ges. 5 (1882), S. 62–71; Briefe aus dem Fernen Osten, Frauenfeld 1885 (bis 1922 9 Aufl.); Briefe aus dem Hohen Norden, Frauenfeld 1900 (bis 1912 3 Aufl.); Die Krankenanstalt Frauenfeld 1897–1904, in: Zeitschrift für Schweizerische Statistik 41 (1905), S. 390–393 (auch als Sonderdruck); Zwanzig Jahre Tätigkeit des Krankenpflegevereins Frauenfeld, in: Zeitschrift für Schweizerische Statistik 41 (1905), S. 394–395 (auch als Sonderdruck); Krankenpflegeverein Frauenfeld 1885–1905, in: Siebenter Bericht des Krankenpflegevereins Frauenfeld an dessen Mitglieder 1900–1904, Frauenfeld 1905, S. 3–8.

Unzählige Fachartikel, Rezensionen, Stellungnahmen, Protokolle, Kongressberichte, Nekrologe und Reiseberichte im Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte, Bern und Basel 1871–1919.

Herausgeber: Dr. L[aurenz] Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen, Frauenfeld 1898.

Nachrufe und Literatur

Brunner, Konrad: Gedenkworte an Elias Haffter. Der thurgauischen kantonalen Ärztesgesellschaft gewidmet, Frauenfeld [1909]; Hess, Clemens: Dr. med. Elias Haffter (1851–1909), in: Mitt. der thurg. Naturf. Ges. 19 (1910), S. 141–144; Jaquet, [Alfred]: Zur Erinnerung an Herrn Dr. Elias Haffter, in: Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte 16 (1909), S. 545–552 (auch als Sonderdruck).

50 Jahre Krankenanstalt Frauenfeld 1897–1946, Frauenfeld [1947]; 100 Jahre Frauenfelder Oratorienchor, Frauenfeld 1985; Frei, Otto: 75 Jahre Samariterverein Frauenfeld, in: TVZ, 9.9.1972; Haffter, Carl: Die Ärztesfamilie Haffter, in: TJB 1980, S. 35–45, v.a. S. 41–43; Haffter, Ernst: Geschichte der Haffter von Weinfeld, 2 Teile, Zürich 1944–1989 (inkl. Stammtafeln 1490 bis 1980, Zürich 1981); H[elg], W[alter]: Der Thurgauer Arzt Elias Haffter: Heimweh in Singapur, in: TZ, 28.1.1987, S. 3; Jaquet, A[lfred]: Ein halbes Jahrhundert Medizin, Basel 1929; Jaquet, A[lfred]: Zum 25. Todestage Dr. Elias Haffters, in: Schweizerische Ärztezeitung für Standesfragen, 3.8.1934; Jung, Vreni und Daniel: 100 Jahre Krankenpflegeverein Frauenfeld (1884–1984), Frauenfeld 1984; Kambly, Wilhelm: Doktor Haffter und seine Geige, in: Lesebuch für das sechste Schuljahr, Frauenfeld 1915, S. 66–68; Meuli, H[ans]: Dr. Elias Haffter. Zu seinem 100. Ge-

birthstag am 13. Februar 1951, Separatabdruck aus der TZ vom 13.2.1951, Frauenfeld 1951; Mötteli, Olga: Dr. Haffter als Sammler, in: TZ, 21.–23.8.1935; Nägeli, Ernst: Most und Saft. Thurgauer Anekdoten, Frauenfeld 1977, S. 44 und 98–99; Nagel, Ernst: Weg und Werk, Rüslikon 1947; Roth, Anna: Dr. Elias Haffter. Ein Lebensbild. Aus Briefen und Erinnerungen zusammengestellt von A. R., Frauenfeld 1910 (2. Aufl. 1913); [Roth, Anna]: Chirurgie vor hundert Jahren, in: TZ, 6.12.1973; Wartenweiler, Fritz: Doktor Elias Haffter 1851–1909, in: Wälti, Hans (Hrsg.): Die Schweiz in Lebensbildern, Bd. VIII: Schaffhausen/Thurgau, Aarau 1939, S. 322–327; Wydler, Heinrich: Das musikalische Leben in Frauenfeld, in: TZ, 9.6.1934; Zimmermann, Werner G.: Brahms in der Schweiz. Eine Dokumentation, Zürich 1983, S. 81–83.

Andere Quellen

StATG 8'651'0–11: Nachlass Dr. med. Conrad Brunner (1859–1927); Medizinhistorisches Institut und Museum der Universität Zürich: Dienstbüchlein; 5 Fotoalben mit Ärzteporträts.

Bildquellen

Abb. 1: StATG, ohne Sign.: Nachlass Dumelin Arnold (Elias Haffter als 32jähriger in San Francisco, 1883; Fotografie: Taber, San Francisco).

Abb. 2: Medizinhistorisches Institut und Museum der Universität Zürich: Postkarte «LI. Versammlung des Aerztlichen Centralvereins in Basel», 30.5.1896, Lichtdruck.

Unterschrift: Archiv des Hochbauamts der Stadt Frauenfeld: Akten zur Liegenschaft «Daheim», Staubeggstrasse 8, 1887.

Roger Liggistorfer

Johann Evangelist Hagen (1864–1955) Redaktor und Domherr

«Denn über der Person steht die Sache, die eines guten Dienstes und ihrer Förderung bedarf.»



Johann Evangelist Hagen, katholischer Geistlicher (Pfarrer, Kaplan, später Domherr), Redaktor der «Thurgauer Wochenzeitung», des «Wächters» und der «Thurgauer Volkszeitung», Geschäftsmann, Organisator, Literat und Politiker, darf als eine der markantesten und bedeutendsten Persönlichkeiten der Thurgauer Geistlichkeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts angesehen werden. Einige nannten ihn den Apostel der Presse, andere den Pressekaplan, vielen ist er heute, vierzig Jahre nach seinem Tod, zu Unrecht ein Unbekannter.

Anhand seiner 1943 verfassten, zufällig entdeckten «Lebenserinnerungen» und dank des einschlägigen Quellenmaterials – darunter ungedruckte Dokumente aus dem bischöflichen Archiv in Solothurn – kann das bewegte Schicksal, das Auf und Ab im Werdegang Hagens, recht genau nachgezeichnet werden.

Um Redaktor Hagen verstehen zu können, ist es notwendig, die Fundamente und das Orientierungssystem seines Denkens gründlich auszuleuchten.

Hagen hätte auch Nationalrat oder Oberst werden können, wie es in einer Würdigung treffend vermerkt ist. Ob in der Presse oder als «Topmanager», Hagen trachtete immer danach, seine religiös und theologisch motivierten Projekte zu verwirklichen. «Ich habe nicht für die Welt gearbeitet!», liess Hagen im Angesicht des Todes unmissverständlich verlauten, als wäre es noch immer nicht allen bewusst geworden, dass der umstrittene Kaplan sein ganzes Leben höhere Ziele verfolgt hatte und nicht weltlichen, vergänglichen Ruhm ernten wollte.

Herkunft

Johann Evangelist Hagen wurde als zweitältestes von sieben Kindern am 25. Oktober 1864 in Buch bei Uesslingen, dem Bürgerort, geboren. Der Vater Johann Hagen übte den Beruf des Glasers und Malers sowie denjenigen des Landwirts aus, die Mutter Anna Maria Ruckstuhl, die aus Erikon-Tobel stammte, besorgte den einfachen Haushalt. Aufgrund der ärmlichen Lebensbedingungen gewöhnte sich Johann Evangelist schon als Kind an die harte Arbeit und die sinnvolle Nutzung der Zeit. Er war durch seine Herkunft von der Scholle geprägt und wusste zeit- lebens, was es hiess, sein tägliches Brot zu verdienen, bescheiden zu leben und mit dem Nötigsten zufrieden zu sein.

Über die Kinderzeit in Buch ist wenig bekannt. Während der Sekundarschulzeit in Hüttwilen stellte sich für ihn die Frage, ob er Lehrer oder Pfarrer werden wollte. Nach eigenen Angaben zum Lehrerberuf nicht geeignet, entschied sich Hagen für das Amt des Geistlichen. Er studierte bei Pfarrer Joseph Bach in Uesslingen Latein und besuchte die zweite und dritte Klasse der Kantonsschule Frauenfeld. Weil die Eltern den Betrieb in Buch aus ökonomischen Gründen aufgeben mussten und nach Wil SG übersiedelten, war es für Johann Evangelist nicht mehr möglich,

seine eben erst begonnenen Studien an der Kantonschule weiterzuführen. Um seinen Lebensunterhalt zu finanzieren, sah er sich gezwungen, einer anderen Beschäftigung nachzugehen. Ein Onkel mütterlicherseits, Kantonsrat Peter Ruckstuhl, besass in Tobel eine Stickerei. So entschloss sich Hagen, in dieses Metier zu wechseln und im Handelsfach heimisch zu werden. Er erhielt eine Anstellung im Büro der Firma Saurer in Arbon. Der Dekan von Frauenfeld, Konrad Kuhn, brachte Hagen aber in letzter Minute von diesem Vorhaben ab, indem er ihm sowohl ein Zimmer im «Klösterli» Frauenfeld anbot als auch Stipendien vermittelte, damit er die Kantonsschule weiterhin besuchen konnte.

Studium

In seinen autobiographischen Aufzeichnungen berichtet Hagen, dass ihm schliesslich sogar ermöglicht worden sei, die restliche Mittelschulzeit (4.–6. Gymnasialklasse, Lyceum) in Einsiedeln zu verbringen. Der Aufenthalt im berühmten Benediktinerkloster wurde für ihn zum zentralen Erlebnis. Hagen eignete sich dort die tiefe Verehrung für die Gottesmutter sowie die Grundlage für das Studium der Theologie in Luzern an.

Im dortigen Priesterseminar hörte er die Professoren Anton Portmann, Johann Schmid, Franz Uttinger, Heinrich Thüning und Josef Beck. Durch sie wurde er in die Theologiewissenschaft eingeführt, während Regens Leonhard Haas, der spätere Bischof von Basel (1888–1906), und Subregens Franz von Segesser seine priesterliche Spiritualität formten. Man kann sagen, dass Hagen eine fundierte, für die damalige Zeit auch aufgeschlossene, speziell aber eine für die Praxis nützliche Theologie vermittelt bekam. Mit neuen, teilweise umstrittenen Ideen im sozialetischen Bereich machte Josef Beck die Studenten vertraut. Obwohl stets konservativ ver-

anlagt, eignete sich gerade Hagen dessen Lehren an und setzte die entsprechenden Anliegen in der Seelsorge dann auch um. Wie schon in Einsiedeln (Kadettenkorps), engagierte sich Hagen auch in Luzern innerhalb studentischer Organisationen. So präsierte er beispielsweise ein Jahr lang den dortigen Studentenverein.

Im dritten Studienjahr erkrankte Johann Evangelist an Typhus. Der ausgesprochen starke Wille und die eiserne Disziplin halfen ihm, das drohende Schicksal eines allzufrühen Todes abzuwenden. Nach der Priesterweihe in Luzern (29. Juni 1890) und der Primiz in Wil (6. Juli 1890), trat Hagen auf Anweisung Dekan Konrad Kuhns am 10. Juli 1890 sogleich die Stelle als Vikar in Müllheim an, ehe er ebendort 1891 einstimmig zum Pfarrer gewählt wurde.

Der Pfarrer

Hagen blieb bis zum 8. Februar 1897 Pfarrer von Müllheim; den Haushalt besorgte ihm seine Schwester Rosa. Seine Schilderung der angetroffenen seelsorgerischen Verhältnisse ist nicht nur amüsant zu lesen, sondern gibt gleichzeitig Einblick in das religiöse Leben vor Ort: «Das Chor, das den Katholiken rechtlich allein gehörte, wurde von beiden Konfessionen benützt. Während ich z. B. einmal am Samstagnachmittag im Chore beichthörte, gab ein pa[a]r Meter davon entfernt der protest[antische] Pfarrer eine Ehe zusammen. Wie dieser mir selbst erzählte, hatte mein Vorgänger im Pfarramte, Alexander Anderwert, ein an sich herzensguter Mann, aber ungenügend theologisch geschult, dem protestant[ischen] Pfarrer das Anerbieten gemacht, sofern er Abendmahlsbrot übrig habe, könne er dieses auch im Tabernakel aufbewahren, es sei noch Platz daselbst. Pfarrer Karl Brenner entgegnete (beide Herren waren Duzfreunde): Ja, Alexander, das kannst Du nicht anerbieten! Warum denn? fragte der

andere. Brenner bemerkte: Deine Gesetze erlauben das nicht!»

Entschlossen reorganisierte Hagen die Pfarrei, förderte das religiöse Leben, korrigierte Versäumnisse seines Vorgängers und setzte neue pastorale Akzente (z. B. Wiedereinführung der Fronleichnam-Procession). Wie aus einem Brief an Bischof Haas von Ende 1891 hervorgeht, beschäftigte ihn auch das Problem der Abwanderung von Katholiken zu den zahlreichen Sekten. Doch Hagen stellte sich der Herausforderung. Mit hohem Einsatz seiner Kräfte setzte er sich für Anliegen ein, für die er später als Redaktor auf kantonaler Ebene kämpfen sollte. So versammelte er z. B. 1894 rund 150 Männer seiner Pfarrei im «Grünen Baum» zu Hörstetten, um den «Katholischen Volksverein Müllheim-Pfyn-Homburg» zu konstituieren. Und im Jahr darauf (27. Januar 1895) gründete er in Anlehnung an den katholischen Krankenkassenverband der Schweiz überdies eine örtliche Krankenkasse, die auch dem protestantischen Bevölkerungsteil von Müllheim zugute kam. Nicht überall wurde Hagens Wirken für den «Vereinskatholizismus» gern gesehen. Doch liessen ihn Skeptiker wie Gerichtspräsident Martin Schmid in Müllheim schliesslich gewähren: «In diesen neueren Bewegungen sind Sie besser zu Hause als ich. Ich werde Ihnen daher keine Opposition bereiten, sondern wünsche, die Sache gehe gute Wege weiter voran.»

«Mariengrüsse aus Einsiedeln»

Am 29. Mai 1893 organisierte Hagen – bei 1300 Teilnehmern! – die erste gesamthurgauische Wallfahrt nach Einsiedeln, die nachher jedes Jahr durchgeführt wurde. Seine Beziehungen zu Einsiedeln hatten seit der Studienzeit nie abgerissen. So verwundert es nicht, dass Hagen sowohl für den Benziger-Verlag als auch für den Verlag Eberle & Rickenbach Be-

lehrungs- und Gebetsbücher verfasste, die mehrere Auflagen erlebten. Auf Anregung Heinrich Rickenbachs (1866–1921), übernahm Hagen 1896 zudem die Redaktion der neuen Monatsschrift «Mariengrüsse aus Einsiedeln» (heute «Maria Einsiedeln»), die im Anschluss an den Geist der Wallfahrten mit-helfen sollte, mit guter Belehrung und edler Unterhaltung «das religiöse Leben im Volke zu erweitern und zu vertiefen». Obwohl von allem Anfang an etliche Patres Beiträge lieferten, waren die «Mariengrüsse» kein Blatt des Klosters; erst als Hagen nach 41jähriger Redaktionsarbeit 1935 die Verantwortung abgab, wurde es zu einem «Organ des Klosters, des Benediktinerordens und der Wallfahrt».

Sieht man von Stil und Pathos einmal ab und konzentriert man sich auf die vom Verfasser beabsichtigten Ziele, so charakterisiert die redaktionelle Arbeit an den «Mariengrüssen» das Wirken Hagens überhaupt: Seine Tätigkeit als Bearbeiter der «Mariengrüsse» und später als Redaktor für die katholische Presse war gleichermassen die Antwort des Theologen und Seelsorgers Hagen auf die Frage nach der Bewältigung der Zeichen der Zeit; es war der Versuch, die christliche Botschaft in die Moderne hinüberzuretten, auf die «Mariengrüsse» übertragen: «in der Weltmacht der Presse heutiger Zeit ein Wort mitsprechen zu dürfen». Anders als in der Gemeindeseelsorge hatte Hagen so die Möglichkeit, seine christlichen Ideale einem breiteren Publikum zu vermitteln.

Hagen wies Jahrzehnte später darauf hin, dass «Mariengrüsse» und «Volkszeitung» zusammengehörten. So konnte er auf zweifache Art und Weise zum Volke reden, «in der Zeitung durch das, was in den «Mariengrüssen» als abgeschlossenes katholisches und kirchliches Organ nicht plazierte, in den «Mariengrüssen» durch das, was nicht durch die Zeitung ausgesprochen werden konnte».

Der Pressverein

Schon als Student hatte Hagen für verschiedene katholische Zeitungen Artikel verfasst, so für die «Ostschweiz», das «Vaterland» und die «Thurgauer Wochenzeitung». Diese Aktivität setzte er auch als Pfarrer von Müllheim fort. Mit umso grösserer Besorgnis registrierte er den Niedergang der «Thurgauer Wochenzeitung». Deren Verleger, Buchdrucker Joseph Gromann, war nämlich in derart grosse Schwierigkeiten geraten, dass man das Schlimmste für das Fortbestehen der Zeitung befürchten musste.

Hagen zögerte nicht, sondern ergriff die Initiative und lud im Juni 1895 führende katholische Geistliche – Leonhard Rubischum in Bussnang, Adolf Alois Beda Fröhlich in Wertbühl, Bernhard Schmid in Berg und Joseph Anton Som in Pfyn – in die «Mühle» Weinfelden ein. Dort wurde beschlossen, dem Presskomitee der Thurgauer Katholiken unter dem Vorsitz von Alphons von Streng vorzuschlagen, Gromann sowohl die Druckerei als auch den Zeitungsverlag abzukauften. Hagen suchte sogleich eine geeignete Liegenschaft, die er im Haus Neuweiler an der Frauenfelder Rheinstrasse zu finden glaubte. Allein, jetzt verloren seine Gefolgsleute den Mut und wollten vom geplanten Kauf nichts mehr wissen. In der Nacht des 30. September 1895 erwarb Hagen im Verbunde mit dem damaligen Geschäftsführer Fridel Sauter-Rieser die Liegenschaft dennoch. Nun luden die Dekane Konrad Kuhn und Johann Ruckstuhl, ein Onkel Hagens, sämtliche Kirchenvorsteherschaften auf den 10. Oktober zu einer Besprechung nach Weinfelden ein. Kuhn, von Streng und Hagen waren die führenden Persönlichkeiten auf dieser Versammlung. Dem Ruf hatten 75 Vertreter Folge geleistet. Sie erklärten sich schliesslich mit dem Kauf sowohl der Liegenschaft als auch der Gromannschen Buchdruckerei samt Zeitungsverlag einverstanden. Sofort wurde der Pressverein der Thurgauer Katholiken gegründet, dessen Zielsetzung folgendermassen umschrieben

wurde: «Der Zweck des Vereins ist die Förderung der religiösen und politischen Interessen des katholischen Konfessionsteiles des Kantons Thurgau durch das Mittel der Presse. Zu diesem Zwecke kann er Grund und Boden, eine eigene Druckerei und ein eigenes Zeitungsorgan erwerben.» Der neunköpfige Vorstand wurde von Alphons von Streng geleitet; ihm zur Seite standen als Vizepräsident Martin Schmid, als Aktuar Hagen und als Kassier Gottlieb Meyerhans, Fabrikant in Weinfelden.

Ab dem 22. Dezember 1895 erschien die Zeitung nun nicht mehr nur drei-, sondern viermal wöchentlich. In der Redaktion löste Dr. iur. Ulrich Lampert, der spätere Freiburger Staatsrechtsprofessor, Fürsprecher Edwin Ramsperger ab. Doch kündigte Lampert bereits im Februar 1896 wieder.

Der Redaktor (1897–1922)

Die Nachfolgeregelung gestaltete sich schwierig. So war es nur eine Frage der Zeit, bis der vielseitig gehegte Wunsch, Hagen möge doch die Redaktion übernehmen, durch die einstimmige Wahl desselben am 20. Januar 1897 auch in die Tat umgesetzt wurde. Hagen wechselte vorerst nur provisorisch nach Frauenfeld, immerhin aber mit dem bischöflichen Plazet: «Ich [Haas] bin auch einmal Redaktor gewesen, habe es aber nur drei Jahre ausgehalten. Es gibt viel Unangenehmes auf diesem Posten. [...] Wenn Sie das nicht scheuen, so übernehmen Sie den Posten in Gottes Namen. Es ist ein gutes Werk. Ich gebe Ihnen von ganzem Herzen meinen bischöflichen Segen dazu.»

Hagen war auf dem Zenit seiner Schaffenskraft angelangt. Er übernahm die neue Aufgabe mit grosser Begeisterung und machte sich am 17. Februar 1897 mit viel Elan an die Sache. Ein volles Vierteljahrhundert lang sollte er für die Geschicke der Redaktion verantwortlich zeichnen, bis 1912 ohne jede

redaktionelle Hilfe. Kam hinzu, dass er wegen krankheitsbedingtem Ausfall von Fridel Sauter-Rieser am 14. Oktober 1897 zusätzlich die ganze Geschäftsleitung übernehmen musste.

Die ersten Jahre auf der Redaktion waren für Hagen zweifellos auch die schwierigsten, denn von Beginn weg stellten sich Widerstände verschiedenster Art ein. Mit dem Jahr 1897 begann zwar eine Zeit des geschäftlichen Erfolges, für Hagen aber auch ein Leidensweg hinsichtlich seiner Person und seiner Stellung. Seine Geradlinigkeit, sein Profil, sein kämpferischer Ton sowie seine Ungeduld und sein Führungswille boten willkommene Angriffsflächen für Kritik und Opposition. Sein sozialpolitisches Engagement und sein vehementes Eintreten für den Proporz auf Kantonsebene waren gewagt. Seine Meinung, es gereiche den Katholiken zum Vorteil, wenn sie mit den anderen Minderheitsparteien, den Sozialisten und Demokraten, gemeinsame Sache machten und gegen den Freisinn aufträten, stempelte ihn beinahe zum Revolutionär.

Neid, Missgunst und Reibungen ergaben sich nicht nur wegen der scharfen Feder, die Hagen gegen den Freisinn führte – dies war zu erwarten gewesen; die grössten Hindernisse wurden ihm durch das eigene Lager in den Weg gelegt. Die Beauftragung eines Geistlichen mit der Redaktion einer Zeitung rief insofern die Neider auf den Plan, als es sonst nicht üblich war, dass ein Vertreter des Klerus sich nicht in der praktischen Seelsorge betätigte. Als Hagen 1901 beantragte, Redaktions- und Geschäftsleitung wieder auf zwei Schultern zu verteilen, wurden Liegenschaft, Buchdruckerei und Zeitungsverlag auf Antrag eines Vorstandsmitglieds trotz Hagens erbittertem Widerstand denn auch kurzerhand dem Wiler Verleger Fridolin Müller verkauft. Nur die Bestimmung der Redaktion blieb dem Pressverein vorbehalten.

Im Rückblick erklärte Hagen zwar, die Presse habe ihn so stark in Fesseln gehalten, dass an einen Wechsel in eine Pfarrei nicht mehr zu denken gewesen sei.

Dies entspricht aber nicht ganz der Wahrheit. Nicht nur, dass er sich 1897 lediglich für die Zeitspanne zur Verfügung gestellt hatte, bis ein geeigneter Redaktor gefunden sein würde, als 1901 der Verkauf an Fridolin Müller zustande kam, bemühte sich Hagen überdies intensiv um eine Pfarrei. Doch sein impulsives Naturell vereitelte das Vorhaben, die gewünschte Pfarrei Wertbühl übernehmen zu können. Hagen anerkannte aber das Prinzip des Konsenses bei einer Pfarrwahl und akzeptierte demzufolge die persönliche Niederlage. Als ihm 1905 die gegen ihn gerichtete Stimmung eine erfolgreiche Weiterarbeit zu verunmöglichen schien, reichte er seine Demission als Redaktor gleichwohl ein. Es gelang dem Pressverein aber, Hagen zum Verbleib zu bewegen. Damit war nicht nur seine Position gestärkt, sondern auch die Frage nach der Übernahme einer Pfarrei definitiv vom Tisch.

Blick in die Redaktionsstube

Wie gesagt, führte Hagen die Redaktion in den Jahren zwischen 1897 und 1912 allein. Es mag daher erstaunen, dass er in seinen autobiographischen Aufzeichnungen auf seine redaktionelle Tätigkeit nicht eingeht. Viel wird vom Umfeld, von den Umständen und Hindernissen sowie vom Geschick der Zeitung berichtet, zur täglichen Redaktionsarbeit äussert er sich jedoch nicht. Dabei ist sein diesbezüglicher Standpunkt klar, wenn er ausführt: «Das ist's, was mich leitete und begeisterte: als Redaktor einer Tageszeitung für das Volk eines ganzen Kantones, die Ausbreitung und die Festigung der christlichen Grundsätze, für deren Anwendung, für Kirche und Staat mehr wirken zu können als im engeren Kreise einer Gemeinde und durch das tägliche Wort mehr als durch die einmalige Rede in einer Woche. Die Zeitung wird ja in den Familien jeden Tag von jedermann gehört und gelesen. Da ist es doch nicht gleich-

giltig, ob sie die Lehre vom Sonntag unterstützt oder sie in einem sechsmaligen Anlauf wieder verwischt. Wie viel doch lässt sich in der katholischen Zeitung immer wieder nachholen, erweitern und festigen für die mannigfache Belehrung über religiöse, politische und soziale Fragen, für den familiären, den bürgerlichen, den staatlichen, den wissenschaftlichen, den erzieherischen und den allgemein bildenden Aufgabenkreis!»

Beim Durchblättern der Bände der «Thurgauer Wochenzeitung» und des «Wächters» – seit dem 1. Januar 1900 der neue Name der ab 23. März dann täglich und ab 1. Juli in grösserem Format erscheinenden Zeitung – fällt auf, dass Hagen seine Überzeugungen geschickt in die Berichterstattung zum Tagesgeschehen eingeflochten hat. Die Leitartikel zur Innen- und Aussenpolitik sind letztlich aus der Optik eines mit der Gemeinde konfrontierten Pfarrers verfasst. Man findet hier keine tiefgründigen, durchrecherchierten Hintergrundanalysen, sondern Kommentierung des Geschehens aus der persönlichen Sicht des Redaktors.

Der journalistische Wert der Artikel muss jedoch auf dem Hintergrund der Zeit und der Motivation Hagens gesehen werden. In seinem theologischen Grundkonzept war er vom Kulturkampf geprägt. Ihm ging es vor allem darum, den Feind, d.h. die Freisinnigen, wie auch immer zu bekämpfen. Apologetik hiess das Heilmittel der Stunde. Das tägliche Geschehen wurde dem Leser in kämpferischem, die katholische Sache stets verteidigendem Ton vermittelt; es waren erzieherische, belehrende Töne im Umfeld der Konfrontation. Vorurteile wurden fortwährend mit einer militärischen Sprache bekräftigt und die Freisinnigen und die «Thurgauer Zeitung» beschimpft. Politische Ereignisse, die im Zusammenhang mit religiösen Fragen standen, kommentierte Hagen als linientreuer Gefolgsmann der allgemein herrschenden Theologie nach dem I. Vatikanischen Konzil. Deutlich wird dies etwa in der Berichterstattung zur

bekanntem Dreyfus-Affäre, wo Hagen, antijüdisch eingestellt, Dreyfus, die jüdische Sache und den Verteidiger des Hauptmanns, den berühmten Schriftsteller Emile Zola, scharf verurteilt.

Kirchliche und religiöse Berichterstattung zogen bisweilen die Rüge des Bischofs in Solothurn nach sich. Bischof Leonhard Haas nahm die Arbeit Hagens grundsätzlich zur Kenntnis und äusserte sich wie folgt dazu. «Ich lese Ihre Zeitung jeden Tag; ich bin nicht grad mit allem einverstanden, was Sie schreiben; Sie wären aber vielleicht auch nicht mit allem einverstanden, was ich schreiben würde!»

Hagen war kein Intellektueller, sondern ein pragmatisch-praktisch veranlagter Mensch, der immer darauf aus war, dem Einzelnen etwas Konkretes in die Hand zu geben, etwas, das er verstand, womit er etwas anzufangen wusste. So unterstützte er in der «Thurgauer Wochenzeitung» 1898 beispielsweise den deutschen Gesang im Amt, obwohl dies damals nicht erlaubt war. Die Cäcilienvereine, die sich hierfür stark machten, lobte er. Bischof Haas reagierte heftig und unmissverständlich. Der Kaplan war einen Schritt zu weit gegangen, der Bischof warf ihm daher mangelnde Loyalität vor.

Volksverein und Volkspartei

Redaktor Hagen erachtete Politik als Christenpflicht. Darum setzte er sich lebhaft für die Interessen der katholischen Parteipolitik ein. Seit der Gründung des Pressvereins 1895 bildete dessen Vorstand gleichsam denjenigen einer kantonalen Partei, die es als solche aber noch gar nicht gab. Im politischen Wirbel um die verschiedenen Wahlen und im Kampf um den Proporz war es aber Hagens erklärtes Ziel, eine solche zu bilden, um so der katholischen Sache auf der politischen Bühne mehr Schlagkraft und Effizienz zu verleihen. Mit der Organisation der Männer hatte er als Pfarrer von Müllheim bereits einen Anfang gemacht. Am 11. Mai 1905 rief er nun den Kanto-

nalverband des Thurgauischen Katholischen Volksvereins ins Leben, den er bis 1916 präsidierte, während Alphons von Streng als Vizepräsident amtierte. Überall entstanden in der Folge Ortssektionen, die gleichzeitig Parteifunktionen wahrnahmen. So war es an sich nur folgerichtig, wenn die am 30. Juli 1906 gegründete Katholische Volkspartei des Kantons Thurgau von Alphons von Streng geleitet wurde, während Hagen das Amt des Vizepräsidenten und Aktuars übernahm.

Nebst Partei und Volksverein leitete Hagen von 1898 bis 1903 überdies den Gesellen- oder Kolpingverein Frauenfeld, gründete den katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnenverein (dem er gleich eine Bibliothek stiftete) und wirkte fleissig beim Christlich-sozialen Kartell mit. Hagen war darauf bedacht, alle katholische Interessen vertretenden Kräfte im Volksverein als übergeordneter Dachorganisation zu konzentrieren. Der Katholikentag von 1905 in Weinfelden schuf für Volksverein und Partei Gelegenheit, gegen aussen Stärke und Zusammenhalt zu zeigen.

Der Direktor (1922–1942)

Die wirtschaftlichen Belange von Verlag und Druckerei glitten Fridolin Müller um 1914 zunehmend aus der Hand, und er steuerte auf den Konkurs zu. So begann ein neuerliches Ringen um den Fortbestand der Zeitung. Nach etwelchen Turbulenzen kaufte der Pressverein am 29. September 1914 den Verlag wieder zurück, um ihn aber sogleich bis 1919 (und schliesslich bis Mitte 1922) an Müller zu verpachten. Allein, dessen finanzielle Lage besserte sich nicht, im Gegenteil, so dass sich 1919 die Frage nach dem «Wie weiter?» endgültig stellte. Für Hagen war es an der Zeit, das Blatt wieder unabhängig zu machen, also im Selbstverlag herauszugeben. Da eben das günstig gelegene Schubiger- oder Zürcherhaus zum Erwerb angeboten wurde, schien der Zeitpunkt für solche Pläne besonders günstig. Im Pressverein kam

es nach anfänglicher Begeisterung zu komplizierten Auseinandersetzungen, in deren Verlauf Präsident Alphons von Streng von seinem Amt zurücktrat und durch Adolf Koch ersetzt wurde. Doch wurde schliesslich im Sinne Hagens entschieden, d. h. das Zürcherhaus erworben sowie die Einrichtung einer Druckerei vorgesehen. In der Folge hatte Hagen alle Hände voll zu tun, den neuen Betrieb aufzubauen. Mit gewohntem Geschick und Organisationstalent sowie einem schier unbrechbaren Willen, ans Ziel zu kommen, gelang ihm das Kunststück, so dass am 1. Juli 1922 das erste Exemplar der «Thurgauer Volkszeitung» erscheinen konnte. Gleichzeitig verabschiedete er sich als Chefredaktor; bis zu seinem endgültigen Rücktritt Ende 1942 amtierte er als Direktor des Geschäfts. Sein Einsatz war dabei immens, wurde der Betrieb doch laufend modernisiert, besonders in den Jahren 1934/35, als er baulich massiv erweitert wurde. «Gegenüber der ehemaligen Redaktionsvertretung, die mir geistig und ideal besser zugesagt hatte, war meine Einspannung in das oft allzu starre und ruhelose Geschäftliche fortwährend ein Opfer. Und doch durfte ich dieser Berufung, die notwendig wurde, mich nicht entziehen; es galt die Person der Sache unterzuordnen. Das aber geschah wenigstens nicht ohne nützliche Erfolge für die geistigen und die allgemeinen Belange unseres Volkes bei der Einstellung in das christliche Weltganze.»

Aus dem «Ein-Mann-Betrieb» der Zeitungsredaktion war mit der Anstellung Josef Freis bereits 1912 ein Team geworden. In der Folge arbeiteten und litten verschiedene Mitredaktoren unter dem Diktat Hagens; dennoch glückte die Zusammenarbeit im grossen und ganzen. Hagen war eine Kämpfernaut. Hatte er eine gewisse Vorstellung von einem Projekt, dann duldet er keinen Widerspruch. Einige, die mit ihm in direktem Kontakt standen, stimmten einhellig überein, wenn es um die Charakterisierung Hagens ging: «Er war ein Starrkopf, mit dem schwer auszukommen war.» Mit einigen Redaktoren, insbesonde-

Der einflussreiche Kopf des thurgauischen Organisationskatholizismus Johann Evangelist Hagen wurde am 20. Januar 1897 zum Redaktor der Thurgauer Wochenzeitung gewählt. Am 17. Februar 1897 stellte er sich selber und die Grundsätze, nach denen er die Aufgabe wahrnehmen wollte, seinen Lesern vor.

Telephon.

Nr. 27.

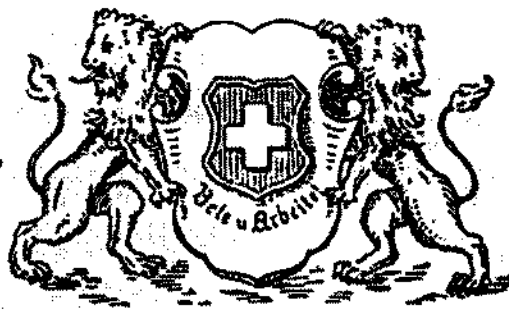
Telephon.

Abonnementpreise:
 Bei den Agenten und unter Adresse: Jährlich Fr. 6.50, halbjährlich Fr. 3.25, vierteljährlich Fr. 1.65.
 Bei der eig. Post: Jährlich Fr. 6.60, halbjährlich Fr. 3.30, vierteljährlich Fr. 1.65.
 Ausland: Jährlich Fr. 17.—, halbjährlich Fr. 8.50; bei wochenweiser Zustellung: Jährlich Fr. 9.50.

Thurgauer

Insertionspreise:
 Für die fünfspaltige Zeitzeile od. deren Raum 10 Rp.
 Für die Restzeile 20 „
 Auskunftsbegehren oder Adressen-Änderungen 20 Rp.
 Bei Inserat-Wiederholungen bedeutenden Rabatt.
 Größere Aufträge je nach Umfang und Uebereinkunft.

Wochen-Zeitung.



Er scheint am Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag.

Frauenfeld, Mittwoch 17. Februar 1897.

Druck, Verlag und Expedition der Vereinsdruckerei.

Dreundsünzigster Jahrgang.

An die Leser der „Thurg. Wochenzeitung“.

Mit dem heutigen Tage ist die redaktionelle Leitung der „Thurgauer Wochenzeitung“ an den Unterzeichneten übergegangen.

Dem scheidenden Redaktor, Herrn Dr. jur. U. Lampert, der schon auf Ende des letzten Jahres seine Resignation eingereicht hatte, sei hier nochmals der offene Dank für seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Presse in unserem Kantone ausgesprochen, sowie seiner konsequenten, grundsätzlichen Haltung besondere Anerkennung gezollt. Möge Gottes bester Segen ihn auf seiner neuen Stelle begleiten!

Wenn sich der Unterzeichnete nun bewegen ließ, ein liebgewordenes Feld seines bisherigen Wirkens mit dem Posten der Redaktion zu vertauschen, so hat er dies einzig in Anbetracht der hohen Bedeutung gethan, welche eine Zeitung in unseren Tagen unter allen Klassen des Volkes besitzt.

Wohl ist eine Redaktion nicht auf Rosen gebettet, und sind oft gerne gegen sie manche Dornen der Anfechtung oder scharfer Kritik bereit — ist es doch schwer, ja unmöglich, oft ganz verschiedenen Ansichten zu Diensten zu sein.

Daher gestatte man gütigst, an diesem Orte der festen Erwartung Ausdruck zu geben, einerseits daß das Volk einer Redaktion gegenüber, die mit vielen und mannigfaltigen Verhältnissen zu rechnen hat, einige Nachsicht walten lasse, namentlich am Anfange, bis dieselbe in das ihr ganz neue Gebiet sich eingelebt hat — andererseits aber daß jedermann in seinem Kreise zur Förderung der „Thurg. Wochenzeitung“ das Seine mittheile: durch rege Sammlung von neuen Abonnenten, fleißige und regelmäßige Zuwendung aller Inserate, und rasche Einsendung aller Berichte, welche nur irgendwie die Leser interessieren. Soll die Zeitung Neuigkeiten bieten, so ist notwendig, ihr dieselben zuvor immer rechtzeitig von allen Seiten zu melden, und darum stehe da niemand zurück, indem man sich leicht hin vertröstet, und meint, ein Anderer in der Gemeinde schreibe dann schon! Klein, der Erste, der Kenntnis hat (z. B. von Unfällen, Unglück, Seltenheiten u.), greife ungehäumt zur Feder, und wäre er der einfachste Mann. Unflätige Mängel der Schrift wird die Redaktion bereitwillig verbessern. Wir bitten also diese höfliche Einladung fleilig gegebenen Falles in wohlwollende Beachtung zu ziehen.

Was sodann unseren grundsätzlichen Standpunkt betrifft, ist derselbe längst durch die bisherige Haltung des Blattes gegeben.

Im Religiösen halten wir treu an den Sagen der christlichen Lehre und weisen wir alle Angriffe darauf entschieden zurück. So weit die Konfessionen in Betracht kommen, stellen wir uns zu der Ansicht, welche am meisten den Frieden nach beiden Seiten hin fördert und unnütze Händel verhindert, daß nämlich jede Konfession für ihre Angelegenheiten selbst sorgen soll und nicht in die besonderen Sachen der Anderen rede; jedem ist Glauben und Gewissen zu lassen.

In politischer Hinsicht halten wir für das Beste, wenn keine Partei sich über Beeinträchtigung ihrer Rechte beklagen muß und die tatsächliche, wahre Gleichberechtigung aller Bürger im Staate zur allgemeinen Geltung gelangt. Einem gesunden Fortschritte reichen wir stets die Hand.

Insbesondere soll die soziale Frage des Bauern- und Arbeiterstandes jeherzeit eingehender Beachtung gewürdigt sein.

Persönliche Ausfälle werden wir darum verbannen und ruhig, sachlich, vorurteilsfrei jedwedes Ding uns befehen.

„Wahrheit und Gerechtigkeit für Alle und über Alles!“ Das ist unser Wahlspruch, so daß wir hoffen, derart von jeder Seite gleiches Entgegenkommen und Anerkennung zu finden.

Die Gegenwart hat Fragen zu lösen, für die es des gesamten Volkes und der Mitwirkung aller Parteien bedarf. In diesem Sinne sei darum dem Wohle des Volkes aufrichtig unsere Feder geweiht.

Frauenfeld, 17. Febr. 1897.

Joh. Ev. Hagen, Redaktor.

Die Wirren auf Kreta.

Auf der reichen, mächtigen Insel wird die Lage von Tag zu Tag ungemüthlicher. Norden und Brennen ist völlige Tagesordnung, „Christ“ oder „Muschelmann“ Lösung. Seitdem Griechenland sich zur Hilfe der Christen gerüstet und sich kriegsbereit gemacht hat, kann jeder Tag von wichtigen Ereignissen melden. Die Lunte brennt; schon nimmt sie die Richtung zum Pulverturm ein; ob sie denselben erreicht oder ob eine europäische Großmacht sie noch aufzuhalten und einen großen Krieg zu vermeiden vermag, das müssen die nächsten Tage berichten. Die Lage ist so verwirrt und die Depechen so widersprechend, daß man in der Ferne sich gar nicht klar werden kann.

Die Türken haben es schon lange verstanden, mit schönen Versprechen und atglatten Worten die Völker zu täuschen, und die christlichen Diplomaten sind

selber so einig wie bei uns zwei Parteien vor einer wichtigen Wahl, wo jede das ihrige will. Rußland scheint dem Türken den Halbmond um ellihe Länder in Kleinasien neu vergolden zu wollen und steht den anderen Mächten gegenüber da wie ein großer Mann, der noch die Peitsche hinter sich hält und von dem man nie weiß, wenn er sie den kleineren Brüdern über die Ohren pradt; dafür reicht ihm der Sultan gute Zigarren und Bier — mehr Gold und Aussicht auf neue Macht.

Um die Lage auf Kreta recht zu verstehen, ist wohl zu beachten, daß die dortigen Christen stets den Nothzeiten und der Willkür der mohamedanischen Bevölkerung ausgehört waren, bei Klagen verloren und Bußen erhielten, die Mohamedaner aber geschützt wurden, lachten und neuen Ansporn zu Mutwillen holten. Es war nur ein Gebot der Nothwehr, als die christlichen Bewohner der Insel eine menschenwürdige Behandlung und Gleichberechtigung verlangten.

Das sahen die europäischen Großmächte, die Hüter der Völkerwohlfahrt, auch ein und drangen beim Großvater Mohamed in Konstantinopel auf andere Gesetze und gute Reformen. Der Sultan machte darauf ein freundliches Kompliment, versprach das Beste, sagte dies und das bereits als Abänderung an, führte aber seit 5 Monaten nichts aus — er verbot es sogar insgeheim. Ebenso wurden insgeheime Anstände, Morde und Brandstiftungen ausgehört und nachher ließ er jedesmal in die Welt hinausrufen: „Seht, das haben die bösen Christen mir wieder gethan!“ Er machte es also wie sein Vorbild Nero mit dem Brande von Rom.

5 Monate lang hat also der Sultan die guten Diplomaten am Karrenreife zu führen versucht, und 5 Monate lang hat er die Kretenser wieder warten lassen — nein, noch ärger geplagt.

Warum aber griff Griechenland ein? Die Kretenser sind alte Griechen. Es ist also begreiflich, wenn im Stammlande das Bruderblut in Wallung geriet, wenn die Leute von Larissa, Theben, Eleusis, Athen, von Sparta, Olympia und Korinth endlich das alte Heldenfeuer schürzten und riefen: „Auf, den bedrängten Brüdern zu Hilfe! Die Rettung oder den Tod!“

Wie ein David rückt so das kleine Griechenland in den Kampf. Die griechische Kriegsslotte z. B. besteht aus 3 Thurmpanzerschiffen mit 1197 Mann und 90 Geschützen, 1 Panzer-Kanonenboot mit 8 Kanonen, 1 Kreuzer mit 12 Geschützen, 3 Korvetten mit 37 Kanonen, 9 Kanonenbooten mit 27 Geschützen und endlich aus 51 Torpedobooten. Insgesamt zählt sie 69 Fahrzeuge mit zusammen 27,493 Tonnen, 35,834 Pferdekräften, 194 Geschützen und 3165 Personen Besatzung, darunter 2 Admirale, 587 Unteroffiziere, 1643 Matrosen u. s. f.

Feuilleton.

den Nacht schlief Nika gar nicht, das Fieber kehrte wieder, sie klagte über schmerzliches Kopfsch.

Adalbert brachte um fünf Uhr nachmittags seinen Besuch zur Bahn. Auf dem Perron nahm man Abschied während die mit dem Ruge Ankommenen die

re mit Otto Dommann (1915–1922) und Walter Kessler (ab 1935), verstand sich Hagen gut, mit Dr. Karl Schönenberger (1929–1935), dem späteren St. Galler Staatsarchivar, kam es hingegen zum Eklat. Hagen ging dabei so weit, den Pressverein mit seiner eigenen Demission unter Druck zu setzen. Schönenberger war laut Hagen unfähig und überhaupt nicht kooperativ, sondern intrigant. Der Pressverein stellte sich schliesslich einstimmig hinter den Direktor und entliess Schönenberger auf den 1. Oktober 1935, was diesen veranlasste, eine Hetzkampagne gegen Hagen zu lancieren. Im Oltener «Morgen» Otto Walters erschien am 17. Dezember 1935 der Artikel «Wie lange noch», in welchem das unsoziale Verhalten bei der Entlassung Schönenbergers scharf kritisiert wurde. Dies gab dem Pressverein Gelegenheit, den «Morgen» einzuklagen. Hagen war stolz darauf, dass der Prozess gewonnen werden konnte.

Domherr und Feldprediger

Hagen war als Redaktor in weiten Kreisen geschätzt und genoss mit der Zeit über den Kanton hinaus einen respektablen Ruf. Auch die kirchlichen Oberen wussten seinen Einsatz zu würdigen. So bekannte Bischof Jakobus Stammler: «Ich bin ein täglicher Leser Ihrer Zeitung; ich will sie immer auf dem Tisch haben, und wenn ich reisen muss, sage ich: Legt mit diese Zeitung zum Gepäck!». Es überrascht daher nicht, dass Stammler Hagen anlässlich seines 25jährigen Pressejubiläums 1922 zum Ehrendomherrn der Kathedrale von St. Urs und Viktor in Solothurn ernannte, in Anerkennung «der 30jährigen priesterlichen Wirksamkeit, der segensvollen Tätigkeit in der Presse, als Redaktor der «Mariengrüsse» und des «Wächter», Verfasser des Gebetbuches für die katholischen Jungfrauen, Hauptinitiant und Begründer des Pressvereins der Katholiken des Kantons Thurgau, Kantonalpräses und Förderer des katholischen Volks-

vereins und als Referent». 1925 folgte die Ernennung zum nicht residierenden Domherrn des Standes Thurgau, und noch im gleichen Jahr, nach dem Tode Stammlers, figurierte Hagen gar auf der Liste der sechs wählbaren Bischofskandidaten! Hagen indes winkte noch vor der Wahl ab: «Ich überlegte, dass die Bischöfliche Würde eher Anderen gehöre und diese nicht meine Berufung wäre.»

Leidenschaftlich übte der Kaplan auch seine militärische Funktion als Feldprediger aus. Schon nach der Rekrutenschule, die er 1884 in St. Gallen absolviert hatte und wo man ihn nachher zum Offizier befördern wollte, organisierte er in Einsiedeln ein Kadettenkorps, mit dem er kleine Manöver und Übungen durchführte. Das Befehlen lag ihm im Blut. Auf die Probe gestellt wurde es während des Ersten Weltkrieges. War er 1898, nach der Brevetierung zum Feldprediger-Hauptmann, dem Divisionslazarett 7 zugeteilt worden, setzte man ihn 1912 im Feldlazarett 15 ein. Während des Krieges lenkte er als Kommandant überdies die Geschicke einer Sanitätskolonne. So führte er die Woche über wie jeder andere Hauptmann eine militärische Einheit, während er am Wochenende seiner Funktion als Feldgeistlicher nachkam. Mehr als vierzig Jahre (bis 1942) Armeeseelsorge hinterliessen bei Hagen vielfältige Eindrücke, die er in einem gesonderten Heft von Erinnerungen niederlegte, das heute leider nicht mehr aufzufinden ist. Das Interesse für militärische Fragen kam dem Redaktor während der beiden Weltkriege selbstverständlich entgegen, die «Hn-Artikel» in der «Thurgauer Volkszeitung» während des Zweiten Weltkrieges legen dafür ein eindrückliches Zeugnis ab.

Der Privatmann und Schriftsteller, Tod

Ogleich in den dreissiger Jahren verschiedene gesundheitliche Probleme zu vorübergehenden Aufenthalten im Theodosianum Zürich führten, arbeitete

Hagen mit unverminderter Schaffenskraft am Ausbau des Druckereibetriebs weiter. Das Geschäft blühte, der Direktor schien unersetzlich. Von seinem «Kind» Abschied zu nehmen, fiel Hagen schwer. Doch als 1942 die Buchdruckerei Cavelti in Rorschach im Auftrag des Pressvereins ein Gutachten über den Stand der Vereinsdruckerei erstellte, das dem Betrieb ein gutes Zeugnis ausstellte, war für den 79jährigen Domherrn der Zeitpunkt da, die Leitung jüngeren Händen anzuvertrauen. Nachfolger per 1. Januar 1943 wurde Franz Brändle-Künzle. Es wäre höchst erstaunlich gewesen, wenn Hagen nun in der Rüpplinschen Kaplanei, deren Benefiziat er seit 1897 war (was ihm über die Jahre manche Querelen mit dem Frauenfelder Klerus eintrug), seine Zeit ohne Aktivität abgesessen hätte. Sein Pflichtenheft war denn weiterhin so umfangreich, dass man es gut und gern auf zwei Arbeitspensen hätte verteilen mögen.

Jede Minute wurde von Hagen sinnvoll genutzt. Früher war er in den Ferien mit dem Freiburger Geschichtspräsidenten Albert Büchi zusammen auf weite Reisen oder Hochalptouren gegangen – ausführliche Aufzeichnungen von seiner Nordafrikaexpedition sind uns in Buchform erhalten geblieben, und seine Reiseberichte in den «Erinnerungen» lesen sich äusserst spannend. Jetzt nahm er «liegendegebliebene Arbeiten» auf, die er – darunter drei Gedichtbändchen – publizierte. Für das vielfältige literarische Schaffen des Redaktors und Pensionärs stehen vor allem die kunst- und rechtshistorischen Studien, aber auch an der Kirchengeschichte war er interessiert. Daneben schrieb er Abhandlungen über die Entwicklung der Presse und die Rüpplinsche Kaplanei. Dass er die Redaktion weiterhin fleissig belieferte, versteht sich fast schon von selbst. Doch auch Haus und Garten wurden gepflegt. Seinem grossen Hobby, der Bienenzucht, hatte er sich durch die ganzen Jahrzehnte hindurch gewidmet. Zeitweise besass er bis zu 38 Bienenvölker, ja sogar Imkerkurse hat er abgehalten!

Mit Geld ging Hagen für sich selbst stets sparsam um. Umso mehr konnten Uesslingen und Buch bei ihren jeweiligen Kirchenrenovationen von grosszügigen Spenden profitieren, aber auch der Pressverein kam auf seine Rechnung.

In den letzten Lebensjahren wurde es um den Domherrn ruhiger. Hagen war auf den Tod gefasst; nach längerer Krankheit starb er am 1. Mai 1955. Pater Raimund Tschudy aus Einsiedeln schrieb über die Begräbnisfeier: «Es klang nicht nach Trauer, es war etwas ganz anderes in der Luft: Frühling, Sieg, Glaube und Vertrauen.» Dies erinnert an Hagens geistiges Testament, das er 1943 in seinen «Lebenserinnerungen» an den Schluss gestellt hatte: «Ich bin alt geworden. Aber nicht altern soll unsere Presse. Sie muss jung, immer lebenskräftig, immer regsam, wachsam und tätig bleiben, erfrischend, erfreuend, belehrend, führend, die Zeit und alle ihre Aufgaben allseitig erfassen. Was wir alle mit einander geschaffen und glücklich gewonnen, ist ein Werk für die Zukunft, die feste Grundlage für ein weiteres Gedeihen der christlichen Presse und die Anbahnung ihrer Hilfsmittel. Was vorhanden ist, lässt sich weiter entfalten zum Nutzen des Ganzen. Meine Aufgabe ist erfüllt, mein Ziel erreicht, und das hat mich befriedigt. Gott sei dafür gedankt!»

Würdigung

Redaktor: Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts war eine Kämpfernatur wie Hagen genau der richtige Mann, um der katholischen Presse den ihr gebührenden Platz in der thurgauischen Medienlandschaft zu erarbeiten. Hagen, klar und nüchtern denkend, impulsiv, aufbrausend und voller Tatendrang, erachtete es 1897 als günstig, auf die Pressekarte zu setzen, um so das Selbstbewusstsein des katholischen Volksteils zu heben. Zudem war er durch die Aussicht motiviert, die Katholiken erziehen und bilden zu können. Nicht zufällig war er Redaktor und Geistlicher,

besteht doch zwischen beidem eine gegenseitige untrennbare Verknüpfung. Man tut gut daran, hier anzusetzen, will man die bleibende Bedeutung des Domherrn herausarbeiten. Für den Redaktor entsprach die Lesergemeinschaft der am Sonntag in der Kirche versammelten Gemeinde. Hagen hatte aufgrund seiner natürlichen Begabungen die Fähigkeit, die einmalige Aufgabe zwischen den Fronten zu meistern. Mit Hagen, in dessen Person Ehrlichkeit und sachliche Klarheit so unverwechselbar zusammenfielen, stand oder fiel das Projekt der eigenen katholischen Zeitung im Thurgau.

Theologe und Kirchenpolitiker: Hagen ist es zu danken, dass sich die katholische Sache in der Diaspora Thurgau etablieren und das Bewusstsein des katholischen Volksteiles emanzipieren konnte. Vereinheitlichung und Strukturierung in Vereinswesen und Partei waren für die Katholiken der Jahrhundertwende und darüber hinaus notwendig, um in der freisinnig dominierten Gesellschaft salonfähig zu werden. Bereits in den 1950er Jahren bekundete die heranwachsende Generation jedoch Mühe mit den theologischen Inhalten der noch dem Kulturkampf verhafteten Denker. Hagen sah noch in den vierziger Jahren die Welt in katholisch und antikatholisch aufgeteilt. Noch immer war beim Domherr ein kämpferisches Vokabular auszumachen, das in der Zeit, als er Vertreter eines in die Ecke gedrängten und als minderwertig eingestuften Katholizismus war, durchaus seine Berechtigung gehabt haben mochte. Seine zahlreichen historischen Arbeiten sind dafür klare Belege. Doch Hagen schaffte den Übergang von der Zeit des Kampfes in die Phase der Konsolidierung nicht mehr. Neuen Strömungen, wie beispielsweise der liturgischen Bewegung, blieb er verschlossen, obwohl doch gerade er es gewesen war, der 1898 mit Bischof Haas im Hinblick auf die Volkssprache im liturgischen Gesang im Streite gelegen hatte. Der Schwerpunkt, die Stossrichtung in den Mentalitäten verschob sich zwangsläufig hin zu einem offeneren

Katholizismus. Der Kampf war obsolet geworden, Verständigung und Toleranz hiessen die zukunftsweisenden Schlagwörter.

Man täte Hagen indes Unrecht, wollte man ihn als «zurückgebliebenen» oder gar klerikal-schematisch denkenden, verstockten Zeitgenossen abstempeln. Hagen besass ein feines Gespür für pastoral-theologische Fragen, und seine diesbezüglichen Überlegungen sind heute in einer neuerlichen Umbruchzeit in Pastoral und Theologie wieder aktuell. Mit seinem Ruf nach profilierten Seelsorgern zur Lösung der anstehenden Probleme hat er beinahe prophetisch eines der brennendsten Probleme der Kirche unserer Zeit vorhergesehen.

A handwritten signature in black ink, reading 'J. Hagen' in a cursive script. Below the name, there is a decorative flourish that extends to the left and then curves back under the name.

Nachlass

Ein Nachlass konnte bis jetzt nicht aufgefunden werden. Greifbar sind einzig Hagens Lebenserinnerungen (vgl. Quellen) sowie seine Publikationen (vgl. Werke).

Redaktion (Kürzel: Hn)

1897–1922 Thurgauer Wochenzeitung, Der Wächter, Thurgauer Volkszeitung; 1896–1935 Mariengrüsse aus Einsiedeln (heute Maria Einsiedeln; Verlag Eberle & Rickenbach, Einsiedeln); 1905–1915 Einsiedler Marienkalender (Verlag Waldstatt, Einsiedeln).

Werke

Mein schönster Tag. Belehrungen und Gebete für die Jugend, besonders für die Kommunikantenkinder, Einsiedeln/Waldshut/Köln 1896; Die christliche Jungfrau. Gute Belehrungen für katholische Töchter, Einsiedeln 1896; Die heil[ige] Kindheit. Ein Gebet- und Belehrungsbuch für die Mitglieder des Kindheit-Jesu-Vereins, Einsiedeln [ca. 1898]; Maien-Klänge. Julie Holenstein und Otto Schmid am 26. Mai 1902 zur Vermählung, Frauenfeld 1902; Weihe-Gesang. Kirche, Gnade, Mensch und Leben. Festgabe zur Einweihung der neuen Kirche und der Spendung der hl. Firmung zu Frauenfeld durch S[eine] Gnaden den hochw[ür-]

dig]sten Bischof Dr. Jakob Stammler am 18. November 1906. Dichtung, Sonderdruck aus der Festnummer des «Wächter», [Frauenfeld 1906]; Die katholische Konfession in der Thurgauer Gesetzgebung des letzten Jahrhunderts, in: Monat-Rosen 51 (1907/08), S. 345–364, 417–436, 557–570, 605–616 (Schluss nicht publiziert, ergänzt mit zwei Abhandlungen für die Priesterkonferenz, vgl. Erinnerungen, S. 23; Hagen behauptet, es sei 1897 gewesen); Der selige Nikolaus von Flüe. Sein Leben und sein Vorbild für alle. Jubiläums-Gabe zu seinem 500. Geburtstage, 1417 – 21. März – 1917, 2. Aufl., Einsiedeln 1917; Nach Nordafrika und der Sandwüste Sahara. Reiseschilderung, Sonderabdruck aus der TVZ, Frauenfeld 1926; Zur Geschichte der Kathol[ischen] Volkspartei im Bezirke Frauenfeld und Berücksichtigung kantonaler Verhältnisse, Frauenfeld [1938]; Das Buchdruck- und das Zeitungswesen im Thurgau, in: Illustrierter Staatskalender. Thurgauer Behördenkalender 1944/47 für Gewerbe/Industrie/Handel und Verkehr, Frauenfeld [1944], S. 3–15; Jahre der Teuerung und Hungersnot im Thurgau, Sonderabdruck aus der TVZ, Frauenfeld 1944 (KBTG L 2770); 100 Jahre von der Thurgauer Wochenzeitung zur Thurgauer Volkszeitung 1844–1944, Frauenfeld 1945; Die Stiftung des von Rüpplinschen Benefiziums in Frauenfeld. Ein Beitrag zu dessen Geschichte und Rechtsverhältnissen, Frauenfeld 1946; Die Fresken in der Kapelle zu Buch bei Uesslingen, Sonderabdruck aus der TVZ, Frauenfeld [ca. 1939] (KBTG L 1768); Aus der Heimat und der Ferne, Gedichte I, Einsiedeln 1946; Aus des Lebens allerlei, Gedichte II, Einsiedeln 1946; Stimmen aus dem Kirchenjahr. Gedichte III, Einsiedeln 1946; Kurze Geschichte der katholischen Kirche im Allgemeinen und im Kanton Thurgau. Verfasst für Schule und Haus, Frauenfeld 1950.

Berichte und Vorträge

I. Bericht über den Kantonalverband des Schweiz. kathol[ischen] Volksvereines im Thurgau vom 11. Mai 1905 bis 31. Dezember 1906; II. Bericht über den Kantonalverband des Schweiz. kathol[ischen] Volksvereines im Thurgau vom 1. Januar bis 31. Dezember 1908; III. Bericht über den Kantonalverband des Schweiz. kath. Volksvereines im Thurgau an die Delegiertenversammlung vom 9. November 1913; IV. Bericht über den Thurgauer Kantonalverband des Schweizerischen katholischen Volksvereines, mit Vortrag: Unsere Stellung zur Schule der Gegenwart, 1915; Mehr Pflichtbewusstsein in der katholischen Presse (...für die katholische Tagespresse?), 23.10.1923 in Wil (Predigt anlässlich der Jahresversammlung des Schweizerischen Katholischen Pressvereines; nicht auffindbar).

Quellen

Bischöfliches Archiv Solothurn A 1592: Frauenfeld, A 1602:

Müllheim/Mammern, A 1628: Bischöfliches Kommissariat Thurgau (Suter), Personalakte Johann Evangelist Hagen; StATG, ohne Sign., Archiv der CVP Thurgau: «Erinnerungen aus meinem Leben, von Joh. Evang. Hagen, Domherr, Frauenfeld. 1943», handschriftlich ergänztes Typoskript.

Glückwünsche, Nachrufe und Literatur

[Ke]ss[ler, Walter]: Domherr J. E. Hagen 75 Jahre alt, in: TVZ, 25.10.1939; [Ke]ss[ler, Walter]: Domherr Johann Evangelist Hagen ins neunte Lebensjahrzehnt, in: TVZ, 26.10.1944; B[öhi, Alfred]: Unserem H.H. Domherrn Johann Evangelist Hagen zum 90. Geburtstag, in: TVZ, 25.10.1954.

Johannes Evangelist Hagen, in: TJB 1956, S. 105; Tschudy, Raimund: † H.H. Domherr Johann Evangelist Hagen. Mitbegründer und erster Redaktor unserer Zeitschrift, in: Maria Einsiedeln 60 (1954/55), S. 294–298; Villiger, Johann Baptist: † Domherr Johannes Evangelist Hagen, Frauenfeld, in: Schweizerische Kirchenzeitung 123 (1955), S. 298–299; B[öhi, Alfred]: H.H. Domherr Johannes Evangelist Hagen †, in: TVZ, 2.5.1955; B[öhi, Alfred]: Bestattungsfeier für H.H. Domherr J. E. Hagen, in: TVZ, 6.5.1955; B[öhi, Alfred]: H.H. Domherr Johannes Evangelist Hagen, o.O. [Frauenfeld] o.J. [1955].

100 Jahre Kolping Frauenfeld 1888–1988, [Frauenfeld 1988]; 150 Jahre Thurgauer Volkszeitung 1844–1994, Jubiläumsbeilage der TVZ, 27.10.1994; Blöchliger, Hermann: Zur Geschichte der katholischen Kirchgemeinde Müllheim, Müllheim 1993; Böhi, Alfred: Pfarrer und Dekan Johann Evangelist Traber 1854–1930. Schweizerischer Raiffeisen-Pionier, St. Gallen 1943, S. 61–70 (Presseman und Schriftsteller); Salzgeber, Joachim: Der Initiant: Heinrich Rickenbach-Schnyder (1866–1921), in: Maria Einsiedeln 100 (1995), S. 58–59; Schweizer Biographisches Archiv, Bd. III, Zürich/Vaduz 1953, S. 59; Stadelmann, Anton: 100 Jahre von der «Thurgauer Wochenzeitung» zur «Thurgauer Volkszeitung». Und was ein Erstkommunikantenbild verbarg..., in: TVZ, 13.8.1988; Stadelmann, Anton: Was lange währt wird endlich gut. Zur Wiederentdeckung der Rüpplinschen Kaplanei in Frauenfeld, in: TVZ, 24.10.1986.

Bildquellen

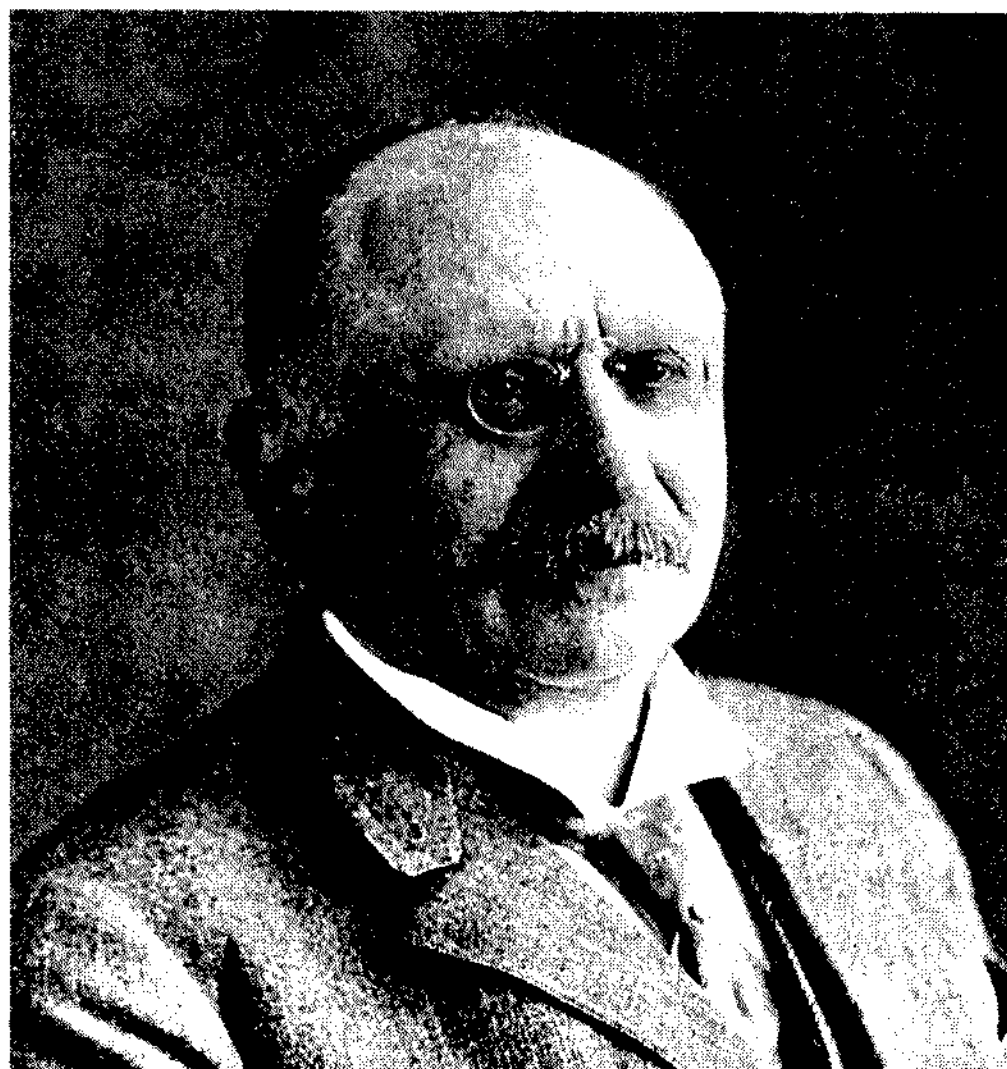
Abb. 1: Hagen, Johann Evangelist: 100 Jahre von der Thurgauer Wochenzeitung zur Thurgauer Volkszeitung 1844–1944, Frauenfeld 1945, Frontispiz; Fotograf unbekannt.

Abb. 2: KBTG Z 30, 1897: Thurgauer Wochen-Zeitung, 17.2.1897, Frontseite; Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld.

Unterschrift: StATG, ohne Sign., Archiv der CVP Thurgau: «Erinnerungen aus meinem Leben, von Joh. Evang. Hagen, Domherr, Frauenfeld. 1943», handschriftlich ergänztes Typoskript, Titelseite.

Kurt Bünzli

Arnold Baruch Heine (1847–1923) Stickereiindustrieller



Einleitung

Am 1. Februar 1923 starb in Wiesbaden ein 74jähriger Rentner. Der Mann hatte vermutlich allein in Wiesbaden gelebt, da sein Tod von einem Bestattungsinstitut angezeigt wurde. In der lokalen «Rheinischen Volkszeitung» erschien keine Todesanzeige. Der Mann, ein Witwer, soll sich seit geraumer Zeit zur Kur im Orte aufgehalten haben und nach längerem Leiden gestorben sein. Der so einsam starb, war noch ein Jahrzehnt zuvor ein in aller Welt bekannter Stickereiindustrieller gewesen. Sein Name war Arnold B. Heine.

In der 1945 erschienenen «Industriegeschichte des Thurgaus» würdigte Egon Isler den Werdegang des Heineschen Stickereibetriebes mit den Worten: «Wohl das grösste Unternehmen in der Stickereibranche wurde von Arnold B. Heine & Cie. 1898 gegründet. 1912 in die Firma «AG Stickereierwerke Arbon» umgewandelt, konnte sich das Unternehmen

halten bis 1926. Die Entwicklung dieses Betriebes ist wohl das schlagendste Beispiel des Wohls und Zerfalls der Stickerei überhaupt.» Und Fritz Hummler, der als Arboner Aufstieg und Niedergang der Stickereierwerke direkt mitverfolgen konnte, ergänzte in seinen Lebenserinnerungen: «Die erstaunlichen ersten Entwicklungsjahre [...] dieser Unternehmung konnte ich mit eigenen Augen und Ohren verfolgen, da die Fabrikhallen, die gemäss dem Ehrgeiz und dem unbeugsamen Willen des Herrn Heine auf ehemaligem Sumpfgelände errichtet wurden, nicht weit vom Wohnhaus meiner Grosseltern aus dem Boden wuchsen und fast über Nacht mit Maschinen und Menschen gefüllt wurden. [...] Nach einer später sehr umstrittenen Kapitalerhöhung der Aktiengesellschaft A. B. Heine kurz vor der Krise von 1910 erfolgten in den anschliessenden Jahren wiederholte Sanierungen, Kapitalaufstockungen, Wiederabschreibungen etc. [...] Die endgültige Krise der beginnenden zwanziger Jahre brachte das Ende der Arboner Stickereierwerke [...]. Für die alten und jungen Arboner waren Aufstieg und Untergang des Hauses Heine eine interessante und am Schluss schmerzliche Episode.»

In der Tat gelang es damals diesem Amerikaner mit deutscher Muttersprache, das personalmässig grösste schweizerische Stickereiunternehmen mit über 2200 Beschäftigten auf die Beine zu stellen. Damit trug Heine – zusammen mit der Maschinenfabrik Saurer, die um 1910 rund 1500 Arbeitsplätze anbot – entscheidend zur Entwicklung Arbons bei. Das Bodenseestädtchen erlebte in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg einen so sprunghaften Industrialisierungsschub, dass sich die Bevölkerung in kaum mehr als zwanzig Jahren von 2500 (1890) auf 12 500 Einwohner (1913) verfünffachte!

Wer war dieser Mann, der so viel Betriebsamkeit nach Arbon brachte, dass er später beispielhaft für Aufschwung und Krise der Stickerei herangezogen und doch am Ende seines Lebens beinahe vergessen wurde? Bezieht sich die Frage auf Heines Wirken

in Arbon, so lässt sie sich eingehend beantworten. Viele Quellen und Darstellungen beleuchten Heines Taten am Bodensee (1898–1911) aus unterschiedlichsten Perspektiven. Soll dagegen die Zeit davor und danach miteinbezogen, der «frühe» und «späte» Heine mit berücksichtigt werden, stossen wir allzu schnell an Grenzen. Es fehlen die Zeugnisse, die uns erlauben würden, ein umfassendes Bild von Heines Lebens zu zeichnen. Kometenhaft scheint er aus dem Dunkeln aufzusteigen, um für kurze Zeit am Ostschweizer Stickereihimmel zu glänzen und anschliessend wieder ins Nichts zu entschwinden. Im Mittelpunkt unserer Darstellung soll deshalb Aufstieg und Niedergang des Unternehmers Heine stehen, sein Werk in Arbon – die erstaunliche und ungewohnt bewegte Geschichte eines Stickereiimperiums.

Heine und die ostschweizerische Stickereiindustrie

Auf der Suche nach frühen Spuren von Arnold Baruch Heine stossen wir im Regionen-Buch der Kantone St.Gallen, Appenzell und Thurgau 1888 auf eine «Kollektivgesellschaft William Meyer und Arnold B. Heine, David Aaron und Sigmund B. Heine in New York, Stickerei-Export». Der erste Hinweis zu Heine! Er scheint damals als Textilhändler einer amerikanisch-schweizerischen Exportfirma bereits erste Erfahrungen im Stickereigeschäft gemacht zu haben.

Der Markt für die ostschweizerischen Stickereien lag seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem in den Vereinigten Staaten. In den 1880er Jahren stiegen amerikanische Händler ins Geschäft ein und begannen, in der Ostschweiz Fuss zu fassen. Sie versuchten, aktiven Einfluss auf Produktion bzw. Gestaltung und Ausführung von Stickereien zu nehmen. So gelang es ihnen, effizient auf die jeweils herrschenden Modeströmungen zu reagieren.

Die Ausweitung der kaufmännischen Tätigkeit über den traditionellen Bereich des Handels hinaus bewirkte, dass die amerikanischen Kaufleute die eigentlichen Unternehmer im Stickereigeschäft wurden. Dies bestätigt auch der nächste Hinweis zu Heine: 1896 verzeichnet die Niederlassungskontrolle der Stadt St.Gallen seine eigene Geschäftsniederlassung. Heine liess sich als Kaufmann aus New York und wohnhaft in New York eintragen. Seine Religionszugehörigkeit ist israelitisch. Weitere Angaben fehlen.

Im Oktober 1900 übersiedelte Heine nach Arbon. Im Buch über Niederlassungen der Ortsgemeinde ist er als amerikanischer Staatsbürger vermerkt, als Adresse gab er seine Villa im Neuquartier an. Heines Geburtsdatum ist der 22. Dezember 1847 (?1849). Im Arboner Zivilstandsregister finden wir Angaben zu seiner Familie. Seit 1870 war er mit der aus New York stammenden Clara Falk verheiratet. Der Ehe waren die Kinder Jules (geb. 1871), Benjamin (1873), Arthur (1874) und Millie (1876) entsprossen.

Heine war als Unternehmer nach Arbon gekommen; hier sollten Stickereien auf modernsten Anlagen hergestellt werden. Zu diesem Zweck liess er in den neu erstellten Fabrikgebäuden Schifflistickmaschinen installieren. Diese hatten vor der Jahrhundertwende ihren Siegeszug angetreten und leisteten das Acht- bis Zehnfache der herkömmlichen Handstickmaschinen. Nur finanzkräftige Handels- und Industriekreise, d.h. in erster Linie amerikanische Firmen, konnten sich an diesen Anlagen beteiligen, da die Anschaffungs- und Betriebskosten der Maschinen relativ hoch waren. Neben Heine waren dies die Unternehmen Hirschfeld & Co. (St. Fiden-St. Gallen), Muser Brothers (Bruggen-St. Gallen), Feldmühle AG (Rorschach) und Wilson & Cie. (Amriswil). Es existierten aber auch nicht-amerikanische Grossfirmen mit über 100 Schifflistickmaschinen. Die grössten waren Iklé-Frères und Stauder & Cie. in Bruggen-St. Gallen sowie Klauber & Cie. in Weinfelden.

Der Delegierte des «Kaufmännischen Direktori-ums», Hans Beerli, fasste die von den Amerikanern dominierte Periode wie folgt zusammen: «Die Physiognomie unseres Stickereimarktes hat sich [...] noch weiter dahin verändert, dass ausländische Firmen in den Vordergrund getreten sind und damit in die ganze Art des St. Galler Geschäftsgebarens einerseits etwas amerikanisch Grosszügiges, andererseits aber auch viel Spekulatives gebracht haben. Die staunenswert rasche Entwicklung unserer Schiffli-stickerei ist zum guten Teil den mit grossen Mitteln ins Zeug gehenden amerikanischen Fabrikationsfirmen zu verdanken.»

Halten wir fest: Obwohl viele Fragen nach Heines Herkunft, nach Ausbildung und beruflichem Werdegang offen bleiben, lassen die wenigen uns zur Verfügung stehenden Angaben den Schluss zu, dass Heine vor seiner Arboner Zeit eine typische Karriere als Stickereiunternehmer amerikanischer Herkunft durchlaufen hat.

Beginn in Arbon

Die Wahl Arbons zum Standort des neuen Heineschen Unternehmens ist wohl auf Einwirken von Adolph Saurer sowie des damaligen Gemeindeam-manns Johannes Bär zustande gekommen. Jedenfalls vertraten beide, als es um die Abtretung von Land der Bürgergemeinde für den Stickereibetrieb ging, die Interessen Heines vor der Arboner Bürgergemein-deversammlung. Die erheblichen Landreserven der Bür-gerschaft im Riedland südwestlich des Städtchens dürften für Heine eine willkommene Alternative zum teuren Baugrund im Umkreis der Stadt St. Gallen gewesen sein. Später hat Saurer zugunsten Heines noch zweimal auf ein ihm zugestandenes Vorkaufs-recht an Landparzellen verzichtet.

Die Bauarbeiten begannen im Juni 1898. Zwei Monate später konnten bereits die ersten Saurer

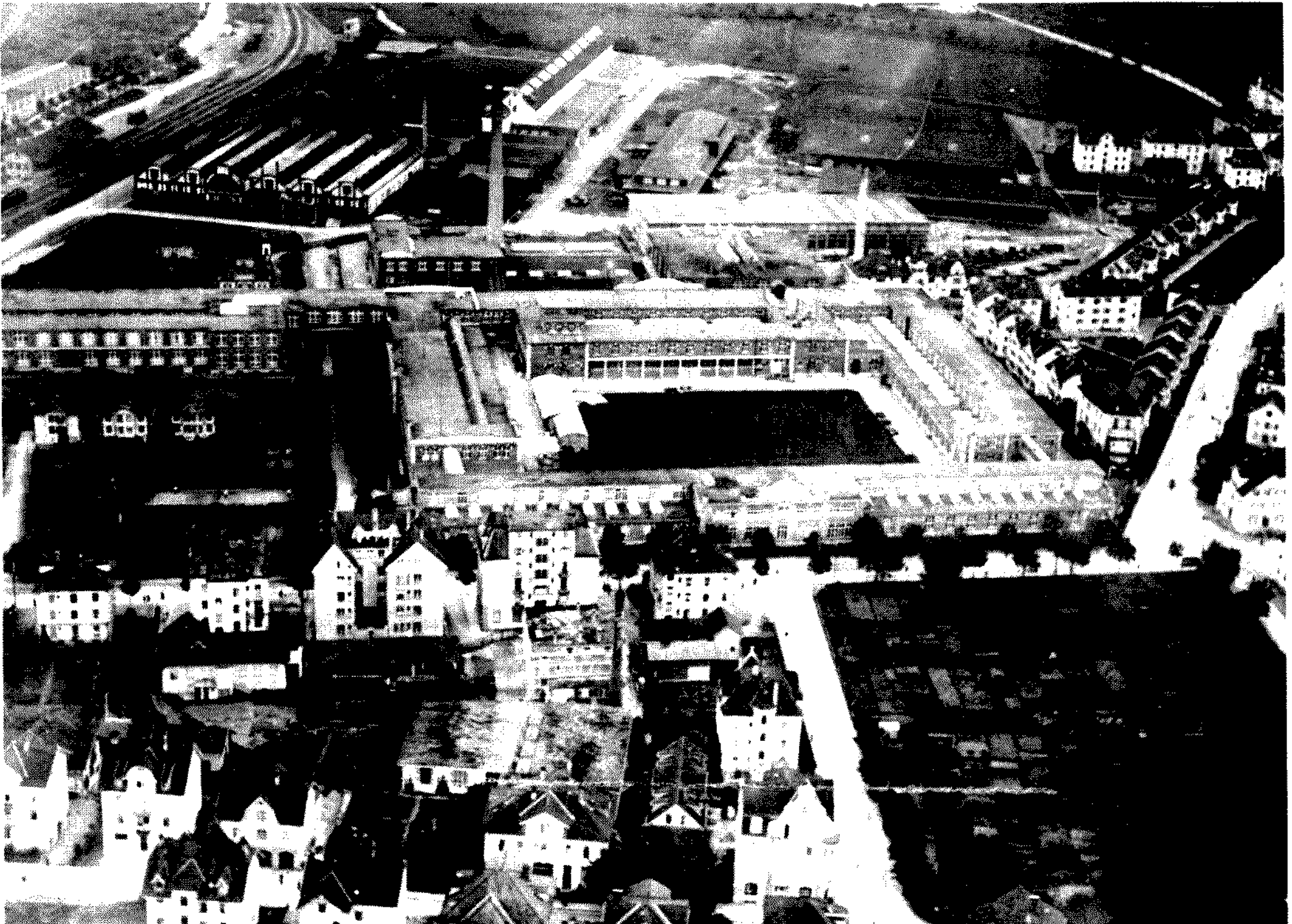
6 $\frac{3}{4}$ -Yards-Maschinen – die Länge wurde in engli-schen Massen angegeben – installiert werden. Bau II folgte 1899/1900. In den ersten beiden Fabrikgebäu-den fanden 168 Maschinen Platz. Schon wenige Monate nach der Unternehmensgründung beschäf-tigte Heine 158 Arbeiterinnen und Arbeiter, 1901 stieg die Zahl auf 740.

Über die Gesellschaftsform zur Zeit der Unter-nnehmensgründung liegt lediglich ein Hinweis vor. In einem Schreiben des Krankenunterstützungsvereins der Firma an den Thurgauer Regierungsrat 1899 bezeichnete sich das Unternehmen im Briefkopf als «Arnold B. Heine & Co. Manufactures of Embroide-ries, Swiss Handkerchiefs, Curtains and Dotted Swis-ses. Factories: Rebstein – Au – Arbon».

1902 ging Arnold B. Heine mit seinen Söhnen Arthur und Ben eine Kollektivfirma ein. Nun nannte sich das Unternehmen «Arnold B. Heine u. Cie.». Die Rekrutierung von Unternehmensleitern aus dem Familienkreis war ein üblicher Vorgang im industriellen Zeitalter. Von Familienmitgliedern konnte eine gewisse Loyalität erwartet werden, darüber hinaus boten sie eine gewisse Gewähr, das Geschäft auch für die nächste Generation zu sichern. Arthur arbei-tete als Direktor im Arboner Unternehmen, Ben leite-te die Filiale in New York. Diese war Ausgangspunkt für den Vertrieb der Stickereien auf dem amerikani-schen Kontinent.

Im September 1903 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgegründet. Dahinter dürfte die Überlegung gestanden haben, dass die Aktiengesellschaft als bevorzugte Rechtsform von Grossunternehmen für umfassendere Investitionen besser geeignet sein würde als eine Personengesell-schaft. Die Umgründung des Stickereibetriebes in eine AG vollzog die St. Galler Filiale des Schweize-rischen Bankvereins. Der Wert der Firma betrug 9,1 Mio. Franken, wobei für Liegenschaften (Gebäu-de mit Maschinen, 71 000 m² Areal) 3,5 Mio. Fran-ken, für die übrigen Aktiven (Rohstoffe, fertige Ware,

Während Arnold Baruch Heine kometenhaft zum Arboner Stickereikönig aufstieg – und wieder verschwand, bestehen seine Anfang des 20. Jahrhunderts aus dem Sumpfboden gestampften Fabrikgebäude z. T. bis auf den heutigen Tag. Die Flugaufnahme von 1919 zeigt in der Bildmitte die Heineschen Stickereierwerke, dahinter Werk 2 der Firma Saurer sowie oben links den Bahnhof.



Geschäftsguthaben) 5,6 Mio. Franken eingesetzt wurden.

Der Ausbau des Unternehmens

Im Ortsmuseum Arbon befindet sich ein Gemälde aus dem Jahr 1899, das einen möglichen Endausbau der Heineschen Stickereierwerke festhält. Heine schien also schon recht früh an ein Grossunternehmen gedacht zu haben. Dass er diese Idee auch weitgehend verwirklichte, soll zunächst mit ein paar Zahlen illustriert werden. Die Anzahl der Stickmaschinen stieg von 168 (1901) auf 344 (1908). Der zunehmende Maschinenpark und vor allem die Inbetriebnahme

neuer Abteilungen erhöhten den Energiebedarf, die Zahl der fest installierten PS stieg von 140 (1898) auf 1000 (1909). Die Beschäftigtenzahl wuchs von 740 (1901) auf 2200 (1909). Der Buchwert des Unternehmens betrug 1903 9,1 Mio. Franken und stieg bis 1909 auf 18,1 Mio. Franken.

1903/04 wurde Fabrikbau III in Betrieb genommen. 1904/05 erfolgte die Einrichtung einer Bleicherei und Appretur in Bau IV. Hier wurde auch die Buchdruckerei und -binderei untergebracht, eine Schlosserei für die Montage und den Unterhalt der Maschinen sowie eine Schreinerei zwecks Herstellung von Transportkisten und Büromöbeln. 1907/08 wurde Fabrikbau V mit zwei weiteren Sticksälen

gebaut. Gleichzeitig entstand ein neues Verwaltungsgebäude, das die Zeichnerei und sämtliche kaufmännischen Büros zentralisierte.

Um eine möglichst hohe Integrationsstufe im Unternehmen zu erreichen, beschäftigte Heine nebst Stickern, Nachseherinnen, Schifflifüllerinnen etc. auch Berufsleute, die in keinem unmittelbaren Verhältnis zur Stickereiproduktion standen. Deshalb waren in den firmeneigenen Betrieben Buchdrucker, Schreiner und Schlosser, aber auch Spengler, Elektriker, Maler, Tapezierer, Sattler, Dreher, Heizer, Wächter und Chauffeure tätig.

Den Zeitgenossen fiel die geradezu luxuriöse Bauweise Heines auf. Fabrikinspektor Heinrich Rauschenbach bemerkte in einem Gutachten über die Sticksäle: «Die natürliche Beleuchtung ist in den Arbeitsräumen eine derart günstige, wie man sie selten trifft.» Lobend erwähnte der Fabrikinspektor die Belüftungsmöglichkeiten: «Bei jedem Fenster sind Flügel zum Öffnen vorhanden, darüber hinaus befinden sich in jedem Saal mechanisch angetriebene Ventilatoren.»

Auseinandersetzungen mit der Arbeiterschaft

Vermochten die hellen und sauberen Räume auch zu beeindrucken, so täuschten sie doch nicht darüber hinweg, dass Heines Grosszügigkeit gegenüber der Arbeiterschaft klare Grenzen kannte. Insbesondere wenn es um die Erfüllung gewerkschaftlicher Forderungen ging, erwies sich der Unternehmer Heine als unnachgiebig. So fanden zwischen 1900 und 1908 nicht weniger als sieben Arbeitskämpfe statt; sie hatten in erster Linie höhere Löhne und die Beibehaltung oder Verkürzung der Arbeitszeit zum Ziel. Spezifisches Konfliktpotential lag aber auch in der Abwälzung wirtschaftlicher Krisen auf die Arbeiter und in der innerbetrieblichen Disziplinierung. Schliesslich

kam es wegen Erhöhungen der Arbeitsbelastung und der Zwangsmitgliedschaft in der betriebsinternen Gewerkschaft zu Auseinandersetzungen im Unternehmen.

Obwohl der aufgestaute Unmut z.T. durch Verhandlungen beigelegt werden konnte, hatte die betriebliche Arbeiterkommission einen schwierigen Stand. Heine kümmerte sich wenig um sie und reagierte oft schroff und provozierend auf ihre Anliegen. Schon beim ersten Arbeitskampf im Herbst 1900 konstatierte er, dass «die Fabrikkommission die schlimmste Sorte von Aufwieglern unter sich hat».

Nach dem ersten Streik im Jahr 1900 folgten 1904 zwei weitere Ausstände, 1906 wurde wieder gestreikt und im Jahr 1907 folgten nochmals zwei Arbeitskämpfe. Im Frühsommer 1908 kam es schliesslich zur grössten Auseinandersetzung, zu einem «Ringen, wie die Schweiz es zuvor nie gekannt hatte und das weit über das ostschweizerische Stickereigebiet, ja über die Landesgrenzen hinaus allergrösste Beachtung fand und die Öffentlichkeit aufwühlte» (Ernst Marti).

Die Ursache für diesen Arbeitskampf war ein kurzfristiger Konjunkturerinbruch im Stickereigeschäft. Heine verfügte eine rund zehnprozentige Lohnreduktion. Die Sticker lehnten ab. Darauf kündigte Heine den 800 Stickern, Nachseherinnen und Füllerinnen. Die Arbeiterinnen und Arbeiter ihrerseits traten in den Ausstand. Nun liess Heine sämtliche Sticksäle schliessen, um den «hier obwaltenden Arbeiterverhältnissen, den häufigen Reibereien und frechen Einmischungen in unsere Angelegenheiten» in Zukunft vorzubeugen.

Die Aussperrung, bei der sich Heine als äusserst hartnäckiger und konfliktwilliger Widersacher einer disziplinierten und starken Arbeiterschaft erwies, dauerte über fünf Monate. Bereits Ende März begannen die Vermittlungsversuche der thurgauischen Regierung. Die Verhandlungen scheiterten am erzwungenen Ausschluss eines Gewerkschaftsführers. Mitte

Juni misslang ein von der Ortsbehörde Arbon einberufener Einigungsversuch. Schliesslich erreichte der thurgauische Regierungsrat im August eine Annäherung beider Parteien, so dass die Arbeit im Betrieb wieder aufgenommen werden konnte.

Trotz Aussperrung fast der gesamten Belegschaft und Stillstand der Maschinen gelang es Heine, die Produktion im Unternehmen aufrecht zu erhalten, wenn auch in reduziertem Umfang. Zum einen waren es die schon zu einem früheren Zeitpunkt vorgenommenen Rationalisierungen, d.h. der Einsatz modernster Maschinen, welche die Weiterführung mit einem Minimum an Personal möglich machten. Heine gelang es zudem, in Säcken versteckte Streikbrecher ins Fabrikgebäude zu schmuggeln. Günstig wirkte sich für ihn auch die Krise in der Stickerei aus. Heine fand selbständige Lohnsticker, die, um sich in der schwierigen Zeit über die Runden zu bringen, Arbeit zu jedem Preis annahmen. Später sollte Heine wegen dieser kompromisslosen sozialpolitischen Haltung von den Aktionären stark kritisiert werden.

Zeichen der Krise

Die Krise in der Stickereiindustrie und die damit verbundene fünfmonatige Aussperrung blieb nicht ohne negative Auswirkungen auf das Geschäftsergebnis. Erstaunlicherweise finden sich aber seit der Gründung der AG überhaupt keine wirklich positiven Bilanzen. Alle Rechnungsabschlüsse blieben trotz der Hoffnungen, die sich mit dem Ausbau des Unternehmens verbunden hatten, unbefriedigend! In den Jahresberichten ist nachzulesen, dass beispielsweise im Juni 1904 die Ostschweizerische Ausrüstergenossenschaft durch einen Boykott die Fertigstellung und den Export der Waren beeinträchtigte. Aus nicht näher umschriebenen Gründen konnte auch das Geschäftsjahr 1905/06 «noch nicht als ein normales betrachtet werden, obwohl die allgemeine

Geschäftslage eine sehr günstige war». Wiederum wenig positiv fiel das Resultat 1906/07 aus. Das Geschäftsjahr 1907/08 verlief ebenfalls wenig hoffnungsvoll. Diesmal war es die von New York ausgegangene Finanzkrise, die das Geschäftsergebnis beeinträchtigte.

Erst als der Jahresabschluss 1908/09 die Erwartungen ein weiteres Mal nicht erfüllte, wurden die ersten kritischen Töne laut: «Wir erblicken den Grund der so bedrohlich zurückgehenden Gewinne an ganz anderem Orte, nämlich in den exorbitanten Expansionsbestrebungen der Leitung, welches Bestreben mit den vorhandenen Mitteln nicht Schritt hält.» (NZZ) Nun begann Heines Entmachtung: 1909 trat der Thurgauer Nationalrat Adolf Germann neu in den Verwaltungsrat ein. Im Mai 1910 stiess der mit der Stickereibranche vertraute Albert Schmidheiny-Hafner zur Gesellschaft, der bereits im September 1910 zum Verwaltungsratspräsidenten avancierte.

Die kritische Durchleuchtung der Geschäftsbücher ergab ein ernüchterndes Bild. Hohe Generalunkosten und schwindelerregende Warenstöcke beeinträchtigten die Bilanz. Dies bedeutete erstmals ein Defizit von 3 Millionen Franken. «Noch ein solches Jahr, und die Aktionäre können ihre Aktien zu Tapezierarbeiten verwenden», zitierte der «Oberthurgauer» einen Aktionär an der Generalversammlung. Aber Schmidheinys erklärtes Ziel war es, die Gesellschaft zu sanieren, sie auf eine gesunde finanzielle Basis zu stellen.

Was geschah mit Heine? Der Verwaltungsrat kündigte ihm und seinen Söhnen auf Ende Juni 1911. Heine willigte ein. Aber gleichzeitig schlug er den Kauf der Filiale in New York vor, für die der Verwaltungsrat schon seit längerem einen Käufer gesucht hatte. So kam noch im Mai 1911 ein Vertrag zustande, dessen wesentliche Bestimmungen der Verkauf der amerikanischen Filiale an Heine und ein zweijähriges Lieferungsabkommen zwischen der Gesellschaft in Arbon und Heine in New York waren.

Der Vertrag trat in Kraft, ohne von der Generalversammlung ratifiziert worden zu sein. Zur detaillierten Abklärung der Verhältnisse in New York wurde nun die Basler Treuhandgesellschaft herangezogen. Deren Direktor, Max Staehelin, und Alphons Simonius, Verwaltungsratspräsident des Schweizerischen Bankvereins, schifften sich zu diesem Zweck auf der «Titanic» ein, die zu ihrer Jungfernfahrt auslief. Am 15. April 1912 stiess das Schiff mit dem Eisberg zusammen und sank. Die beiden Gläubigervertreter konnten aber gerettet werden und trafen wohlbehalten in New York ein. Die minutiöse Prüfung der Bücher ergab keine belastenden Momente gegen Arnold B. Heine, bereits angedrohte strafrechtliche Massnahmen mussten wieder zurückgezogen werden.

Dennoch, was Heine in Arbon hinterliess, war «über alle Massen betrübend» (NZZ), «der Name Heine verschrieener denn je» («Der Oberthurgauer»). Anlässlich der Generalversammlung vom 22. Juni 1912 wurde daher das Unternehmen in «A.G. Stickereiwerke Arbon» umbenannt. «Es wird diese Firma ab heute verschwinden und die Heinestrasse und andere an die Herren Heine in Arbon erinnernde Dinge werden ebenfalls eine andere Benennung erhalten», schrieb «Der Oberthurgauer» nach der Versammlung. Alphons Simonius und der Aargauer Ständerat Emil Isler wurden neu in den Verwaltungsrat aufgenommen. Damit lag die Geschäftsführung endgültig in den Händen des Schweizerischen Bankvereins.

Die weitere Entwicklung der Stickereiwerke sollte jedoch zeigen, dass alle Sanierungs- und Reorganisationsmassnahmen scheiterten. Auch unter der neuen Geschäftsleitung musste das Unternehmen während des Ersten Weltkrieges und zu Beginn der zwanziger Jahre weitere Verluste in Millionenhöhe einstecken. 1926 wurde der Betrieb schliesslich formell liquidiert. Heine selber soll mit seinem New Yorker Geschäft schon 1915 in Konkurs gegangen sein.

Würdigung

Wenn es nun abschliessend gilt, Heines Werk zu charakterisieren, so soll die vielfach erstaunliche Expansion seiner Unternehmung im Zentrum unserer Überlegungen stehen. Wie konnte es Heine gelingen, innerhalb kürzester Zeit einen der grössten Stickereibetriebe auf dem Kontinent mit zeitweise über 2000 Beschäftigten auf die Beine zu stellen? Was hat ihn zu dieser Leistung befähigt? Wo liegen die Gründe dieser raschen Entwicklung?

Über die Motive des rasanten Wachstums lässt uns der Gründer der Stickereiwerke leider im dunkeln; wir sind daher auf Vermutungen angewiesen. Einen ersten Hinweis erhalten wir von Jürgen Kocka. In einer Studie über die industrielle Entwicklung Deutschlands stellt er fest, dass deutsche Unternehmer vor dem Ersten Weltkrieg ebenfalls stark auf den Ausbau ihrer Betriebe ausgerichtet waren. Dabei standen wirtschaftliche Interessen weniger im Vordergrund. Vielmehr strebten die Unternehmer nach Expansion, um sich so einen Namen zu machen. Sie hatten Freude an der Grösse ihres Werkes. Expansion war ein Zeichen der Machterweiterung, und sie hatten Spass an der Macht – Feststellungen, die durchaus auch auf Heine zutreffen könnten.

In der Literatur wird weiter darauf aufmerksam gemacht, dass viele Unternehmer im wirtschaftlichen Aufstieg vor dem Ersten Weltkrieg ein hohes Mass an Selbstvertrauen entwickelten. Ihr beinahe hemmungsloser Optimismus gründete in der Vorstellung, dass sich der Aufschwung stetig weiterentwickle und durch nichts mehr zu bremsen sei. Der erste Geschäftsbericht der AG Arnold B. Heine & Co. vom 22. Oktober 1904 widerspiegelt diese Stimmung, wenn es darin heisst: «Wir befinden uns eben in dem Stadium des Übergangs von der Hausindustrie zur Grossindustrie und diese naturgemässe Entwicklung wird dem Stickereigeschäft zu stabilen Verhältnissen und zu einem nie dagewesenen Aufschwung ver-

helfen.» Expansion und Ausweitung der Produktionstätigkeit sind aber nicht nur Ausdruck des Erfolgs, sondern, wie das folgende Beispiel zeigt, auch Mittel zur Selbstverteidigung.

1898 hatten sich fünfunddreissig Ausrüsterfirmen (Sengerei, Bleicherei, Appretur) zur Ostschweizerischen Ausrüstergenossenschaft O.A.G. zusammengeschlossen. In kurzer Zeit wurde ihre Stellung so stark, dass es ihr 1902 gelang, Heine die Verpflichtung abzurufen, seine Ware ausschliesslich bei Mitgliedern der O.A.G. ausrüsten zu lassen. Heine fühlte sich durch diese Politik stark beeinträchtigt und liess deshalb eine eigene Ausrüsterei erstellen. Boykott, Exportstockungen und, nach Aufnahme des eigenen Betriebs 1905 (später ging dieser in die Seeriet AG über), Strafklage gegen Heine bis vor Bundesgericht waren weitere Folgen dieser Auseinandersetzung.

Dennoch, der Heinesche Optimismus erwies sich als trügerisch, Fehlspekulationen brachten das Unternehmen in Schwierigkeiten. So muss denn Expansion fragwürdig bleiben, wenn sich das Expansionsmotiv verselbständigt, d. h. wenn sich der Unternehmer zu Handlungen hinreissen lässt, die jeder sinnvollen Begründung entbehren und ihn dazu verleiten, den Ertrag bzw. die Verluste der Firma bald einmal als zweitrangig zu betrachten. Es deutet einiges darauf hin, dass Heine dieser Versuchung erlegen ist.

Nun führte Heine die Geschäfte nicht allein. 1902 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umgegründet. Neue geschäftsleitende Behörde der Gesellschaft wurde der Verwaltungsrat. Er setzte sich zusammen aus fünf «Herren, unter welchen sich neben notablen Bankiers und Kaufleuten auch hervorragende Juristen» (NZZ) befanden. Es waren dies neben Heine: Caspar Glinz in Rorschach, Jurist und Verwaltungsrat beim Schweizerischen Bankverein (SBV); Hermann La Roche-Burckhardt in Basel, Verwaltungsratspräsident des SBV; Jakob Müller in Romanshorn, Präsident des Bezirksgerichts Arbon

sowie Thurgauer Kantons- und Nationalrat, und Carl Guggenheim-Loria in St. Gallen, Verwaltungsrat des SBV.

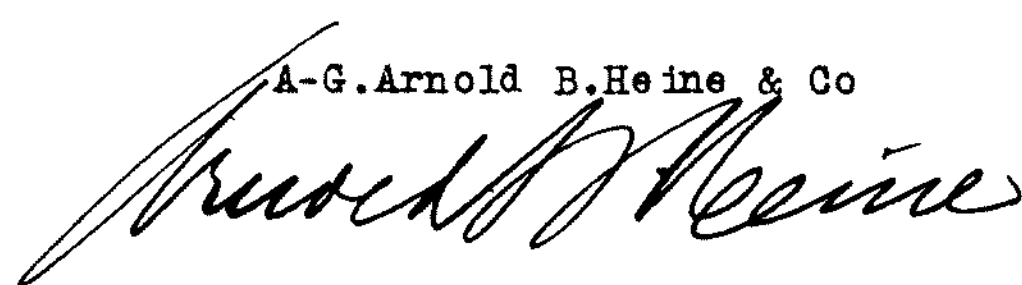
Die Zusammensetzung eines Verwaltungsrats besagt jedoch wenig über dessen Bedeutung, es stehen grundsätzlich verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten offen. Das Spektrum reicht von einer relativen Funktionslosigkeit – unter Ausnützung einer allfälligen Passivität oder absichtlicher Informationsverweigerung – bis hin zu einer starken Einflussnahme von am Unternehmen interessierten Gruppen.

Überragende Figur im Verwaltungsrat blieb zweifellos Arnold B. Heine. Als Präsident und einziger Stickereifachmann, als Generaldirektor und Kenner der technischen und kaufmännischen Probleme der Firma, aber auch als Hauptaktionär mit der Hälfte des Gesellschaftskapitals war er geradezu prädestiniert, weiterhin die wichtigsten unternehmerischen Entscheide allein zu treffen. So erstaunt es wenig, dass Heine später vorgeworfen wurde, sein Stil im Umgang mit den Verwaltungsräten sei «unpassend», ja dass er mit dem Verwaltungsrat geradezu willkürlich umspringe und diesen als «quantité négligeable» betrachte. Dazu kam, dass sich der Schweizerische Bankverein auf dem Platz St. Gallen in einer gewissen Zwangslage befand. Zwar bedeuteten die reichlich fliessenden Stickereikredite in schlechten Zeiten hohe Verlustrisiken, die Rentabilität der St. Galler Banken war jedoch von diesen Krediten abhängig, da kaum andere Einnahmequellen flossen.

Heines Temperament («I am the boss») und sein entschiedener «Herr-im-Hause»-Standpunkt lösten insbesondere bei den Arbeiterinnen und Arbeitern immer wieder Unwillen und heftige Proteste aus. In ihren Augen verhielt sich der Unternehmensgründer oft willkürlich und provokatorisch. Dazu lässt sich als typisches Beispiel der Fabrikordnungs-Entwurf von 1908 heranziehen, ein Reglement, von dem sich Heine «für Firma und Arbeiterschaft die besten Früchte» versprach. Er wollte darin festhalten: «Als

bedeutende Verletzung der Fabrikordnung gilt insbesondere: a) Jede Art von Insubordination gegenüber der Geschäftsleitung und den Vorgesetzten, b) Jegliche Beeinträchtigung der Freiheit oder freien Mitbestimmung der Mitarbeiter durch Gewaltmittel physischer oder moralischer Natur, c) Zweimaliges Blauenmachen, d) Jede Handlung gegen Treue und gute Sitten, e) Das Registrieren an den Kontrolluhren für Andere, f) Agitationen irgend welcher Art innerhalb der Fabrikräume, sei es während oder ausser der Arbeitszeit, g) Jede Art unbefugter Arbeitsniederlegung. Ohne Untersuchung der Gründe, die dazu führten, gilt jeder Ausstand als unbefugt, welcher ohne vorherige richtig geführte Unterhandlung mit der Direction stattfindet.»

Wo selbst der Fabrikinspektor konstatierte, dass ihm in seiner zwanzigjährigen Praxis noch selten ein derart langatmiges und verklausuliertes Fabrikreglement vorgelegen habe und dementsprechend einige Korrekturen vornahm, da manifestierten sich in den Augen der vom Klassenkampf erfüllten Arbeiterinnen und Arbeiter ein weiteres Mal «das brutale Regiment und die amerikanischen Grossbeuterallüren» (Ernst Marti) des «Stickerkönigs von Arbon».

A-G. Arnold B. Heine & Co


Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Quellen

StATG 3'00'191–220: Regierungsratsprotokolle 1898–1912; StATG alte Sign. IX 229: «Fabrikordnungen», «Fabrikwesen»; StATG: Ragionen-Buch der Cantone St.Gallen, Appenzell und Thurgau, Basel 1888. KBTG: Arboner Nachrichten 1898–1911, Der Oberthurgauer 1898–1923, NZZ 1898–1926. Kantonsbibliothek St.Gallen: Die Stickerei-Industrie. Offizielles Organ des

Centralverbandes der Stickerei-Industrie der Ostschweiz und des Vorarlbergs. StadtA St.Gallen: Niederlassungskontrolle St.Gallen, Bd. 35. Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich: Der Textilarbeiter. Organ des allgemeinen Schweizerischen Textil-Arbeiterverbandes 1904–1908. Ortsmuseum Arbon: Planerischer Entwurf des Stickereibetriebes Arnold B. Heine, Ölbild 1899; Album mit Photographien des Stickereibetriebes A. B. Heine, nicht datiert. Zentralstelle für Wirtschaftsdokumentation Zürich: Geschäftsbericht und Jahresrechnung der AG Arnold B. Heine & Co. Arbon, 1903/04–1925.

Nachrufe und Literatur

Arnold B. Heine, in: Arboner Tagblatt/Der Oberthurgauer, 23.2.1923; Arnold B. Heine gestorben, in: Thurgauer Arbeiterzeitung, 24.2.1923; Bauer, Hans: Schweizerischer Bankverein 1872–1972, Basel 1972; Beerli, Hans: Industrie und Handel des Kantons St.Gallen 1901–1910, St.Gallen 1921; Bünzli, Kurt: Arbon vor dem Ersten Weltkrieg. Wirtschaftlicher und sozialer Wandel in der Kleinstadt (1880–1914), in: TB 129 (1992), S. 5–120; Hummler, Fritz: Beginn mit dem Jahrhundert, in: TJB 1982, S. 9–38; Hummler, Fritz: Beginn mit dem Jahrhundert. Beinahe eine Chronik, o.O. o.J. (73 Seiten); Isler, Egon: Industriegeschichte des Kantons Thurgau, Zürich 1945; Kocka, Jürgen: Unternehmer in der deutschen Industrialisierung, Göttingen 1975; Marti, Ernst: 50 Jahre Schweizerische Textil- und Fabrikarbeiter-Organisationen 1903–1953, Zürich 1954; Schiess, Jakob: Die Kartelle in der schweizerischen Textil-Veredelungsindustrie, Diss. Zürich, Weinfelden 1922; Specker, Louis: «Weberpfarrer» Howard Eugster-Züst, 1861–1932, Diss. phil. (Basel), St.Gallen 1975; Tanner, Albert: Das Schiffchen fliegt – die Maschine rauscht. Weber, Sticker und Unternehmer in der Ostschweiz, Zürich 1985.

Bildquellen

Abb. 1: Museumsgesellschaft Arbon, Fotosammlung: Porträt Arnold B. Heine, um 1910; Fotograf unbekannt.

Abb. 2: Museumsgesellschaft Arbon, Fotosammlung (Nr. 9777–1): Flugaufnahme der Heineschen Stickereiwerte, 1919; Fotografie: Ad Astra.

Unterschrift: StATG alte Sign. IX 229 (Fabrikwesen): Brief der AG Arnold B. Heine an den Regierungsrat des Kantons Thurgau, 27.11.1908.

Ruedi Herzog

Hans Max Heitz (1878–1957) Jurist, Oberst und Evakuationskommissär von Kreuzlingen 1939/40



Herkunft, Jugend und Ausbildung

Hans Max Heitz wurde am 15. April 1878 als Sohn von Philipp Johann Heitz und Berta Rosa, geb. Knüsli, in Münchwilen geboren. Sein Vater, Bürger von Zürich, Stein am Rhein und Münchwilen, besass in Münchwilen und St. Margarethen Baumwollwebereien, vertrat von 1880 bis 1890 den Thurgau als Nationalrat in Bern und gründete 1890 die Freisinnig-demokratische Partei des Kantons Thurgau. Hans Max Heitz' Jugendzeit war stark geprägt vom ländlichen und ruhigen Leben in Münchwilen. Darauf beruhte seine ausgesprochene Natur- und Heimatverbundenheit, die sein Leben in grossem Masse prägte.

Nach dem Besuch der Primarschule in Münchwilen schickten ihn seine Eltern an die Thurgauische Kantonsschule in Frauenfeld. Dort war Hans ein strebsamer und erfolgreicher Schüler. Im Kantonschul-Turnverein Concordia war er aktiv als Oberturner, Fuchsmajor und zwei Jahre lang als Präsident.

Seine turnerischen Erfolge verblüfften viele, war er doch in seinen ersten Lebensjahren ein schwächliches Sorgenkind gewesen. Dieser Wandel ist auf hartnäckiges und systematisches Training zurückzuführen – ein typischer Wesenszug von Hans Max Heitz.

Nach der Maturität (1898) in Frauenfeld studierte Heitz Jura in Zürich, wo er ein eifriges Mitglied der schlagenden Verbindung Utonia war. Es folgten je ein Semester in Heidelberg und Berlin und drei Semester in Bern. Dort wirkte er auch als Präsident der Rhenania, einer Schwesterverbindung der Utonia. Sein letztes Studiensemester absolvierte er in Leipzig, wo er 1903 auch zum doctor iuris utriusque promovierte. Noch im gleichen Jahr bestand er das thurgauische Staatsexamen.

Auf Wunsch des Vaters verbrachte der junge Jurist danach noch einige Zeit in Florenz und an der Universität Montpellier, um seine Kenntnisse in der italienischen und französischen Sprache zu verbessern. In Montpellier erkrankte er aber ernsthaft an Typhus, und er erholte sich erst wieder davon, als er auf Drängen seiner Verlobten und späteren Ehefrau längere Zeit bei gemeinsamen Wanderungen in den heimischen Alpen verbrachte.

Familie, Beruf und öffentliche Ämter

Im Jahre 1905 eröffnete Dr. Hans Max Heitz in Kreuzlingen sein eigenes Anwaltsbüro, das er über fünfzig Jahre bis kurz vor seinem Tod führen sollte.

1906 heiratete er seine Jugendfreundin und Bergkameradin Paula Maria Steinhäuser. Sie war als Tochter von Wiener Eltern in Lausanne geboren worden und als 12jährige mit ihnen nach Frauenfeld gezogen. Hier leitete ihr Vater Carl Steinhäuser (1853–1918) später eine Schuhfabrik (Brauchlin & Steinhäuser).

Paula Heitz-Steinhäuser half von Anfang an im Anwaltsbüro ihres Gatten mit und war seine einzige

Sekretärin. Der Ehe entsprossen zwei Söhne (Hans Heinrich, geb. 1908, und Karl Andreas, geb. 1914) sowie eine Tochter (Franziska, geb. 1910).

Hans Heitz war Mitglied der Sektion Bodan des Schweizerischen Alpenclubs SAC, und als begeisterte Berggänger verbrachten er und seine Frau ihre Sommerferien ausnahmslos in Berggasthäusern in den Walliser Hochtälern. Schon auf ihrer Hochzeitsreise bestiegen die beiden das Matterhorn, später viele andere Drei- und Viertausender. Die Berge brachten Erholung von den Mühen des Alltags. Im Schützenverein war Hans Heitz ein aktiver und fleissiger Kranzschütze. Er gründete auch den Rebstock-Club, eine Runde von Kreuzlinger Juristen und Fabrikanten, in welcher regelmässig Skat gespielt wurde.

Als Jurist war Dr. Heitz während 13 Jahren Gerichtsschreiber des Bezirksgerichts Weinfelden, und als Vize-Staatsanwalt diente er seit 1907 fast fünfzig Jahre lang dem Kanton Thurgau. An der Landwirtschaftlichen Schule Arenenberg unterrichtete er überdies von 1909 bis 1927 Rechts- und Verfassungskunde. Während einiger Jahre war er auch Präsident des Thurgauischen Anwaltsverbandes.

Ende November 1918 stand Hans Max Heitz an der Spitze eines Komitees, das zur Gründung einer «Ortswehr Kreuzlingen» gegen die drohende Gefahr der «blutigen Revolution und Anarchie wie in Russland» aufrief. Dringend erschien Hans Heitz (der sie in der Folge auch präsidierte) und seinen Mitunterzeichnern die Gründung einer Bürgerwehr, weil allgemein befürchtet wurde, allfällige revolutionäre Unruhen in Konstanz könnten leicht auf Kreuzlingen übergreifen. Für diesen Fall stünden dort zu wenig Truppen bereit. Zudem erscheine es durchaus möglich, dass im Anschluss an den Generalstreik auch in Kreuzlingen selbst Unruhen ausbrechen könnten.

Gut 20 Jahre später war Hans Heitz auch Mitglied des Arbeitsausschusses der Bezirkssektion Kreuzlingen des Schweizerischen Vaterländischen Verbandes. 1939 gegründet, sah diese aufgrund der Grenzlage

ihre wichtigste Aufgabe in der Abwehr nationalsozialistischen Gedankengutes.

Seinem Wohnort Kreuzlingen diente der Freisinige Dr. Hans Heitz von 1922 bis zu seinem Rücktritt 1943 als Gemeinderat (Exekutive) und ab 1928 als Vize-Gemeindeammann. In der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland stellten die Beziehungen zur Nachbarstadt Konstanz hohe Ansprüche an das diplomatische Geschick der Gemeindebehörden. Daher vertrat häufig der Jurist Hans Heitz die Kreuzlinger Behörden. Mit seiner Geradlinigkeit und bürgerlichen Überzeugung schuf er sich allerdings auch politische Gegner.

Als Verwaltungsratspräsident der Fournier- und Sägewerke Lengwil AG und Mitbegründer und Verwaltungsratsmitglied der Bücherfabrik Bodan AG in Kreuzlingen engagierte er sich gleichzeitig in der lokalen Wirtschaft.

Militärische Laufbahn und Evakuationskommissär

Hans Heitz war mit Leib und Seele Soldat. Schon vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges war er als Hauptmann Kommandant der Appenzell-Innerrhoder Kompanie IV/84 gewesen. 1914 wurde er zum Major befördert; während der ganzen Aktivdienstzeit führte er die Fahrende Mitrailleurabteilung 6. Da alle übrigen Kommandanten der fahrenden Mitrailleure Instruktionsoffiziere waren, musste Major Heitz zwischen 1914 und 1918 als Kommandant seiner Abteilung nicht nur Aktivdienst leisten, sondern auch Instruktionssdienst in den Schulen dieser neuen Waffengattung.

Während über tausend Dienstofftagen blieb sein Anwaltsbüro verwaist. Das Allernötigste wurde von seiner Frau in engem Schreibkontakt mit dem abwesenden Gatten erledigt. Für Major Heitz war es aber eine Selbstverständlichkeit, das verlangte private Opfer zu bringen.

1921–1925 kommandierte er als Oberstleutnant das Infanterieregiment 34, zu dem das Thurgauer Schützenbataillon 7 und Appenzeller Einheiten gehörten, bevor ihm 1927 das Kommando über die Infanteriebrigade 17 übertragen wurde. Gleichzeitig erfolgte die Beförderung zum Obersten. 1932 trat er von seinem Kommando zurück und beendete die militärische Laufbahn.

Die Bevölkerung der Gemeinden Kreuzlingen, Bottighofen, Tägerwilen und Gottlieben wäre im Kriegsfall einem Angriff aus Norden ziemlich wehrlos ausgeliefert gewesen, weil diese Gemeinden ausserhalb des nach 1937 gebauten Festungsgürtels südlich Kreuzlingen lagen.

Deshalb wurde die Evakuierung der Bevölkerung ins Landesinnere ins Auge gefasst. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im September 1939 wurde Hans Max Heitz vom Regierungsrat des Kantons Thurgau zum Evakuationskommissär für dieses Gebiet bestimmt. Er hatte in der Folge alles Nötige vorzubereiten, damit im Ernstfall die aufgeregte Bevölkerung rechtzeitig, rasch, möglichst vollständig, und vor allem kontrolliert, hätte evakuiert werden können, bevor ein Angriff erfolgt wäre. Dem Evakuationskommissär stand bei seiner Arbeit ein kleiner Stab von freiwilligen Mitarbeitern zur Verfügung: Major Richter (Heitz' Stellvertreter), Dr. Beerli (Adjutant), Verwalter Brunner (Verbindungsdienst), Gemeinderat Schirato (Pferdewesen), Major Schuler (Dienstchef Transportwesen), Dr. Gebhart (Dienstchef Sanitätswesen) und Dr. Scherrer (Dienstchef Polizeiwesen), alle aus Kreuzlingen.

Es galt, Marschstrassen, Sammelplätze, Fahrzeuge für Nichtmarschfähige, Sammelspitäler für Nichttransportfähige und Quartierchefs zu bestimmen sowie Vorschriften zu erlassen über mitzunehmende Effekten. Die Bevölkerung der betroffenen Gemeinden sollte zunächst nach Erlen, Kradolf, Sulgen, Schönenberg, Bürglen, Märstetten und Wigoltingen evakuiert werden. Von dort aus war der Weitertrans-

port in die Romandie geplant. Grosse Arbeit bedeutete eine neue Weisung des Armeekommandos vom Januar 1940. Danach war nicht mehr an eine Evakuierung ins Welschland zu denken, sondern die gesamte Bevölkerung musste im Raum des Territorialkommandos 7 untergebracht werden (51 Gemeinden südlich der Thur).

Einen Vorgeschmack von der Schwierigkeit des ganzen Unterfangens erhielt der Evakuationskommissär im Mai 1940, als Teile der Bevölkerung aufgrund der gespannten Lage unaufgefordert und unkontrolliert die Flucht ergriffen in die vermeintlich sichere Innerschweiz. Das Beruhigen der Bevölkerung in einer solchen Situation war eminent wichtig, aber auch ausserordentlich schwierig, ja fast unmöglich.

Als die Probleme bekannt wurden, die die zurückflutende Zivilbevölkerung in Belgien und in den Niederlanden den eigenen Armeen im Abwehrkampf im Mai 1940 verursacht hatte, wurde auf die Evakuierung Kreuzlingens verzichtet und die von Oberst Heitz aufgebaute Evakuationsorganisation aufgelöst. Diese Auflösung hatte noch ein unerfreuliches Nachspiel: Als es nämlich darum ging, Hans Max Heitz die entstandenen Kosten und die für Schreibarbeiten ausbezahlten bescheidenen Entschädigungen zurückzuerstatten, wurden die entsprechenden Rechnungen monatelang zwischen Bund und Kanton hin- und hergeschoben.

Da Hans Heitz keinen Unterschied zwischen Arm und Reich machte, hatte er auch die Fahrzeuge wohlhabender Familien für die Evakuationsorganisation requiriert. Dass ihn einige Leute später deshalb nicht mehr grüssten, war für ihn unverständlich.

Tod und Würdigung

1956 liess die Gesundheit von Hans Heitz langsam nach; auch der alljährliche Bergaufenthalt wirkte nicht mehr wie erhofft. Gleichwohl führte er seine

Der 1939/40 als Evakuationskommissär von Kreuzlingen bekannt gewordene Rechtsanwalt Hans Max Heitz stand Ende November 1918 im Anschluss an den Landesstreik an der Spitze einer Reihe von Bürgerlichen, die zur Bildung einer Ortswehr aufriefen.

AUFRUF zur Bildung einer Ortswehr.

Die plötzlich eingetretene politische Umwälzung in Deutschland, der rasche Rückmarsch und die sofortige Durchführung der Demobilisation der deutschen Armee, die drohende Hungersnot und Arbeitslosigkeit in unserem Nachbarstaate geben zu der Befürchtung Anlass, es könnten wie in Russland blutige Revolution und Anarchie den Abschluss des Krieges bilden.

Aber auch in unserem Land haben Fanatiker den gewalttätigen Umsturz versucht und unsere Verfassung bedroht. Obwohl im ersten Anlauf besiegt, erheben sie von neuem ihre Stimmen, um das Volk zu verhetzen; rüsten sie zu einem zweiten Anlauf. Erfolgt er im gleichen Moment, in dem bei unsern Nachbarn die Revolution ausbricht, so steht unser Land in der grössten Gefahr, und es bedarf der tätigen Mitwirkung aller Gutgesinnten, dasselbe vor dem Untergang zu retten.

Speziell für Kreuzlingen kann eine in Konstanz ausbrechende Hungerrevolte die schwersten Folgen haben. Wir wissen nicht, ob in einem solchen Momente ausreichend Truppen vorhanden sind, um von Anfang an die Grenzen genügend zu schützen und Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu garantieren.

Aus diesem Grunde ist es dringend geboten, sofort eine Ortswehr zu organisieren, die im Moment drohender Gefahr bereit ist, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen und unsere Familien, unsere Wohnstätten, unser Hab und Gut vor dem Untergang zu bewahren.

Dringender als in vielen andern Orten unseres Landes, in welchen ebenfalls solche Organisationen gebildet werden, ist bei uns diese Vorbereitung der Notwehr; denn uns Grenzwohnern droht nicht nur die Gefahr im innern, sie droht im gleichen Maße von aussen.

Die unterzeichneten Einwohner aller bürgerlichen Parteien richten daher den dringenden Appell an alle in Kreuzlingen niedergelassenen Schweizer, denen Ruhe und Ordnung in unserem Land und in unserer Gemeinde am Herzen liegen, sich dieser Ortswehr aktiv anzuschliessen. Keiner fehle, dem seine körperlichen Kräfte noch erlauben, eine Waffe zu führen und sich gegen drohende Gewalt zu verteidigen. Aber auch Jünglinge vom 18. Altersjahre an, welche die Erlaubnis ihrer Eltern erhalten, sollen sich anmelden.

Notwehr ist es, die wir organisieren wollen. Nicht eine Bürgergarde alten Stils, nicht Uebungen militärischer Art planen wir. Eine Bereitstellung aller, welche unser Land, unsere Demokratie schützen soll, das ist der Zweck dieser Organisation.

Kreuzlingen, den 30. November 1918.

Dr. Hans Heitz.
E. Kreis-Fehr.
O. Brunschweiler.
H. Gremlı.
Dr. A. Mettler.
Emil Fehr, Hauptm.

P. Thalmann.
R. Hofmann, Notar.
J. Baumgartner.
Dr. Böhi.
E. Brenner.
Dr. O. Binswanger.

Anwaltspraxis noch weiter. Am 19. April 1957 starb Heitz im Kantonsspital Münsterlingen.

Das Leben von Hans Max Heitz war geprägt durch vier wichtige Bereiche: seinen Beruf, das Militär, öffentliche Ämter und seine Familie.

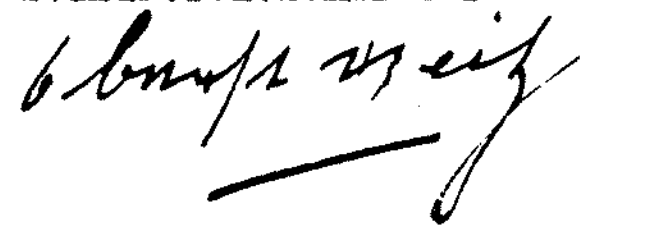
In seinem Beruf als Anwalt kamen ihm seine vielseitigen intellektuellen Interessen und vor allem seine Freude an exakten Wissenschaften wie der Mathematik sehr zustatten. Sein Freund und Militärkamerad Dr. Hans Kobelt aus Ermatingen bezeichnete ihn als «begnadeten» Strafrechtler. Tatsächlich leistete er in seinen diversen Funktionen und mit seiner ganzen Hingabe der thurgauischen Strafrechtsprechung ausserordentliche Dienste. Mit welchem grossem Engagement er seinen Beruf erfüllte, zeigt sich daran, dass er seine letzten Fälle noch vom Krankenbett aus betreute.

Eine zentrale Stellung in Hans Heitz' Leben nahm die militärische Tätigkeit ein. Geschätzt wurden seine klare Befehlssprache, sein grosses taktisches Können und seine kompromisslose Dienstauffassung, die ihn schon als Abteilungskommandant zu einem Begriff in der Division werden liessen.

Es war bestimmt kein Zufall, dass die Thurgauer Regierung 1939 Oberst Hans Heitz zum Evakuationskommissär für Kreuzlingen ernannte. Seine Einsatzbereitschaft, seine Seriosität und seine innere Disziplin prädestinierten ihn geradezu für diese verantwortungsvolle, aber auch schwierige und undankbare Aufgabe.

Nach aussen schien Hans Max Heitz verschlossen. Wer ihn aber kannte, fand hinter seiner stillen und eher strengen Aussenseite viel feinen Humor, viel treue Freundschaft und Hilfsbereitschaft. Von seinem Engagement profitierten Kanton, Gemeinde, Vereine, Verbände und Unternehmen. Den nötigen Rückhalt fand Hans Max Heitz in seiner Familie und in der Natur, vor allem in seinen geliebten Bergen, die ihm Heimat bedeuteten.

Der Evakuationskommissär:



Nachlass

StATG 8'629'0-2.

Quellen

Nachlass; Mündliche Auskünfte von Frau Franziska Knoll-Heitz, St. Gallen; Heitz Hans Max, Dr. iur. und Oberst, Ansprache und Nachruf, Ms. (22 Seiten).

Nachrufe und Literatur

Oberst Hans Heitz, in: TZ, 23.4.1957; Kobelt Hans: Oberst Dr. Hans Heitz, Kreuzlingen, in: Thurgauer Volksfreund, 24.4.1957; Kreuzlingen, in: TTW, 24.4.1957 (A); Tjb 1958; Baeschlin, F[ridolin]: Dr. iur. Hans Heitz v/o Kauz, Oberst der Infanterie, Kreuzlingen, 1878-1957, in: Concordia 1957/58, S. 68-70.

Herzog, Ruedi: Die Grenzbrigade 7 zwischen 1938 und 1945, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit der Universität Zürich, Kreuzlingen 1991; Herzog, Ruedi; Stricker Hannes: Grenzschutz am Bodensee und die Geschichte der Grenzbrigade 7, Frauenfeld 1993.

Bildquellen

Abb. 1: StATG, b) Fotos und Bilder: Heitz Hans Max (Hans Max Heitz als Oberst, um 1927; Fotograf unbekannt).

Abb. 2: StATG 8'629'0: Aufruf zur Bildung einer Ortswehr Kreuzlingen, 30.11.1918, Flugblatt.

Unterschrift: StATG 8'629'1: Befehl des Evakuationskommissärs von Kreuzlingen, 11.5.1940.

Ulrich VIII. von Hohensax (1462–1538) Gerichtsherr und Militärunternehmer



Lebensdaten und familiäres Umfeld

Ulrich von Hohensax wurde zirka 1462 als Sohn des Freiherrn Albrecht von Hohensax († 1463), Herr zu Bürglen und Forstegg, und der Ursula Mötteli von Rappenstein († nach 1500) geboren. Der Vater war ein verschuldeter typischer Vertreter des konservativen Geburtsadels des Spätmittelalters. Seine Mutter stammte aus einer sehr begüterten Familie und gehörte zum Geldadel. Seine Schwester Veronika verheiratete sich mit Hans von Landenberg zu Altenklingen.

Burg und Städtchen Bürglen waren mit Leuten, Gütern und Gerichten seit 1447 freies Eigen der Familie Hohensax (bis 1550). Nach Auslösung der väterlichen Schulden war Hohensax zudem seit 1481 wieder Herr zu Forstegg im Rheintal.

Es ist anzunehmen, dass ein Kaplan an der Schlosskapelle Bürglen Ulrich Schulunterricht erteilte. Praktische Anschauung in Geldwesen und Gelderwerb erhielt Hohensax durch seinen Grossvater,

der seit 1469 auf Bürglen wohnte, und durch den einflussreichen Zürcher Bürgermeister Hans Waldmann. Dieser machte den jungen Freiherrn mit dem sogenannten Pensionenwesen (Zahlungen der europäischen Fürsten für Söldnerlieferungen und «gute Dienste») sowie mit ausländischen Geldgebern bekannt. Zwischen 1496 und dem Schwabenkrieg heiratete Hohensax Gräfin Agnes von Lupfen. Diese stammte aus einem schwäbischen Adelsgeschlecht und brachte als Witwe des Freiherrn Peter von Hewen die drei Kinder Friedrich, Wolfgang und Georg mit in die Ehe. Diese Verbindung blieb kinderlos.

Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete Hohensax das offenbar sehr junge Freifräulein Helena von Schwarzenberg, Tochter des Freiherrn Johann des Starken. Diese gebar ihm etwa 1519 seinen einzigen Sohn und Leibeserben Ulrich Philipp.

Freiherr Ulrich VIII. von Hohensax starb am 23. August 1538 auf Schloss Bürglen. Der Grabstein mit Wappenschild und Bücherrolle – früher in der Schlosskapelle Bürglen – ist jetzt in der Schlosskapelle Altenklingen aufgestellt. Die Inschrift auf der Bücherrolle lautet:

«Hir lit begraben der wo[l]geborn
her Vlrich friher von der Hohen
Sax der starb uf san Bartolm.
abend im 1538 iar dem Got gnad»

Solddienst als Lebensinhalt und Existenzgrundlage

Das Söldnertum der Schweizer gehörte während Jahrhunderten zu den wichtigsten aussenpolitischen Aspekten der Alten Eidgenossenschaft. Neben den dreizehn Alten Orten stellten auch die Zugewandten Orte, das Wallis und Graubünden, ja selbst Untertanengebiete wie der Thurgau eine unübersehbare Schar von Offizieren und Soldaten.

Im Spätmittelalter und zu Beginn der Neuzeit waren die Chefs der Schweizer Truppenkontingente vielfach nicht nur gefürchtete Söldnerführer, sondern ebenso sehr Militärunternehmer. Sie rekrutierten ihre Verbände auf privatwirtschaftlicher Basis und fassten ihr Handwerk hauptsächlich als finanzielles Geschäft auf. Diese Unternehmer (Pensionäre, Provisionäre, Condottieri) stellten die Söldner den europäischen Höfen gegen Bezahlung vorübergehend zur Verfügung und hofften, die investierten Geldmittel durch Beute im Kriegsgebiet und finanzielle Entschädigungen seitens ihrer Dienstherrn (Pensionen, Provisionen, Condotta) mehr als wettzumachen. Nach dem Dreissigjährigen Krieg traten vermehrt Söldnerlieferungsverträge (Kapitulationen) zwischen den Kantonen und Dienstherrn an die Stelle der privatrechtlichen Vereinbarungen.

Insgesamt bildeten Anwerbung und Unterhalt von Söldnerverbänden im Dienste der Fürsten und Könige Europas – verbunden mit jährlichen Pensionen an die betreffenden Kantone und Einzelpersonen – wichtige Existenzgrundlage und eigentlichen Lebensinhalt zahlreicher führender Familien in der Alten Eidgenossenschaft.

Der militärische Unternehmer im Schwabenkrieg

Bereits Hohensax' Vater war ein erfolgreicher privater Militärunternehmer gewesen. Es ist anzunehmen, dass der junge Hohensax in den Burgunderkriegen, in Grandson, Murten und Nancy, erste Erfahrungen mit dem Kriegshandwerk sammelte. 1487 war er mit etlichen thurgauischen Freiknechten in Venedig; es folgten weitere mehr oder weniger spontane Freischarenzüge in Oberitalien. «Wo es um Sold und Beute ging, war der Freiherr dabei», schreibt Martin Bänziger.

Ein weiteres Aktionsfeld bot der Schwabenkrieg

von 1499, in welchen beide Besitzungen des Freiherrn einbezogen wurden. Hohensax selbst beteiligte sich mit seinen Untertanen von der Herrschaft Forstegg an regelmässigen Raub- und Beutezügen über den Rhein. Zeitweise führte er das Kommando über eidgenössische Truppen in Werdenberg. Eine Strafexpedition des Schwäbischen Bundes ins Werdenbergische verwüstete auch die Herrschaft Forstegg. Dabei fiel auch die Kirche Sennwald, die Grabstätte der Freiherren von Hohensax, in Schutt und Asche.

Die Herrschaft Bürglen war vom stark emotional geführten Klein-, Beute- und Raubkrieg an Bodensee und Rhein etwas weniger betroffen. Indes rühmten die Zeitgenossen die Tapferkeit des Freiherrn in der harten Schlacht bei Frastanz (20. April 1499), in welcher etwa 7000 Mann auf beiden Seiten aufeinander prallten. Die Tagsatzung würdigte mehrmals die militärischen und diplomatischen Meriten des Freiherrn in diesem mehrjährigen Ringen und beschloss am 2. September 1500: «Dem Herrn von Sax ist, in Ansehung der treuen Dienste im Schwabenkrieg, der VII Orte Anteil an Burg Hohensax und Dörfchen Sax mit Steuern, Diensten, Gerichten und allen Rechten übergeben worden.»

Hohensax in den italienischen Kriegen

Die italienischen Kriege in den ersten fünfzehn Jahren des 16. Jahrhunderts bildeten eine der Blütezeiten des privaten Militärunternehmertums vor der Reformation. Söldnerwerber und -führer sowie Unterhändler aus den eidgenössischen Orten fanden sich an den Höfen jener Mächte ein, die sich für Schweizer Landsknechte interessierten. Besonderes diplomatisches Geschick, verbunden mit feinem Gespür für eigene materielle Vorteile, entwickelte Ulrich von Hohensax sowohl als freier Führer eigener Truppen als auch als eidgenössischer Krieger und Reisläuferhauptmann. Hohensax war seit 1486 Bür-

ger von Zürich (1470 hatte seine Mutter für sich und den minderjährigen Ulrich auf das Bürgerrecht von St. Gallen verzichtet). Der Freiherr betrieb eine subtile Balancepolitik zwischen der Zürcher Protektion einerseits und lukrativen Provisionen andererseits. Sofern Vorteile lockten, zögerte er nicht, vordergründig Neutralität zu wahren oder gar die Partei zu wechseln.

Wahrscheinlich beteiligte sich Hohensax bereits 1500 beim kurzen Wiedereinzug Ludovico Moros in sein Herzogtum Mailand und beim Verrat von Novara.

Unter dem Eindruck der politisch und menschlich verheerenden Folgen des Reislaufer beschloss die Tagsatzung 1503 ein gesamteidgenössisches Pensionen- und Reislauferverbot. Dieses umging der Freiherr freilich schon bald, indem er sich in den bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg hineinziehen liess. 1507 kämpfte Hohensax in Genua für die Sache Frankreichs. Anschliessend leistete er hemmungslos Kurierdienste für dessen Gegner. Zwei Jahre später sah sich Hohensax auf dem Höhepunkt seiner diplomatischen Tätigkeit: Bei ihm liefen die Fäden der eidgenössisch-habsburgischen Annäherungspolitik zusammen.

Zur Krönung seines rastlosen Einsatzes auf den lombardischen Kriegsschauplätzen wurde der Pavia-Feldzug. Der Kriegsrat der Hauptleute der eidgenössischen Orte wählte am 16. Mai 1512 in Trient den etwa fünfzigjährigen Ulrich von Hohensax zum Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppenkontingente. Die Wahl war nicht ohne Einfluss des Walliser Kardinals Matthäus Schiner zustande gekommen. Am 15. Juni 1512 fiel Pavia, und im Juli – nach wochenlanger Brandschatzung der eroberten Stadt – unterwarfen Hohensax' Söldner die Lombardei. Der Freiherr blieb mit einem 6000 Mann starken eidgenössischen Besatzungskontingent zurück, um die Regelung der mailändischen Fragen diplomatisch einzufädeln; der grösste Teil der «Beschützer der Freiheit der Kirche» wurde ausbezahlt und entlassen.

Am 29. Dezember 1512 erhielt Maximilian Sforza die Schlüssel für sein Herzogtum Mailand. Auf Beschluss der Tagsatzung nahm Hohensax zusammen mit einer eidgenössischen Gesandtschaft diese Übergabe im Namen des Reiches vor. Diese Handlung bedeutete sowohl für die Eidgenossenschaft als auch für Hohensax einen Machthöhepunkt.

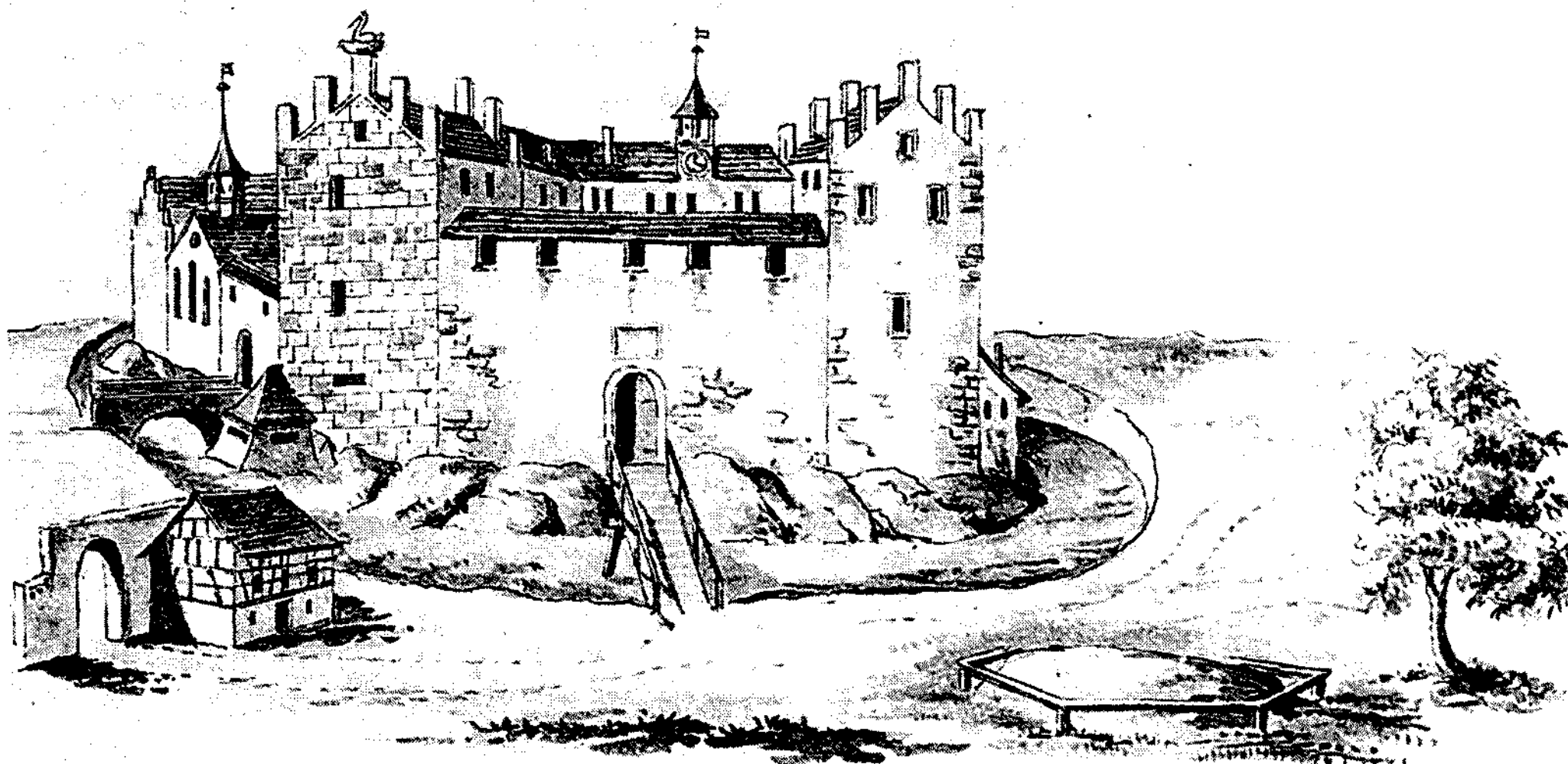
Nach mittelalterlichem Brauch unterliess es auch Hohensax nicht, dem Allmächtigen für den Sieg in Pavia zu danken. In diesem Sinne stifteten er und seine Frau Agnes eine Kaplaneipfründe in der Pfarrkirche Sennwald. Damit verbunden war eine ewige Jahrzeit für die Seelenruhe des Freiherrn im ansehnlichen Betrag von zehn Gulden jährlich.

Unterdessen spann Frankreich die diplomatischen Fäden, um Mailand militärisch zurückzuerobern. Am Spiel um Söldner beteiligte sich auch Hohensax, der den Mailändern zu erkennen gab, dass er die einflussreichen Leute in Graubünden kenne. Am Zug der eidgenössischen Kontingente in die Lombardei 1513 nahm auch Hohensax teil. Der eidgenössische Erfolg in Novara (6. Juni 1513) war indes bereits Geschichte, als der Freiherr mit seinem Ostschweizer Kontingent auf dem Schlachtort eintraf. Ob französisches Geld Hohensax am rechtzeitigen Eintreffen hinderte, ist offen. Nach Abschluss des siegreichen Feldzuges übermittelte Papst Leo X. Hohensax durch Vermittlung von Schiner eine Dankesbotschaft. Die zeitgenössischen Quellen schildern den Militärunternehmer als strammen Feldherrn mit markantem Gesicht, kurzem Breitbart und mächtigem Federbusch auf dem Barett.

Provisionär und Grundherr

Der Feldzug von Novara war das letzte militärische Unternehmen von Hohensax als Feldherr. Der nunmehr über Fünfzigjährige überliess das aktive Kriegerum seinen Stiefsöhnen Georg und Friedrich.

Ob Ulrich VIII. von Hohensax auf Schloss Bürglen zur Welt kam, ist unbekannt; sicher aber ist, dass er dort 1538 starb. Die älteste bildliche Darstellung des Schlosses datiert von 1631 und stammt von Christoph Rotmund. Die Zeichnung ist indes ungenau. So dürfte insbesondere der Schlossgraben tiefer gewesen sein als dargestellt.



Nebst den eher geringen Einkünften aus Grundbesitz und Rechten bildeten fortan die französische Pension und Zahlungen aufgrund von Söldnerlieferungen aus der Herrschaft Forstegg sowie Abgeltungen für diplomatische Missionen, Nachrichtendienste und Schiedsrichtertätigkeit wesentliche Erwerbsquellen.

Der Frieden aller 13 Orte mit dem französischen König Franz I. 1516 bedeutete das Ende der mehr oder weniger offensiven Kriegszüge nach Oberitalien und der zerrissenen Politik der Eidgenossen. «An den jährlichen Pensionen für Orte und Zugewandte war Hohensax nun ebenfalls beteiligt, denn er hatte sich den Status eines mächtigen mit Zürich verbürgerten Zugewandten in den mailändischen Feldzügen subtil und zielstrebig aufgebaut. Mit 1000 Franken Condotta war Hohensax an oberster Stelle der geheimen Privatpensionen, womit die Franzosen seine Dienste richtig eingeschätzt und Hohensax den Entschluss des Überwechsels sicher erleichtert hatten.» (Martin Bänziger)

Vermehrt waren nun seine diplomatischen Fähigkeiten gefragt: So schlugen ihn die Parteien im Streit um die im Friedensvertrag offen gelassenen Besitzverhältnisse der Orte Mendrisio und Balerna im Süd-tessin als Schiedsrichter vor. Der zwischenzeitliche Sturz der französischen Herrschaft in Mailand (November 1521) entband ihn indessen von diesem delikaten Mandat.

Zwangslage in der Reformationszeit

Bereits das während der französischen Rückeroberung Mailands von Zürich erlassene Reislauferbot hatte Hohensax als Ausburger in arge Verlegenheit gebracht. Das von der Zwinglistadt zusätzlich verfügte Pensionenverbot hinderte ihn aber nicht, seine französische Pension zu behalten.

Der Freiherr hatte von 1524 bis zum Ableben 1538 Wohnsitz auf Bürglen. Die zunehmend unruhi-

ge Lage in seinem Thurgauer Herrschaftsteil hatte ihm diesen Wechsel nahegelegt. Aus verständlichen Gründen paktierten die Thurgauer Gerichtsherren eher mit den katholischen Orten, während ihre bäuerlichen Untertanen sich an das neugläubige Zürich anlehnen mussten, wollten sie ihre religiösen, sozialen und politischen Forderungen durchsetzen.

Im Rheintal befürchteten die evangelischen Orte – vor allem Zürich – eine räumliche Verbindung der katholischen Innerschweizer mit dem österreichischen König. Vorerst erreichte Hohensax als Ausburger von Zürich, dass sich die Zwinglistadt zurückhaltend verhielt. Nach der Berner Disputation (1528) ging Zürich jedoch mit Unterstützung Berns zur Offensive über. Durch geschickte Konzessionen an die Untertanen vermied der Freiherr indes eine Intervention Zürichs und ging gleichzeitig schwelenden Aufständen aus dem Weg.

Da im Thurgau die Neugläubigen durch den Übertritt Berns zur Reformation das politische Übergewicht erhielten, konnte aufgrund der gesamt-eidgenössischen Machtverhältnisse Hohensax seine Bürgler Untertanen nicht daran hindern, zum evangelischen Glauben zu wechseln.

Der Erste Kappeler Frieden (1529) wirkte sich unmittelbar auf die beiden Herrschaften Hohensax' aus. Sennwald entschied sich mehrheitlich für die Reformation, worauf Zürich umgehend einen Prädikanten an diese von Hohensax 1513 gestiftete Pfründe und Jahrzeit schickte. Ein angesetzter Rechtstag hatte zum Ergebnis, dass unter massivem Druck Zürichs die Gemeinden Sennwald und Sax evangelisch wurden, obschon Hohensax in dieser Herrschaft aus politischen und sozialen Gründen eher am alten Glauben festhalten wollte. blieb im Schiedsspruch Zürich in konfessioneller Hinsicht hart, so liess es die grundherrschaftlichen Rechte Hohensax' ungeschmälert.

Im Thurgau spitzte sich die Situation Anfang 1530 zu: Um einen Bauernaufstand zu vermeiden,

mussten die Gerichtsherren vorübergehend den Untertanen den evangelischen Glauben zugestehen, von welchem sich diese Erleichterungen versprachen. Aufgrund der tatsächlichen Machtverhältnisse lehnte sich auch Gerichtsherr Hohensax an Zürich an.

Das Blatt wendete sich grundlegend 1532 mit dem Zweiten Kappeler Landfrieden. Gemäss dem von den siegreichen Katholiken durchgesetzten Prinzip «cuius regio, eius religio» begann Hohensax in beiden Herrschaftsgebieten, seine Rechte wiederherzustellen und – je nach Situation – die Rekatholisierung nach seiner Interpretation zu fördern.

Der Freiherr hatte sich dabei insbesondere in der Herrschaft Forstegg gegen fortwährende Eingriffe Zürichs zugunsten der Evangelischen zu wehren. Der Stadtstaat nämlich betrachtete aufgrund des Zürcher Bürgerrechts von Hohensax Forstegg als eigenes religiöses Interessengebiet. Doch musste sich Zürich nach langwierigen Händeln damit abfinden, dass die Forstegger Untertanen mehrheitlich katholisch blieben (oder es wieder wurden) und die Reformierten wenigstens nicht weiter behelligt wurden.

Im Thurgau brachte der Zweite Kappeler Landfrieden der katholischen Kirche zwar grundsätzlich ihre vorreformatorische Rechtsstellung zurück, doch brauchte es im konkreten Fall eine katholische Minorität, um den altgläubigen Kultus wiedereinzuführen. Im Bereich der Herrschaft Bürglen bestand eine solche noch in Wertbühl, wo Hohensax denn auch ohne Rücksicht auf die evangelische Mehrheit (und Zürich) den Prädikanten ab- und einen Kaplan einsetzte. In der Folge wurde Wertbühl wieder zu einer rein katholischen Pfarrei.

Insgesamt bestand das Endergebnis der Reformation in beiden Herrschaften Hohensax' darin, dass dessen Rechte gefestigt wurden. Im Gegensatz dazu hatte sich seine wirtschaftliche Lage negativ entwickelt. Trotz französischen Pensionen waren die lukrativen Zeiten des Condottiere und «Kronenfressers» vorbei. Er versuchte gar, Schulden durch Bus-

senverhängung sowie durch den Verkauf von Gütern und Rechten zu vermindern.

Würdigung

«Mit Freiherr Ulrich VIII. von Hohensax starb der mächtigste Spross dieses Freiherrengeschlechts, ein Mann, der entscheidend an der eidgenössischen Politik, vor allem in Oberitalien, mitagierte und der Wesentliche mitbestimmte hatte. Sein elementares Kriegertum sowie seine Verbindung zum süddeutschen Adel verhalfen ihm zu den lebensnotwendigen Innsbrucker Pensionen, während sein Zusammengehen mit den Eidgenossen und vor allem mit Zürich seit dem Schwabenkrieg ihm die Landeshoheit in Forstegg und die niedere Gerichtsbarkeit in Bürglen festigen half, was für diese Zeit äusserst bemerkenswert ist.» (Martin Bänziger)

Der hervorstechendste Charakterzug Hohensax' war sein von Erwerbsrücksichten diktiertes wechselhaftes Verhalten sowohl im politischen als auch im religiösen Bereich. Dies wiederum war die Voraussetzung für erfolgreiche und wirtschaftlich ergiebige Schiedsrichtermandate im In- und Ausland. Zeitweise agierte er als eine Art Universal-Unterhändler sowohl in politischen und wirtschaftlichen als auch in religiösen und rechtlichen Angelegenheiten. Die militärischen Erfolge in Oberitalien stärkten seine Stellung als Militärunternehmer, wobei er privates Unternehmertum und staatliche Ordnungs- und Herrschaftsprinzipien geschickt zu verbinden wusste. Der offensichtlich volkstümliche Haudegen und schlaue Politiker konnte sogar die grosszügige französische Pension trotz Zwingli weiterhin beziehen.

Beim Freiherr standen auch familiäre Verbindungen gezielt im Dienste seines erfolgreichen Militärunternehmertums. Weitere Mittel dazu waren Bürgschaften für Verwandte und Bekannte des benachbarten Landadels. Verwandte Hohensax' fanden sich

auch in geistlichen Reichsfürstenstellen. Ein Onkel, Gerold von Hohensax, war Abt von Einsiedeln. Heinrich von Hewen, ein Bruder des verstorbenen Gemahls der ersten Frau, war Bischof von Chur.

Bemerkenswert ist die geschickte Hand Hohensax' im Ausbau und in der Festigung seiner Herrschaftsrechte. In Forstegg gelang es ihm, zwischen den eidgenössischen Landvogteien Sargans und Rheintal seine Territorialhoheit mit hoher und niedriger Gerichtsbarkeit, Militärhoheit und Rekatholisierung zu konsolidieren. Gleich erfolgreich ging er in Bürglen vor. Da seinerzeit der meist verschuldete Adel von wenig ergiebigen Einnahmen aus Grundbesitz und Hoheitsrechten lebte, war sein initiatives Militärunternehmertum für die Ablösung der väterlichen Schulden sowie zum Ausgleich der gefallen Erb-lehenzinse und der Hypothekenlast dringend nötig. Es spricht für seine ausgewogene und vorsichtige Balancepolitik, dass der Freiherr niemals einen Dienst infolge Treulosigkeit oder Pflichtwidrigkeit aufgeben musste, so oft er auch die Partei wechselte. Während der Reformation gab er sich im Thurgau eher evangelisch, im Rheintal eher katholisch.

Schliesslich ist hervorzuheben, dass Hohensax seine soziale Stellung gegenüber seinen Untertanen in vielerlei Hinsicht bewahren konnte. Seinem zielgerichteten Wirken verdankt die Dynastie Sax-Hohensax ihre Behauptung im europäischen Raum noch ein volles Jahrhundert nach dem Tode ihres machtvollen Sprosses.

Graf Froben Christoph von Zimmern (1519–1566) sparte in seiner Chronik bei der Schilderung dieser kraftvollen Condottiere-Persönlichkeit nicht mit Lob: «Ain ehrlicher freiherr und ain berüempter kriegsman, der auch bei seinen zeiten in kriegshandlungen vil gueter thaten het begangen.»

*Ulrich Freiherr von der Hohen Sax
... Herr zu Bürglen, Forstegg*

Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Quellen

Vgl. Bänziger (vgl. Literatur), S. 163–173.

Literatur

Bänziger, Martin: Freiherr Ulrich VIII. von Hohensax, Herr zu Bürglen und Forstegg (1462–1538). Studien zu einem Vertreter des privaten militärischen Unternehmertums im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert, Diss. phil. I (Zürich), Zürich 1977; Menolfi, Ernest: Bürglen. Geschichte eines thurgauischen Dorfes vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Zürich 1996, S. 38–47 (Die Freiherren von Sax-Hohensax, 1360–1550); Pupikofer, J[ohann] A[dam]: Freiherr Ulrich von Sax zu Hohensax, Herr zu Bürglen, in: TB 16 (1876), S. 47–77; Schaufelberger, Walter: Blätter aus der Schweizer Militärgeschichte, Frauenfeld 1995 (Schriftenreihe der Schweiz. Gesellschaft für Militärgeschichtliche Studienreisen; 15), S. 204–205; Schedler, Robert: Die Freiherren von Sax zu Hohensax, St.Gallen 1919 (Neujahrsblatt 1919, hrsg. vom Historischen Vereins des Kantons St.Gallen), S. 1–58, hier S. 39–47.

Bildquellen

Abb. 1: SLM CO–0079: Wappenscheibe des Ulrich, Freiherr von Hohensax, Glasgemälde um 1510; Fotografie: SLM. (Ganz und farbig abgebildet in: Schaufelberger [vgl. Literatur], S. 205.)

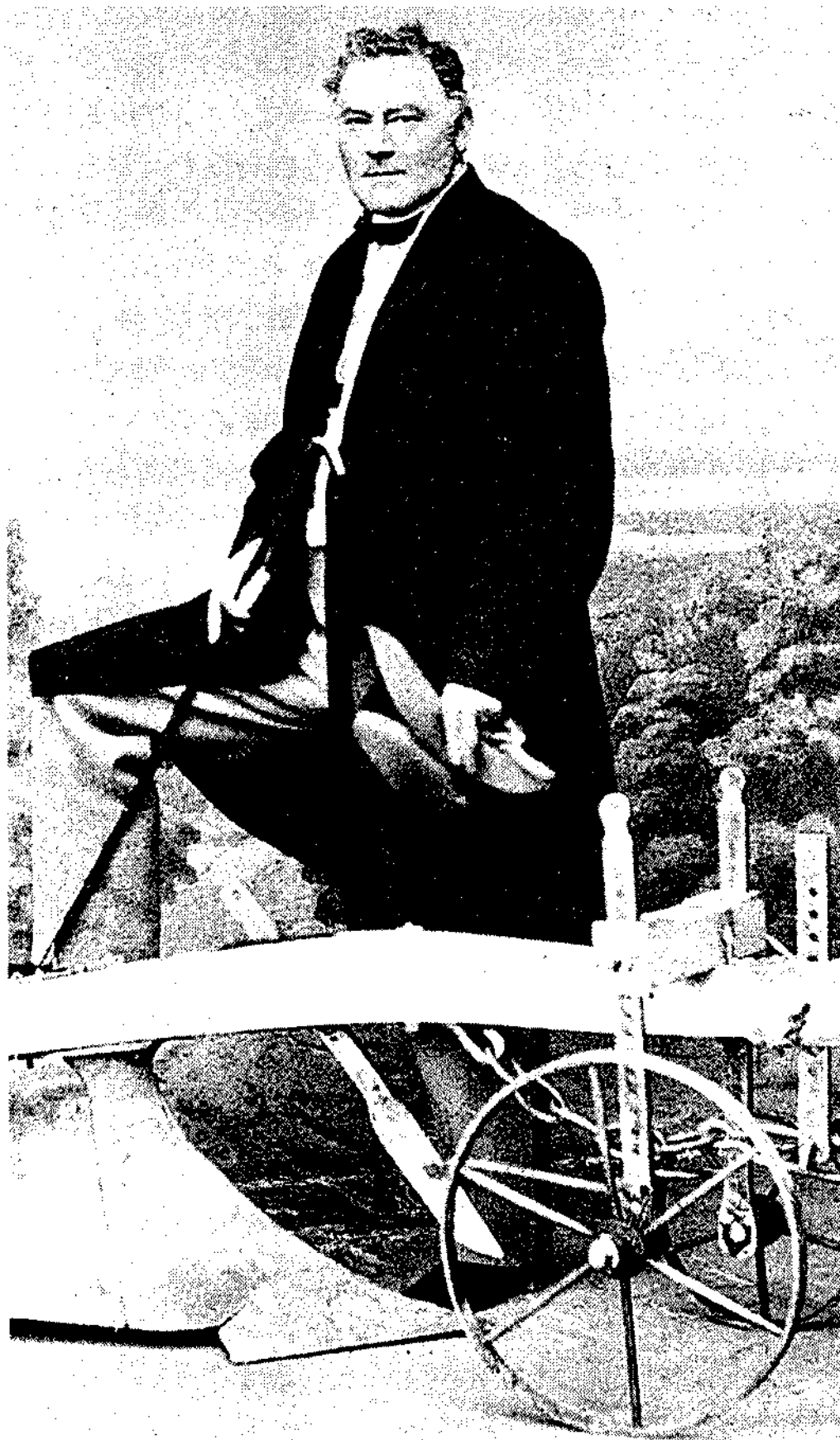
Abb. 2: ZB Zürich, Graphische Sammlung: Schloss Bürglen, Zeichnung von Christoph Rotmund, 1631; Fotograf unbekannt. Unterschrift: StAZH A 346.1: Brief Hohensax' an Zürich, 16.4.1533; Fotografie: StAZH.



Paul Pfaffhauser

Johann Heinrich Im Thurn (1813–1884)

Agronom



Herkunft und Jugend

Entschlossen lächelt er in die Kamera, der schneidig gekleidete Mann mit dem krausen Haar und dem schwarzen Mantel, dem Stock in der rechten und dem Strohhut in der linken Hand. Die Vorfahren des am 13. Februar 1813 in Schaffhausen Geborenen haben einst zum vornehmsten adeligen Geschlecht der Stadt gehört. Macht und Einfluss zeigen sich in

frommen Stiftungen, an ausgedehntem Besitz von Gütern und Vogteien, an hohen Rängen im Militär und an wichtigen Regierungspositionen in der Heimatstadt. Auch im Hegau, im Klettgau, im Thurgau, im Zürichgau und im Schwarzwald haben sie an manchem Ort den Ton angegeben. Die Ahnenliste lässt sich anhand von Urkunden zurückverfolgen bis ins Jahr 1275. Äbtissinnen, Kammer- und Geheime, Rats- und Gerichtsherren, Statthalter, Dorfvögte, Seckelmeister, Oberbaumeister, Oberpfleger des Spitals, auch Bannerherren, Fähnriche und andere hohe Offiziere kommen darin vor.

Auch der Vater unseres Agronomen ist Offizier. Glorreich kämpft er mit seinen Truppen auf königlich-sardinischer Seite gegen die Franzosen. Er trägt ebenfalls den Namen Johann Heinrich (1774–1815). Von Schaffhausen aus übt er in Barzheim und Thayngen Gerichtsrechte aus. Beim Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft lässt sich der Aristokrat von der neuen politischen Ordnung begeistern. Er lehnt einen hohen Kommandoposten in Schaffhausen ab und meldet sich als gemeiner Soldat zur Bewachung der Schweizergrenze. Seine Frau, Magdalena Stockar von Neunforn, bringt ihm drei Kinder zur Welt: im Jahre 1800 Friedrich Nicolaus, zwei Jahre später Henriette und 1813 als Nachzügler unseren Johann Heinrich.

Dessen Kindheit wird vom allzu frühen Tod des Vaters überschattet. Ausserdem leidet er unter dem Besuch von schlecht geführten Schulen. Deutsch muss er durch das Lateinische erlernen. Weil den Jünglingen weder der kleine noch der grosse Katechismus erklärt wird, erleben sie den Unterricht mit demselben als geisttötende Gedächtnisübung. Rechnen und Schreiben bringt ihnen ein roher Meister bei, der das Lineal trefflich zu handhaben weiss. Eine naturwissenschaftliche Ausbildung fehlt. Auch sein Onkel, der sich mit physikalischen Kunststücken abgibt, hilft ihm da nicht weiter. Die Fragen Johann Heinrichs nach dem «Warum?» fertigt er jeweils trocken mit «Darum!» ab. Das einzige, was ihm von der Schaff-

hauser Schulzeit in guter Erinnerung bleibt, ist das Memorieren geistlicher Lieder und allerlei Gedichte.

Ausbildung in Hofwil und Roville

Johann Heinrich wächst rasch zu einem schmächtigen Jüngling heran. Er leidet darunter, dass er kurzsichtig ist. Zu Unrecht bringt ihm seine Augenschwäche in der Vaterstadt den Ruf ein, er grüsse nur jene Leute, die er möge, er sei hochnäsig und eigensinnig. Seine verwitwete, für alles Edle begeisterte, aber strenge Mutter muss in bezug auf ihren Sohn manche übelwollende Einflüsterung hinnehmen. Doch setzt sie sich mutig darüber hinweg, nimmt ihn vom schlechten Gymnasium, bringt ihn aus der fremd gewordenen Vaterstadt zu einem Manne, der schon manchem Jüngling zum zweiten Vater geworden ist, zu Philipp Emanuel von Fellenberg (1771–1844). Dieser berühmte Neuerer der schweizerischen Landwirtschaft ist zugleich ein begabter Sozialpädagoge. Unter dem Einfluss Pestalozzis hat er im Jahr 1804 auf dem Gut Hofwil bei Bern eine Erziehungsanstalt errichtet und ihr eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt angegliedert. Die Grosszügigkeit Fellenbergs gegenüber dem Jüngling aus Schaffhausen lässt darauf schliessen, dass eine hohe Abstammung nicht immer mit einem grossen Vermögen verbunden ist, jedenfalls verlangt er von seinem Zögling nur einen Teil des sonst üblichen Schulgeldes.

Wie sein Vorbild Pestalozzi ist auch Fellenberg davon überzeugt, dass die Ausbildung eines jungen Menschen nur dann Erfolg bringt, wenn sich Kopf, Herz und Hand, also dessen moralische, intellektuelle und physische Anlagen im Gleichschritt entwickeln können. Konsequenterweise wird das erste Jahr fast ausschliesslich dazu verwendet, den physischen Rückstand in der Entwicklung Im Thurns etwas nachzuholen. Weil er durch den gedankenlosen Unterricht in Schaffhausen vom Lernen sowieso nichts mehr

wissen will, befasst er sich in dieser Zeit ausschliesslich mit Gartenarbeit, insbesondere mit der Pflege von Blumen. Dies vermag eine bisher verborgene Neigung zu den Lebewesen zu wecken. Der Umstand, dass ihm das Leben in Gottes freier Natur zusagt und seinen Körper stärkt, bestimmt die Berufswahl. Er möchte Landwirt werden und erlernt in Hofwil die dazu erforderlichen Handarbeiten.

Seinem Lehrmeister, dem Thurgauer Johann Jakob Wehrli (1790–1855), der zu jener Zeit bei Fellenberg unterrichtet, müssen der aufblühende Eifer und die Ausdauer des Jünglings aufgefallen sein. Wenige Jahre später empfiehlt Fellenberg, Im Thurn solle sich an der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Roville bei Nancy weiterbilden. Dort wirkt Christophe Josephe Alexandre Mathieu de Dombasle (1777–1843), der zu jenen Agronomen des 19. Jahrhunderts gehört, die den Ideen des grossen europäischen Landwirtschaftsreformers Albrecht Thaer (1752–1828) in Frankreich zum Durchbruch verholfen haben. Bei ihm holt nun der zum lernbegierigen und eifrigen Landwirt herangewachsene Schaffhauer Junker sein Rüstzeug, das ihn zeit seines Lebens prägen und das er, verknüpft mit eigenen Beobachtungen, in zahlreichen Schriften und Aufsätzen anderen weitergeben wird. Das Charakteristische des Agronomen dieser Epoche der grossen technischen Entwicklungsschritte liegt darin, dass er nicht nur Herr über zahlreiche Arbeitskräfte ist, sondern auch als Buchhalter, Projektleiter und Impulsgeber wirkt. Er muss risikofreudig sein und gegen zähe Traditionen ankämpfen. Dazu braucht er Energie, Mut und Überzeugungskraft, vor allem aber grosses menschliches Einfühlungsvermögen.

Wanderjahre in Frankreich und Belgien

Im Thurn gefällt es in Roville, er wird bald zu einem der besten Schüler. Nach seinem 1834 erfolgten Stu-

Johann Heinrich Im Thurns Beitrag zur Modernisierung der thurg. Landwirtschaft auf die Einführung verbesserter Pflüge beschränkt zu sehen, wäre falsch; trotzdem war die Propagierung des Dombasle-Pflugs ein wichtiger Teil seiner Aktivität. Widmungsexemplar an Dekan Johann Kaspar Mörkofer (1799–1877) zuhanden der Thurg. Gemeinnützigen Gesellschaft.

dienabschluss festigt er sein Wissen dadurch, dass er auf einem Gut arbeitet, das seinem französischen Lehrmeister Dombasle gehört. Daraufhin hospitiert er einige Monate an der deutschen landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim-Stuttgart, an der Johann Nepomuk Hubert von Schwerz (1759–1844) im gleichen Sinne wie Dombasle in Roville wirkt. Weitere Kenntnisse erwirbt er sich bei Wanderungen durch Süddeutschland, wo er in Brombach im Lautertal auf einer Domäne des Fürsten Löwenstein belehrende Beschäftigung findet: ein Landwirtschaftsbetrieb von 400 Morgen Fläche (rund 120 ha) mit Wiesen, Äckern, Wald, Weinbergen und Hopfenanlagen, zu dem eine Bierbrauerei, eine Dampfbrennerei, eine Käserei, eine Mühle und eine Ziegelei gehören.

Sein Lehrer Dombasle, mit dem er immer noch enge Beziehungen unterhält, verhilft ihm zu weiteren Stellen in Grange-au-Bois in Lothringen, Château de l'Estrade in der Auvergne und Château d'Ostin in Belgien. Auf der Saline Dieuze hilft er, einen grossen Eichenwald in ein Landgut umzuwandeln – eine schwere Arbeit, die ihn überanstrengt und krank macht. Im Wintersemester 1836/37 besucht er Vorlesungen im Conservatoire des arts et métiers in Paris, wo er gute Freunde und verständnisvolle Professoren findet. Stellen, die ihm in Algier, auf Korsika, in Ägypten und Griechenland angeboten werden, lehnt er mit Rücksicht auf seine alternde Mutter ab. Mit seinem Stellenantritt auf Schloss Castell bei Tägerwilen im Jahre 1838 – auch diesen Posten hat ihm Dombasle vermittelt – setzt er seinen Wanderjahren vielmehr ein Ende und bezieht, immer noch als Jungeselle, erstmals eine längere Bleibe.

Als Gutsverwalter auf Castell

Über die sieben ersten Jahre seines praktischen Berufslebens berichtet er in seinem Buch «Landwirth-



schaftliche Beschreibung der Gutswirtschaft Castell [...]» (1845). Bis anhin ist der Landwirtschaftsbetrieb durch «drei grosse und drei kleine Lehensleute» bewirtschaftet worden, die den Boden verschlechtert und das Vieh und die Gebäude vernachlässigt haben. Die Äcker sind mit Gräben, Vertiefungen und Hecken durchsetzt, vielerorts versumpft, stark verunkrautet und nirgends gedüngt. Noch wird die Fruchtfolge der herkömmlichen Dreifelderwirtschaft eingehalten. Im Thurn greift gründlich in diese meliorationsbereite Situation ein. Konsequenter führt er über den ganzen Betrieb, die Hauswirtschaft eingeschlossen, die doppelte Buchhaltung ein. Auf den Äckern passt er die

Fruchtfolge den neuesten Erkenntnissen an. Manche Parzelle lässt er ausebnen, manche Hecke ausreuten. Über 12 000 Fuder Erde und über 16 000 Fuder Dünger werden in die Kulturen eingebracht. Neue Güterwege werden angelegt, Ställe und Gebäude verbessert, Miststätten und Jauchegruben gebaut. Er bringt den Viehstand in Ordnung und setzt die Obstkulturen instand.

Viel grössere Anstrengungen als diese Arbeiten erfordert der Eingriff in die Behaglichkeit seiner Mitarbeiter, wie das Beispiel der über alles hoch gehaltenen Ruhepausen um 9 Uhr und um 4 Uhr zeigt, «wo dann leicht beim bequemen Genuss von Brod und Cyder [vergorener Apfelmast], der frisch aus dem Keller auf's Feld soll gebracht werden, jedesmal drei Viertelstunden und mehr vorüber streichen, ehe, sey es Meister oder Tagelöhner, man daran denkt, die oft eilende Arbeit – wie z. B. im Heuet, in der Erndte – fortzusetzen». Mit einer neuen Haus- und Gesindeordnung schafft er klare Arbeitszeiten, auch für die Tagelöhner. Schliesslich schreibt er der Haushälterin einen Menuplan vor.

Sein grosses Einfühlungsvermögen zeigt sich darin, wie er sein wichtigstes Anliegen in die Tat umsetzt. Es geht darum, auf dem Schlossgut den Dombasle-Pflug einzuführen. Zuerst versteckt er das Gerät in einem Schuppen, um es – und damit sich selber – nicht zum voraus dem Spotte seiner Angestellten auszusetzen. Dann nimmt er einen Jüngling neu in Dienst und bringt ihm, fern von den Blicken der übrigen Mitarbeiter, den Umgang damit bei, bis dieser gute Arbeit leistet. Erst jetzt darf der Jüngling den anderen davon erzählen, wodurch er deren Neugierde weckt. Im Thurn selbst hütet sich sorgfältig davor, auch nur ein einziges Wort über den neuen Pflug zu äussern, bis sich jeder Einzelne auf dem Gutsbetrieb persönlich und umfassend von den Vorteilen desselben überzeugt hat.

Bald verbreitet sich die Kunde vom neuen, besonders leistungsfähigen Pflug wie ein Lauffeuer.

In kurzer Zeit lässt Im Thurn über Konstanz hundert dieser Geräte in den Thurgau einführen, die er rasch absetzen kann. Bereits drei Jahre später produziert der Dorfschmied von Tägerwilen, Hälg, Dombasle-Pflüge, die er auf eigene Rechnung verkauft. Im ganzen Kanton herum entstehen Pflug-Aktiengesellschaften, die das neue Gerät anschaffen. Im Jahre 1842 veranstaltet Im Thurn auf den Äckern von Castell das erste Wettpflügen im Thurgau, bei dem verschiedene Pflugtypen zum Einsatz kommen. Anhand von Federwaagen, die als Kraftmesser zwischen Pflug und Gespann befestigt sind, wird den immer noch zahlreichen Zweiflern der Beweis für die viel grössere Leistungsfähigkeit der neuen Bodenbearbeitungsgeräte erbracht. Wenn der Ackerbau im Thurgau an späteren landwirtschaftlichen Ausstellungen in gutem Lichte dasteht, so ist das weitgehend ein Verdienst unseres Agronomen. Seine 1842 gedruckten Büchlein, eines über den Dombasle-Pflug, eines «Über die Einführung verbesserter Instrumente bei der Landwirthschaft», finden grosse Resonanz, ebenso sein wenig später erschienenenes Werk «Kurze Beleuchtung des landwirthschaftlichen Zustandes der Schweiz [...]» (1844), das von der Schaffhauser Regierung in 200 Exemplaren angeschafft und im ganzen Kanton verteilt wird. Sein Wort ist geachtet, sein Rat wird befolgt, im Landwirtschaftlichen Verein des Thurgaus und weit über dessen Bereich hinaus. Das Bild, das von ihm erhalten geblieben ist, zeigt den strammen, zielstrebigen Junker auf dem Höhepunkt seiner Jahre – hinter einem Dombasle-Pflug selbstverständlich!

Tänikon und Wildern

Durch den Tod seiner Mutter steht einem erneuten Auslandsaufenthalt nichts mehr im Weg. Im Thurn geht um 1848 nach Belgien (Namur). Mit grossem Bedauern nimmt denn Albertine de Scherer-de-

Castell, née de Scherer, die Herrin des Schlosses, sieben Jahre nach seinem Arbeitsbeginn Abschied von Johann Heinrich Im Thurn. Das Gut, das sein Freund, der junge Graf Scherer, nun selbst übernimmt, ist in jeder Beziehung in den Senkel gestellt.

In Belgien befasst sich Im Thurn intensiv mit Drainage-Versuchen. Doch schon im Jahr darauf kehrt er wieder in die Schweiz zurück. Im Thurgau sind eben die Klöster vom Staat aufgehoben und teilweise verkauft worden. Tänikon, wo Im Thurn nun eine neue Herausforderung findet, gehört jetzt dem Bündner Grossgrundbesitzer und nachmaligen Nationalrat Andreas Rudolf von Planta aus Samedan (1819–1889).

Auch hier ist eine Mannschaft mit schädlichen Traditionen am Werk. Seit Generationen hat sie sich daran gewöhnt, vom Kloster und dessen Gütern unverdienten Nutzen zu ziehen. Nachdem es auch den staatlichen Verwaltern nicht gelungen ist, Ordnung zu schaffen, helfen jetzt Energie und Umsicht unseres Schaffhauser Junkers weiter. Zur Freude von Plantas sind «sowohl die Felder als auch die ökonomischen Einrichtungen» bereits nach einem Jahr auf erfreulichem Stand. Das Gut ist rasch zu klein für den impulsiven Macher.

Ob er jetzt jene Reisen ausführt, von denen er in seinen Reflexionen berichtet – von erlebten Dezemberstürmen auf dem mittelländischen Meer, von der grossartigen Insel Euböa, vom unfreiwillig verlängerten Aufenthalt zu Athen –, ist nicht bekannt. Die nächsten Abenteuer, auf die er sich einlässt, sind der Erwerb eines eigenen Gutes im November 1851 und der Eintritt des inzwischen 39 Lenze Zählenden in den Ehestand am 18. März 1852. Anna Zyndel, seine Frau, ist erst 25 Jahre alt. Wie seine Mutter stammt sie aus dem Geschlecht der Stockar von Neunforn. Die Ehe bleibt kinderlos.

Bei der Verbesserung und Bewirtschaftung seines eigenen Gutes auf Wildern ob Zezikon (ca. 50 ha) geht er nicht anders vor als auf Castell und in Täni-

kon. Nach wie vor betrachtet er die Dombasleschen Gerätschaften als die Grundlage des «bäuerlichen Zeughauses». Auch jetzt führt er umfangreiche bauliche Verbesserungen durch. Doch bleibt auch in diesem Lebensabschnitt sein Wirken nicht auf den eigenen Betrieb beschränkt:

Im Jahre 1858 leitet er die Sektion Maschinen und Geräte beim grossen landwirtschaftlichen Fest in Weinfeld. Intensiv setzt er sich überdies für das erste kantonale Flurgesetz ein und verhilft der Drainage zum Durchbruch. Als Übelstand gilt ihm insbesondere das grosse, unfruchtbare Sumpfgebiet im Lauchetal. Doch weist er auch darauf hin, dass es in den verschiedenen Jahreszeiten zu den besonderen Naturschönheiten gehört. Seine Absicht, diese Ebene zu entwässern, findet die Unterstützung der von ihm später präsierten Flurkommission von Lommis sowie jener von Affeltrangen, ebenso der Kantonsregierung. Sein Aufsatz über diese Entwässerung verlässt die Druckerei 1860.

Im Laufe seiner Jahre auf Wildern wird er von einem nicht näher bekannten Leiden erfasst, das ihn veranlasst, sich von der praktischen Tätigkeit zurückzuziehen. Im Jahre 1861 verkauft er sein Gut, in das er viel Geld gesteckt hat. Um seinem Nachfolger den Einstieg zu erleichtern, hat er einen kurzen Leitfaden verfasst, der alle Betriebsbereiche und Gebäude des Gutes beschreibt (gedruckt 1860).

Der alternde Im Thurn

Vermutlich verbringt das Ehepaar daraufhin einige Zeit im Ausland. Zwei Jahre nach Erscheinen der soeben genannten Hefte bringt er jedenfalls «Griechenland, seine staats- und landwirtschaftlichen Verhältnisse nach eigener Anschauung» auf den Büchermarkt. Im Jahre 1865 erscheint ein erweiterter Aufsatz über die Dombasle-Pflüge, 1866 eine Arbeit über die Düngung.

Von seinem Alterssitz auf Schloss Kattenhorn am Untersee aus, den er am 12. März 1867 in ruinösem Zustand erwirbt, beurteilt er in weiteren Schriften das Geschehen in der thurgauischen und schweizerischen Landwirtschaft. Im Jahre 1870 schreibt er «Dombasle's höhere Landwirthschaftslehre [...]», das er liebevoll «Bauernbuch» nennt. Zehn Jahre später erscheint eine Abhandlung über die «Güterpacht unserer Zeit», in der er gesündere Pachtverhältnisse fordert. Wohl gleichzeitig kommen auch seine «Landwirthschaftlichen Erlebnisse zu Hofwyl und Roville» aus der Presse. Ein Jahr vor seinem Tod schreibt er «Die landwirtschaftliche Krisis, bekämpft durch die Schulbildung. Ein Mahnwort an Erziehungsbehörden und alle Gebildeten» (1883).

Die Landwirtschaft im ostschweizerischen Mittelland hat sich seit dem Wegzug Im Thurns aus dem Thurgau stürmisch weiterentwickelt. Die Schweiz industrialisiert sich in diesen Jahren zunehmend. Getreide kann nun auf dem Schienenweg zu billigem Preis ins Land geholt werden. Dagegen lassen sich jetzt Milch und Obst, für deren Produktion hierzulande gute klimatische Bedingungen herrschen, bei der neuen Industriegesellschaft gut absetzen. Innerhalb weniger Jahre stellen die Landwirte daher ihre Produktion um: Der Ackerbau geht zugunsten von Graswirtschaft und Obstbau stark zurück, landauf, landab entstehen Käsereien. Ob es nun ein veralteter «Aargauer» oder ein leistungsfähiger «Dombasle» ist – der Pflug steht an manchem Orte still.

Der auf die deutsche Seite des Untersees hinübergewechselte Im Thurn sieht seine Bemühungen um die Verbreitung guter Pflüge durch die Entwicklung in Frage gestellt. Seine mahnende Stimme erreicht kaum noch das andere Ufer, an dem inzwischen Leute ans Ruder gekommen sind, die ihn nicht mehr kennen. Die Verlage wollen seine Schriften nicht mehr drucken, er muss sie auf eigene Rechnung herausgeben. Am meisten macht ihm zu schaffen, dass die für ihn hohe, edle, ja heilige Land-

wirtschaft in Gefahr gerät, zum Spielball der Politik zu werden.

Die Krise der Landwirtschaft in den achtziger Jahren veranlasst ihn, nach tiefer liegenden Ursachen zu suchen. Das Gleichgewicht zwischen der Entwicklung von Kopf, Herz und Hand – für seinen persönlichen Werdegang von bahnbrechender Bedeutung – ist nach seiner Überzeugung bei der Erziehung der nachwachsenden Jugend gestört. Er glaubt, die Ursache allen Übels liege in der mangelnden Ausbildung der Volksschullehrer im Bereich landwirtschaftlicher Fertigkeiten. Das gibt ihm Anlass, seiner feindlichen Haltung gegenüber der von Ignaz Thomas Scherr (1801–1870) eingeführten Neuerungen im Thurgauer Schulwesen Ausdruck zu verleihen. In seinen späteren, manchmal etwas wirr abgefassten Aufsätzen zitiert er ganze Abschnitte aus Gotthelf, die in die gleiche Kerbe hauen.

Auf Kattenhorn findet Im Thurn Zeit, seine Feder auch für historische Studien zu ergreifen. 1865 erscheint eine Geschichte seiner ursprünglich aus Bünden stammenden, aber schon im Mittelalter ins Schaffhausische verzogenen Familie «Brymsi im Thurn», die er, mit seiner eigenen Fotografie versehen, den engsten Freunden schenkt. 1869 folgt ein Heft über seinen historischen Wohnsitz Kattenhorn, den er, initiativ wie eh und je, auch renoviert. Damit erntet er bei der Nachwelt allerdings wenig Lorbeeren: «Durch seine vielen und gedankenlosen Umbauten wurde das alte und trutzige Wasserschloss vollständig entstellt und verschandelt. Es ist deshalb sehr betrüblich, dass Im Thurn manche Überbleibsel aus alten Zeiten so vollständig vernichtet hat.» Von Kattenhorn aus unternimmt er Ausflüge in die Kantone St. Gallen und Appenzell. Weil er kaum begreifen kann, weshalb sich die dortige Bevölkerung mit dem weniger gesunden Weissbrot ernährt, befasst er sich intensiv mit dem Backprozess und bringt 1870 das bebilderte Büchlein «Das Brod» auf den Markt.

Eine höhere Hand setzt dem reichbefruchteten Leben am 28. Dezember 1884 auf Kattenhorn (Gemeinde Öhningen) nach einem langen, schweren Magenleiden ein Ende. Seine Witwe verkauft das Schloss kurze Zeit später und zieht nach Feuerthalen, wo sie am 22. Dezember 1907 stirbt.

Würdigung

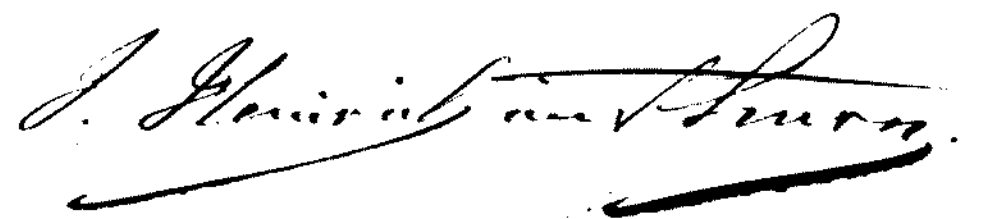
Johann Heinrich Im Thurn gehörte ohne Zweifel zu den Pionieren der thurgauischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert. Während Im Thurns Lebenszeit – 1813 bis 1884 – vollzog die schweizerische Landwirtschaft über mehrere Stufen hinweg einen tiefgreifenden Strukturwandel. Zunächst begann mit der Helvetischen Revolution von 1798 eine hochkomplexe Bodenreform, die sich weit ins 19. Jahrhundert hinein zog: Die Aufteilung der Allmenden, die Ablösung der Zehnten und Grundzinse sowie die Überwindung der jahrhundertealten, starren Dreizelgenordnung brachten dem Landwirt nach und nach die volle Dispositionsfreiheit über seinen Boden. Zwar geriet er gleichzeitig in die Abhängigkeit von Kreditinstituten, gleichwohl wurde die Produktion für den Markt zunehmend gesteigert. Der Landwirt wurde zum Unternehmer und musste sich den Bedingungen des freien Marktes laufend anpassen. Abnehmerin seiner Produkte wurde die ständig wachsende Industriebevölkerung, deren Erzeugnisse die Modernisierung der Landwirtschaft ihrerseits förderten.

Johann Heinrich Im Thurn trug mit Einführung und Propagierung der Dombasle-Pflüge im Thurgau nicht wenig zu dieser säkularen Entwicklung im kleinen bei. Doch wäre es falsch, seine Wirkung auf die Durchsetzung besserer Pflüge beschränkt zu sehen. Wo immer Im Thurn im Thurgau wirkte, ob auf Castell, in Tänikon oder auf Wildern, versuchte er Verbesserungen in sämtlichen Bereichen damaliger Landwirtschaft zu realisieren. So machte er sich für

Meliorationen ebenso stark wie für eine aussagekräftige landwirtschaftliche Buchhaltung; auch nahm er sich der bäuerlichen Hauswirtschaft oder dem bäuerlichen Bauwesen an. Unablässig machte Im Thurn seine Ansichten publik. Eine stolze Reihe von Druckschriften aus seiner Feder zeugt von der Vielfältigkeit der Fragen und Problemstellungen, mit denen er sich befasste.

Der Fortgang des erwähnten Strukturwandels in der Landwirtschaft – der sukzessive Übergang vom Kornbau zu Feldgrasbau und Vieh-/Milchwirtschaft ab Mitte des 19. Jahrhunderts – führte jedoch über Im Thurns Hauptbeitrag zur Modernisierung der thurgauischen Landwirtschaft – den Pflug – hinaus. Richtig in Gang kam diese Entwicklung, als die Eisenbahnen billiges Getreide ins Land zu bringen begannen.

So schloss sich Im Thurns Lebenskreis nicht ganz untragisch: Der Beginn der politisch-wirtschaftlichen Doppelrevolution Ende des 18. Jahrhunderts hatte einst dazu geführt, dass seine Familie ihren politischen Einfluss verlor und Johann Heinrich seinen Lebensweg selber finden musste. Seinen Neigungen folgend, fand er ihn in der Landwirtschaft. Seine nicht unwesentlichen Beiträge zu deren Modernisierung im Bereiche des Ackerbaus trugen ihrerseits dazu bei, den Übergang zur Vieh-/Milchwirtschaft vorzubereiten. Johann Heinrich Im Thurns Leistungen gerieten denn schon zu Lebzeiten in Vergessenheit. Seiner objektiven Bedeutung für die thurgauische Landwirtschaft tut dies keinen Abbruch.

A handwritten signature in black ink, reading "J. Heinrich Im Thurn". The signature is written in a cursive, flowing style with a long horizontal stroke at the end.

Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Werke

Die Güterpacht unserer Zeit, Aarau o.J.; Über die Einführung verbesserter Instrumente bei der Landwirtschaft, Konstanz 1842; Geschäftsordnung für die auf Castell im Frühjahr 1842 abzuhaltende landwirtschaftliche Vereinigung, Castell 1842; Kurze Beleuchtung des landwirtschaftlichen Zustandes der Schweiz und Angabe der Mittel, durch deren Anwendung Regierungen, Vereine und Privaten die Landwirtschaft beziehungsweise die Haustierzucht in der östlichen Schweiz heben und emporbringen können; ein Mahnwort an alle schweizerischen Staats- und Landwirthe, Zürich/Frauenfeld 1844; Landwirtschaftliche Beschreibung der Guts-Wirtschaft Castell, nebst einem Vorworte über Bewirtschaftung grösserer Güter in der nordöstlichen Schweiz und den Nachbarstaaten, Zürich/Frauenfeld 1845; Notizen über die Gutswirtschaft Wildern (Kanton Thurgau – Schweiz), Zürich 1860; Über die Entsumpfung des Lauchethales, Sonderdruck aus dem Landwirtschaftlichen Wochenblatt, Zürich 1860; Die Dombasle-Pflüge in Lothringen und in der Schweiz, über verschiedene Arten des Pflügens, Veranstaltung von Probe- und Wettpflügen, nebst Bezüglichem aus der landwirtschaftlichen Mechanik, Frauenfeld 1865; Die Brymsi im Thurn von Schaffhausen und Reflexionen des Herausgebers, Frauenfeld 1865; Das landwirtschaftliche Düngerwesen, nach C. J. A. Mathieu de Dombasle's hinterlassenen Schriften, eigenen Erfahrungen in der Schweiz und im Auslande, dem A. Ronna'schen Berichte über Superphosphate in England, nebst einer kurzen Agrikultur-Chemie von J. A. Barral, Frauenfeld 1866; Die Burg Kattenhorn und Umgegend [...], Schaffhausen 1869; Dombasle's höhere Landwirtschafts-Lehre aus seinen hinterlassenen Schriften [...], Schaffhausen 1870; Das Brod, Schaffhausen 1871; Die landwirtschaftliche Krisis, bekämpft durch die Schulbildung. Ein Mahnwort an Erziehungsbehörden und alle Gebildeten, Aarau 1883.

Dazu verschiedene kleinere Aufsätze im «Quartalblatt für die Mitglieder des thurgauischen landwirtschaftlichen Vereins» (1848–1859), in «Thurgauische Blätter für Landwirtschaft» (ab 1860), in «Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift» und in «Landwirtschaftliches Wochenblatt», Organ des Schweizerischen landwirtschaftlichen Zentralvereins (ab 1860).

Quellen

StadtA Schaffhausen: Genealogisches Register SP–V; Hälgi, S. U.: Werkstätte landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen, [Tägerweilen] o.J. (KBTG L 279).

Nachrufe und Literatur

R[ömer], F[riedrich]: † Heinrich im Thurn, in: Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift 13 (1885), S. 39–41.

Artikel «Thurn, Im», in: Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6, Neuenburg 1931, S. 780–782; Kattenhorn gehörte Schaffhauser Junker, in: Schaffhauser Nachrichten, 29.4.1976.

Guyan, Walter Ulrich: Thayngen, Thayngen 1986; Hänzi, Ernst (Hrsg.): Jakob Huldreich Bachmann 1843–1915. Jugenderinnerungen und Biographie, Frauenfeld 1987 (QTG; 3), S. 134, Anm. 16; Matthey, Hans: Zezikon. Ein Thurgauer Dorf im Wandel der Zeit, Zürich 1991, S. 175–177; Pfaffhauser, Paul; Brauchli, Hans: 150 Jahre Thurgauischer Landwirtschaftlicher Kantonalverband 1835–1985, Frauenfeld 1985; Pfaffhauser, Paul: Umg'chert isch au g'fahre! Historische Pflüge im Thurgau, in: TB 127 (1990), S. 5–87; Winzeler, Johann u. a.: Geschichte von Thayngen, Thayngen 1963.

Bildquellen

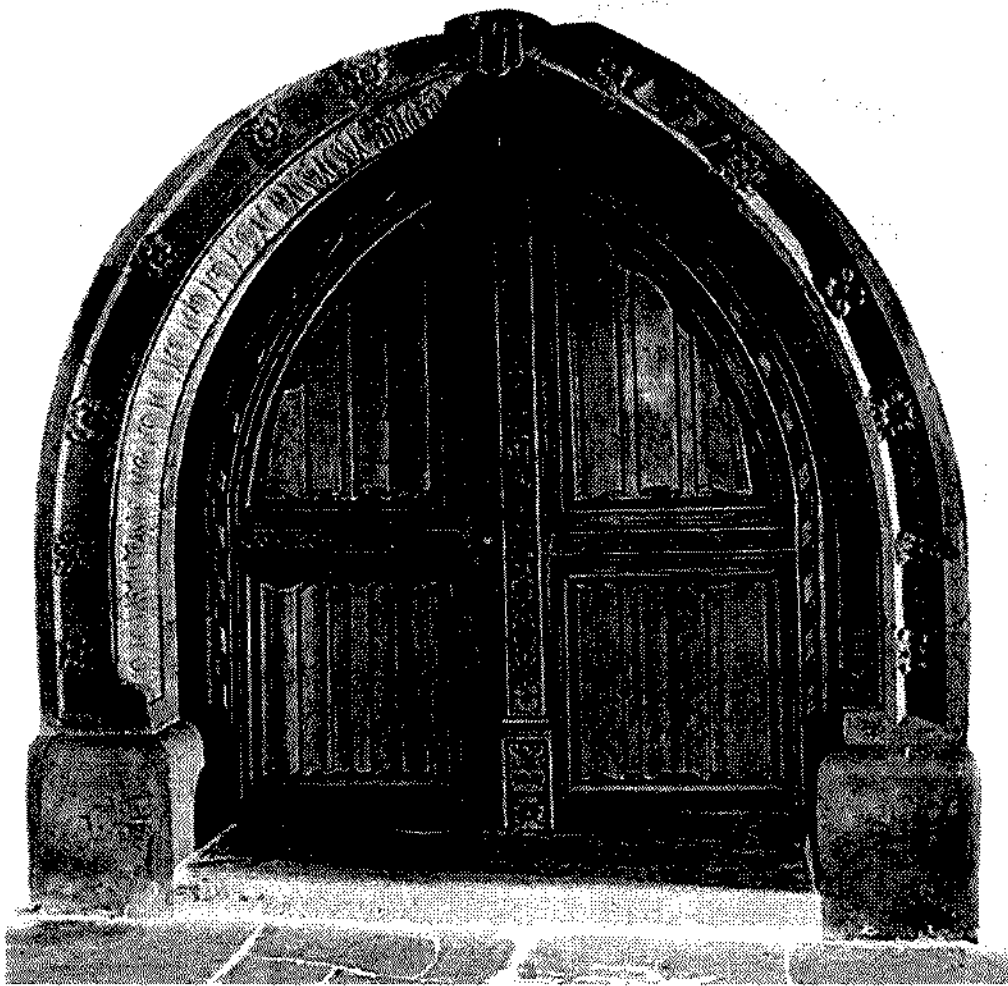
Abb. 1: StadtB Schaffhausen UO 217: Im Thurn, J[ohann] Heinrich: Die Brymsi im Thurn von Schaffhausen und Reflexionen des Herausgebers, Frauenfeld 1865, eingeklebte Fotografie; Fotograf unbekannt.

Abb. 2: KBTG S 91: Im Thurn, J[ohann] Heinrich: Die Dombasle-Pflüge in Lothringen und der Schweiz [...], Frauenfeld 1865, Titelseite mit Widmung des Verfassers an Dekan Johann Kaspar Mörikofer (1799–1877); Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld.

Unterschrift: StATG 4'237'0, § 609: Brief der Flurkommission Affeltrangen an den Regierungsrat des Kantons Thurgau, 17.9.1855.

Margrit Früh

Leonhard Janny (um 1495–1567) Procurator und Prior der Kartause Ittingen



Leonhard Janny, Procurator und Prior der Kartause Ittingen, darf als deren Retter nach dem sogenannten Ittinger Sturm betrachtet werden. Zudem war er «eine der merkwürdigsten Personen des Ordens überhaupt.» (Stöhlker)

Freilich ist es nicht einfach, sein Leben nachzuzeichnen, denn die Quellen sind spärlich, die wenigen ordensinternen Dokumente zum Teil nur in Abschriften des Procurators Josephus Wech aus dem 18. Jahrhundert zugänglich, vieles muss anhand blosser Hinweise und knapper Angaben vermutet werden.

Über Jannys Herkunft und Jugend ist nichts bekannt; er soll aus dem Prättigau gestammt haben und dürfte um 1495 geboren worden sein. Er trat in die Kartause Schnals (Südtirol) ein und legte dort, vermutlich um 1520, die Profess ab. Wahrscheinlich ist er jener Mönch «Leonardus», der 1524 vom Generalkapitel des Ordens, zusammen mit einem anderen Mönch, nach Ittingen versetzt wurde. Damit begannen die dramatischen Erlebnisse, die fortan seinen Lebenslauf prägen sollten.

Ittingen in der Krise

Ittingen durchlief gerade eine schwierige Zeit, aber es sollte noch schlimmer kommen. 1519 hatte die Pest gewütet und fast den ganzen Konvent dahingerafft. Der Orden suchte mit Versetzungen die Lücken zu füllen. Als Leonhard ankam, war die Pest zwar vorbei, dafür versetzte die Reformation mit ihren neuen Gedanken die Leute in Aufruhr, nicht zuletzt die Untertanen des Klosters. Auch in der Kartause selber fand die neue Lehre Beachtung und teilweise gar Zustimmung. Am 18. Juli brach der Ittinger Sturm über die Kartause herein: Ihre Einrichtungen wurden verwüstet und zerstört, die Bauten gingen in Flammen auf, die Kirche verbrannte. Zwei Mönche traten zur Reformation über und verliessen das Kloster; ein dritter folgte ihnen etwas später. Das Generalkapitel von 1525 belies Prior Petrus Thaler zwar im Amt, ordnete aber eine Visitation an, in deren Verlauf er – freiwillig oder unfreiwillig – zurücktrat. Sein Nachfolger wurde Philipp Stauffer, der aber bereits im Januar 1528 starb. Nun musste der Vikar, der Stellvertreter des Priors, das Kloster leiten, bis im Frühjahr Sebastian Rang eingesetzt wurde. Dieser erhielt den Auftrag, das Kloster wieder instandzustellen und für die weltlichen und geistlichen Belange eifrig zu sorgen.

1529, nach nur einem Amtsjahr, wurde Prior Sebastian bereits wieder abgelöst, Ittingen erneut visitiert und ein uns namentlich nicht bekannter Prior eingesetzt. Die Lage wurde immer schwieriger, so bedrohlich, dass Ittingen im Mai 1529 zusammen mit anderen Klöstern die Eidgenossen um Schutz und Schirm anflehte. Die protestantische Synode vom 13. Dezember 1529 in Frauenfeld befahl dem Prior, entweder das Ordensgewand abzulegen oder das Kloster zu verlassen. Ittingen erhob daraufhin Klage vor der Eidgenössischen Tagsatzung, dem damals höchsten politischen Gremium unseres Landes. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, dass nur noch drei oder vier Patres in Ittingen lebten, dazu ein prote-

stantischer Prädikant – ein ehemaliger Kartäuser – mit Frau und Kindern. Landvogt Heinrich Zigerli aus Zug, der den ordentlichen Landvogt aufgrund des Ersten Landfriedens ersetzt hatte, stellte sich schützend vor die Mönche, fand aber wenig Unterstützung bei der Tagsatzung. So befürwortete er schliesslich den Auszug der Kartäuser. Am 12. April 1530 verliess der Prior, zusammen mit dem Sakristan, das Kloster, behielt sich aber alle Rechte vor. Die Administration legte er in die Hände Leonhard Jannys, der seit frühestens 1529 als Procurator amtierte. Bisher hatte Pater Leonhard die Ereignisse als einer der wenigen gewöhnlichen Mönche miterlebt, nun musste er plötzlich die ganze Verantwortung für das Kloster übernehmen. Mit ihm blieb einzig der Laienbruder Conrad Grübler in der Kartause zurück. Beide legten wegen der Drohungen der benachbarten Bauern das Ordensgewand ab und zeigten sich in weltlicher Kleidung. Man muss sich Jannys Situation vorstellen: ringsum die das Kloster bedrängenden Protestanten, die Bauten vor sechs Jahren abgebrannt und wohl nur notdürftig wieder hergerichtet, Prior und Konvent verschwunden, dafür ein ehemaliger Mitbruder mit Familie hier – und im Juli 1530 kommt bereits der zweite protestantisch gewordene Kartäuser wieder zurück, wahrlich kein einfaches Amt!

Procurator in schwieriger Zeit

Mit einstweiliger Zustimmung der Ordensoberen blieb Janny auf seinem Posten, nun neben dem Orden auch den Eidgenossen Rechenschaft schuldig, denn alle Klöster hatten diesen jährlich die Rechnung vorzulegen und durften ohne deren Erlaubnis nichts verkaufen.

Nach der Zweiten Schlacht bei Kappel mit dem Sieg der Inneren Orte und dem Zweiten Landfrieden begann sich die Situation für die Klöster im Thurgau wieder zu bessern, doch waren noch lange Geduld

und beharrlicher Durchhaltewillen vonnöten. Procurator Janny teilte der Tagsatzung 1532 mit, dass er ihrem Beschluss gemäss den Prädikanten «entfernt» habe, und er fragte, wie er sich bei einer allfälligen Rückkehr der Kartäuser zu verhalten habe. Die Tagsatzung legte ihm nahe, den Ordensleuten ohne Rücksprache nichts herauszugeben. Da das Kloster St. Gallen wegen vermeintlich alter Rechte Anspruch auf Ittingen geltend machte, drängten die Eidgenossen den Generalprior des Ordens, den Prior der Grande Chartreuse, der seinerseits bereits um Rückgabe der Kartause gebeten hatte, die Rückkehr der Mönche so bald als möglich in die Wege zu leiten. Auf Bitte des Priors der Kartause Freiburg i. Br. erhielt Ittingen einen eidgenössischen Spruchbrief mit der Aufforderung, wieder Messe zu halten, zu singen und zu lesen und Gott dem Allmächtigen zu dienen. Ein Kartäuser, der sich offenbar nach St. Katharinental geflüchtet hatte, meinte aber gegenüber den Eidgenossen, der Orden könne momentan niemanden nach Ittingen senden, denn die Mönche hätten dort viel Schmach und Verachtung zu erdulden.

Das Generalkapitel des Frühjahrs 1533 fasste zwei Beschlüsse:

Zum einen sollte Procurator Leonhard der nächsten Tagsatzung einen Brief des Generalkapitels überbringen. Darin beklagte sich der Generalprior, die Rechnungsabnahme durch die Eidgenossen sei wegen der Verpflegung zu vieler Personen sehr kostspielig. Er bat daher um Erlaubnis, die Ittinger Rechnung künftig wieder durch zwei wohlerprobte Kartäuser überprüfen zu lassen. – Dieser Bitte gab die Tagsatzung zwar nicht statt, versprach aber, künftig nur noch zwei Boten zur Rechnungsabnahme zu schicken. Dass Janny es war, der im Namen des Generalkapitels die Eidgenossen aufsuchen musste, bestätigt, dass Ittingen damals weder Prior noch Rektor hatte und er allein dort zuständig war.

Zum andern trug das Generalkapitel den Visitatoren der Rheinprovinz auf, für Ittingen zu sorgen,

einen neuen Prior einzusetzen und zwei oder drei Mönche hinzusenden. Diese bestimmten dann als Prior Petrus Frei, Profess der 1528 aufgehobenen Kartause Thorberg BE. Frei blieb bis zu seinem Tod am 30. Januar 1549 im Amt.

Pater Leonhard hatte damit wieder einem Prior zu gehorchen, sein selbständiges Schalten und Walten war zu Ende. Was sollte er tun? In einem Brief an die Eidgenossen, den er vor dem 1. Dezember 1533 verfasst haben muss, legte er seine Situation dar: Er betonte, wie er auftragsgemäss als Statthalter geamtet, dem Zwang weichend das Ordensgewand abgelegt und sich dem Kloster zum Besten unablässig eingesetzt habe, so dass die Kartäuser nun das Haus wieder selber verwalten könnten. Er selbst aber vermöge nach so langer Zeit weltlicher Geschäfte die strengen Pflichten des Ordens nicht mehr zu erfüllen. Daher wünsche er, in weltlichem Stand (in dem er sich spätestens seit Ablegung des Ordensgewands faktisch befand) zu bleiben. Da er aber immer noch Ordensmitglied sei, bitte er um ein anständiges Leibding aus dem Vermögen der Kartause (eine Art Rente an Wein, Korn, Haber, Geld usw.), das er nach Gutdünken verbrauchen dürfe.

Am 1. Dezember legten Prior Petrus und Procurator Leonhard gemeinsam den Eidgenossen die Rechnung vor. Auf die Frage, ob der Prior künftig «die Haushaltung» selbst führen wolle, erwiderte dieser, Janny solle dies bis zum nächsten Generalkapitel tun, doch müsse er bis dahin wieder regulär in den Orden zurückkehren, sonst würde ein anderer Procurator eingesetzt. Dies akzeptierten die Eidgenossen, gingen aber auf die Bitte Jannys um eine Rente nicht ein, auch nicht, als er sie 1534 wiederholte.

Noch zwei weitere Anliegen trugen Prior und Procurator den Eidgenossen vor:

a) Prior Petrus sel. (Petrus Thaler oder der unbekannte Prior nach dem Ittinger Sturm?) habe vor einiger Zeit damit begonnen, die Ittinger Zins- und Trottenleute auf den St. Laurentiustag (10. August) zu

einem Imbiss einzuladen, doch kämen nun immer mehr und auch unberechtigte Leute dazu, mindestens 200 (Josephus Wech spricht im 18. Jahrhundert dann schon von 600), wegen der daraus erwachsenden grossen Kosten dem Kloster sehr zum Schaden. – Tatsächlich erging zwei Jahre später denn auch ein Mandat des Landvogts, dass nur zinspflichtige Leute zugelassen seien, aus jedem Haus nur ein einziger Mann, und diese hätten sich geziemend zu verhalten. Ähnliche Mandate wurden 1551 und 1557 erlassen.

b) Da «die Welt» jetzt arm sei, könne das Kloster nicht alle ausstehenden Zinsen einholen, ohne die Leute von Haus und Hof zu treiben. Die klösterlichen Einnahmen reichten aber kaum aus, daher bäten sie, notfalls Geld gegen Zinsen aufnehmen zu dürfen. – Eine Antwort der Eidgenossen auf diese Bitte ist nicht bekannt.

Die Tagsatzung des Jahres 1536 erlaubte den Mönchen von Ittingen, nach der nächsten Jahresrechnung einen neuen Procurator zu wählen, da der bisherige – Leonhard – um Entlassung gebeten habe; der neue müsse aber den Eidgenossen «gefällig» sein und die Rechnung weiterhin vorlegen. Gross dürfte die Auswahl freilich nicht gewesen sein, denn ausser Prior Petrus und Procurator Leonhard ist uns nur ein einziger weiterer Mönch bekannt: Vikar Melchior, der 1538 starb.

Im Orden selbst beschloss das Generalkapitel von 1535 bezüglich Ittingen lediglich, Prior Petrus Frei solle im Amt bleiben und Geduld haben, er werde in Zukunft von Gott grossen Lohn für seine Mühen erwarten dürfen.

Wiederholt forderte der Prior den Procurator und Bruder Conrad auf, das Ordensgewand wieder anzuziehen – zumindest teilweise offenbar vergeblich: Bruder Conrad, der mit Janny in der schwierigen Zeit in Ittingen ausgeharrt hatte, trat 1536 aus dem Orden aus.

Anfechtungen und weitere Schwierigkeiten

Im umständlichen Stil der Zeit legte der von Selbstvorwürfen bedrückte Leonhard Janny am 2. Mai 1538 dem Generalprior des Ordens brieflich seine schwierige Situation dar: Er habe nun, schrieb er auf Lateinisch, sieben Jahre lang das Haus als Procurator gehütet, in den gefährlichen und tumultuösen Zeiten von den Lutheranern vieles erduldet und deshalb gezwungenermassen das Ordensgewand abgelegt. Nach dem Friedensschluss zwischen den zerstrittenen Eidgenossen (Zweiter Landfriede 1531) habe er sein Ziel erreicht und das Haus dem Orden zurückgegeben. In seinen weltlichen Kleidern aber sei er leider in grosse seelische Anfechtung geraten, so dass es besser gewesen wäre, er hätte das Ordenshaus verlassen. Er sei nämlich der Versuchung erlegen und habe ein sehr armes Mädchen geschändet. Daher bitte er, vom Vermögen der Kartause, das er «fast wie sein Eigentum verwalte und besitze», das zu erhalten, was ihm bei einem Ordensaustritt zustünde. Denn er wolle dem Mädchen eine Entschädigung für die verlorene Ehre geben und auch seinen aus dieser Verbindung geborenen Söhnen etwas zukommen lassen, damit sie aus dem Schmutz gezogen würden. Er selbst aber wolle in den Orden zurückkehren und büssen, obgleich er sich bereits um eine päpstliche Dispensation vom Orden bemüht habe. Doch nun liege die ganze Welt im argen, alles bestehe aus fleischlicher Lust, und daher komme er nicht von leiblichem, sondern von seelischem Hunger getrieben wie der verlorene Sohn zum Vater und gestehe ihm, er habe gesündigt und sei nicht mehr würdig, sein Sohn zu heissen, doch solle er ihn zum Knecht machen. So bitte er denn demütig, ihn um seines Seelenheils willen wie ein verirrtes Schaf wieder in Gnaden aufzunehmen. – Ferner bat Janny um Versetzung nach Buxheim bei Memmingen oder in eine andere Kartause, wo man ihn wohlwollend aufnäh-

me, ebenso um die Erlaubnis, sich einen Prior als Beichtvater wählen zu dürfen, sowie um Erlass der Strafe für das Ablegen des Ordenskleides, damit er desto eifriger Gott dienen könne.

Das Definitorium, der Regierungsausschuss des Ordens, erfüllte seine Bitten, übertrug den Entscheid über eine Entschädigung an das Mädchen und die Kinder aber den Visitatoren. Was diese dann beschlossen, wissen wir leider nicht. Soweit im übrigen zu erkennen ist, ging Leonhard nicht nach Buxheim, sondern blieb in Ittingen, wo er weiterhin das Amt des Procurators versah.

1540 teilte Janny der Tagsatzung mit, sie seien im Kloster nur noch zu dritt, alle recht alt und nicht mehr in der Lage, die Rechnung jährlich abzulegen, ohne den vorgeschriebenen Gottesdienst zu vernachlässigen. Deshalb bäten sie um Erlass der «Jahresrechnung», wie solches anderen Klöstern auch gewährt würde. Die eidgenössischen Boten dürften aber trotzdem jährlich kommen, um sich über den Haushalt ins Bild setzen zu lassen, man werde ihnen die gebührende Ehre und Belohnung gerne gewähren. 1542 wurde die Bitte wiederholt. Da die in diesem Jahr abgelegte Rechnung die Boten sehr befriedigte und sie auch feststellen durften, dass das Kloster wieder aufgebaut war, wurde in Zukunft auf die weitere Rechnungsabnahme verzichtet. Janny sorgte als Procurator weiterhin für die wirtschaftlichen Belange der Kartause, die 1546 die Erlaubnis erhielt, einen Hof und die Mühlen ausserhalb des Klosters zu verleihen, nicht aber den Ittinger See, der – wie die Eidgenossen argumentierten – sonst «vervischet» würde und in Abgang kommen könnte, dem Kloster mit seinem grossen Fischbedarf zu Schaden.

1541 schickte das Generalkapitel Pater Hugo, Hospes in Buxheim, nach Ittingen, «um zu predigen». Das widersprach zwar den Ordensregeln, ist jedoch aus der besonderen Situation Ittingens erklärbar. Wegen Priestermangels predigte auch Janny, und zwar in Hüttwilen und Uesslingen.

Nun hört man nichts mehr von Janny, bis er vom Generalkapitel von 1548 zum Prior von Aggsbach (Niederösterreich) ernannt wird. Die Eidgenossen allerdings waren ob dieses Entscheids alles andere als erfreut. Offenbar stand Procurator Leonhard bei ihnen in hohem Ansehen. Am 19. Oktober 1548 schrieb Landvogt Nikolaus Cloos von Luzern dem Ordensgeneral nämlich, man möge doch Janny hier belassen. Er sei ein ausgezeichnete Ökonom, lege aber auch grossen religiösen Eifer an den Tag; insbesondere betreue er die Pfarreien Uesslingen und Hüttwilen (wo Ittingen das Kollaturrecht, d.h. das Recht, den Pfarrer einzusetzen, besass), die sonst keinen Priester hätten und auch keinen würdigen finden könnten. Ausser Janny lebten im Kloster nur noch der altersschwache Prior, ein weiterer alter und ein zwar junger, aber kränklicher Mönch, keiner von allen fähig, das Schaffneramt zu versehen. Sollte Janny versetzt werden, müssten die Kantone die jährliche Rechnungsablage erneut verlangen, und vielleicht würden sie sogar einen weltlichen Procurator einsetzen. Janny selbst habe ihm, Cloos, allerdings klargemacht, er müsse und werde seinen Oberen gehorchen. Der Generalprior antwortete, der Beschluss könne nicht umgestossen werden, Janny müsse nach Aggsbach gehen, doch werde man auf dem nächsten Generalkapitel dem Wunsch zu entsprechen suchen. Dies nahm die Tagsatzung am 19. November zur Kenntnis. Der Landvogt erhielt den Auftrag, einstweilen den Haushalt des Klosters zu überwachen.

Janny reiste also ins weit entfernte Aggsbach, ohne dass wir genau wüssten wann – denn im November 1548 war er ja offenbar immer noch in Ittingen.

Am 30. Januar 1549 starb Prior Petrus Frei. Damit war Ittingen fast gänzlich verwaist. Der Landschreiber des Thurgaus, Leonhard Locher von Frauenfeld, schrieb daher Mitte Februar «Herrn Lienharten [Leonhard Janny], Pryor des Gottshauses Axpach» einen flehentlichen Brief, worin er die elende Situation des

Klosters schilderte: Den Klosterhaushalt verseehe, allerdings nicht besonders gut, jener Pater Lienhard, den er, Janny, seinerzeit Messe lesen gelehrt habe. Doch auch der Landvogt und er, der Landschreiber, müssten mithelfen. Denn Bruder Felix habe eine böse Krankheit, Bruder Jacob sei hinfällig und der Vikar ebenfalls krank. Der inzwischen neu hinzugekommene Pater aber könne nicht deutsch. Er, Locher, verstehe nicht, dass der Visitor, der die Zustände doch gesehen habe, nicht besser für Ittingen Sorge. Sollte das Kloster jetzt Schaden nehmen oder gegen den Ordensbrauch mit «Nüwerung beladen» werden, trage der Orden die Schuld selber, «welte Gott Ihr wärint zu Ittingen gebliben, doch mit willen des Ordens». Die Eidgenossen, aber auch die Nachbarn, alt- wie neugläubige, sähen keinen lieber als Janny im Amt. Er selber, Locher, liebe ihn wie einen Bruder. Janny möge doch bei seinen Oberen dahin wirken, dass er zurückkehren und für Ittingen sorgen dürfe.

Der Prior (1549–67)

Und siehe da, das Generalkapitel von 1549 kam auf seinen Beschluss vom Vorjahr zurück und ernannte Leonhard Janny zum Prior von Ittingen. Ob Leonhard schon vor der Wahl zurückgekommen ist und als Rektor geamtet hat, ist nicht belegt, aber wahrscheinlich, umso mehr, als ihn die Aggsbacher Priorenliste nicht aufführt. Prior Leonhard begann in seinen verschiedenen Aufgabenbereichen sofort energisch zu handeln:

Leitung des Klosters. Um dabei die Ordensstatuten nicht zu verletzen, brauchte er vom Generalprior verschiedene Sonderbewilligungen, die ihm fast alle gewährt wurden. So erhielt er z. B. die Erlaubnis:

- sofern nötig, die Grenzen des Klosters (gemeint sind wohl die Grenzen der niederen Gerichtsbarkeit) zu überschreiten;

Brief Leonhard Jannys an die Eidgenossen von 1533, worin er über seine Tätigkeit als Schaffner (Procurator) Rechenschaft ablegt und darum ersucht, ein Leibding, eine Art Rente, bewilligt zu erhalten, damit er nicht wieder ins Kloster eintreten müsse.

- mit Zustimmung der Visitatoren Mönche von auswärts nach Ittingen zu berufen oder hier anwesende in ihre Kartausen zurückzusenden;
- den wenigen verbliebenen Katholiken in den Pfarreien Hüttwilen und Uesslingen mangels Weltpriestern zu predigen (die Bitte, Sakramente spenden zu dürfen, wurde dagegen abgewiesen);
- von anderen Kartausen sowie geistlichen und weltlichen Personen Spenden zu erbitten, um die Kirche, wie geplant, wieder aufzubauen.

Auf später verschob das Generalkapitel dagegen den Entscheid über die ebenfalls erbetene Befreiung von der Pflicht, durchreisenden Visitatoren Reisegeld geben zu müssen. Janny hatte sich nämlich beklagt, diese würden samt Dienerschaft und Pferden immer mehrere Tage lang in Ittingen verweilen. So seien sie letztes Jahr (1548) auf ihrer Reise zum Generalkapitel mit drei Pferden und vielen Leuten für ganze zehn Tage in Ittingen abgestiegen und auf ihrer Rückreise gar 15 Tage geblieben. Allein für den Hafer habe man 12 Gulden aufwenden müssen. Früher habe Ittingen nie Reisegeld zahlen müssen ...

Sogleich begann Prior Leonhard auch mit dem Wiederaufbau der Kirche. Das noch heute vorhandene Portal trägt die Jahrzahl 1550; die damals immer noch herrschende Gotik manifestiert sich bis heute auch am Äussern der Kirche mit ihren spitzbogigen Fenstern. 1551 erschien Leonhard wieder persönlich auf der Tagsatzung und bat die Orte um Wappenscheiben. Später wurde präzisiert, es seien für jedes Fenster zwei geplant, von jedem Ort eine zu 12 Gulden. Er wolle sie um diesen Preis selber malen lassen, und zwar «zum hüpschisten». Diese Wappenscheiben sind, wie die ganze Ausstattung der damaligen Kirche, leider im Lauf der Zeit verloren gegangen. 1553 wurde die Kirche, die zwei Kapellen und sieben Altäre enthielt, vom Vikar des Bischofs von Konstanz feierlich geweiht.

Nun gelangte Janny erneut an den Generalprior

- Mönchen und Brüdern die Gefängnisstrafe zu erlassen, sofern sie nicht schwere Vergehen zu verbüssen hatten;
- auswärts bei Bedarf das Ordensfasten zu brechen;
- sich ausnahmsweise als Beichtvater einen andern Mönch als den Vikar zu wählen;
- mit Leuten, die nicht dem Orden angehörten, zu essen und dabei das Stillschweigen zu brechen;
- mehr Almosen als vorgesehen zu geben;
- flüchtige und protestantisch gewordene Mönche, die zurückkehrten, wieder aufzunehmen oder in eine andere Kartause zu schicken;

und bat um Erlaubnis, weitere Kartäuser nach Ittingen berufen zu dürfen, da er jetzt eine wunderschöne neue Kirche habe und darin den Gottesdienst würdig feiern wolle. Er erneuerte auch die Bitte, in den genannten beiden Pfarreien predigen und die Sakramente spenden zu dürfen, da er dafür keine Weltpriester finde und die katholischen Bauern andernfalls ohne Sakramente sterben müssten oder gar zum Protestantismus überliefen. Diesmal wurde ihm die Bitte in vollem Umfang erfüllt.

Im gleichen Jahr bat er in einem Brief an den Generalprior, Novizen aufnehmen und auswärtige Mönche die Profess auf Ittingen ablegen lassen zu dürfen, da er zur Zeit der einzige Ittinger Profess sei. (Daraus darf wohl geschlossen werden, dass Janny, als er wieder formell in den Orden zurückkehrte, seine zweite Profess auf Ittingen abgelegt hat.) Ferner wollte er unruhige auswärtige Mönche in ihre Heimatkartausen zurückschicken können.

In den beiden folgenden Jahren wiederholte er mit wenigen Änderungen die vielen Bitten von 1549. Zusätzlich wünschte er, Novizen zum Probejahr und zur Profess aufnehmen zu dürfen, die noch nicht das vorgeschriebene Alter von zwanzig Jahren erreicht hatten. Dies wurde ihm unter der Bedingung erlaubt, dass sie dafür geeignet wären, die strengen Bedingungen des Ordens zu erfüllen. Hingegen wurde ihm die Bitte abgeschlagen, in Ölmütz und Wien aufbewahrte Kleinodien, Kreuze, Kelche und Ornate aus zerstörten ungarischen Ordenshäusern zu erhalten.

Wie aus einer nicht datierten Abschrift Josephus Wechs aus dem 18. Jahrhundert hervorgeht, bat Janny überdies um Erlaubnis, schafwollene Birette, also eng anliegende kleine Kappen, tragen sowie viermal im Jahr gemeinsam zum Nussbaumersee spazieren zu dürfen, um dort zu essen und zu trinken. Sodann wollte er mangels Olivenöls die Fasten modifizieren und wegen der kleinen Anzahl Mönche an Kapitels- und anderen Tagen in den Zellen statt im Refektorium essen.

Über die Zahl der Mönche, die zu Jannys Zeiten in Ittingen lebten, lässt sich kein genaues Bild gewinnen. Wir erfahren zwar zwischen 1538 und 1548 von fünf Todesfällen, doch gibt es keine Liste der eingetretenen Mönche und Brüder. Es müssen aber stets nur sehr wenige gewesen sein.

Als 1562 der Abt von Einsiedeln am Konzil von Trient weilte, mussten die Klöster der Gemeinen Herrschaften eine nach dem Vermögen abgestufte Taxe an seinen Unterhalt entrichten. Aus der Liste geht hervor, dass Ittingen bereits wieder zu den besser gestellten Häusern zählte, stand es doch von insgesamt 29 Klöstern an achter Stelle. Von den thurgauischen Gotteshäusern mussten nur Kreuzlingen und St. Katharinental mehr bezahlen.

Lehensherrschaft, Beziehungen gegen aussen. Mit gleicher Energie setzte Prior Leonhard gegen aussen die alten Rechte Ittingens wieder durch. Im Ittinger Sturm war auch das Klosterarchiv zugrundegegangen. Da Ittingen seither Mühe hatte, seine verschiedenen Rechtsansprüche im Konfliktfall auch durchzusetzen, liess Janny 1552 bei den seinerzeitigen Empfängern oder deren Rechtsnachfolgern sämtliche noch vorhandene Lehensbriefe und Offnungen zusammensuchen, abschreiben und mittels Neuausfertigungen bestätigen. So verfügte das Kloster wieder über jene Rechtstitel, die es ihm erlaubten, die ihm zustehenden Einkünfte an Zinsen und Zehnten einzutreiben, mithin seine wirtschaftliche Grundlage wieder zu konsolidieren. 1564 liess Janny auch die kaiserlichen Privilegien erneuern, womit das Kloster seine alten Rechte und Vollmachten vollends wieder nachweisen konnte.

1550 protestierte er persönlich zweimal auf der Tagsatzung in Baden gegen das «flötzen und rötzen», das Einlegen von Hanf in den Nussbaumersee durch die Stammheimer, mit Erfolg. Den Kehlhof Andelfingen, seit einigen Jahren im Besitz Ittingens, verkaufte er mit Erlaubnis der Eidgenossen wieder. 1551 mussten letztere mit dem Bischof von Augsburg verhan-

deln, da Ittingen während der Reformationswirren ein Lehen nicht mehr vorschriftsgemäss erneuert hatte. 1561 kaufte Prior Leonhard die Fischenz der Thur unterhalb Uesslingen, so dass das Gotteshaus auch dort fischen lassen konnte. Im Frühjahr 1566 erlangte er vom Kloster St. Gallen den Erlass einer über vierzig Jahre aufgelaufenen Schuld, denn Ittingen hatte wegen seiner Not den sogenannten Pfefferzins von jährlich 3 Pfund Pfeffer oder dem entsprechenden Geldbetrag nicht mehr bezahlen können. Abt Otmar Kunz erliess Ittingen auch die weiteren Zinsleistungen, solange er oder der Prior am Leben bleiben würden. (Janny muss damals freilich schon etwa 70 Jahre alt gewesen sein!)

Konfessionelles. Die weltlichen Probleme liessen sich wohl leichter lösen als die konfessionellen. Als Janny Prior wurde, lebten in Hüttwilen ausschliesslich, in Uesslingen fast nur Protestanten. Als ihr Prädikant starb, baten die Uesslinger den Prior, ihnen als «wyslosen» einen neuen Geistlichen zu besorgen. Janny aber erachtete solches für nicht notwendig, denn – so führte er vor dem deswegen angerufenen Landvogt aus – er versehe sie selbst, und zwar in der Art, dass er zuerst die Messe lese, dann predige, so gut wie ein anderer. Den Kirchgängern stehe es frei, an beidem oder nur an der Predigt teilzunehmen. Zudem habe er sich von der Kanzel herab bereits anboten, ihnen für Taufe und Abendmahl jeweils einen Prädikanten zu besorgen.

Nicht alle Protestanten waren mit dieser Lösung zufrieden. Nach der vergeblichen Bitte der Vierer (Gemeindevertreter) um Einsetzung eines Prädikanten durch das Kloster zog eine Schar Dorfbewohner zur Kartause und verhandelte vor dem Tor mit Janny. In seiner später erfolgten Antwort blieb er bei seinem Anerbieten, schlug aber ergänzend vor, den Pfarrerlohn nach dem Verhältnis der Konfessionsangehörigen aufzuteilen. Was zur ganzen Besoldung eines Prädikanten fehle, müssten die Protestanten dann selber ergänzen. Das wiederum wollten *diese* nicht,

denn – argumentierten sie – Ittingen habe das Kollaturrecht und damit die *Pflicht*, den Pfarrer ganz zu besolden. Darauf berief Janny eine Kirchgemeindeversammlung ein, liess jene, die sich mit seiner Predigt nicht begnügten, zusammenstehen und schrieb deren Namen demonstrativ auf. Ganz offensichtlich nutzte er seine Machtstellung als Lehensherr gegenüber seinen Untertanen voll aus. Der Streit kam schliesslich vor den Landvogt Jost Schmid von Uri, der sich, selber Katholik, ganz der Meinung Jannys anschloss. Eine Klage der Gemeinde bei der Zürcher Regierung hatte wenig Erfolg. 1551 entschied der Landvogt erneut, diesmal, dass die Protestanten alle 14 Tage vom Hüttwiler Prädikanten zu versehen seien. Diese Regelung soll aber schlecht funktioniert haben.

1557 erlangte der Prior vom Bischof von Konstanz die Erlaubnis, Kinder protestantischer Eltern mit deren Einverständnis katholisch taufen zu dürfen. 1559 nahm er einen Vikar in Dienst, der in Uesslingen Messe halten und predigen musste, dasselbe «nach des Priors willen und hayssent» aber auch im Kloster tun sollte. Für Hüttwilen stellte er ab 1560 einen Vikar ein, um sich selber zu entlasten.

Ordensämter. Innerhalb des Ordens wurden die Verdienste Jannys erkannt: 1552 wurde er zum Convisitator der oberdeutschen Ordensprovinz ernannt, d.h. er hatte inskünftig zusammen mit dem Visitor periodisch die Kartausen der Provinz zu besuchen und auf Einhaltung aller Vorschriften zu überprüfen. 1555 stieg er vom Convisitator zum Visitor auf. Im folgenden Jahr bat er darum, wegen der weiten Distanz die Häuser der Provinz nur noch alle drei statt alle zwei Jahre visitieren und das weitab liegende Schnals, das nur den Prior und zwei weitere Mönche zählte, gar allein aufsuchen zu dürfen, um die Kosten zu verringern. Beides wurde ihm gestattet.

Er und sein Convisitator wurden 1564 vom Generalkapitel ermahnt, gut über die ihnen anvertraute oberdeutsche Provinz zu wachen, die Häuser zur

vorgeschriebenen Zeit zu visitieren und alles Tadelnswerte zu korrigieren, immer die Ehre Gottes und des Ordens vor Augen haltend. Diese Mahnung war wohl weniger durch Pflichtvergessenheit der beiden als vielmehr durch die auch in Deutschland zum Teil herrschenden Wirren der Reformationszeit bedingt. Jedenfalls blieb Janny Visitor bis zu seinem Tod.

1557 wählte das Generalkapitel Janny gar ins Definitorium, den Regierungsausschuss des Ordens, neben dem Generalprior das höchste Organ. Dies darf gewiss als ein Zeichen höchster Wertschätzung gesehen werden.

Tod und Würdigung

Am 2. September 1567 starb Prior Leonhard Janny, der mit der ordensinternen Bekanntgabe seines Todes den Ehrentitel «Restaurator Ittingens» erhielt. Im ganzen Orden wurden die grösstmöglichen Gedenkgottesdienste angeordnet, und seines Todestages sollte fortan in allen Kartäusen jährlich gedacht werden. Janny wurde nicht, wie in Ittingen üblich, im kleinen Kreuzgarten begraben, sondern seiner Verdienste wegen vor dem Lesepult im Priesterchor der von ihm neu errichteten Klosterkirche.

Welch ungewöhnlichen Lebenslauf haben wir hier mitverfolgen dürfen! Wohl kaum ein Kartäuser hat je in seinem Leben solch dramatische Spannungen mit derartigen Höhen und Tiefen erlebt wie Leonhard Janny. Herkommend vermutlich aus dem Bündnerland, Augenzeuge und Mitbetroffener der Zerstörung seines Klosters Ittingen durch die Bauern der Umgebung, Retter dieser Kartause durch sein Ausharren in gefährlicher Zeit ohne Ordenshaus und in weltlichen Kleidern, Vater zweier Kinder von «einem sehr armen Mädchen», vom Orden trotzdem wieder in Gnade aufgenommen, aussergewöhnlich tüchtiger Procurator, ebenso tüchtiger Prior mit ausserordentlichem politischen Instinkt und konsequen-

ter Beharrlichkeit, mit grossem Einsatz den Wiederaufbau der Kartause samt Kirche betreibend, ja Visitor und schliesslich sogar Definitor (Mitglied des Regierungsausschusses des Kartäuserordens) – wahrlich ein einzigartiges Kartäuserschicksal, gemeistert dank aussergewöhnlicher Begabung, Energie und Tüchtigkeit, dazu gewiss geleitet von Frömmigkeit und Gottvertrauen!

Nachlass

Ein Nachlass existiert nicht.

Quellen

Ungedruckte: StATG 7'42'38: Urbarium über die eigentlichen Güter des Gotteshauses Ittingen (Josephus Wech); 7'42'58–59: Urbarium der katholischen Pfarrfründen Uesslingen und Hüttwilen; StAZH und StALU: Eidgenössische Abschiede (Originale). Gedruckte: EA 4/1a–4/2b (1521–86).

Literatur

Stöhlker, Friedrich: Der Personalschematismus der Kartause Ittingen in der Schweiz 1461–1848. Ein Beitrag zur Geschichte des Kartäuserordens, Friedberg/Hessen 1979, Ms. (StATG, Handbibliothek); Courtray, Albert: Catalogue des prieurs ou recteurs et des religieux de la chartreuse Saint-Laurent d'Ittingen en Thurgovie, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 13 (1919), S. 149–168.

Bildquellen

Abb. 1: Historisches Museum des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung: Portal der von Leonhard Janny neugebauten Ittinger Klosterkirche, 1555; Fotografie: Amas T. Widmer, Frauenfeld.

Abb. 2: StAZH B VIII 92 (Mikrofilm): Brief Leonhard Jannys an die Eidgenossen, 1533; Fotografie: StAZH.

Unterschrift: StAZH B VIII 92 (Mikrofilm): Brief Leonhard Jannys an die Eidgenossen, 1533; Fotografie: StAZH.



Linus Spuler

Oskar Kollbrunner (1895–1932) Schriftsteller



Kindheit und Jugend in Hüttlingen

Geburtsort Otto Oskar Kollbrunners war das an die Nordflanke des Wellenbergs sich anschmiegende kleine Bauerndorf Hüttlingen, wo er am 26. März 1895 in alteingesessener Bauernfamilie als älterer zweier Söhne zur Welt kam. Sein Vater Jakob bewirtschaftete ein kleines Bauerngut und arbeitete etwas mehr als 45 Jahre lang als Spulermeister einer Weberei im eine Wegstunde entfernten Grüneck, Gemeinde Müllheim. Die Mutter Anna Karolina, geborene Bachmann, stammte aus der Nachbargemeinde Eschikofen, wo ihre Eltern, 1875 aus dem Zürichbiet zugewandert, eine Zimmerei betrieben. Oskar war seinem Vater in Liebe verbunden, schätzte und ehrte dessen schlichte und pflichtbewusste Art, aber viel inniger und von bestimmendem Einfluss entwickelte sich sein Verhältnis zur Mutter. Ihr edler Charakter, ihre Güte und Frohnatur, ihr weltoffenes Wesen wie ihr wacher Sinn für geistige und musische Dinge weckten in Oskar die schöpferischen Kräfte und be-

wirkten eine Mutter-Sohn-Beziehung, die lebenslang anhielt.

Früh schon fielen Kollbrunners starker Hang zum Träumen, seine stets wache Aufmerksamkeit für die Vorgänge in der Natur, sein Verlangen nach Geschichten, später nach Büchern aller Art, auf. Den stillen Frieden seiner engeren heimatlichen Welt bereicherten und weiteten die abenteuerlichen Erzählungen der Nachbarin Fritz, so dass die Phantasie des erlebnishungrigen Buben immer mehr ausschweifte und der Verse schmiedende Dorfjunge nach und nach zu einem für praktische Dinge Ungeeigneten, ja für manche seiner Mitmenschen zum «Quertreiber» heranwuchs. Lehrer Schoop förderte ihn mit technischen Hinweisen zu seinen Versen, schickte ihn nach Müllheim in die Sekundarschule und riet ihm, wie auch Pfarrer Paul Högger, zum Besuch des Lehrerseminars in Kreuzlingen. Kollbrunner absolvierte aber nur die erste und zweite Klasse. Ihm behagte die disziplinierte Arbeit eines Seminaristen nicht sehr; zu gerne schweifte er durch Fluren und Auen, um die Natur zu bedichten. Ausserdem litt er immer öfter an Heiserkeit, was einer künftigen Lehrertätigkeit im Wege stand – ein Kuraufenthalt in Baden befreite ihn dann aber auf Dauer davon. Im März 1913 verliess er das Seminar und folgte bald darauf seiner Wanderlust: zunächst nach München, dann nach Genf. Im Verlag Huber in Frauenfeld erwarb er sich während eines dreimonatigen Lehrgangs eine gewisse Vertrautheit mit Büroarbeit. Sein Entschluss, sich als Journalist und Schriftsteller im Leben zu behaupten, stand schon länger fest, ebenso derjenige, seinen im Heimatdorf angeschlagenen Ruf durch einen Amerika-Aufenthalt wiederherzustellen.

Irrgänge eines Amerikafahrers

Am 7. September 1913 löste sich Oskar Kollbrunner von den Seinen und fuhr über Le Havre nach New

York. Dem «romantischen, unbrauchbar erscheinenden Tunichtgut» nahm die Wirklichkeit der Neuen Welt rasch alle Illusionen. Mangel an Englisch- und Berufskenntnissen, an Freunden und Bekannten und vor allem an Beziehungen und Empfehlungen führte bald genug zu Mittellosigkeit und zu ratlosem Herumtreiben, zunächst in New York und dann auf den Landstrassen. Die Grossstadt bot gewaltige Eindrücke, wirkte aber auch unheimlich und abstoßend. So begann im Frühling 1914 jene Wanderschaft in alle Richtungen des Kontinents, deren Erlebnisse neben seelischer Not und körperlichen Leiden immer wieder unvergessliche Erfahrungen und Eindrücke schenken, von denen die späteren Gedichte und Erzählungen zehrten. Die wärmeren Jahreszeiten gehörten dem immer mehr zusagenden Trampleben, im Winter schützte sich der verwahrloste Tramp in grösseren Städten vor dessen Härten. Mit kurzfristigen Arbeitsgelegenheiten in allen möglichen untergeordneten Stellungen, in Chicago einen Winter lang sogar als Bettler, konnte er sich vor schlimmster Not bewahren. Den Angehörigen daheim berichtete er, wenn auch selten genug, von Wohlergehen und glänzendem Stand der Dinge. Je länger, je mehr folgte er dem Ruf, dem «Mysterium» der Landstrasse quasi aus Schicksalsfügung und achtete nicht der verwundeten Zehen, der sich verkrüppelnden Füsse. Dank diesen freilich wurde er 1917 aus Festungshaft wegen vermuteter Dienstverweigerung entlassen. Auch hatte er zweimal versucht, auf einem europawärts fahrenden Schiff die Heimkehr zu schaffen. Einmal fuhr er als «Kohlenzieher» (-schaufler) von Quebec an die Goldküste; von dort wollte er den Weg in die Heimat finden, doch wurde er an Bord zurückgehalten und musste nach den USA zurückkehren.

Im Spätjahr 1917 widerstand er endlich dem Wandertrieb und fand dank Benedikt Sigbert Meier (1868 in Disentis geboren), dem Besitzer und Redaktor der «Amerikanischen Schweizer-Zeitung» (ASZ), in New York eine Bleibe mit Zukunftsaussicht. Redak-

tor Meier nahm Gedichte und Prosabeiträge Kollbrunners in die ASZ auf und engagierte ihn als Vereinsreporter für die vielerlei Aktivitäten der Schweizerkolonie in und um New York. Von 1918 an wirkte er als offizieller Mitarbeiter des Blatts und wurde durch diese Tätigkeit ebenso gefördert wie bekannt. Im Frühling 1919 engagierte ihn das Schweizer Konsulat in New York als Hilfssekretär; es hatte seit Ende der Kriegshandlungen die Vertretung der Interessen Deutschlands in den USA übernommen, und Kollbrunner hatte vor allem mit deutschen Kriegsgefangenen zu tun. Die neue Stellung brachte geregeltes Einkommen und wertvolle Kontakte und kam ihm in mancher Beziehung sehr zustatten. Im gleichen Jahr fand er eine Freundin und Geliebte in der 17 Jahre älteren Frau Anna Aldrich, geborene Schultes, die aus Landschlacht stammte. Die Heim-schaffung internierter deutscher Staatsangehöriger liess ihn im Frühsommer 1921 nach Kanada reisen. Bald danach endete seine Konsulatsarbeit mit der Rückkehr deutscher Konsule nach New York. Er fühlte sich reif für die Heimkehr, die er seit 1920 ernsthaft geplant hatte und wegen seines Heimwehs nicht mehr verschieben wollte. Am 4. Februar 1922 fuhr er in Begleitung von Frau Aldrich heimwärts.

Die Absicht, sich in der Schweiz als Journalist und freischaffender Schriftsteller zu etablieren, erwies sich bald als unausführbar. Im September 1922 kehrte Kollbrunner seiner Heimat erneut den Rücken und fand in New York, wo seine Frau auch nach der Heirat am 20. Oktober zahlender Arbeit nachging, viel Musse zum Dichten. Redaktor Meier beschäftigte ihn wieder für seine Zeitung, doch war er gelegentlich auch in kaufmännischer Stellung oder in Eigenbetrieben erwerbstätig. Trotz all dem wurde es schriftstellerisch eine fruchtbare Zeit. In der Schweiz sollte auf Weihnachten 1924 sein erster Gedichtband erscheinen. Da die Angelegenheit aber nicht vorankommen wollte, fuhr er am 23. Juli 1925 mit seiner Gattin heim, um die Drucklegung von «Wolken-

kratzer und Schweizerheimweh» zu fördern, doch mehr noch, um im Hinblick auf eine definitive Heimkehr Beziehungen zu Schweizer Dichtern und literarisch interessierten Kreisen anzuknüpfen. In New York zurück, trat Kollbrunner im Dezember 1925 als Beteiligter und Mitredaktor in das Geschäft der «Amerikanischen Schweizer-Zeitung» ein. Für die Schweizerkolonie rückte er zum offiziellen Dichter bei Feierlichkeiten aller Art auf, und er genoss eine gewisse Berühmtheit. Immer öfter fanden nun seine Prosatexte und Verse Aufnahme in der ASZ und im «Amerikanischen Schweizer-Kalender» (ASKalender), wurden aber auch in heimatlichen Zeitungen und Zeitschriften häufig abgedruckt. Bei Huber in Frauenfeld erschien im Herbst 1926 sein «Buch mit Weltvagabunden-Weisheiten» aus der Trampzeit «Treibholz» sowie ein Jahr darauf der Prosaband «Die Schenke des Mister Bucalo». Es waren, trotz Heimweh, Kollbrunners beste Jahre. Von Ende Juni bis Mitte Oktober 1927 hielt er sich wieder in der Schweiz auf, diesmal hauptsächlich wegen Vorarbeiten für eine Holzimprägnierungsfirma, die er in Zusammenarbeit mit einem Ingenieur eröffnen wollte; er war als erste Hand des Direktors vorgesehen. Doch das Vorhaben zerschlug sich. In New York zurück, nahm er daher die gewohnte Tätigkeit wieder auf. Zugleich verarbeitete er Autobiographisches und Vorkommnisse auf der Redaktionsstube der ASZ, wo das Verhältnis zu Redaktor Meier Spannungen nicht immer vermeiden konnte, in «Fegfeuer. Roman eines Zusammenbruchs», mit Meier als Zentralfigur.

Rückkehr in die Heimat

Die zweite grosse Wende in Kollbrunners Leben trat ein, als Frau Anna am 5. Oktober 1928 an Herzversagen starb. Ein Gefühl völliger Vereinsamung und Hilflosigkeit überfiel ihn, die Sehnsucht nach der Heimat und nach seiner Mutter – sie war nur sechs

Jahre älter als seine Frau – wurde unüberwindlich. So liess er kurzerhand alles hinter sich, was seinem Leben und Streben in New York Inhalt gab, und reiste Ende November, ohne seine Angelegenheiten richtig geordnet zu haben, still und eilig heim zur Mutter. Nachdem er sich von der psychischen Erschütterung erholt hatte, ging sein Bestreben in Hüttlingen dahin, die Produkte seiner Feder bei Zeitungs- und Zeitschriften-Verlagen im In- und Ausland für den Abdruck unterzubringen. Er bemühte hiefür auch Agenturen. Eine ganze Anzahl Gedichte und Erzählungen der Neuyorker Zeit wie neuentstandene fanden den Weg in die Presse. Das Eruiieren und Zusammentragen dieser Texte wäre eine wertvolle Vorarbeit für die Sammlung von Kollbrunners Gesamtœuvre. Im Bewusstsein der wiedergewonnenen Heimat erfuhr die lyrische Produktion neue Frische und Kraft, die Themen des bäuerlichen Alltags, der Dorfidyllik, der Jahreszeiten vertieften sich. Auch folgte Kollbrunner, der in den Bann der Neuen Sachlichkeit geraten war, gerne der Spur stiller Beschaulichkeit und der beseelten Kleinwelt. Bei Huber in Frauenfeld erschien knapp ein Jahr nach der Heimkehr der zweite Gedichtband mit dem bezeichnenden Titel «Geschenk der Stille». Anlässlich öfterer Begegnungen mit Freunden und Bekannten konnten diese mit ansehen, wie Kollbrunner, einer plötzlichen Eingebung folgend, Gedichte in einem Zuge niederschrieb. Sie wurden aber auch Zeugen des wieder über ihn hereinbrechenden Wandertriebs. Mutter wie Freunde erhielten bald von hier, bald von dort eine Ansichtskarte, etwa aus süddeutschen Städten, aus München, aus Wien, Oberitalien, der Westschweiz, aus Frankreich. In Genf war er bemüht, als Übersetzer beim Völkerbund Anstellung zu finden. In Zürich wollte er 1930 die Eröffnung eines Ingenieurbüros zur Beratung in Betriebsfragen mitfinanzieren und als Reklameberater mitwirken, liess den Plan aber wegen der sich abzeichnenden Wirtschaftskrise fallen. Immer stärker bedauerte er seinen übereilten Wegzug

In «Treibholz. Irrgänge eines Amerikafahrers», 1927 im Huber-Verlag, Frauenfeld/Leipzig erschienen, verarbeitet Oskar Kollbrunner persönliche Erfahrungen der Mittellosigkeit und des ratlosen Herumtreibens auf amerikanischen Landstrassen. Ohne Zweifel gehört der Roman zum Lesenswertesten, was die Thurgauer Literatur hervorgebracht hat.



TREIBHOLZ

Irrgänge eines Amerikafahrers

von New York. Dort war die materielle Seite seiner Existenz gesichert gewesen, die so innig geliebte Heimat dagegen drohte «ihre Kinder verhungern zu lassen». Freunde in Übersee waren bereit, ihm die Wege für eine Rückkehr zu ebnen, aber Kollbrunners Gesundheit hatte in den letzten Jahren gelitten, so dass Todesahnungen nicht ausblieben und die immer stärker sich regende Sehnsucht nach dem Meer verebben liessen. Im Februar 1932 zog er nochmals, zum guten Teil auf Schusters Rappen, bis nach München, kehrte Anfang März heim und starb dort am 14. März, während er sich auf der Ofenbank in Mutters Stube wärmte, an Herzversagen und Wassersucht.

Zur Beerdigung erschien eine kleine Trauergemeinde, darunter Freunde und Künstler, die mit Kollbrunner seit ihren Amerika-Tourneen verbunden waren. Im Auftrag des Schweizerischen Schriftstellervereins legte Hanns in der Gand, sein intimster Freund, einen Kranz nieder und sang dem Verstorbenen auf dessen noch in New York geäusserten Wunsch das «Heimwehlied der Schweizer in Amerika». Das Grab existiert nicht mehr, aber das schmiedeiserne Grabkreuz steht heute an der Ostwand der Kirche an die Mauer gelehnt und trägt den vom Dichter eigens hierfür verfassten Spruch:

Last keinen ahnen, was ich war,
was ich gelitten, bis zur Stund',
da seltsam ich zur Frucht gedieh.
Aufleuchtend in des Werkes Rund
sei alles an mir – Poesie.

Zum Werk im allgemeinen

Journalistisch war Kollbrunner vor allem in der Dekade von 1918 bis 1928 im Dienste der ASZ tätig. Berichte zu den Aktivitäten und festlichen Anlässen der Schweizerkolonie, aber auch zu seinen Reisen und Erlebnissen als Tramp und Konsulatsangestellter lieferten zum Teil literarische Unterhaltung im Rahmen eines Feuilletons. Manche dieser Texte haben dichterische Qualität, denn stets berichtete er als Schriftsteller und verstand sich als schöpferisch Gestaltender. Die Bedürfnisse der Presse liessen ihm freilich nicht immer Zeit zur Ausfeilung der Texte. Trotzdem sind solche dabei, die dem Gesamtwerk wohl anstehen.

Dem Erlebnis der Neuen Welt zuzuordnen sind die beiden Prosabändchen «Treibholz. Irrgänge eines Amerikafahrers» und «Die Schenke des Mister Bucalo» sowie eine ganze Reihe von Erzählungen und Erlebnis-Berichten, die in ASZ, ASKalendar und

Schweizer Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind. Nach 1928 entstanden während der letzten Hüttlinger Jahre zahlreiche Erzählungen, die in einem Sammelband als «Geschichten aus Schrullenhausen» für den Druck vorgesehen waren, vom Verleger Rudolf Huber aber nicht für druckreif gehalten wurden. Manche davon sind nach Überarbeitung in Zeitschriften erschienen. Seit 1926 arbeitete Kollbrunner am psychologischen Roman «Fegfeuer. Roman eines Zusammenbruchs», worin der Aufstieg und Niedergang des Redaktors Isidor Markus alias Benedikt Sigbert Meier geschildert wird, aber auch viel Autobiographisches einbezogen ist. Die letzte Überarbeitung brach der Tod ab. Das Manuskript ist Bestandteil des Nachlasses in der Thurgauischen Kantonsbibliothek in Frauenfeld.

Den umfangreichsten Werkanteil beansprucht Kollbrunners Lyrik. Zwar sind nur die beiden oben genannten Lyrikbändchen erschienen, seine Versproduktion umfasst aber bedeutend mehr, denn zahlreiche Gedichte sind im Blätterwald des In- und Auslands, in ASZ und ASKalendar abgedruckt worden. Eine leider nicht ganz vollständige Sammlung der Kollbrunnerschen Lyrik ist im Nachlass vorhanden. Ihre Thematik war vom Leben gegeben; im Anteil, den Kollbrunner als Neuwelt- oder Neuyorker Gedichte bezeichnete, erreichte sie als Bestandteil der Grosstadtlyrik einen besonderen und wertvollen Rang.

Der Schriftsteller und Dichter – eine Würdigung

Kollbrunners Mutterbindung, seine Vaterlandsliebe, sein inniges Verhältnis zur Natur, seine Sehnsucht nach der weiten Welt und die Begeisterung für Meer und offene Strassen rissen ihn hin und her zwischen dem idyllischen Heimatdorf und der lockenden Ferne mit ihren neuartigen Szenerien. Nebst einem gewissen Rechtfertigungsstolz war es der Entschluss zur

Schriftstellerexistenz, der ihn in die Neue Welt führte, wo er, «zitternd vor ihrer herzlosen Grösse», bald aus der «Riesenbabelstadt» in die Weiten des Kontinents floh und neben leidvollen Erfahrungen eine bunte Ernte an Erlebnissen in sich aufnahm, die er dichterisch umsetzte.

Seine prosaepischen Texte offenbaren ein bildhaftes und farbiges Schauen in traditioneller Erzähltechnik mit sinnenfälliger, eindringlicher Sprache. Neue Wortbildungen, eigenwillige Komposita und Wortpaare dienen dem herzhaften Zugriff beim Schildern. Dadurch gewinnt besonders die Anschaulichkeit der Personendarstellung. Ab und zu zeigt sich der Einfluss des Englischen nicht bloss in Anglizismen, sondern auch in dem gesunden und stets alerten Humor, in Selbstironie, in der Neigung zum Kalauern. Dieser Zug gibt seinen Erzählungen bei aller Gefühlsfracht statt des gefühlvollen den einfühlsamen Zug. Gelegentlich setzt sich seine Sprache über grammatische Regeln hinweg und fliesst in journalistischer Unbekümmertheit, vermag aber auch so dank dynamischer und eigenwilliger Ausdrucksweise der neuweltlichen wie heimatlichen Lokalfarbe gerecht zu werden. Ob Kollbrunner bei längerem Leben je zur grossen Prosa gefunden hätte, ist nicht auszuschliessen, sein Werdegang jedoch spricht eher dagegen.

Sein lyrisches Schaffen folgte in den ersten ernsthaften Versuchen nach der Seminarzeit der herkömmlichen, d. h. der impressionistisch-neuromantischen Manier. In Übersee kam rasch der Einfluss Walt Whitmans stark zum Zug, dessen Philosophie, Kunstmittel und Diktion Kollbrunners Gedichte der ersten Amerika-Jahre prägten. Zugleich verlangte das überwältigende Erlebnis der «Neuweltstadt», also New Yorks, eine Ausdrucksweise, wie sie der Expressionismus und zum Teil die Nachahmung Walt Whitmans boten. Kollbrunner zeigte hier eine erstaunliche Nähe zur zeitgenössischen literarischen Entwicklung in Deutschland. Nach 1923 zeitigte die Rilke-Lektüre sowie die Beschäftigung mit der Neuen Sachlichkeit ein

Einschwenken auf deren Linie. Kollbrunner begann sich vermehrt den «Wundern» und Offenbarungen im scheinbar Toten zuzuwenden und übernahm Strophenformen und Reimfolgen Rilkes sowie Impulse der Verlaineschen und Rimbaudschen Lyrik. Immer mehr aber ging er schöpferisch und eigenständig weiter und prägte als Epigone der Neuen Sachlichkeit übernommene Kunstmittel auf seine Art. Die letzten Jahre seines lyrischen Schaffens schenken Gedichte, die begnadeten Stunden entsprangen und dokumentieren, wie sich ihm die Heimat ganz im Wort erschloss. Die meisten dieser Schöpfungen sind, in Zeitschriften zerstreut, im Druck erschienen, manche blieben in der Schublade.

Eine besondere Note brachten Kollbrunners Wolkenkratzer- und Grossstadtgedichte in die aufgrund ihres Gehalts an sich internationale Grossstadtliteratur. Mit Kollbrunners Versen nach 1920 begann die Musik der Wolkenkratzer in die deutschsprachige Grossstadtlyrik, die, durch Heinrich Heine eingeläutet, von Julius Hart und Arno Holz gewissermassen richtig eröffnet, von den Expressionisten Georg Heym, Armin Theophil Wegner, Gerrit Engelke, Paul Zech bereichert wurde und mit der sich auch Rainer Maria Rilke beschäftigte, hineinzutönen. Seine im Zeichen des Gigantischen, Kolossal, Überwältigenden stehende Neuweltlyrik hämmerte mit leidenschaftlichem Herzen an den Quadersteinen der Wolkenkratzer herum. Ihm graute vor der Grösse und Tücke der Weltstadt, und doch stand er wieder entblössten Hauptes voll Bewunderung vor ihr, wenn er von dem neuen Lebensgefühl durchströmt und vom betörend süssen Gift menschlichen Machtrausches für Augenblicke übernommen wurde. Als Impressionist hielt er mit empfindlicher Malernetzhaut die Linien und Farben des grandiosen Schauplatzes Manhattan fest und verstand es, das Geschaute in häufig freirhythmischen Versen mit Symbolen zu durchsetzen. Mit feinem Kontrastgefühl sezierte und differenzierte er die Gesichter der amerikanischen

Grossstadt und trug die Szenerie einer neuen Wirklichkeit in die vor ihm mehr gefühls- und gedanken- gebundene Grossstadtlyrik. Leibhaftig und greifbar erstet in seinen Gedichten ein Szenario mit wuchtig in die Wolken ragenden Zinnen, mit tosenden Strassenschluchten, donnernden Bahnen, kühngespannten Brücken, kilometerlangen Hafenanlagen, mit Zentren und Adern voll pulsierenden Lebens und wimmelnder Menschen, die in nie erlahmender Eile ihrem Geschäft nachgehen, aber auch mit unsichtbar waltenden Mächten und geheimnisvollen Fratzen in den grauen Fronten aus Stein und Stahl. Eindrückliches Beispiel für seine künstlerische Gestaltung dieser künstlichen Welt ist sein Sonett «Manhattan» (1922). Dem «Babel-New York und steinernen Wahnsinn kühnster Träume» misstraut der junge Einwanderer, doch nach widerstrebendem Mitgehen steht er betroffen vor dem göltigen Symbol des «Mammonismus» und erahnt in New York den Ort, wo seiner höhere Erlebnisse warten, wo er sich als Starker bewähren und das eigene Sein potenzieren kann. Damit anerkennt er, bei allem Wissen um ihre niederziehenden Mächte, die Grossstadt als aufpeitschende Gelegenheit zur Erlebnis- und Glückssteigerung, als Bewährungsort der innerlich Starken, die selbst diesem Babel gewachsen sind. Für ihn ist die Grossstadt als Ausdruck des konzentrierten Werkgeistes des homo faber nicht allein mit Fluch belastet, sie ist vielmehr noch mit Grösse gesegnet. Ähnliche Gedanken sind bei den deutschen A.T. Wegner, Gerrit Engelke und Josef Winckler zu lesen. Während aber diese von anfänglicher Zustimmung zur Ablehnung der Grossstadt schritten, so mauserte sich Kollbrunners ursprüngliche Ablehnung zur schliesslich uneingeschränkten Anerkennung. Seine Anerkennung mag freilich nur der amerikanischen Grossstadt gegolten haben und ist bezeichnend für den amerikanischen Daseinsoptimismus. Wenige Monate vor der endgültigen Heimkehr erschien sein für diese Entwicklung aussagestarkes Gedicht «Der Zeigefinger».

Kollbrunners Neuwelt-Gedichte beanspruchen einen eigenen und herausragenden Platz nicht nur im deutsch-amerikanischen Schrifttum, sondern auch in der deutschen Grossstadtlyrik. Der deutschsprachigen Literaturkritik und -geschichte sind das Werk und der Name Oskar Kollbrunners nur am Rande, im Zusammenhang mit dem deutschen Schrifttum im Ausland, bewusstgemacht worden. Redaktor Hans Vetter von der «Thurgauer Zeitung» – er war mit Kollbrunner befreundet – schrieb in seinem Nachruf: «Mit ihm verlor der Thurgau einen seiner interessantesten Bürger, die Schweiz einen ihrer meistversprechenden Dichter.» Dem ist auch aus heutiger Sicht noch beizupflichten.



Nachlass

KBTG, noch ungeordnet und ohne Sign. (über 300 Seiten Kopien von Gedichten und Erzählungen, Briefe, Manuskript «Fegfeuer. Roman eines Zusammenbruchs», Fotos).

Werke

Wolkenkratzer und Schweizer Heimweh. Gedichte eines Amerikafahrers, Biel/Bern: Ernst Kuhn, 1925; Treibholz. Irrgänge eines Amerikafahrers, Frauenfeld/Leipzig: Huber, 1927; Die Schenke des Mister Bucalo, Frauenfeld/Leipzig: Huber, 1927; Geschenk der Stille. Gedichte, Frauenfeld/Leipzig: Huber, [1929]; Die Geschichte vom Müller Nepomuk, in: TjB 1933, S. 36–42.

In Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte Arbeiten Kollbrunners sind, soweit bekannt, nachgewiesen in: Spuler, Oskar Kollbrunner (vgl. Nachrufe und Literatur), S. 93–94.

Quellen

Amerikanische Schweizer-Zeitung (ASZ), New York 1917–1928; Amerikanischer Schweizer-Kalender (ASKalender), New York 1918–1929; Schweizer Familie 37 (1930), S. 675–676.

Nachrufe und Literatur

Vetter, Hans: Oskar Kollbrunner †, in: TZ, 16.3.1932; Amrein, Franz Xaver: Oskar Kollbrunner gestorben, in: ASZ, 30.3.1932, S. 4; Muggli, Hans: Oscar Kollbrunner †, in: TjB 1933, S. 32–33;

Rieben, Ernst: Einiges aus dem Leben Oscar Kollbrunners †, in: TjB 1933, S. 34–35.

Larese, Dino: Oskar Kollbrunner, ein Thurgauer Dichter, in: Thurgauer Jahresmappe 1949, o. S.; Spuler, Linus: Oskar Kollbrunner. Leben, Werk und literarhistorische Stellung eines Schweizer Dichters in der Neuen Welt, Frauenfeld 1955 (zugleich Diss. phil. I, Freiburg/Schweiz 1954); Spuler, Linus: New Yorker Gedichte. Zur Grossstadtdichtung des Schweizer Amerikaners Oskar Kollbrunner, in: Euphorion 47 (1953), S. 341–350; Spuler, Linus: Deutschsprachige Neuweltpoesie. Zum 100. Geburtstag Oskar Kollbrunners, Hüttlingen (TG) – New York, in: Schweizer Monatshefte 75 (1995), S. 29–31.

Bildquellen

Abb. 1: KBTG, ohne Sign.: Nachlass Kollbrunner Oskar, Fotografien (Oskar Kollbrunner, 1918; Fotografie: Devens Studio, Boston, Mass.).

Abb. 2: KBTG O 986: Kollbrunner, Oskar: Treibholz. Irrgänge eines Amerikafahrers, Frauenfeld/Leipzig: Huber, 1927, Schutzumschlag; Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld.

Unterschrift: KBTG, ohne Sign.: Nachlass Kollbrunner Oskar, Korrespondenz (Brief von Oskar Kollbrunner an seine Eltern, New York, 23.2.1924).



André Salathé

Karl Meier «Rolf» (1897–1974) Schauspieler, Regisseur, Herausgeber des «Kreis»



Moses im Binsenkörbchen?

Karl Meier wurde am 16. März 1897 als ausserehlicher Sohn der Glätterin Elisabeth Rheiner von Sennwald-Salez, wohnhaft in Lachen, Gemeinde Straubenzell, in der kantonalen Gebäranstalt St. Gallen geboren und am 11. April zu St. Leonhard (Evangelisch-Reformiert St. Gallen C) auf den Namen Rudolf Carl getauft. Fünfzehn Jahre später, am 10. April 1912, wurde Karl, «der schon im frühesten Kindesalter» von Johann Thomas und Wilhelmina Meier-Götsch von Murg-Quarten in Au-Kradolf «in elterliche Pflege & Erziehung genommen & wie ein eigenes Kind gehalten worden» war, von seinen

Pflegeeltern adoptiert. «Die natürliche Mutter des Knaben sei längst unbekannt abwesend», weiss der fragliche Beschluss des thurgauischen Regierungsrats, «sie habe sich im Jahre 1900 mit einem Italiener verheiratet & sich seit diesem Zeitpunkte nie mehr um ihr Kind bekümmert».

Tatsächlich hatte sich die am 20. November 1875 in Waldstatt geborene Elisabeth Rheiner am 23. Mai 1900 in Herisau mit einem Attilio Luigi Giulio Bologni ehelich verbunden. Offenbar zunächst daselbst wohnhaft, verzog das Paar 1904 nach St. Gallen. Am 5. September 1907 meldete es sich wieder nach Herisau ab – um dabei aber für immer zu verschwinden. Wie die Einwohnerkontrolle von Pomponeso (Italien) 1985 glaubhaft machen konnte, wanderten die beiden über ihren italienischen Heimatort nach Amerika aus.

Dass Bologni der leibliche Vater Karl Meiers war, ist eher unwahrscheinlich: Italiener sind notorische Kindernarren, die eigenen Nachwuchs nicht so ohne weiteres weggeben. Mit Sicherheit ins Reich der Legenden ist das sich bis heute haltende Gerücht zu verweisen, Meier sei als ein «Moses im Binsenkörbchen» seinen späteren Adoptiveltern vor die Haustür an der heutigen Thurstrasse 21 in Kradolf gelegt worden. Denn zum einen zog das Ehepaar erst 1901 von Hohentannen her zu, und zum anderen scheint sich die leibliche Mutter noch bis 1907 ab und zu gezeigt zu haben – der erwähnte Regierungsbeschluss ist im Gegensatz zu seinen Vorakten nämlich ungenau. Andernfalls wäre ihr Name auch gar nicht bekannt und Meier als «Findelkind» deklariert worden.

Jugend an der Thur

Wie seinem 1969 veröffentlichten Büchlein «Dozmol» zu entnehmen ist, wuchs Karl in einfachen, wenn auch nicht ärmlichen Verhältnissen auf. Seine Pflegeeltern waren gut beleumdete «Stiggerslüüt». Thomas Meier, Jahrgang 1865, sass jahraus, jahrein

am Pantographen. In Murg-Quarten geboren, hatte sich der Sticker 1889 in Amriswil mit der um ein Jahr jüngeren «Fädlerin» Wilhelmina Götsch von Bürglen verheiratet. Später verzog das ohne eigenen Nachwuchs bleibende Ehepaar nach Hohentannen. 1901 schliesslich erwarb Meier in Kradolf für 1635 Franken ein Grundstück, worauf er sich noch im gleichen Jahr ein Haus mit Sticklokal erbauen liess. Dieses war 1901 für 7000 Franken brandversichert, 1906 für 8500 und 1920 für 12 000 Franken. Bei der Thurgauischen Kantonalbank stand Meier freilich mit 9500 Franken in der Kreide. Immerhin: Bis zum 1. Weltkrieg florierte die Stickereibranche noch relativ gut, so dass im Haus kein Mangel geherrscht haben dürfte.

Karl Meier wurde nach eigenem Bekunden bestimmt, doch nicht hart erzogen. Er hat seinen Adoptiveltern stets die Treue gehalten und ihnen nach deren Tod ein überaus ehrendes Andenken bewahrt. Davon legt seine schon erwähnte Erzählsammlung «Dozmol» ebenso Zeugnis ab, wie sie manche Episode und Figur der Jugendjahre wiederaufleben lässt. Auch hat Meier das Häuschen der Eltern als Refugium bis an sein eigenes Ende behalten.

Nach der Primarschule in Schönenberg (1903–1909), besuchte Karl von 1909 bis 1912 in Bischofszell die Sekundarschule. Hier durfte er sich jene breite Grundausbildung aneignen, für die er zeitlebens dankbar blieb. Auf Betreiben des Vaters absolvierte er ab Frühjahr 1912 bei der Seidenweberei Schönenberg, einem Betrieb der Zürcher Siber & Wehrli-Gruppe, eine kaufmännische Lehre. Wohl nur auf Drängen der Eltern blieb er der Firma danach als Angestellter noch einige Zeit erhalten.

Lehrjahre in der Schweiz ...

Denn von allem Anfang an stand für den jungen Mann im Kontor fest, den bürgerlichen Beruf so bald als möglich an den Nagel zu hängen und Schauspie-

ler zu werden. Dieser «Floh» war ihm von seinem Bischofszeller Deutschlehrer Ernst Büchi ins Ohr gesetzt worden: «I dr nöchschte Stond hämmer do tööre am «Tell» aafange lese, mit vertaalte Rolle [...] – ond wieder hescht Du, liebe-alte Lehrer öppis gsaat, wo bhanget ischt – damol för mis ganze Lebe: «...es gett Mensche, wo es sich zom Lebespruef mached, derigi Dichtige z'spille, alewill ond immer wieder, Schauspiller i de grosse Theater...» No nie ha-n-i dozmol e Theater gseh gha – ond o kan Schemmer gha, wie da öppe chönnti usgseh – aber die Wort tööre rede vor andere Mensche, alewill ond immer wieder derigi Sätz tööre forme, Sätz, wo kan Mensch meh uslöscht, so langs no Mensche gett – da ischt hange blebe i mim Buebeherni, ischt en Wunsch worde, dem me nohbrüelet hät i dene Johre, wo me hät müene i me ne Büro ine hogge, de me doregstieret hät trotz de Träne vom Vatter ond vo de Muetter, wo lieber ehren Bueb als gweste Maa im Dorf ine gseh hetted [...].»

Dass die biedereren «Stiggerslüüt» ob dem Wunsch des Jünglings fast verzweifelten, erstaunt nicht, galt die Schauspielerei doch immer noch als «unseriös» und «unsicher». Karl freilich hatte Glück: In Fabrikdirektor Gottlieb Fehr, dem sein Talent von Theaterabenden des Stenografenvereins Schönenberg-Kradolf her bekannt gewesen sein dürfte, fand er einen verständnisvollen Chef, der seine Versetzung ins Stammhaus der Firma nach Zürich erreichte, so dass einer nebenberuflichen Ausbildung zum Schauspieler wenigstens keine topographischen Hindernisse mehr im Wege lagen. So wechselte Karl spätestens im Frühjahr 1917 nach Zürich. Eine Schauspielschule gab es aber damals in der Limmatstadt noch nicht. Bei wem Meier Unterricht nahm, ist unbekannt. Ob – wie Heinrich Gretler und viele andere – bei Josef Danegger, dem Vater von Meiers späterer Cornichon-Kollegin Mathilde? Oder bei Alfred Bosshard (1868–1944), wie Ettore Cella vermutet? Wie dem auch sei, fest steht, dass Meier 1920

Schauspielunterricht nahm und zugleich bei einer Wanderbühne zum erstenmal auf jenen «Brettern» stand, die einer inzwischen etwas abgegriffenen Wendung zufolge «die Welt bedeuten». Offenbar gelang der Start recht gut, jedenfalls schaffte Meier den Sprung in feste Engagements:

Für die Saison 1920/21 finden wir ihn am Stadttheater Solothurn, wo er in heute kaum mehr bekannten Operetten Nebenrollen spielte. 1921–24 gehörte er dem Städtebundtheater Winterthur-Schaffhausen an. Hier wurden unter der Direktion von Otto Schwarz Klassiker «sozusagen am Laufmeter produziert und daneben Operetten und Lust- und Rührspiele [...] geboten». Meier war «Träger grösserer Nebenrollen, machte den Inspizienten» und haftete noch 1974 «in der Erinnerung als treuherziger Just in der «Minna von Barnhelm»». Die erste Hälfte der Spielzeit absolvierte das Ensemble jeweils im «hübschen, stilvollen Theaterchen Winterthur», die zweite im «Imthurneum» Schaffhausen.

In den Sommerpausen war Meier in Freilichtaufführungen zu sehen. So gab er im Mai/Juni 1923 im Rahmen der Bischofszeller Volksschauspiele in Carl Friedrich Wiegands Stück «Marignano» den Werner Schwyzer, also die Hauptrolle, und im August 1924 im inzwischen legendären «No e Wili»-Stück Heinrich Waldvogels Hans Laitzer, den verräterischen Bürgermeister Stein am Rheins. Hier wie dort begeisterte er Zuschauer und Kritiker gleichermassen.

Nach drei Spielzeiten in Winterthur-Schaffhausen zog es «Meierlein», wie ihn die Umgebung liebevoll nannte, in die weite Welt: Deutschland.

... und Wanderjahre in Deutschland

Leider sind wir über diese für Meiers weiteres Wirken in vielerlei Hinsicht entscheidende Zeit nur sehr ungenügend unterrichtet. Zwar hat sich eine grosse Anzahl von Fotografien erhalten; deren spärliche

Beschriftung lässt eine zweifelsfreie Zuordnung zu bestimmten Aufenthaltsorten oder Theaterstücken aber nur selten zu. So kann vorderhand nur Vorläufiges mitgeteilt werden:

In der Saison 1924/25 finden wir ihn in Bielefeld. Auf die Saison 1925/26 wechselte er ans Theater der Stadt Münster in Westfalen, wo er auch 1926/27 blieb. Mit dem in der Weimarer Republik eine Blütezeit erlebenden Cabaret in Kontakt kam Meier 1928/29, indem er kurze Zeit dem Cabaret «Der fliegende Koffer» angehörte. 1929/30 wirkte er am Stadttheater Glogau (heute Polen), wo er vermutlich schon 1927/28 engagiert gewesen war, und von 1930 bis 1932 schliesslich an demjenigen von Zwickau. Fotografien und Briefe belegen, dass Meier auch in Kolberg/Ostsee (heute Polen) und Annaberg/Erzgebirge sowie an der Kleinkunsthöhle Mannheim wirkte.

War unser Held in Winterthur-Schaffhausen das «Meierlein» gewesen, figurierte er in Glogau einer nicht weiter bekannten Begebenheit wegen als «Rafael die Wand entlang». Überhaupt war er bei Kolleginnen und Kollegen sehr beliebt. Den auf der Rückseite mehrerer Fotografien unmissverständlich bezeugten Gefühlen Valeria Verdens – «Karl Du bist mir doch der Liebste! V.V.» – scheint er sich schliesslich durch Annahme des Engagements in Zwickau entzogen zu haben.

Wie auf jeden deutschsprachigen Schauspieler der 1920er Jahre dürfte Berlin auch auf ihn grosse Anziehungskraft ausgeübt haben. Darüber, dass es nicht zu einem Engagement in der Reichshauptstadt kam, war Meier später nicht unglücklich, im Gegenteil! Nur in der Provinz sei man mit sämtlichen Arbeiten rund um das Theater in Kontakt gekommen. Man habe ebenso Kulissen malen und verschieben wie spielen oder Regie führen müssen, was ihm später sehr zustatten gekommen sei. Dass Meier mit Berlin trotzdem Beziehungen unterhielt und sich dort wohl gelegentlich aufhielt, werden wir noch sehen.

Rückkehr

Nicht erst 1933, wie man nach dem Tod verschiedentlich lesen konnte, sondern bereits 1932 kehrte Meier in die Schweiz zurück. Zunächst gehörte er dem 1927 von Leo Delsen gegründeten Städtebundtheater Biel-Solothurn an. Der leichten Muse wurde viel Platz eingeräumt. Es war aber auch ein besonderes Anliegen Delsens, junge Schweizer Autoren zu spielen. Welche Rollen Meier anvertraut wurden, wissen wir nicht. Sicher ist, dass er 1934/35, als er erneut eine Saison lang dort wirkte, in Cäsar von Arx' «Der Verrat von Novara» den Indergassen mimte.

Auf die Saison 1933/34 wechselte Meier an das neu eröffnete Stadttheater Schaffhausen unter Dr. Erich Weidner. Als «guter Regisseur und Bühnenbildner» wurde er am 13. April 1934 von der Theaterkommission bestätigt. Anders als ein Dezennium zuvor, versah er nun gewichtigere Rollen. So glänzte er etwa als Tartuffe in Molières gleichnamigem Lustspiel, während er für Shakespeares «Was ihr wollt» das Bühnenbild schuf und für Strindbergs «Schwanenweiss» für Bühnenbild *und* Regie verantwortlich zeichnete.

Nach der Nichtwiederwahl Weidners als Direktor schlug Stadtrat Brütsch am 9. August 1935 vor, vorerst Karl Meier anzufragen. «Uttinger unterstützt diesen Vorschlag, da er Meier unbedingt für den für unsere Verhältnisse richtigen Mann hält. Aellen unterstreicht die hervorragenden Charaktereigenschaften Meiers und betont, dass dieser unsre ganzen Theaterverhältnisse von Grund aus kenne und sich im Publikum grösster Sympathien erfreue.» Einstimmig wurde deshalb beschlossen, «dass der Präsident [Walther Bringolf] mit Meier zwecks Übernahme der Spielleitung verhandeln solle». Am 12. August 1935 musste Bringolf seinen Kollegen jedoch mitteilen, «Meier habe die Berufung abgelehnt, «da er sich bereits anderweitig durch Vertrag

verpflichtet habe. Wenn der Ruf vor zwei Monaten an ihn ergangen wäre, hätte er mit Freuden zugesagt.»

Cabaret Cornichon

Der Start des Cornichons am 1. Mai 1934 ging fehl, so dass dessen Gründer über die Bücher mussten – und gingen: Der allzu anklägerische, weltschmerzliche Ton verschwand, es kam mehr Heiterkeit und helvetischer Witz hinein, so dass das neue Programm, das am 1. September auf der Zürcher Hirschenbühne gestartet wurde, ein voller Erfolg wurde. Zum Ensemble – Emil Hegetschweiler, Mathilde Danegger u. a. – war neben Elsie Attenhofer inzwischen auch Karl Meier gestossen. Attenhofer, eine der «Grossen» des Cornichons und dessen spätere Chronistin, beschreibt seinen Eintritt ins Ensemble so: «Bevor er Mitglied [...] wurde, sass er eines Abends im Publikum, und sein stimmungsförderndes Lachen verbreitete gute Laune vor und auf der Bühne. Am Schluss der Vorstellung sagte die freundliche «Hirschen»-Wirtin, ohne ihn zu kennen, zu ihm: «Chömet Sie doch öppe-n-emol! Sie lached eso schön!» Meier kam – und war «rundum verwendbar», d. h. «man konnte ihm sowohl komische wie ernste Rollen anvertrauen, heitere wie nachdenkliche». Wie Albert Knöbel, der technische Leiter, machte Meier fast sämtliche Programme des Kabarets mit, in 13 Jahren wohl an die 4000 Vorstellungen. Nicht verwunderlich, dass Attenhofer später schrieb: «Was die unverbrüchliche Treue dieser beiden Mitarbeiter für das Cornichon bedeutete, ist in Worten nicht auszudrücken.» Darum gebeten, es doch zu tun, meinte sie, als Kollege sei Karl Meier «wunderbar, also wirklich ganz unbeschreiblich» gewesen, «ein toller Organisator, der sich um alle und um alles» gekümmert habe: «Er war bei allen beliebt.»

Nicht selten übernahm Meier den Part des Ausenseiters oder den des Deutschen. Meist trat er im

Auf Intervention der deutschen Botschaft in Bern und des italienischen Generalkonsulats in Zürich musste 1939 der Cornichon-Sketch «Grössenwahn» innerhalb des Programms «Aschpiraziönli» abgesetzt werden. Alfred Rasser (links) und Karl Meier hatten zwei verrückte Schweizer im Garten einer Irrenanstalt gespielt ...

Rahmen des Ensembles vor das Publikum. Doch glänzte er auch in einigen Zweierbesetzungen. Hervorzuheben etwa die Nummer «Das Buch in der Schweiz» (1937; mit Zarli Carigiet), besonders aber «Grössenwahn» (1939), wo Meier und Alfred Rasser zwei verrückte Schweizer im Garten einer Irrenanstalt darstellten. «Obschon keine Namen genannt wurden (A. und B. sprachen urchiges Schweizerdeutsch), merkte das Publikum schon allein an der Gestik, dass es sich um Hitler und Mussolini handelte, und reagierte auf jede Anspielung mit Gelächter.» Das Vergnügen war freilich von kurzer Dauer: Nachdem die deutsche Botschaft in Bern und das italienische Generalkonsulat in Zürich interveniert hatten, wurde der Sketch abgesetzt.

Meier wurde nicht populär wie Hegetschweiler, Carigiet, Gretler, Rasser u. a., trug mit seiner konstanten Leistung indes wesentlich zu jener hohen künstlerischen Grundlage bei, ohne die die Sterne des Cornichons wohl kaum so hell hätten leuchten können. Darauf angesprochen, bestätigt Attenhofer diese Einschätzung: Meier sei halt «nöd so-n-en Schööne gsii», habe vielleicht etwas wenig natürliche Ausstrahlung gehabt. Wegen seiner leicht heiseren Stimme sei er zudem nicht für alle Rollen geeignet gewesen. Und Nico Kaufmann, damals am Flügel, fügt hinzu, Meier sei «völlig unmusikalisch» gewesen, habe «überhaupt nicht singen können»; ergo sei er für Gesangssoli nicht in Frage gekommen. Sowohl Attenhofer wie Kaufmann betonen aber, Meier sei schauspielerisch durchwegs «auf der Höhe» gewesen, habe das Handwerk beherrscht – eine Einschätzung, die aus der Warte des erfahrenen Regisseurs auch Ettore Cella teilt.

Diese seine Qualitäten fielen nach dem Krieg, als verschiedene Stars der Truppe eigene Wege gingen, besonders ins Gewicht. Es ist auffallend, dass er nun plötzlich in Solonummern auftrat oder doch Hauptrollen spielte. So 1946 in «Babylonische Gefangenschaft» (sein eigener Text), einer überaus starken –



und von Meier auch eindrücklich vorgetragenem – Nummer. Meier hätte seine humane Gesinnung, sein Engagement für die Randgruppen, die Benachteiligten und Geschlagenen dieser Welt kaum besser zum Ausdruck bringen können als gerade zu diesem Zeitpunkt, wo das Schicksal der Juden, die das Dritte Reich überlebt hatten, nach wie vor ungewiss, hart und unbarmherzig war und der Staat Israel noch keineswegs gesichert schien, und mit diesem Text. Über seine Darstellung des «Kaftanjuden» schrieb denn eine Zeitung: «Karl Meier ist mit seiner eindringlichen Leistung von der tragenden Säule zum Eckstein des Ensembles geworden.» Und über die Nummer «In der Korruptei» hiess es am 9. April 1947 im «Tages-Anzeiger»: «[...] und Karl Meier in der dem Leihhaus

entnommenen verschlissenen preussischen Hauptmannsuniform ist eine sehr fein gezeichnete, auf der Schwelle von einst und jetzt stehende, die Quintessenz vieler Tagesgespräche um die deutsche Seele bildende Figur und in der kabarettistischen Konzeption ein Schlager.»

Auf der Schwelle von einst und jetzt stehende Figur – das war auch Meier selbst. Die totalitäre Bedrohung, derentwegen er sich so sehr in den Dienst des alle «Ismen» satirisch bekämpfenden Cornichons gestellt hatte, fiel 1945 weg. Meier spürte, dass die Tage des Cabarets gezählt waren. Mit Voli Geiler, Walter Morath und Werner Belmont trat er denn 1948 zum eben gegründeten «Nebelhorn» über, dessen Star der alte Cabaret-Vogel Werner Finck war. Trotz Erfolg gingen die Beteiligten nach nur einem Programm wieder auseinander.

So kam für Karl Meier unvermittelt der Zeitpunkt, die Existenz als freier Schauspieler zu wagen. Sein Entschluss lässt sich jedoch nur verstehen vor dem Hintergrund einer anderen Entwicklungslinie, die bis jetzt bewusst ausgeblendet worden ist.

«Rolf» und sein «Kreis»

Karl Meier war homosexuell oder, wie er selber gesagt hätte: homophil – ein Homoerot. Das wäre nicht erwähnenswert, hätte sich daraus nicht ein Lebenswerk ergeben, das es, wie nun skizziert werden soll, im Grunde erst rechtfertigt, sein Leben hier nachzuzeichnen.

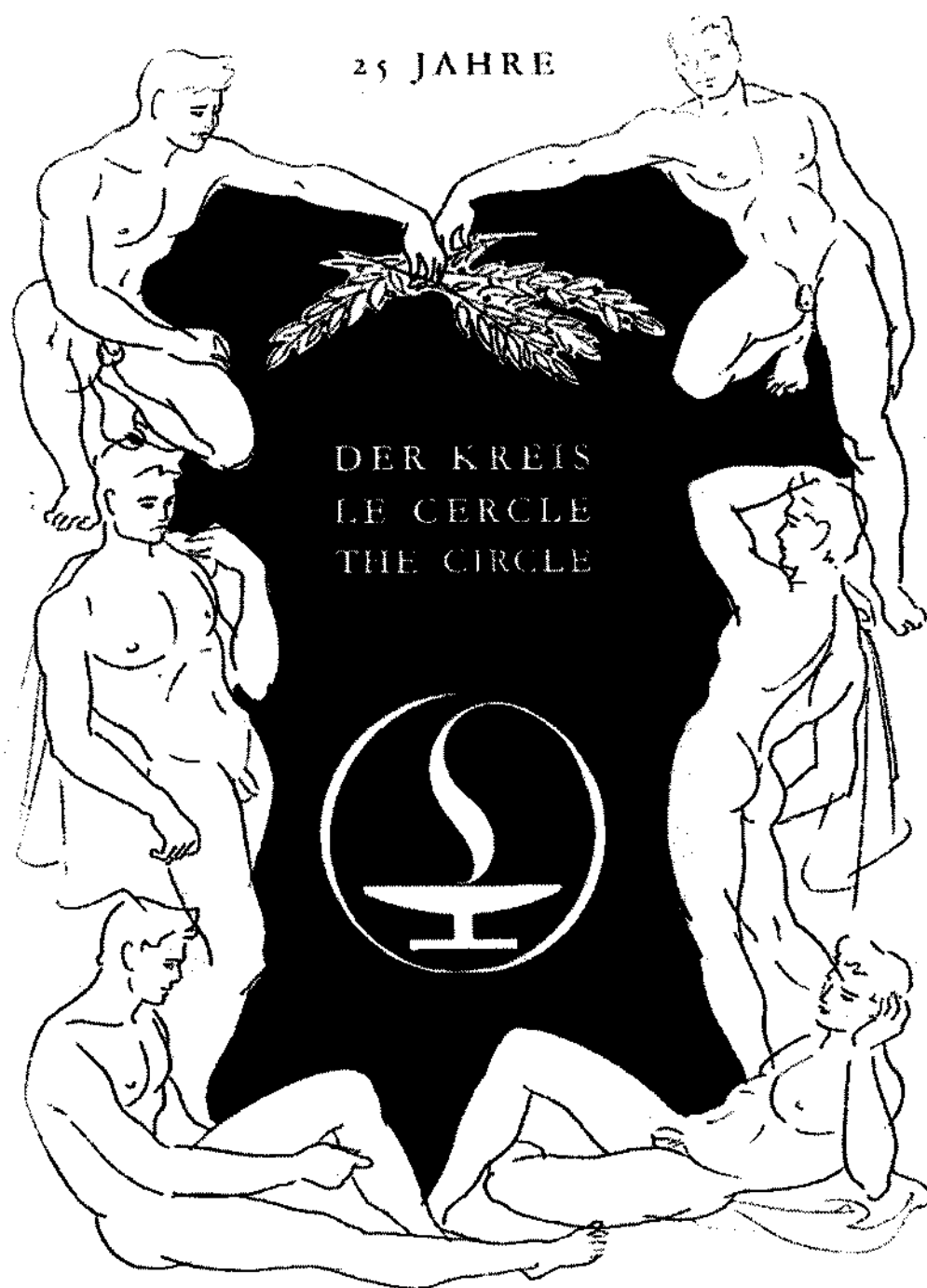
Ob seine Adoptiveltern von der Veranlagung wussten, ist nicht bekannt. Meier selber litt nach eigenem Bekunden zunächst aus religiösen Motiven darunter. «Es hat Jahre gebraucht», sagte er 1963, «um mich zum vollständigen inneren Gleichgewicht durchzuringen. Heute glaube ich, dass die homoerotische Veranlagung im Schöpferplan Gottes auch ihren Platz hat – nur kennen wir ihn noch nicht. Die

Homosexuellen sollen unter ihrer Veranlagung nicht leiden und sich nicht zweitrangig fühlen, sondern aus dem ihnen zugewiesenen Schicksal ihre Lebensaufgabe erfüllen.» Und ein Jahr später bekannte er im Rahmen einer Diskussion über die Entstehung von Homosexualität, die sogenannte Verführungsthese widerlegend, er sei «als junger Schauspieler der ständigen Strahlkraft der Frau ausgesetzt gewesen» – V.V. lässt grüssen! –, «nie h[omo]s[exuell] verführt worden und [...] dennoch h[omo]s[exuell]».

Man geht wohl kaum fehl in der Annahme, Meier habe sich spätestens in den Jahren in Deutschland «entdeckt» – umso mehr, als Berlin damals das Homosexuellen-Eldorado Europas schlechthin war. Hier gab es eine vielfältige homosexuelle Subkultur: Clubs, Bars, Cabarets sowie eine ins Kraut schiessende Publizistik. Kaum verwunderlich, dass der talentierte junge Mann früher oder später damit in Kontakt kam, und das hiess in seinem Fall: mit Adolf Brand (1874–1945). Brand hatte noch vor der Jahrhundertwende die Zeitschrift «Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur» gegründet. Obgleich sie vor dem Hintergrund seiner späteren Herausgeber Tätigkeit als unmittelbar einleuchtend erscheint, muss die in jüngeren Publikationen vorgebrachte Behauptung, Meier sei Ende der 1920er Jahre «einer der engsten Mitarbeiter Brands» gewesen, als falsch bezeichnet werden: «Ich habe in meiner Deutschlandzeit 1924–1932», schreibt er 1962, «[lediglich] zwei kurze Essays geschrieben, die man eher als «Leserzuschriften» betrachten kann, mich deswegen aber niemals als Mitarbeiter von Adolf Brand nennen darf!» Falsch sei auch die Behauptung, wonach er Brands Werk in der Schweiz «weitergeführt» habe – «das hätte ja nur in Deutschland sein können [...]. Ich habe 1942 das Werk einer lesbischen Frau weitergeführt und 1943 der Zeitschrift den Namen «DER KREIS» gegeben – das ist alles.»

Sehen wir zu: In Zürich war am 12. August 1931 der lesbische Damenclub «Amicitia» gegründet wor-

Als Herausgeber der Kulturzeitschrift «Der Kreis» (1942/43–1967) war Karl Meier «Rolf» während Jahrzehnten die wohl einflussreichste Gestalt der homosexuellen Subkultur in der Schweiz. Die Abbildung zeigt die Titelseite der Jubiläumsnummer 9/1957. Im Zentrum das Signet des «Kreis», die zum Kreis geschlossene Flamme.



den, der zum 1. Januar 1932 das erste Heft seines «Freundschafts-Banners» herausbrachte; im November ging das Blatt wieder ein. Nachdem in der Zwischenzeit der Schweizerische Freundschafts-Verband homosexueller Frauen und Männer gegründet worden war, kam die Zeitschrift ab Mitte April 1933 als «Schweizerisches Freundschafts-Banner» wieder alle vierzehn Tage heraus. Als Herausgeberin fungierte Anna Vock; das Blatt war von nun an und bis 1939 im freien Handel erhältlich. An einem Zürcher Kiosk kam es Ende April 1934, als es sich eben perfider Angriffe des «Scheinwerfers» zu erwehren hatte, Karl Meier in die Finger. Noch nicht ahnend, «welche Verpflichtungen mir die nächsten Jahre zuweisen würden», las er vorerst nur, «dass hier Kameraden und Kameradin-

nen gegen geschmacklose und verleumderische Skandalblätter einen ziemlich aussichtslosen Kampf ausfochten [...]. Ich stellte mich sofort mit unsere Art sachlich richtig beleuchtenden Artikeln neben sie, weil ich spürte, dass gerade ein Künstler da nicht aus bequemer und falscher Reserve sich heraushalten durfte.» Tatsächlich erschien am 15. Mai 1934 Meiers erster Artikel, ein flammender «Appell an alle!», den Kampf gegen Verleumdungen zu unterstützen: «[...] es geht um den Beweis, dass wir reine Hände haben, dass nicht ein raffinierter Sexus das Bindende zwischen uns ist, sondern Eros, der ewig junge Gott, der Körper und Seele zu göttlicher Einheit fügen will.»

Meier nahm es schnell den Ärmel hinein, und zwar zünftig: Von nun an war er praktisch in jeder Nummer des Blatts mit eigenen Beiträgen vertreten; auch gehörte er bald der Redaktion an, deren Kurs er zu bestimmen begann, ohne doch das letzte Wort zu haben. «Ge-outet» hat sich Meier nie. So erschienen auch alle seine Artikel unter Pseudonymen: «Rudolf Rheiner» (!), «Karl Pfenninger», «Gaston Dubois» u. a., später dann vorwiegend «Rolf».

1937–41 hiess das Blatt «Menschenrecht. Blätter zur Aufklärung gegen Aechtung und Vorurteil», ging es doch darum, dem neuen Schweizerischen Strafgesetzbuch, das die bisherigen kantonalen Strafrechte ablösen und die gleichgeschlechtliche Liebe unter Erwachsenen legalisieren sollte, in der Volksabstimmung von 1938 zum Durchbruch zu verhelfen. Das StGB kam durch und trat mit 1942 in Kraft. Nachdem die Schweiz mitten im Krieg das liberalste Sexualstrafrecht Europas erhielt, wurde der kämpferische Ton des Blatts hinfällig. Nun ging es nach «Rolf» für die Homosexuellen darum, nach der strafrechtlichen Besserstellung auch die gesellschaftliche Akzeptanz zu erringen, eine, wie er realistisch einschätzte, weit schwierigere Aufgabe, die viel Zeit und Kraft beanspruchen würde. Vom strategischen Ansatz her dem «Weg» anderer Minderheiten «ins Ghetto» nicht unähnlich, setzte sich Meier von jetzt ab für die inne-

re Stärkung der Randgruppe ein. Dass der Weg gleichzeitig in eine vollständige Anonymität führte, lag schlicht daran, dass das Ausmass der homosexuellen Minderheit für den Aufbau einer sich selbst genügenden Subgesellschaft eben doch nicht ausreichte. Dennoch hat sich Meiers Konzept bei aller Widersprüchlichkeit letztlich bewährt.

Weil die bisherige Herausgeberin des Blatts in finanzielle Bedrängnis geriet, nahmen ihr Meier und ein als «Kreis» bezeichneter «Lesezirkel» von «Kameraden» per 1942 die Last ab. Sogleich liess der neue Chef den Untertitel fallen; ab 1943 erschien die Zeitschrift in Übereinstimmung mit der Benennung des «Lesezirkels» zurückhaltend-nichtssagend als «Der Kreis – Le Cercle» zweisprachig, ab August 1954 als «Der Kreis – Le Cercle – The Circle» schliesslich gar dreisprachig. Während sich die bisherige Zeitschrift an Homosexuelle beiderlei Geschlechts gewandt hatte, richtete sich die neue nur noch an die Männer. Für den deutschsprachigen Teil zeichnete fortan Meier verantwortlich, während Charles Welti (Pseudonym), den französischsprachigen betreute; der englischsprachige Teil wurde ab 1954 von Rudolf Burkhardt (eigentlich Jung) redigiert. Die Hefte, die zunächst zwanzig, später bis zu sechzig Seiten umfassten, waren ohne jeglichen Blickfang aufgemacht: den grauen Umschlag aus Halbkarton zierten lediglich das Club-Signet, die griechische Ampel mit der sich zum Kreis schliessenden Flamme, und der Name der Zeitschrift.

Spätestens ab Mitte der fünfziger Jahre wurde die Zeitschrift um den ganzen Erdball verschickt. Gleichwohl erreichte die Auflage nie mehr als 2000 Exemplare. Das hatte zu tun mit zwei Seelen in Meiers Herausgeberbrust: Nach der einen ging sein Ehrgeiz dahin, eine geistig möglichst hochstehende Kulturzeitschrift zu machen – da die eigenen Möglichkeiten bei allem Talent beschränkt blieben, Autoren von Rang für honorarloses Schaffen aber nur ausnahmsweise gewonnen werden konnten, schon

an und für sich ein Ding der Unmöglichkeit! Nach der andern sollten auch die Bedürfnisse der einfacheren Leserschaft befriedigt werden. So war das Resultat denn zwangsläufig weder Fisch noch Vogel: den einen zu hochstehend, den andern zu platt, den einen zu erotisch, den andern zu prüde – und was der gegensätzlichen Empfindungen mehr sein mochten. Immer wieder ins Schussfeld der Kritik gerieten insbesondere die seit 1943 publizierten Zeichnungen und Aktfotografien. Als im Zuge der Enttabuisierung der Sexualität in den sechziger Jahren allenthalben freizügigere Herrenmagazine erschienen, ging es mit dem «Kreis» bergab: Die Abonnenten liefen scharenweise davon; Meiers rigide Herausgeberprinzipien hatten sich überlebt. Auf Ende 1967 musste die Zeitschrift ihr Erscheinen einstellen. Was im personell ein Vierteljahrhundert lang fast unverändert gebliebenen Zentrum des «Kreis» als vollständiger Zusammenbruch, als Scheitern der sich einst selbst gestellten Lebensaufgabe erlebt und erlitten wurde, präsentiert sich aus zeitlicher Distanz viel eher als Einlauf ins Ziel: Mit «Stonewall» formierte sich 1969 weltweit die moderne Schwulenbewegung, schafften die Homosexuellen endlich das kollektive Coming-out, dessen Voraussetzung – die Stärkung des Selbstvertrauens – Meier mit seiner jahrzehntelangen unermüdlichen Arbeit in der Anonymität ganz wesentlich mitgeschaffen hatte.

Für eine Inhaltsanalyse der Zeitschrift ist hier kein Raum, nur so viel: Im «Kreis» erschienen Kurzgeschichten, Gedichte, Referate zum Stand der Diskussion über Homosexualität in verschiedenen Wissenschaftszweigen, Rezensionen, Fotografien und Zeichnungen. Die Februar-Nummer enthielt stets einen Fastnachtsteil, während im November «unserer Toten», d. h. berühmter Homophiler, gedacht wurde und im Dezember ein Weihnachtsheft herauskam.

Meiers Engagement für die homosexuelle Minderheit erschöpfte sich nicht in der Herausgabe der Zeitschrift. So war er auch Leiter der hinter der

Zeitschrift stehenden Vereinigung homosexueller Männer und organisierte Clubabende mit Kleinkunstdarbietungen und Theateraufführungen gehobeneren Niveaus. Dazu kamen Maskenbälle und Tanzveranstaltungen, aber auch Weihnachtsfeiern. Sodann unterhielt der «Kreis» eine Leihbibliothek, ein Buchantiquariat sowie einen Bilderdienst. Im Lauf der Jahre edierte Meier überdies vier Bände «Der Mann in der Photographie» und einen Band «Der Mann in der Zeichnung». All das wäre en détail noch zu erforschen. Ebenso Meiers Bedeutung als Anwalt von in Schwierigkeiten jeder Art geratenen Homosexuellen. Seine ideelle, aber auch materielle Hilfe muss immens gewesen sein. Da er von Ärzten, Gerichtsinstanzen und Polizei gleichermassen geschätzt war, dürfte seine Fürsprache von Hilfesuchenden ebenso begehrt worden wie bei den Angesprochenen auf ein offenes Ohr gestossen sein.

Am Radio

Meiers Weg nach seinem Abgang vom Cornichon folgt ziemlich genau jenem von Max Frisch im «Tagebuch 1946–1949» für alternde, namentlich nicht überragende männliche Schauspieler als typisch bezeichneten Schema: Spielleiter (befreit vom Kostüm), Schauspieler für Kinder (als Zeugen seiner Männlichkeit), Hörspieler am Radio (wo er ebenfalls kein Kostüm tragen muss).

Wie ein Blick in die Honorarkartei zeigt, entfaltete Meier am Radio Zürich ab 1947 eine überaus reiche Tätigkeit. So gehörte er der Hörspielgruppe an und war neben Lilian Westphal und Hermann Frick lange Zeit einer der drei Realisatoren der Schulfunksendungen. Auch führte er bei einzelnen dokumentarischen Hörfolgen Regie. Dass er dabei immer wieder mit Laien arbeitete, kann bei dem engagierten Vertreter des schweizerischen Volkstheaters ebenso wenig überraschen wie die Tatsache, dass sein Name

immer wieder in Zusammenhang mit Cabaret-Sendungen auftaucht.

Vom 14. Januar 1949 bis zum 7. Juli 1950 gingen insgesamt 17 Folgen von Schaggi Streulis Hörspiel «Polizischt Wäckerli» über den Äther. Die sonst eher zurückhaltenden Deutschschweizer wurden enthusiastische «Wäckerlianer»; in der Regel waren die Strassen wie leergefegt, wenn gesendet wurde. Unter der Regie von Arthur Welti spielte als Herr Häberli auch Karl Meier mit. In Streulis Hörspielreihe «Oberstadtgasse», die ab Oktober 1955 gesendet wurde, sprach er einen Garagisten.

Angesichts seiner Persönlichkeit und seines Engagements konnte eine Berufung als Hörspielleiter gar nicht ausbleiben. Da das Angebot aus Bern kam, Meier den «Kreis» jedoch nicht aufgeben wollte, lehnte er ab.

«Määrli-Meier»

Der durchschlagende Erfolg des «Wäckerli» bewog Streuli, eine Bühnenfassung zu schreiben. So tingelte er ab Herbst 1950 mit einem eigenen Ensemble durch die Schweiz. Selbstverständlich fehlte auch Buchhalter Häberli alias Karl Meier nicht! Im Spätherbst 1951 zog Streuli mit zwei Stücken von Saal zu Saal, wobei er wiederum Meier mitverpflichtet hatte. Am Nachmittag wurde für die Kleinen «Pinocchio» gegeben, abends für die Grossen «De Kampf ums Rächt». Ein Jahr später stand neben dem Märchen «Das tapfere Schneiderlein» das Streuli-Lustspiel «E gsundi Regierig» auf dem Programm.

Auch sonst war Meier neben seiner Radio- und «Kreis»-Arbeit immer wieder auf der Bühne zu sehen, sei es im Zürcher Stadttheater (dem heutigen Opernhaus), im Theater am Hechtplatz, im Corso-Theater oder im Bernhard-Theater. Hervorzuheben ist sein Engagement bei der Zürcher Märchenbühne. Da beeindruckte er als König oder als Narr oder in

anderen Rollen so manches Kinderherz, dass in der Limmatstadt bald einmal vom «Määrli-Meier» die Sage ging – worüber sich der alternde Mann, der sich zeitlebens eine kindliche Begeisterungsfähigkeit bewahrt hat, ausserordentlich freute.

Zwar stand Meier zwischen 1939/40 und 1969/70 auch einige Male auf der Pfauenbühne, doch wurden ihm stets nur Nebenrollen anvertraut. Ebenso erging es ihm bei Film und Fernsehen: So spürt er etwa in Kurt Frühs «Hinter den sieben Gleisen» (1959) als Bahnwärter drei Clochards (Ruedi Walter, Zarli Carigiet und Max Haufler) auf. Und im ältesten noch erhaltenen Schweizer Fernsehspiel «Bomber für Japan» (Werner Johannes Guggenheim), tritt er unter der Regie von Ettore Cella kurz als Unternehmer Heinz Wülflinger in Erscheinung (1958).

Der Spielleiter

Karl Meier war nicht nur ein begeisterter Schauspieler, sondern auch ein begeisterter Regisseur, wobei seine Vorliebe dem Lientheater und dem Volksstück galt, «ein vom Volke zu spielendes Stück», wie er in einem Brief aus dem Jahre 1923 ausdrücklich betont. Mit Recht hat denn Ernst Nägeli 1974 auf diese Seite von Meiers Schaffen besonders hingewiesen. Auch Ettore Cella betont im Gespräch Meiers Talent als Regisseur. Er habe mehrere Male Gelegenheit gehabt, bei Proben mit Laienspielern dabei zu sein, und seinen subtilen Umgang mit ihnen bewundert.

Erste Erfahrungen als Spielleiter konnte sich Meier im Rahmen des 1907 gegründeten Stenografenvereins Schönenberg-Kradolf erwerben, dessen Aktuar er zunächst war, bevor er 1919 zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Die Liste der zwischen ca. 1914 und 1964 in Kradolf unter seiner Leitung aufgeführten Stücke ist derart beeindruckend, dass sich eine Auseinandersetzung damit schon aus Platz-

gründen verbietet. Wie wichtig ihm die Regieführung bei den traditionellen Sommerfesten in Kradolf war, zeigt sich daran, dass er seine Bühnenjubiläen (1940 bzw. 1941, 1950, 1960) ausnahmslos im Kreise seiner «Stenografen und -gräfinnen» feierte. Für seine freie Gestaltung von Conrad Ferdinand Meyers Gedicht-Idee «Fingerhütchen», die 220 Laienspieler erforderte, erhielt er 1960 eine 35minütige standing ovation!

Als der Thurgau 1960 seine 500jährige Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft beging, wurde Meier die Inszenierung von Emanuel Sticklebergers Festspiel «Gott half uns by dem rechten stan» anvertraut. Meier zeigte sich sowohl von der Tatsache, dass man an ihn gedacht hatte, wie vom Lob nach geglückter Aufführung tief berührt: «Ich muss immer wieder sagen, dass das Sprichwort, dass der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte, bei mir in Frauenfeld Lügen gestraft worden ist. Soviel Ehrenbezeugungen und anerkennende Worte habe ich kaum jemals bei einer künstlerischen Arbeit empfangen dürfen. Was ich an Phantasie und Werkarbeit in die Aufführung hineingesteckt habe, ist vielfach wieder zu mir zurückgekommen und macht mir das Frauenfelder Jubiläum zu einer unvergesslichen Zeit!»

Krankheit und Tod

Als der «Kreis» Ende 1967 eingestellt werden musste, sah sich Meier um sein Lebenswerk betrogen, und der sonst so Unverwüstliche vermochte die bittere Enttäuschung nur schlecht zu verbergen. Seinen Abschiedsartikel «Das Ende vom Lied» schloss er mit der Bemerkung, jetzt bleibe für seine Mitarbeiter und ihn nur noch das starke Wort August Strindbergs: «Durchstreichen – – und weitergehen!» Im Dezember 1970 erlitt er bei Proben der Zürcher Märchenbühne im Theater am Hechtplatz – kurz vor der Premiere des eigens für ihn geschriebenen Stücks

«Das Zirkus-Abenteuer» – einen Schlaganfall: Plötzlich wusste er seinen Text nicht mehr; kurze Zeit später stellten sich erste Lähmungserscheinungen ein. Was folgte, war ein jahrelanges, dumpfes Dahindämmern. Von seinem Lebenspartner Alfred Brauchli – Krankenpfleger von Beruf – als Privatpatient liebevoll gepflegt, verstarb Meier am Abend des 29. März 1974 im Zürcher Krankenhaus Käferberg. Seinem Wunsch gemäss wurde er am 3. April 1974 auf dem Friedhof Sulgen zur letzten Ruhe bestattet.

Würdigung

Karl Meier war ein seriöser, handwerklich vielseitig versierter, zeitlebens von seinem Beruf faszinierter, aber kein «grosser» Schauspieler. Letzteres zu werden, daran hinderte ihn sowohl seine in allen Lebenslagen sich bewährende kameradschaftliche Haltung, die jegliches Konkurrenzdenken völlig ausschloss, als auch sein jahrzehntelanges zeitraubendes Engagement für die Minderheit der Homosexuellen. Wer ein «grosser» Schauspieler werden möchte, braucht – nebst Talent – Ellbogen und Zeit. Als Angehöriger des legendären Cabaret Cornichon gehörte Meier aber gleichwohl zu jenen Schweizer Schauspielern, deren Namen ihrer mutigen politischen Haltung wegen zu Recht auch heute noch immer wieder genannt werden. Die Schweiz hat Leuten wie ihm ausserordentlich viel zu verdanken.

Bedeutender als der Schauspieler Meier war – jedenfalls für die «Provinz» – der Regisseur Meier. Ohne Zweifel gehörte er zu den wichtigen Förderern eines eigenständigen schweizerischen Volkstheaters im 20. Jahrhundert. Mögen seine diesbezüglichen Leistungen auch erst von künftiger Forschung ganz ans Licht gebracht werden, schon jetzt steht seine kulturelle Bedeutung für den Kanton Thurgau fest: Während Jahrzehnten war das qualitätsvolle thurgauische Volkstheater mit seinem Namen aufs engste

verbunden. Dass sein unentwegtes und nur zu oft zu seinem eigenen Nachteil uneigennütziges Engagement 1960 mit der Anvertrauung des kantonalen Jubiläumsfestspiels honoriert wurde, hat ihn denn auch tief gefreut.

Unbestritten von schweizerischer, ja internationaler Bedeutung war Karl Meier als «Rolf», als Herausgeber der homosexuellen Kulturzeitschrift «Der Kreis» (1942/43–1967) und als Leiter der sich hinter dem Organ verbergenden Vereinigung homosexueller Männer. Als «Rolf» hat Meier «Grosses» geleistet: sowohl als Herausgeber und Redaktor sowie als Verfasser von Kurzgeschichten, Gedichten und Betrachtungen, als auch – und das alles wäre noch minutiös zu erforschen – in seiner Rolle als Berater und Helfer seiner in Schwierigkeiten aller Art geratenen «homophilen Kameraden». Mögen seine schauspielerische Laufbahn und sein Wirken als Regisseur mit dem vorliegenden Aufsatz vielleicht genügend erhellt und gewürdigt sein, seine Tätigkeit als jahrzehntelanger Kopf der homosexuellen Minderheit in der Schweiz ist es nicht. Da bleibt noch vieles zu tun. So mag am Ende denn der Grabspruch auf dem schlichten Grabkreuz in Sulgen recht bekommen: «Einer der liebte, stirbt nicht aus der Zeit» (Otto Zarek).



Karl Meier
(Rolf)

Nachlass

Ein Nachlass besteht nicht. Materialien zur Geschichte der Homosexuellen in der Schweiz werden seit 1994 vom «Schwulenarchiv» im Schweizerischen Sozialarchiv Zürich gesammelt (darin jetzt auch die hier noch aus Privatbesitz verwendeten Überreste des «Kreis»-Archivs). Das StATG (8'658'0–4) besitzt: Freundschafts-Banner 1932, Schweizerisches Freundschafts-Banner

1933–36, Menschenrecht 1937–42, Der Kreis 1943–67, Der Mann in der Photographie I–IV (vgl. Werke). Der Foto-Nachlass Meiers ist im Besitze des Verfassers und wird später dem StATG übergeben.

Werke

Selbständige Veröffentlichung: Dozmol. E halb Dotzed Jugederinnerige, Kradolf 1969.

Redaktionelle Mitarbeit: Schweizerisches Freundschafts-Banner, Zürich 1935–1937; Menschenrecht, Zürich 1937–1942.

Herausgeber: Der Kreis – Le Cercle – The Circle, Zürich 1943–1967; Der Mann in der Photographie, 4 Bde., Zürich 1952–1962; Der Mann in der Zeichnung, Zürich 1960.

Quellen

StATG 3'00'219: RRB Nr. 954 vom 4.4.1912; StATG 3'27'6: 500 Jahr-Feier des Standes Thurgau 1960; StATG prov. Sign. 25/71: Kaufprot. des Kreises Sulgen, Bd. W, S. 176–177; StATG ohne Sign.: Zivilstandsregister Amriswil 1889–1891; StATG ohne Sign.: Bezirksrat Bischofszell, Akten 1912.

Archiv Notariat Sulgen: Waisenamtssachen, Adoptionen 1912. Archiv Zivilstandsamt Sennwald, Frümser: Familienregister B, Bd. 1, Nr. 418 (Sennwald-Salez). Archiv Evangelisch-Reformierte Kirchgemeinde St.Gallen C: Taufregister St.Leonhard 1897. Archiv Bezirksgericht St.Gallen, Abt. I: Zivilprot. 1985. StadtA Schaffhausen: Theaterarchiv, Tageblatt für den Kanton Schaffhausen 1921–1924. Archiv Schauspielhaus Zürich: Rollenkartei.

Nachrufe

Hans Ruedi Fischer: Karl Meier, in: TZ, 2.4.1974; ders.: Abschied von Karl Meier, in: TZ, 5.4.1974; E[rnst] N[ägeli]: Karl Meier als Regisseur, in: TZ, 6.4.1974; [Armin] Sa[lzmann]: † Karl Meier, Kradolf/Zürich. Schauspieler und Regisseur, in: Bischofszeller Zeitung, 2.4.1974; ders.: Abschied von Karl Meier, in: ebd., 9.4.1974; A. St.: Zur Erinnerung an einen Schauspieler, in: Der Landbote, 4.4.1974; Ernst Iselin: Ein Licht ist ausgelöscht, in: TTW, 5.4.1974; [Ernst Nägeli]: Karl Meier, in: TJB 1975; b.: Karl Meier – Schauspieler und Regisseur, in: DIALOG. Monatszeitschrift für das Amateurtheater 6/7 (1974), S. 14.

Literatur

Attenhofer, Elsie: Cabaret Cornichon. Erinnerungen an ein Cabaret, Bern 1975; Hohmann, Joachim S. (Hrsg.): Der Kreis. Erzählungen und Fotos, Frankfurt/Berlin 1980; Stümke, Hans-Georg; Finkler, Rudi: Rosa Winkel – Homosexuelle und «Gesundes Volksempfinden» von Auschwitz bis heute, Reinbek bei Hamburg 1981; Berlin Museum (Hrsg.): Eldorado – Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950, Berlin 1984 (2. Aufl.

1992); Mörgeli, Christoph: Historisches zur Homosexualität in der Schweiz, in: uni zürich. Mitteilungsblatt des Rektorates der Universität Zürich Nr. 1/2 (Januar/Februar) 1987, S. 12–14; Trüb, Kuno; Miescher Stephan (Hrsg.): Männergeschichten. Schwule in Basel seit 1930, Basel 1988; Stümke, Hans-Georg: Homosexuelle in Deutschland. Eine politische Geschichte, München 1989 (Beck'sche Reihe; 375); Chratz & Quer. Sieben Frauenstadtrundgänge in Zürich, hrsg. vom Verein Frauenstadtrundgang Zürich, Zürich 1995, S. 269, 281, 293–295.

Gesprächspartner

Elsie Attenhofer, Bassersdorf (13.3.1992 telefonisch); Alfred Brauchli, Zürich (17.2.1992); Martha Bürgis, Schönenberg (30.12.1992, 16.2.1993); Ettore Cella, Brütten (6.1.1993); Nico Kaufmann, Zürich/Marrakesch (10.4.1992 telefonisch); Carl-Melchior Zibung, Höngg (14.4.1992).

Bildquellen

Abb. 1: Privatbesitz André Salathé, Sulgen: Karl Meier, um 1940; Fotografie: Hans Diem, St. Gallen.

Abb. 2: StadtA Zürich, Archiv Attenhofer Elsie: Cornichon-Nummer «Aschpiraziönli. Grössenwahn» (Alfred Rasser und Karl Meier); Fotografie: Heinz Guggenbühl, Zürich.

Abb. 3: StATG 8'658'2: Nachlass Meier Karl (Der Kreis 25 [1957], Nr. 9, Titelseite; Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld).

Unterschrift: Schwulenarchiv im Schweizerischen Sozialarchiv Zürich, Bestand «Der Kreis», Korrespondenz (Brief von Karl Meier [Rolf] an Prof. Dr. H. van Oyen in Basel, Zürich, 1.7.1963).

Johannes Modelius (um 1580–um 1651) Priester und Dichter



Hans Model oder Johannes Modelius, wie er sich selbst nannte, verbrachte einen Grossteil seines Lebens als Priester in Hüttwilen, und er schenkte der Kartause Ittingen ein beachtliches dichterisches Lebenswerk: einerseits eine in lateinische Verse geschmiedete Geschichte Ittingens von den Anfängen bis zum Jahr 1639, d. h. bis zu seiner eigenen Gegenwart, andererseits zahlreiche Gratulationsgedichte für den damaligen Ittinger Prior.

Herkunft, Studium und erste Amtsstellen

Am 31. Dezember 1598 begann «Joannes Modelus Engensis» das Studium an der Universität Freiburg i. Br. «Engensis» meint seinen Geburtsort Engen im Hegau, wo das Geschlecht verbürgert war, und aufgrund des damals üblichen Eintrittsalters kann man auf ein Geburtsjahr um 1580–82 schliessen. Trotz intensiver Suche liessen sich Geburts- und Todesjahr nicht eruieren. 1604 wurde er zum Priester geweiht, und zwar am 12./13. Juni zum Subdiakon, am 17./18. September zum Diakon, und am 17. und 18. Dezember erhielt er die niederen und die höheren Weihen.

Von 1611, einem schrecklichen Pestjahr, bis 1619 amtete er als Stadtpfarrer in Engen. Als erster führte er hier Tauf-, Ehe- und Totenregister. Solche führen zu lassen, hatte zwar schon das Konzil von Trient (1545–63) beschlossen und das Bistum Konstanz in Synoden von 1567 und nochmals 1609 vorgeschrieben. Die Vorschriften setzten sich aber erst im frühen 17. Jahrhundert durch, wie sich auch hier zeigt. Modelius konnte denn seine Verzeichnisse nach eigener Aussage nur mit grosser Anstrengung und mühsamer Arbeit zusammenstellen.

1614 und 1616/17 hatte er als Dekan des Engener Landkapitels die Pfarreien zu beaufsichtigen und zu visitieren. Aus seinen Berichten und Briefen geht hervor, wie beschwerlich das oft war. Einerseits machten ihm auf der Reise durch das 19 Pfarreien und 15 Kaplaneien umfassende Dekanat je nach Jahreszeit Hitze oder Kälte zu schaffen, so dass er Mühe hatte, seine angeschlagene Gesundheit zu schonen, andererseits belasteten ihn allerhand Übelstände in den Pfarreien. Die Leute zu befragen war schwierig, da sie sich mehr um die Ernte als um die Probleme der Pfarrei kümmerten; überall fanden sich Männer und Frauen, die Krankheiten durch abergläubische Praktiken heilten, und die Leute fluchten «wie nirgends

sonst». Häretische Bücher besaßen sie zwar keine, dies aber nur, weil sie alles Geld vertranken. Zahlreiche Priester lebten im Konkubinat. In einem Brief von 1616 beklagt sich Modelius beim bischöflichen Generalvikar in Konstanz, wie gerne er solche Übelstände bessern würde, doch gelinge ihm das nicht, er werde dadurch schwer belastet und gerate in ein unentrinnbares Labyrinth, auch sei er wegen seines Eifers, seiner eigenen Keuschheit und Nüchternheit verhasst. Er bat daher, vom Dekanat und der grossen Pfarrei Engen auf eine kleinere versetzt zu werden. Dies wurde ihm gewährt, aber erst nach einer nochmaligen Visitation 1617. Dabei stellte er fest, dass vielerorts der Jugendunterricht noch nicht eingeführt war. Er mahnte, trieb und spornte an, doch liessen sich eingewurzelte Fehler schwer korrigieren. Er fand, es falle vielen offenbar leichter, Söhne zu zeugen als sie zu unterrichten und zu lehren. Im Februar 1618 war die Visitation noch nicht beendet.

Am 7. August 1619 gab er nach eigenen Angaben im Taufbuch die beschwerliche und volkreiche Pfarrei Engen freiwillig und auf eigenen Wunsch zurück, der Administration und der daraus entstehenden Gefahren überdrüssig.

Vom 29. September 1619 bis zum 10. April 1621 amtierte er als Pfarrer in Hüttwilen; als solcher war er Vikar des Ittinger Priors, der für die Pfarrei zuständig war.

Anschliessend begab es sich wieder ins Dekanat Engen und übernahm die Pfarrstelle in Steisslingen. Seine ältere Schwester Kunigunde führte ihm, wie schon in Engen, den Haushalt. Nun wurde er selber visitiert. Aus einer zusammenfassenden Notiz von 1624 geht hervor, er sei über jeden Zweifel erhaben. Aus der detaillierten Beschreibung erfährt man, dass einzig der Unterricht der Kinder eher mässig sei; Modelius meinte denn auch, die Hilfe eines Lehrers wäre nötig. In allen anderen Punkten versah er seine Pflichten vorbildlich. Auch hier legte er die Tauf-, Ehe- und Totenregister an, ferner eine Liste aller

Einwohner, die zu Ostern 1625 zu den Sakramenten gegangen waren. Wieder hatte er über Schwierigkeiten zu klagen: Die Hegauer wüssten oft kaum den richtigen Namen, nicht einmal ihren eigenen, geschweige denn jenen der Nachbarn, da sie zwischen Geschlechts- und Beinamen nicht unterscheiden könnten.

«De variis casibus Ittingae» und Rückkehr nach Ittingen

Eigener Aussage zufolge von Heimweh nach Ittingen geplagt, vollendete Modelius 1623 sein erstaunliches Dichtwerk, die Elegienbücher mit der Geschichte Ittingens, bestehend aus rund zweieinhalbtausend lateinischen Distichen (Zweizeilern aus je einem Hexameter und Pentameter)! Er erzählt darin, aufgeteilt in drei «Bücher» verschiedener Länge, die Geschichte Ittingens. Das erste Buch enthält zehn Elegien (Gedichte) zur Periode der Truchsessen auf der Burg Ittingen. Das zweite berichtet in zwölf Elegien über das Augustinerchorherrenstift. Bemerkenswert ist, dass hier zum ersten Mal die Gründungslegende mit dem kindlichen Brudermord in der Truchsessenfamilie erscheint. 24 Elegien sind Ittingen als Kartause gewidmet, über die er natürlich mehr wusste als über die früheren Perioden. Als Grundlage für sein Werk dienten ihm die Arbeiten des Ittinger Kartäusers und Haushistorikers Heinrich Murer (über den in diesem Band Michel Guisolan berichtet). Die Elegienbücher sind 1986 in der lateinischen Fassung mit deutscher Übersetzung in Buchform erschienen.

Am 22. Juni 1625 gab er die Stelle in Steisslingen auf und verabschiedete sich am Johannistag (24. Juni) öffentlich von seinen Pfarrkindern. Für kurze Zeit verliert sich nun seine Spur.

Am 29. September 1627 finden wir ihn wieder – an diesem Datum trat er zum zweiten Mal das Pfarramt Hüttwilen an. Hier haushaltete ihm seine Schwe-

Schluss der 24. und letzten Elegie von «De variis casibus Ittingae», einem aus zweieinhalbtausend lateinischen Distichen bestehenden Dichtwerk zur Geschichte Ittingens von Johannes Modelius: «Alles zur grösseren Ehre Gottes und der Gottesmutter», 1623.

At quod sidereum confunderit albicis orbem
 Plus humilis factus praemeditatum humum.
 Has Mausolei pia magnificentia Cellae
 Exornare necesse, post ut stabenda opus.
 Caria defuncti Regis monstravit honorem,
 Mortuus at mundo vivit in hisse laus.
 Vivit in his Cellis aeterni gratia Regis
 Aeternusq; vigent hic monumenta dei.
 Cedit huic operi Charia substructio turris
 Quod nautis pelagi nocte relapit iter.
 Nostri pharos monstrat caelos pertingens salutis
 Indicisq; sacri corda caloris agit.
 Barbara Pfisterius vivit miracula mundi
 Qui grave perpetui struxit honoris opus.
 Nunc et Pfisterio bis tres gratentur Alumni
 Et sua pro meritis vota referre voluit.
 Pfisterius vivat, vigeat, videatur, ametur,
 Ac post fata suum nomen ad astra levet.
 Nunc vigilans curas fundamina Bruno locat
 Sequi strui Cellas, nunc grave surgit opus.
 Cum gurgustidicis metas impono labori Epilogus
 In partibus, cetera contraheo vela manu.
 Cetera si qua forent, alij memoranda relinquo,
 Oblivata brevitatis, cetera mitto liqui.
 Omnia ad maiorem Dei deiparaeque
 gloriam.
 M D C XX III.

ster Catharina. 1638 erhielt er wegen Gelehrsamkeit und Fleiss die Würde eines Kammerers des Landkapitels Frauenfeld-Steckborn verliehen. Am 22. April 1651 zog er wieder weg. Leider ist nirgends vermerkt, wohin er ging. Oder ist er an diesem Tag gestorben? Die Nachrichten über sein Weggehen stammen alle aus dem 18. Jahrhundert, von P. Josephus Wech, und dieser stützt sich nach eigenen Angaben auf eine lateinische Notiz, die lautet: «1651 post discessum D. Joannis Modelii administravit Parochiae beneficium P. Conradus Gessler Vicarius huius domus», was Wech übersetzt mit: «Nach Herr Hans Models Abzug hat die pfarr P. Conradus Gessler, Vicarius allhier [Kartäuser in Ittingen] versehen». «Discessus» heisst Wegzug; das Wort wurde in Ittingen auch in diesem Sinn verwendet, doch könnte es allenfalls auch den Wegzug aus dem Leben, den

Hinschied, bedeuten. Es lässt sich nicht völlig ausschliessen, aber leider auch nicht belegen, dass Modelius in Hüttwilen oder gar in der Kartause seine letzte Ruhestätte gefunden hat, dort, wo er einen grossen Teil seines Lebens verbracht und sich offenbar wohlgeföhlt hatte.

Gedichte

In seiner Hüttwiler Zeit fügte er der Ittinger Chronik eine Fortsetzung bei, die von 1623 bis 1639 reicht. Vor allem aber beteiligte er sich eifrig am damals aufgekommenen Brauch der Ittinger Mönche, ihrem Prior Gratulationsgedichte zu schenken. Die in einem Band vereinigten Gedichte von 16 Autoren, fast alle Kartäuser, beginnen 1611 und enden 1641. Zu den insgesamt 63 Gedichten steuerte Modelius mit 22 die grösste Zahl bei. Der Ittinger Kartäuser Guigo Engelherr dichtete deren zwölf, alle anderen Autoren weniger, manche nur eines. Die Gedichte entstanden mit einer Ausnahme alle in der Regierungszeit Bruno Müllers (ca. 1569–1651, Prior 1614–48), der zu den fähigsten Vorstehern des Klosters zählt. Die Gratulationen, alle lateinisch, wurden ihm hauptsächlich zum neuen Jahr oder zum Brunotag verehrt.

Modelius lieferte nicht nur die meisten, sondern auch die kunstvollsten Gedichte, und hier zeigt sich, wie in der Chronik, mit welcher ausserordentlichen Brillanz er die lateinische Sprache beherrschte. Nicht nur verwendete er neben dem gebräuchlichen elegischen auch andere Versmasse, er formte auch geradezu unglaubliche Sprachspielereien, indem z. B. in einem 48zeiligen Gedicht zu Ehren des Ittinger Klosterpatrons Laurentius jedes Wort mit L beginnt; ein anderes umfasst 51 Zeilen, wobei alle Wörter einer Zeile mit dem gleichen Buchstaben beginnen, und diese Buchstaben ergeben senkrecht gelesen einen Spruch. Trotz solcher Einschränkungen bei den Anfangsbuchstaben gelang es Modelius immer, den

Rhythmus fehlerfrei einzuhalten und sogar noch eine sinnvolle Aussage zu erreichen. In anderen, oft sich über Seiten hinziehenden elegischen Gedichten zeigt sich Modelius als barocker Prediger, der zahllose Beispiele aus der Antike oder aus dem Alten und Neuen Testament herbeiziehen kann, um seine Gedanken zu belegen, und der auch mit den Wörtern, ihrem Sinn und Klang, spielt. Einige der Gratulationen von Modelius und Guigo Engelherr waren von wunderschönen Miniaturen begleitet, die später Prior Antonius von Seilern (1720–93, reg. 1760–93) ausschnitt und in ein eigenes Werk einklebte!

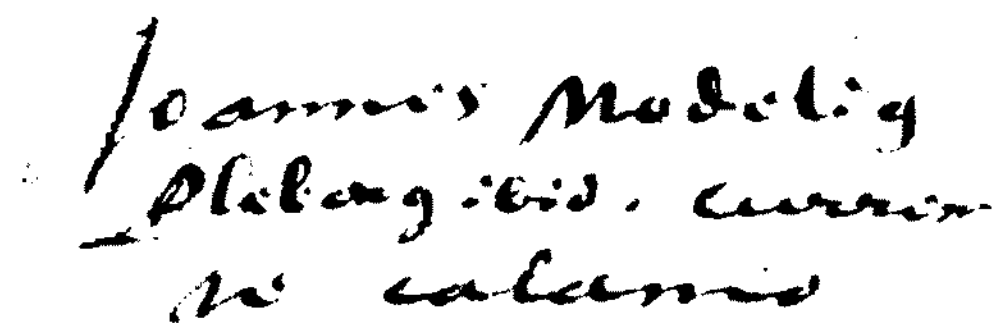
Die datierten Gedichte von Modelius setzen 1622 ein, sind demnach wie die Chronik in seiner «Exilzeit» ausserhalb Hüttwilens entstanden. Das Jahr seiner Rückkehr, 1627, weist kein Gedicht auf, es sei denn, eines der drei undatierten sei damals entstanden. Dann folgen in schöner Regelmässigkeit jedes Jahr ein oder zwei Gedichte, lediglich für die Jahre 1631–33 sind keine überliefert. 1640 nimmt er in einem über zweiseitigen Gedicht Abschied von den Musen. Er sagt, alles habe seine Zeit, auch das Singen, und er, der bereits als Jüngling gesungen habe, werde jetzt, da er ins Greisenalter eintrete, schweigen. Hat er nun sein 60. Altersjahr erreicht? Trotz dieses melancholischen Abschieds küsste ihn die Muse 1641 doch noch einmal. Diesmal verfasste er ein Gedicht in griechischer Sprache samt lateinischer Übersetzung, worin er dem betagten Prior Bruno, dem Vorbild seiner Mönche, gute Gesundheit und ein langes Leben wünscht. Dann verstummt er, obwohl er noch bis 1651 in Hüttwilens weilte. Auch die anderen Sänger dichteten 1641 zum letzten Mal.

Würdigung

Trotz des Fehlens der genauen Lebensdaten – was bedeuten schon nüchterne Zahlen! – tritt uns Johannes Modelius recht lebendig entgegen, weil er sich in

seinen Kirchenbüchern mit oft energischen Kommentaren äussert (leider nicht mehr in Hüttwilens) und weil seine dichterischen Werke glücklicherweise erhalten geblieben sind.

Aus seinen Bemerkungen und den Urteilen über ihn meine ich schliessen zu dürfen, dass er korrekt und ordnungsliebend war, hohe Ansprüche an sich selber stellte, in jungen Jahren aber oft auch ungeduldig und geradezu gehässig auf Unzulänglichkeiten seiner Pfarrkinder reagierte, was vielleicht zu den anfangs recht häufigen Wechselln führte. Die Pflichten als Dekan in Engen belasteten ihn schwer, und wahrscheinlich war er bei seinen Kollegen wegen seiner Korrektheit und Strenge nicht besonders beliebt. Den ersten Weggang von Hüttwilens mag er bereut haben; von Heimweh geplagt, verfasste er die Ittinger Chronik und erste Gratulationsgedichte. Dann scheint er sich beruhigt zu haben. Sicher war er ungewöhnlich gebildet, beherrschte Latein fast wie seine Muttersprache, sogar griechisch vermochte er zu dichten. Ittingen, mit dessen Prior und Mönchen er wohl oft verkehrt hat, muss er geliebt haben. Solche ausgefeilten Elegien und solche kunstvollen Gratulationen konnte nur einer verfassen, der innerlich eng und zutiefst mit Ittingen verbunden war. Der gebürtige Engener und langjährige Pfarrer von Hüttwilens hat wohl in der Kartause seine wahre Heimat gefunden.



Handwritten signature: *Johannes Modelius
Plebani ibid. curam
in calanis*

Werke

De variis casibus Ittingae. Eine Chronik der Kartause Ittingen, hrsg. und übersetzt von Margrit Früh, Warth 1985 (Ittinger Schriftenreihe; 1); Gratulationsgedichte (vgl. Quellen).

Quellen

Kath. PfarrA Engen, Steisslingen und Hüttwilen (bzw. Mikrofilm Hüttwilen im StATG): Tauf-, Ehe und Totenbücher; Erzbischöfliches A Freiburg i. Br.: Visitationsakten; StATG 7'42'58–59: Pfrund-Urbar Hüttwilen; in einem ungenannt sein wollenden Schweizer Kloster: Handschrift mit der Reinschrift «De variis casibus Ittingae» sowie die Gratulationsgedichte für Prior Bruno Müller.

Literatur (vgl. Werke)

Sieglerschmidt, Jörn: Der niedere Klerus, in: Die Bischöfe von Konstanz, Bd. I, Konstanz 1988, S. 110–124; Früh, Margrit: Der Kartäuser Heinrich Murer und der Weltpriester Modelius. Ein Vergleich ihrer Ittinger Chroniken der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: *Analecta Cartusiana* 116:1, Salzburg 1988, S. 117–139; Früh, Margrit: Die herausgeschnittenen Ittinger Miniaturen des siebzehnten Jahrhunderts, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 50 (1993), S. 121–144.

Bildquellen

Abb. 1: Rekonstruiertes Titelblatt der Elegienbücher, 1623 (Fotomontage), bestehend aus Rahmen, eingeklebt im «Chronicon Ittingense» (Archiv der Grande Chartreuse) und Titelei, eingeklebt im Entwurf zu den Elegienbüchern 1623 (StATG: Stiftung Kartause Ittingen 59). Fotografie: Historisches Museum des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung; Fotograf unbekannt.

Abb. 2: StATG: Stiftung Kartause Ittingen 59, Entwurf zu den Elegienbüchern 1623, letzte Seite. Fotografie: Historisches Museum des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung; Fotograf unbekannt.

Unterschrift: Erzbischöfliches Archiv Freiburg i. Br. Ha 65, S. 158: Brief betreffend Visitation des Engener Kapitels, 1616.

Peter Giger

Johannes Morell (1759–1835) Regierungsrat und Landammann



Der Politiker Johannes Morell führt uns in die Anfangsgeschichte des Kantons Thurgau. Über dreissig Jahre lang hat er in herausragender Stellung das Schicksal des jungen selbständigen Staates mitbestimmt. Zwar ist es manchmal nicht ganz einfach, aus der damaligen politischen Führung den Anteil Morells herauszudestillieren, trotzdem lässt sich am Beispiel seines Lebens Einblick gewinnen in einen wichtigen und ereignisreichen Abschnitt der Thurgauer Geschichte. Damals änderten in kurzen Zeitabständen die politischen Grundlagen mehrmals, ohne dass Morell seinen Einfluss je ganz verloren hätte. Morell gibt auch ein Beispiel dafür, wie der soziale Aufstieg

in einer Übergangs- und Krisenphase möglich ist, namentlich dann, wenn sich ein Staat – wie damals der Thurgau – neu organisieren muss und nicht auf eine gebildete Schicht zurückgreifen kann.

Sekretär im Ancien Régime

Johannes Morell erblickte am 11. März 1759 in Egelshofen, heute Gemeinde Kreuzlingen, das Licht der Welt. Sein Vater Hans Peter Morell (1736–1802) war dort Kupferschmied, die Mutter Anna Margaretha Vetter (1729–1796) stammte aus Stein am Rhein. Johannes war der älteste Sohn; sein jüngerer Bruder Hans Ulrich starb 1793 in Witikon-Zürich, die Schwester Anna Katharina war später in Stein am Rhein verheiratet, zwei weitere Schwestern starben früh. Die reformierte Familie Morell war um 1600 aus Konstanz nach Egelshofen gekommen. In Konstanz ist sie seit der Reformation nachgewiesen; ursprünglich stammte sie wohl aus Savoyen. Viele Mitglieder der Familie wurden Chirurgen, so auch der Grossvater und ein Onkel von Johannes. Mehrere Morells erreichten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Stellung. Ein Johannes Morell war Bürgermeister und Ammann der Vogtei Eggen; ein Hans Heinrich Morell brachte es zum Hauptmann und wurde 1798 zum Generalquartiermeister des Thurgaus befördert.

Bis Johannes 15 Jahre alt war, lebte die Familie in Egelshofen, dann zog sie nach Stein am Rhein, den Heimatort der Mutter. Dort arbeitete der Vater als Handelsmann, und auch von Johannes wird berichtet, dass er für diesen Beruf bestimmt war. Im Jahr 1776 jedoch ging er als Lehrling zu Landschreiber Abraham Morell in Wangen an der Aare. 17 Monate später wurde er mit guten Zeugnissen entlassen und erhielt eine Anstellung bei Landschreiber Johannes von Orelli in Andelfingen. Laut Anstellungsvertrag hatte er von Tagesanbruch bis 6 Uhr abends zu arbeiten und durfte ohne Bewilligung des Patrons die

Kanzlei nicht verlassen. Die Höhe seiner Besoldung wurde für sechs Jahre festgelegt, doch erhielt er bereits nach wenigen Jahren bessere Bedingungen: So durfte er sich beispielsweise jetzt ohne Erlaubnis aus der Kanzlei entfernen, allerdings mit dem Vorbehalt, die versäumte Arbeit nachzuholen.

Im Jahr 1787 erhielt Morell von Landschreiber von Orelli und Landvogt Hans Konrad von Meiss gute Zeugnisse, mit denen er sich auf die Gerichtsschreiberei Altenklingen bewarb. Doch blieb die Bewerbung erfolglos. Hingegen gelang es ihm 1790, in Andelfingen selbst vorwärtszukommen: Der invalide Landschreiber von Orelli bestimmte ihn zu seinem «Kanzleiverwalter» und übergab ihm für eine gewisse Zeit sämtliche Geschäfte. In den nächsten Jahren wurde der entsprechende Vertrag mehrmals verlängert, bei stets besseren Konditionen für Morell. Selbst der neue Landschreiber Johann Jakob Ulrich behielt dieses System bei.

In jener Zeit konnte Morell seine Tätigkeit mit grosser Selbständigkeit regeln. «Seine» Kanzlei Andelfingen genoss einen ausgezeichneten Ruf, was u. a. 1797 den damals 14jährigen Halbweisen Heinrich Hirzel zu Morell führte, der ihn als Kanzleigehilfen auch herzlich aufnahm. In seinem Lebensrückblick sollte Hirzel dann allerdings die Art Morells, ein vornehmes Wesen zu erkünsteln, ziemlich kritisieren.

Morell verfolgte interessiert die Revolution in Frankreich. Er betätigte sich als Mitbegründer einer Lesegesellschaft in Andelfingen, verbreitete aufklärerische Schriften auf der Zürcher Landschaft und war Mitglied einer Freimaurerloge. Seine eigene Bildung verbesserte er dabei ständig. Zudem hielt er Verbindung mit mehreren gebildeten Freunden der Umgebung und mit zürcherischen Magistraten. Er genoss aber auch das Vertrauen der Zürcher Obrigkeit. So wurde ihm während des ersten Koalitionskriegs im August 1796 die schwierige Aufgabe übertragen, das rechtsrheinische, damals zürcherische Gebiet um Dörflingen vor herannahenden Heeren zu schüt-

zen. Dies erledigte er zur vollsten Zufriedenheit der «Gnädigen Herren» in Zürich.

Trotz all dem war Morell klar, dass ihm als Nichtzürcher im staatlichen Dienst keine weitere Beförderung mehr möglich war, und deshalb ergriff er die Chance, als sie sich ihm 1798 im Thurgau bot.

Aufstieg in der Helvetik

1798 ging in der Eidgenossenschaft das Ancien Régime zu Ende. Die Untertanengebiete waren bestrebt, sich selbständig zu machen. Auch der Thurgau unternahm entsprechende Anstrengungen. In Weinfelden entstand als Vertretung der Thurgauerinnen und Thurgauer das «Comité», welches mit den Eidgenossen und den bald bestimmenden Franzosen schwierige Verhandlungen führte. Schon nach kurzer Zeit zeigte es sich, dass die für dieses Gremium arbeitende Kanzlei überfordert war, weshalb zusätzliche Kräfte gesucht wurden. Zuerst wurde der konservative Joseph Anderwert um Mitarbeit angegangen. Anderwert wollte aber nur sporadisch Kanzleigeschäfte ausführen; viel lieber arbeitete er an der neuen Verfassung mit. Da wandte man sich an Johannes Morell, der sich in Andelfingen einen guten Ruf als Kanzleichef geschaffen hatte. Morell folgte der Einladung, obwohl er – wie Hirzel berichtet – enttäuscht war über ein so geringes Angebot. Anfang April erschien er in Weinfelden und wurde dort als 2. Sekretär des Komitees eingesetzt.

Bereits am 28. April 1798 löste sich das Komitee wieder auf. Denn inzwischen hatte die französische Besatzungsmacht die «eine und unteilbare Helvetische Republik», den zentralistischen Einheitsstaat, eingeführt. Im Thurgau führte nun der Regierungstatthalter (1798–99 Johann Jakob Gonzenbach, 1800–03 Johann Ulrich Sauter) die Staatsgeschäfte. Eine wichtige Aufgabe kam auch der Verwaltungskammer zu; sie war die oberste Verwaltungsbehörde

des Kantons. In diese Kammer wurden einige frühere Exponenten des Komitees gewählt; ihnen zur Seite stellte man Johannes Morell als Obersekretär.

Die Verwaltungskammer sah sich vor die schwere Aufgabe gestellt, mit dem Statthalter zusammen praktisch aus dem Nichts heraus eine neue Verwaltung aufzubauen. Mit viel Elan ging man an die Arbeit. Doch bereits ein Jahr später, 1799, verschärfte sich die prekäre Situation noch, indem im Gefolge des einmarschierten österreichischen Heeres Reaktionspläne der ehemaligen Thurgauer Gerichtsherren bekannt wurden. Morell reiste mit einer Abordnung zu Erzherzog Karl, um diesen Plänen entgegenzuwirken. Trotzdem übernahm im Thurgau unter Johann Jakob Gonzenbach eine reaktionäre Interimsregierung das Ruder. Nachdem Ende September die Franzosen in der 2. Schlacht bei Zürich gesiegt hatten, mussten die Österreicher die Ostschweiz räumen. Mit ihnen verliess auch der Chef der Interimsregierung das Land. Das Helvetische Direktorium in Bern verlangte die Wiederherstellung der verfassungsmässigen Behörden. Es schickte Johann Tobler als Regierungskommissär in den Thurgau, um zu prüfen, auf welche Leute politisch noch Verlass sei und auf welche nicht. Tobler meldete, dass Regierungstatthalter Gonzenbach geflohen sei, andere wichtige Beamte zwar zum Teil ebenfalls mit den Konservativen zusammengearbeitet hätten, aber – wie Morell als 1. Sekretär der Verwaltungskammer – im Moment unentbehrlich und deshalb zu bestätigen seien. Dies geschah kurz darauf.

Ende November 1799 beehrte Morell die Entlassung aus seinem Amt, was von den Mitgliedern der Verwaltungskammer mit dem Hinweis auf die anstehenden Neuwahlen und grossen personellen Änderungen aber abgelehnt wurde. Man darf wohl annehmen, dass er sich zu mehr als nur zum Sekretär berufen fühlte und sich «höheren» Aufgaben zuwenden wollte. Im Januar 1800 wurde der bisherige Präsident der Verwaltungskammer, Johann Ulrich

Kesselring sen., in den helvetischen Senat gewählt; die meisten der übrigen Mitglieder der Kammer traten zurück und mussten ersetzt werden. So stellte sich der damals 41jährige Morell zur Verfügung und wurde prompt mit gutem Resultat gewählt und, weil das einzig verbliebene Mitglied den Vorsitz nicht übernehmen wollte, anschliessend sogar zum Präsidenten der Verwaltungskammer ernannt.

Im Rückblick muss man sagen, dass dies für Morell der entscheidende Karrieresprung war. Einerseits spielten dabei sicher glückliche Umstände mit, insbesondere der Mangel an überhaupt wählbaren Personen. Andererseits hatte sich Morell bereits als Sekretär lebhaft an den Sitzungen der Verwaltungskammer beteiligt und sich über den nötigen Sachverstand ausgewiesen. So kam es, dass der bis anhin eher wenig bekannte Morell eines der wichtigsten Ämter erlangte, das der damalige Thurgau vergeben konnte.

Nach der Wahl organisierte Morell sein Büro neu. Er fragte als zusätzlichen 2. Sekretär seinen Schützling Heinrich Hirzel an. Und obwohl Hirzel eben eine gut besoldete Stelle angetreten hatte, folgte er dem Ruf, erhoffte er sich doch bessere Arbeitsbedingungen. Kaum in Frauenfeld, sah er sich jedoch bitter enttäuscht über die Organisation der Kanzlei durch Morell. Er beklagte vor allem die mangelnde Fähigkeit Morells, die Zeit gut einzuteilen. So musste Hirzel in manchen Zusatzstunden mit seinem Vorgesetzten zusammen das Protokoll der Verwaltungskammer aus der Zeit nachschreiben, als Morell noch deren Obersekretär gewesen war.

Sonst wurde Morells Arbeit allgemein geschätzt, sei es seine Tätigkeit für die Verwaltungskammer oder sei es die Ausarbeitung neuer Grundlagen wie z. B. der neuen Staatsverfassung für den Kanton Schaffhausen-Thurgau von 1801. So schrieb der neue Regierungstatthalter Johann Ulrich Sauter anlässlich von Morells Wahl in die kantonale Tag-satzung im Juli 1801: «Er vereinigt mit erprobter

Rechtschaffenheit ein grosses Mass von Verstand, Erfahrung und Geschicklichkeit.» Und er fügte hinzu: «Ein Dutzend Bürger in unserem Kanton wie dieser Mann – unser Kanton wäre glücklich.»

Morell galt als Unitarier, als Anhänger des Einheitsstaates, und wurde deshalb 1802 als Vertreter des Thurgaus in den helvetischen Senat gewählt. Er lehnte zuerst ab, und auch Sauter wollte ihn nicht gern nach Bern ziehen lassen. Erst als die neue Verfassung im Mai 1802 als angenommen galt – weil die Nichtstimmenden als Annehmende gewertet wurden –, erklärte sich Morell bereit, Anfang Juli in Bern zu erscheinen. Während seiner Abwesenheit führte Vizepräsident Joseph Anton Locher die Geschäfte der Verwaltungskammer.

In Bern arbeitete Morell in der Kommission für innere Angelegenheiten mit. Auch jetzt verfertigte er sorgfältig verschiedene Protokolle und Gesetzesentwürfe. Im September 1802 floh er mit der Regierung vor Aufständischen nach Lausanne. Zwei Monate später leitete er sogar kurzzeitig das Departement des Inneren. Am 5. März 1803 unterzeichnete Morell das letzte Protokoll der helvetischen Regierung mit und kehrte anschliessend nach Frauenfeld zurück.

Führender Politiker während der Mediationszeit

Im Verlauf der unruhigen Zeit des Jahres 1802 wurde dem damaligen starken Mann Europas, Napoleon I., klar, dass der zentralistische Einheitsstaat für die Schweiz nicht taugt. Er brachte es deshalb so weit, dass die Eidgenossen aus seiner Hand die sogenannte Mediationsakte akzeptierten, die ausser Bestimmungen zum «Bund» auch die einzelnen Kantonsverfassungen beinhaltete. Meist bildeten führende Männer der Helvetik die kantonalen Übergangskommissionen, die die anstehenden Wahlen vorzu-

bereiten hatten. In der entsprechenden Thurgauer Regierungskommission sassen neben Sauter u. a. auch Morell und Anderwert. Letzterer musste allerdings von Sauter und Morell zur Übernahme von öffentlichen Aufgaben gedrängt werden, da die neue Ordnung nicht seinen konservativen Gefühlen entsprach. Im April 1803 versammelte sich unter der Leitung Morells der neu gewählte Grosse Rat, der sogleich zur Wahl der neun Mitglieder des Kleinen Rates, also der Regierung, schritt. Im ersten Wahlgang wurden Anderwert, Sauter, Morell und Placidus Rogg gewählt – alles bekannte Leute aus dem öffentlichen Leben der letzten Jahre. Sauter verzichtete unmittelbar nach der Wahl auf sein neues Amt. In späteren Wahlgängen kamen als weitere langjährige Mitglieder u. a. noch Johann Ulrich Hanhart von Steckborn und im Jahr darauf Johann Konrad Freyenmuth hinzu. Zum Obersekretär (ab 1806 Staatsschreiber genannt) wurde der erst 19jährige, bereits erwähnte Heinrich Hirzel gewählt, obwohl ausgerechnet Morell, dessen «Ziehvater», zunächst dagegen war.

Der Kleine Rat spielte die wichtigste politische Rolle im Kanton, nicht zuletzt deshalb, weil dessen Mitglieder zugleich dem Grossen Rat angehörten und ihn sogar präsidierten. Die Regierung organisierte sich in Kommissionen, in welchen die eigentliche politische Arbeit geleistet wurde. Johannes Morell gehörte ununterbrochen den beiden wichtigsten an: Mit Hanhart (und einem dritten Mitglied) sass er in der Kommission für Inneres, mit Anderwert und Hanhart in derjenigen für Äusseres. Die Kommission für Inneres war unter anderem zuständig für Schule und Erziehung, Sanität, Erwerbszweige und Aufsicht über administrative Behörden; die Kommission für Äusseres für die Beziehungen zu den anderen Kantonen und zum Ausland. Beide Kommissionen blieben praktisch in der gleichen Besetzung bis zu Morells Tod 1835, dann wurden sie zusammengelegt. Bezeichnenderweise war der Katholik Anderwert nicht

Mitglied der Kommission für Inneres, welche auch für kirchliche Belange zuständig war.

Die Mehrheit im Kleinen Rat war klar nicht-konservativ und reformiert; an der Spitze dieser Gruppe stand unbestritten Morell. Er spielte die Hauptrolle, vor allem gegen aussen und in den formellen Verhandlungen – und dies nicht nur in der Zeit bis 1815, sondern auch in der folgenden Epoche bis 1831. In gewissen Geschäften – Bauwesen, Militär – waren neben ihm auch Freyenmuth und Hirzel (verstärkt seit seiner Wahl in den Kleinen Rat 1822) wichtig. Anderwert sah sich zwar als Katholik und Konservativer klar in die Minderheit versetzt, schaffte es aber trotzdem, neben Morell die bedeutendste Stellung zu erreichen; das war seinen ausserordentlichen Charaktereigenschaften zuzuschreiben. Mit sicherem Gespür für das Machbare und mit zielstrebigem, oft unauffälliger Arbeit setzte er sich für die Belange des neuen Staates Thurgau ein, speziell für die katholische Minderheit.

Von 1803 bis 1835, also über dreissig Jahre lang, arbeiteten Morell und Anderwert gemeinsam in der Regierung. Wohl war ihr Verhältnis zueinander in der Helvetik nicht gerade das beste gewesen, doch verbesserte sich dieses ab 1803 ständig. Johann Kaspar Mörikofer, dessen Biograph, zitiert aus einem Brief Anderwerts: «Ich komme mit ihm gut aus, weil er unter meinen Kollegen unstreitig eines der thätigsten Mitglieder ist und seine Sprache ziemlich geändert hat.» Es gelang Anderwert erstaunlich gut, aus seiner Minderheitsposition heraus gegen den heissblütigen Morell einen Teil seiner Vorstellungen durchzubringen. Dies lag zum einen daran, dass er sachlich und beharrlich argumentierte. Zum anderen liess er Morell in repräsentativen Angelegenheiten stets den Vorrang, was dessen Charakter sehr entgegenkam.

Die Hauptprobleme des damaligen Thurgau waren die fehlende finanzielle Basis und die organisatorischen Unzulänglichkeiten: Die Thurgauer Regierung musste praktisch ohne Grundlagen – und

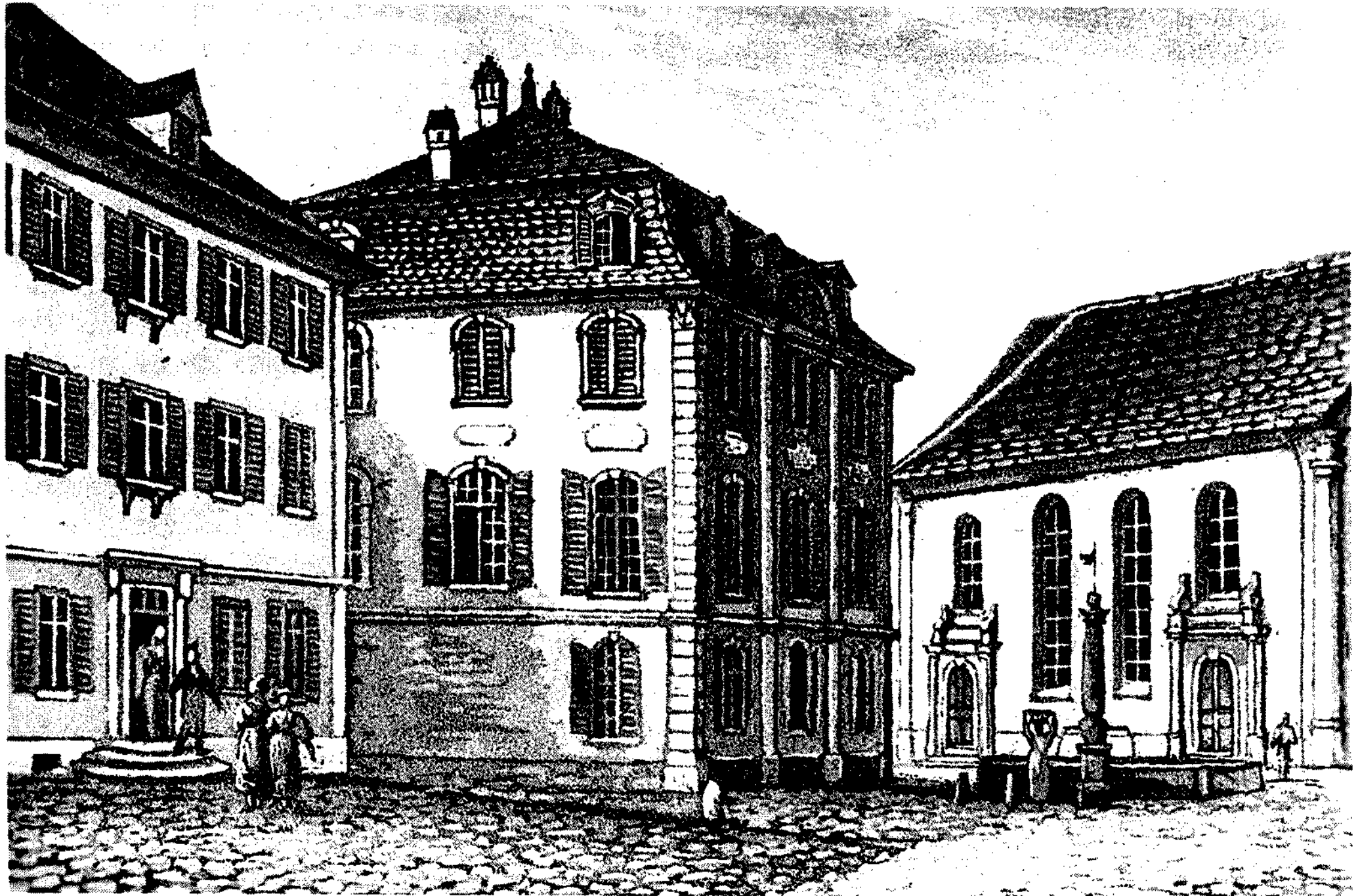
ohne auf ein städtisches Zentrum zurückgreifen zu können – den Kanton organisieren. Neben dieser Hauptaufgabe nahm sich Morell speziell der aussenpolitischen und der kirchlichen Themen an.

«Aussenpolitik» in der Zeit nach 1803 bedeutete in erster Linie Pflege der Beziehungen zu den anderen Kantonen. Morell war in der Mediationszeit praktisch jedes Jahr als thurgauischer Erster Gesandter an der eidgenössischen Tagsatzung. In den neuen Kantonen waren Republikaner an der Macht, in den alten die ehemalige regierende Schicht. Aus diesem Grund befürchteten erstere stets, die alten Verhältnisse könnten wiederhergestellt werden. Als wichtigster Schutz davor erschien ihnen die Mediationsakte, die es deshalb unter allen Umständen zu stützen galt. Auf diese Weise wurden die ehemaligen Anhänger eines Zentralstaates sehr schnell energische Verteidiger der kantonalen Souveränität. Auch Morell reagierte sehr empfindlich, wenn diese in Gefahr schien. So wandte er sich beispielsweise scharf gegen den Antrag Uris, die Tagsatzung solle die Klöster garantieren. Anderwert auf der anderen Seite wagte keine offene Opposition gegen die reformierte Mehrheit, sondern schlug den Klöstern vielmehr vor, ihr Überleben durch eine Erweiterung ihrer Aufgaben zu sichern. Auch beim Problem der kirchlichen Paritätsverhältnisse wandte sich Morell gegen jeden Einfluss von aussen. Wo hingegen die Thurgauer Souveränität unbestritten war, versuchte Morell, kantonale Schranken abzubauen, vor allem im Bereich von Handel und Gewerbe.

Ein wichtiges Ziel, besonders für Anderwert, war die Gewinnung der Stadt Konstanz als Hauptstadt des Thurgaus. Hier arbeiteten Anderwert und Morell durchaus zusammen, obwohl von reformierter Seite erhebliche Vorbehalte gegen die Aufnahme der katholischen Stadt bestanden. Auch die Frauenfelder waren natürlich dagegen, doch gelang der «Handel» dann insbesondere aus internationalen Gründen nicht.

Im Bereich der inneren Verhältnisse wurde der

Von 1803 bis 1868, also bis zum Bezug des Regierungsgebäudes, war die nach dem ersten Stadtbrand 1771 neu erbaute ehemalige Thurgauische Landeskantonskanzlei Sitz der Kantonsregierung. Die Abbildung (1833) zeigt das sogenannte Redinghaus von Landammann Johannes Morells Wohnung, dem Bernerhaus, aus. Rechts im Bild die 1903 abgebrochene alte katholische Kirche.



Staat von Grund auf neu aufgebaut. Federführend waren dabei neben Anderwert und Morell auch Hirzel und Freymuth. Hirzel befasste sich intensiv mit den militärischen Angelegenheiten, während sich Freymuth vorzugsweise den Finanzen und dem Strassenbau zuwandte. Dem tiefgläubigen Morell lagen besonders die kirchlichen Verhältnisse am Herzen. Von der Kommission für Inneres aus vermochte er eine starke evangelische und eine recht weitgehende allgemeine staatliche Kirchenhoheit durchzusetzen. Die katholische Konfession wurde so in eine gewisse Abhängigkeit des Staates gebracht. Der Evangelische Kleine Rat – das waren die evangelischen Mitglieder der Regierung – führte ein straffes staatskirchliches Regiment, wie es vor 1800 etwa in Zürich üblich gewesen war. Morell war in der evan-

gelischen Kirchenleitung die treibende Kraft, was man schon allein daraus ersieht, dass er von 1807 bis 1835 die Tagesordnung des Evangelischen Kleinen Rates immer selber schrieb.

Morell wohnte während seiner gesamten Regierungszeit in Frauenfeld, meist im Bernerhaus. Selber stets lernbegierig, verbreitete er viele Schriften in den Frauenfelder Lesezirkeln. Von ihm ging auch die Initiative zur Gründung der Kantonsbibliothek aus. Aufgrund der Empfehlung einer Kommission, bestehend aus Morell, Anderwert und Freymuth, beschloss der Kleine Rat 1805 deren Einrichtung. Morell selbst stellte einen Schrank für die Bücher zur Verfügung, der aber in seinem Besitz blieb, in seiner Privatwohnung aufgestellt war und mit einer Miete von Fr. 2.– pro Jahr verrechnet wurde! Angeschafft wurden vor-

erst vor allem juristische Werke, die für die Mitglieder des Kleinen Rates und der obersten Gerichtsstellen gedacht waren. Nach dem Tod von Morell ergab die dazumal abgeschlossene Rechnung, dass lange nicht alles von der Regierung bewilligte Geld für den Kauf von Büchern ausgegeben worden war. Die Kantonsbibliothek war also in ihren Anfängen eine reine Verwaltungsbibliothek – und nicht etwa für das Volk gedacht! Dies deckte sich durchaus mit der Ansicht der Regierung, die sich die Bürger als eine Menge unmündiger Kinder vorstellte, die von ihr sicher über die Runden gebracht werden sollte. Zeichen dafür sind auch die Titulaturvorschriften sowie die Amtskleidung (schwarz mit Seidenstickereien), die vom Kleinen Rat kurz nach dessen Konstituierung eingeführt worden waren.

In Frauenfeld entwickelte sich durch die zunehmende Staatstätigkeit eine recht vergnügungsfreudige Schicht. Dank ihres Kontakts mit anderen Kantonen und deren gehobeneren Schichten setzten sich Morell und Anderwert auch für eine Verbesserung der Sitten ein. So entstand 1807 in Frauenfeld die Kasino-Gesellschaft, die die «gebildete» von der «gemeinen» Gesellschaft trennen sollte. Die besseren Familien trafen sich nun im Kasino zu Bällen, Soireen und ähnlichen Veranstaltungen.

Noch in seiner Andelfinger Zeit hatte Morell Anna Cleophea Orelli kennengelernt. Die beiden verlobten sich, und die Heirat war bereits geplant, als die Braut 1801 unerwartet starb – ein schwerer Schlag für Morell. 1807 läuteten die Hochzeitsglocken dann doch: Maria Elisabeth Vogler von Frauenfeld und Johannes Morell gaben sich das Jawort. Die 1768 geborene Braut war die sechste Tochter des Kürschners, Stadtrichters und späteren Mitglieds des Grossen Rats Hans Georg Vogler und dessen Frau Anna Maria Müller. Beide Elternteile stammten aus alteingesessenen Frauenfelder Familien. 1808 erhielten die Eheleute ihr einziges Kind, Otto, auf dem alle elterlichen Erwartungen ruhten.

Vom damals führenden Mann Europas, Napoleon, war der Kleine Rat, allen voran Morell, zunächst begeistert. Morell nannte ihn einmal den «Unsterblichen». Man kann das durchaus verstehen, wenn man bedenkt, dass nicht nur der Kanton Thurgau seine Existenz dem französischen Kaiser verdankte, sondern auch Morells Aufstieg an die erste Stelle im Thurgau nur durch die veränderten politischen Verhältnisse möglich geworden war. 1811 wurde in Frauenfeld deshalb mit grossem Pomp, mit Musik und Illumination die Geburt des Erbprinzen, des Königs von Rom, gefeiert. Noch Mitte 1813 war die offizielle Ergebenheit dem französischen Botschafter Talleyrand gegenüber ungebrochen. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres, als der Niedergang Napoleons offensichtlich wurde, wechselten die Gefühle auch gegen aussen sichtbar. Spätestens Ende Jahr, als die Berner Patrizier und andere die früheren Untertanenverhältnisse wieder herstellen wollten, wusste man, dass der Wind gedreht hatte. Zur grossen Erleichterung Morells legten die Kantone aber noch vor Ende 1813 fest, dass die alten Zustände nicht wieder hergestellt würden.

Kein Machtverlust in der Restaurationszeit

Trotzdem verlangte im Frühling des Jahres 1814 ein Teil der alten Kantone nochmals die Wiederherstellung der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. Doch setzten die Grossmächte das System der gleichberechtigten Kantone als Grundlage des Bundes durch. Im Juni machte sich eine vom Grossen Rat eingesetzte Kommission daran, eine neue Thurgauer Verfassung auszuarbeiten. Dabei forderten die Katholiken mehr politisches Gewicht. Die in vielen Ländern zunehmende Restaurationsbewegung führte auch im Thurgauer Volk zu Unruhen. Dem Kleinen Rat wurde Verschwendung vorgeworfen. Besonders stör-

te man sich an den gepolsterten Sesseln der Regierungsmitglieder und an der vierspännigen Kutsche, mit der Morelli und die anderen Delegierten jeweils an die Tagsatzung reisten. Unmut verursachten auch die finanziellen Belastungen durch den Strassenbau und die teuren Uniformen, für die die Dienstpflichtigen selbst aufzukommen hatten. Unter dem Druck der Opposition sah sich die Regierung genötigt, eine erweiterte Verfassungskommission einzusetzen und den Bürgern die Möglichkeit zu geben, ihre Wünsche und Beschwerden schriftlich anzubringen. Mitte Jahr beruhigten sich dann die politischen Zustände im Innern wieder.

Die neue Thurgauer Verfassung wurde im wesentlichen vom Katholiken Anderwert ausgearbeitet. Er musste dabei grosse Rücksicht auf die konservativen Grossmächte, besonders Österreich und Russland, nehmen. Diese scheuten sich nämlich nicht, direkten Einfluss auf den Entwurf geltend zu machen, was Anderwert und die anderen Regierungsmitglieder freilich als ärgerliche Einmischung empfanden. Nach der neuen Verfassung war die Stellung des Kleinen Rates noch stärker als zuvor, die Gewaltentrennung weniger strikt durchgeführt, der Einfluss der Reichsten durch einen starken Zensus und ein kompliziertes Wahlverfahren erhöht, die Mitwirkung des Volks stark vermindert und das Gewicht des katholischen Bevölkerungsteils wesentlich vergrössert. Die Vorsitzenden des Kleinen und Grossen Rates wechselten sich halbjährlich ab und erhielten den Titel Landammann. Das Volk wurde nach wie vor als politisch nicht mündig angesehen und bedurfte angeblich weiterhin väterlicher Führung. Der Kleine Rat unterwarf auch Kleinigkeiten seiner Kontrolle und bemühte sich zunehmend, seine Tätigkeiten nicht öffentlich bekannt zu machen, sondern als Geheimsache zu behandeln.

Zu Beginn des Jahres 1815 wurden die neuen Behörden gewählt: Dabei ergaben sich praktisch keine personellen Änderungen. Morelli und Ander-

wert wurden als Landammänner eingesetzt. Im März traf die Nachricht ein, dass Napoleon in Paris wieder die Macht übernommen habe (Herrschaft der Hundert Tage). Doch diesmal kam keine Begeisterung mehr für den Kaiser auf, im Gegenteil: Morelli scheint zeitweise fast in Panik geraten zu sein. In einem der wenigen Briefe, die sich in seinem Nachlass erhalten haben, bemerkt er gegenüber Anderwert: «Wir sind verloren im Krieg und verloren im Frieden, wenn nicht Wunder geschehen.» Er wünschte sich klare Verhältnisse, einen Friedensschluss, der Dauer – und den Thurgauern die Selbständigkeit – versprach. Der erneute Sturz Napoleons wurde daher von Morelli mit grosser Freude begrüsst. Im Oktober empfing die Regierung den russischen Zaren Alexander I. mit grossem Aufwand, so wie man es wenige Jahre zuvor mit den Exponenten des napoleonischen Régimes gemacht hatte.

Da der Bundesvertrag von 1815 die Existenz des Thurgaus ebenso garantierte wie vorher die Mediationsakte, achteten die Thurgauer in der Folge peinlich darauf, dessen Bestimmungen einzuhalten. Gleichheit und Einheit waren vorrangige Ziele – gegen aussen, nicht im Innern! Morelli wandte sich allen voran wiederum gegen jegliche Ansprüche anderer Kantone oder anderer Staaten an den Thurgau. Auf eigene Initiativen auf Bundesebene verzichtete der Kanton vorläufig. Das Schwergewicht der Politik lag auf dem Weiterausbau des Staates und der Förderung des allgemeinen Wohlstandes. Beispielhaft für die Empfindlichkeit, sobald die Souveränität des Thurgaus in Gefahr geriet, ist die Affäre um die ehemalige Königin von Holland, Hortense. Die Stieftochter und Schwägerin von Kaiser Napoleon I. kaufte 1817 mit Bewilligung des Kleinen Rates das Gut Arenenberg. Dagegen protestierten nicht nur die konservativen Grossmächte, sondern auch die meisten Kantone. Doch der Thurgau bzw. Morelli blieb stur, so dass der preussische Gesandte in der Schweiz verärgert meinte, der Landammann taue

nichts, er habe gegen seinen besseren Kollegen – Anderwert – gesiegt. Ähnlich starrköpfig verhielt sich der Thurgau – und das heisst wiederum vor allem Morell, aber auch Freyenmuth – bei den Zoll- und Handelsproblemen mit den benachbarten deutschen Staaten.

In der Zeit nach 1815 beschäftigte sich Morell aufs neue energisch mit kirchlichen Fragen. Er war ab 1817 Präsident des Evangelischen Administrationsrates, der die Nachfolge des Evangelischen Kirchenrates der Mediationszeit angetreten hatte. Auch stand er wieder an der Spitze des Evangelischen Kleinen Rates. Nach wie vor waren die kirchlichen mit den politischen Aufgaben eng verknüpft. Die wichtigste Person neben Morell war in diesem Bereich Antistes Melchior Sulzberger. Die Bedeutung dieser zwei Personen wird auch an den Titulaturen fassbar, die in der ersten Sitzung des Evangelischen Administrationsrates, wohl auf Antrag Morells, festgelegt wurden: «Hochwürdiger Herr Landammann; hochwürdiger Herr Antistes; hochwürdige, hochgeehrte Herren!» Im Gegensatz zur vorhergehenden Epoche war die katholische Minderheit im Kanton nun nicht mehr einer gewissen Kontrolle durch die Gesamtregierung – und damit durch die reformierte Mehrheit – unterworfen, sondern genoss den Schutz der konservativen europäischen Mächte. Dadurch konnten sich diese eine einflussreiche Stellung sichern. An der Spitze der Thurgauer Katholiken stand weiterhin Joseph Anderwert. Die einflussreiche Position der Katholiken ärgerte manche Evangelischen, besonders Morell. Sie versuchten deshalb, in möglichst allen Bereichen die katholischen und reformierten Behörden selbständig zu machen. So gab es beispielsweise keine gemeinsame Schul- und Kirchenpolitik mehr.

In jener Zeit bestanden grössere Spannungen zwischen den beiden Kirchen. So vermerkte Freyenmuth 1818 in seinem Tagebuch: «Grosse Intoleranz überall und bei einigen angesehenen Regierungsgliedern. Morell kann diese Sache sozusagen nicht

berühren, ohne in Affekt zu gerathen.» Und weiter führt er aus, dass selbst bei einer Hinrichtung nur die reformierte Glocke geläutet, nicht wie sonst üblich beide: «Wirklich ist der Grund hievon in nichts anderem als in der Abneigung gegen die Katholiken.» Nach 1820 wurde das gegenseitige Verhältnis offenbar wieder besser. Für diese recht starken Spannungen muss man wohl auch Morell, der einen starren Orthodoxismus vertrat, mitverantwortlich machen. Diese seine Haltung führte selbst innerhalb der evangelischen Führungsschicht zu Auseinandersetzungen. Manche plädierten für ein freieres Wort, wie der spätere Rektor der Kantonsschule, Johann Ulrich Benker, der recht heftig an Morell geriet. – In der Frage des Bistumsanschlusses hingegen arbeiteten Morell und Anderwert in den 20er Jahren gut zusammen. 1828 schloss sich der Thurgau, der während über tausend Jahren zum Bistum Konstanz gehört hatte, wie der Aargau dem wiedererstandenen Bistum Basel an.

Die bestimmenden Regierungsglieder in den zwanziger Jahren waren im wesentlichen die gleichen wie in der Mediation. Gegen aussen trat als Führer meist Morell in Erscheinung, was von den anderen offenbar akzeptiert wurde. Nur Hirzel, der 1822 zum Mitglied des Kleinen Rates aufrückte, focht öfters Konflikte mit Morell aus und beklagte sich später, dass die meisten seiner Kollegen nur «Nachtreter» Morells gewesen seien.

Im Jahre 1820 wurde Morell die Gattin, mit der er in glücklichen Verhältnissen lebte, durch den Tod entrissen. Nun konzentrierte sich sein ganzes Familienstreben auf den einzigen Sohn. Dieser bedeutete ihm alles. Und als Otto zum Jugendlichen herangewachsen war, plante der Vater, ihn zum künftigen Staatsmann heranzubilden – ja vielleicht spielte er gar mit dem Gedanken, dass der Sohn dereinst seine Nachfolge antreten werde. Die Erwartungen in ihn waren auf jeden Fall hoch, und Otto schien sie auch zu erfüllen. Er studierte in Bern und in Deutschland

die Rechte und stand kurz vor dem Abschluss, als der Vater aus heiterem Himmel die Nachricht erhielt, Otto sei am 25. Juni 1829 gestorben. Als offizielle Todesursache wurde Hirnhautentzündung genannt, doch steht im Totenregister von Frauenfeld von anderer Hand: «starb: Duell». Hirzel berichtet, der erschütterte Morell habe, den Brief in den Händen, gerufen: «Du hast ihn mir gegeben und wieder genommen, Dein Name sei gepriesen.»

Der Vater war schwer getroffen, sein Leben schien ohne Inhalt, sinnlos geworden. Fortan lebte er zurückgezogen, besuchte keine Gesellschaft mehr. Die Absender der Kondolenzschreiben zeigen den bis dahin gepflegten Bekanntenkreis Johannes Morells: Exkönigin Hortense, der Zürcher Bürgermeister Usteri, die Freimaurerloge St. Johannes zur Bescheidenheit in Zürich.

Morell in den Regenerationswirren

In den zwanziger Jahren beherrschte der Kleine Rat das politische Geschehen im Kanton vollkommen: Nur er durfte Gesetze vorlegen. Doch mit der Zeit wuchs eine Generation heran, die sich mehr Freiheiten wünschte. 1830 kam es zum Aufstand; an der Spitze der Aufbegehrenden stand der Matzinger Pfarrer Thomas Bornhauser.

Bis Mitte 1830 waren die nach Erneuerung strebenden Leute allerdings noch zu wenig stark. In dieser Situation schrieb Bornhauser zum ersten Jahrestag des Todes von Otto Morell dem Landammann einen Brief, der einige Zeit später in der «Helvetia» veröffentlicht wurde. Der Brief zeigt exemplarisch, wie man glaubte vorgehen zu müssen, wenn man von Morell etwas erhalten wollte. Bornhauser schrieb unter anderem, dass «Sie auf Erden keine Kinder mehr haben, als die 80 000 Einwohner, welche die ewige Vorsehung Ihrer Vatersorge anvertraute». Morell könne sich eine neue Bürgerkrone verdienen,

wenn er die Verfassung ändere und den Einfluss des Volkes verstärke. «[...] wir richten unsere hoffenden Blicke auf den edeln Herrn Landammann Morell. [...] den Sohn nahm der grosse Vater, dessen Fügungen wir anbeten, auch wo wir sie nicht begreifen. Thurgau's Freiheit sei der Marmor, mit dem Sie Ihres Otto's Grab schmücken.» Man sieht: Der Brief war eine Mischung aus offenem Aussprechen der Wünsche, Lobhudelei und ziemlich rücksichtsloser Manipulation von Gefühlen zur Durchsetzung politischer Ziele. Die Reaktion Morells war zwiespältig: Er war nicht bereit, die Verfassung zu ändern, entsprach sie im Grundsatz doch viel zu sehr seinen politischen Idealen. Aber er bekundete Bereitschaft, das Grossratsreglement anzupassen, und beklagte sogar seinerseits eine gewisse «aristokratische Tendenz» der Verfassung sowie die Politik von Freyenmuth und Hirzel.

Kurz darauf geschahen in Paris die Juli-Ereignisse, was den Aufruhr im Thurgau wesentlich beschleunigte. Im Oktober fand in Weinfelden eine stark besuchte öffentliche Kundgebung statt, die eine neue Verfassung und die Wahl eines Verfassungsrates forderte. Der Kleine Rat war im ersten Augenblick völlig konsterniert: Man hatte nie daran gedacht, dass es soweit kommen könnte. Anderwert wollte zuerst die Heilige Allianz um Hilfe anrufen, Hirzel führte vertrauliche Gespräche mit dem Offizierskorps. Morell war tief erschüttert; er hatte auf sein grosses Ansehen gebaut und hielt seine bisherigen Grundsätze für genügend liberal. Doch dann entschloss sich die Regierung, aus realpolitischen Erwägungen nachzugeben: Die anstehende Neuwahl des Grossen Rates nach der bisherigen Verfassung wurde aufgeschoben. Nach weiteren Auseinandersetzungen akzeptierte man auf Regierungsseite ein neues Wahlgesetz. In allgemeinen Wahlen wurde daraufhin ein liberaler Grosser Rat gewählt, der sich sofort daran machte, eine neue Verfassung auszuarbeiten. In der neuen Legislative waren Freyenmuth und Hirzel nicht mehr vertreten, Morell und Anderwert jedoch

schon. An den nun folgenden Verhandlungen zur neuen Verfassung war Anderwert noch teilweise beteiligt, Morell hingegen wurde nicht mehr berücksichtigt. Die wichtigen Verhandlungen wurden in der Verfassungskommission geführt, in der nur wenige Bisherige sass. Im minder bedeutenden Verfassungsrat unterlag Morell in der Präsidentenwahl Anderwert, doch blieb er Erster Tagsatzungsgesandter für 1831. Man schätzte seine grosse Geschäftserfahrung, ausserdem gab er den Widerstand gegen die Reformprojekte offenbar bald auf.

Mitte des Jahres 1831 wurde der Kleine Rat neu gewählt. Erstaunlicherweise wurden Morell und Anderwert, ja sogar Freyenmuth, ohne weiteres aus der Restaurationszeit übernommen. Hirzel hingegen blieb auf der Strecke, was ihn ausserordentlich kränkte. Die Regierung hatte viele ihrer Kompetenzen verloren; sie war nun völlig vom Grossen Rat abhängig. Hirzel war der Ansicht, Anderwert und Morell seien so tief gesunken, dass sie nun praktisch ehemaligen Gegnern der Regierung die Schleppe tragen müssten; da sie ökonomisch nicht abgesichert seien, bliebe ihnen aber nichts anderes übrig als weiterzumachen.

In diesen Jahren kam ein neuer Volksgeist auf, die Bürger nahmen mehr Anteil an öffentlichen Angelegenheiten, der politische Wettkampf wurde stärker. Demgegenüber scheint es seltsam, dass auch die neue Regierung eine Amtstracht einführte (schwarze Kleidung mit dreieckigem Hut und Degen); immerhin wurden die Titulaturen abgeschafft. Morell stiess sich gemäss Hirzel sehr daran, dass er nun statt Landammann lediglich Präsident genannt wurde und auf seine gepuderte Perücke verzichten musste. Anderwert verhielt sich in den folgenden Jahren sehr geschickt und stieg deshalb in der Achtung aller.

Im Gegensatz zu Anderwert konnte sich Morell nur schlecht in die neuen Verhältnisse schicken. In der Regierung tat er sich kaum noch hervor. In manchen Dingen erfuhr er bewusste Zurücksetzung, und er fühlte sich verkannt. Am liebsten wandte er sich dem

Gedächtnis seiner verstorbenen Angehörigen zu. Seine Zeitgenossen schreiben, dass er dem Tod freudig entgegenschah, denn der würde die Wiedervereinigung mit seinem Otto bringen. Anfangs 1835 erkrankte Morell schwer und wurde zunehmend schwächer. Mit Standhaftigkeit habe er die Schmerzen ertragen. Am 22. April 1835 starb er im Amt. Er hinterliess kein nennenswertes Vermögen. Nachfolger wurde sein Neffe, der bisherige Staatsschreiber Johann Peter Mörikofer, den Morell – sehr zum Ärger Freyenmuths – stets protegiert hatte.

Würdigung

Als 1803 der Thurgau als selbständiger Kanton entstand, galt es für die Regierung, eine staatliche Organisation aufzubauen und die Unabhängigkeit zu sichern. Innerhalb dieser Hauptaufgabe kümmerte sich Johannes Morell erfolgreich um die aussenpolitischen und kirchlichen Belange. Mit Joseph Anderwert zusammen war er das Aushängeschild der Thurgauerinnen und Thurgauer, sowohl gegen aussen wie nach innen. Doch ist es nicht ganz einfach, hinter der Glanzseite zu erkennen, wie gross sein Einfluss und seine konkreten konzeptionellen Arbeiten wirklich waren. Tendenziell wird er von der Forschung wohl eher überschätzt – im Gegensatz zu Anderwert, der eher unterschätzt wird und dessen Einfluss hinter den Kulissen mit Sicherheit gross war.

Mehr glücklicher Umstände denn ausserordentlicher Fähigkeiten wegen schaffte Morell den Aufstieg aus einer nur lokal bedeutenden Familie an die Spitze eines, wenn auch nur kleinen, Staatswesens. Sein oft gezeigtes aristokratisches Gehabe und eine gewisse Eitelkeit kann man mit dieser schnellen Karriere erklären. Von den Zeitgenossen wurde immer wieder seine gutmütige und religiöse Gesinnung und sein selbstloser Einsatz für den Kanton gelobt. Manchmal freilich war Morell im politischen Vorgehen gar zu

stürmisch. Doch zeigt sich gerade hier die glückliche Kombination mit Anderwert, den ein klarer Blick für das Machbare auszeichnete und der so als Korrektiv zu Morell wirkte.

So verdienstvoll Morells Einsatz für den jungen Staat Thurgau auch war, so wurde doch seine väterliche, mitunter autoritäre Führung des Staates mit der Zeit nicht mehr akzeptiert. Allzusehr meinte er, sein Einsatz für den Thurgau sei eine Lebensaufgabe, die erst mit dem Tod zu Ende sei. So verpasste er den richtigen Zeitpunkt für den Abgang, verhinderte Neuerungen und verstand schliesslich schlicht die junge Generation nicht mehr – die ihn ihrerseits kaum mehr verstand.



Nachlass

BüA Frauenfeld Thek 103 (1 Schachtel): Akten betreffend Landammann Morell 1798–1826 (offizielle Schreiben an Morell, nur wenig Persönliches).

Quellen

Ungedruckte: KBTG Y 194: Tagebuch von Johann Konrad Freyenmuth.

Gedruckte: Helvetia. Denkwürdigkeiten für die XXII Freistaaten der schweizerischen Eidgenossenschaft, Bde. 7–8, Aarau 1832–33; Hirzel, Heinrich: Rückblick in meine Vergangenheit. Ein Beitrag zur neueren Geschichte des Kantons Thurgau 1803–1850, in: TB 6 (1865), S. 1–173; Actensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik (1798–1803), bearbeitet von Johannes Strickler und Alfred Rufer, 16 Bde., Bern 1886–1911 und Freiburg/Schweiz 1940–1966.

Nachruf und Literatur

TZ, 23./27.4.1835.

Bandle, Max: Die Aussenpolitik des Kantons Thurgau in der Mediation 1803–1814, in: TB 88 (1951), S. 1–142 (zugleich Diss.

phil. I, Zürich 1951); Bötschi, Lisette: Die Aussenbeziehungen des Kantons Thurgau in der Restauration 1815 bis 1830, in: TB 104 (1967), S. 5–128 (zugleich Diss. phil. I, Zürich 1967); Fritsche, Kurt: Staat und Kirche im Thurgau während der Restaurationszeit (1814–1830), in: TB 110 (1972), S. 5–144, TB 111 (1973), S. 21–168 (zugleich Diss. phil. I, Zürich 1974); Häberlin-Schaltegger, J[ohann Jakob]: Geschichte des Kantons Thurgau von 1798–1849, mit vorzüglicher Berücksichtigung von Staat, Kirche, Schule, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, Frauenfeld 1872; [Mörikofer, Johann Peter]: Lebensabriss des Herrn Landammanns und Regierungsrathspräsidenten Morell, Frauenfeld 1836 (Thurg. Njbl. 1836); Hungerbühler, Hugo: Staat und Kirche im Thurgau während Helvetik und Mediation 1798–1814, in: TB 91 (1955), S. 1–188, TB 92 (1956), S. 1–75, TB 96 (1959), S. 43–311 (zugleich Diss. phil. I, Zürich 1955); Leutenegger, Albert: Rückblick in die thurgauische Regenerationszeit, 1. Teil, in: TB 67 (1930), S. 1–217; Mörikofer, J[ohann] C[aspar]: Landammann Anderwert nach seinem Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte des Kantons Thurgau, Zürich/Frauenfeld 1842 (Thurg. Njbl. 1842).

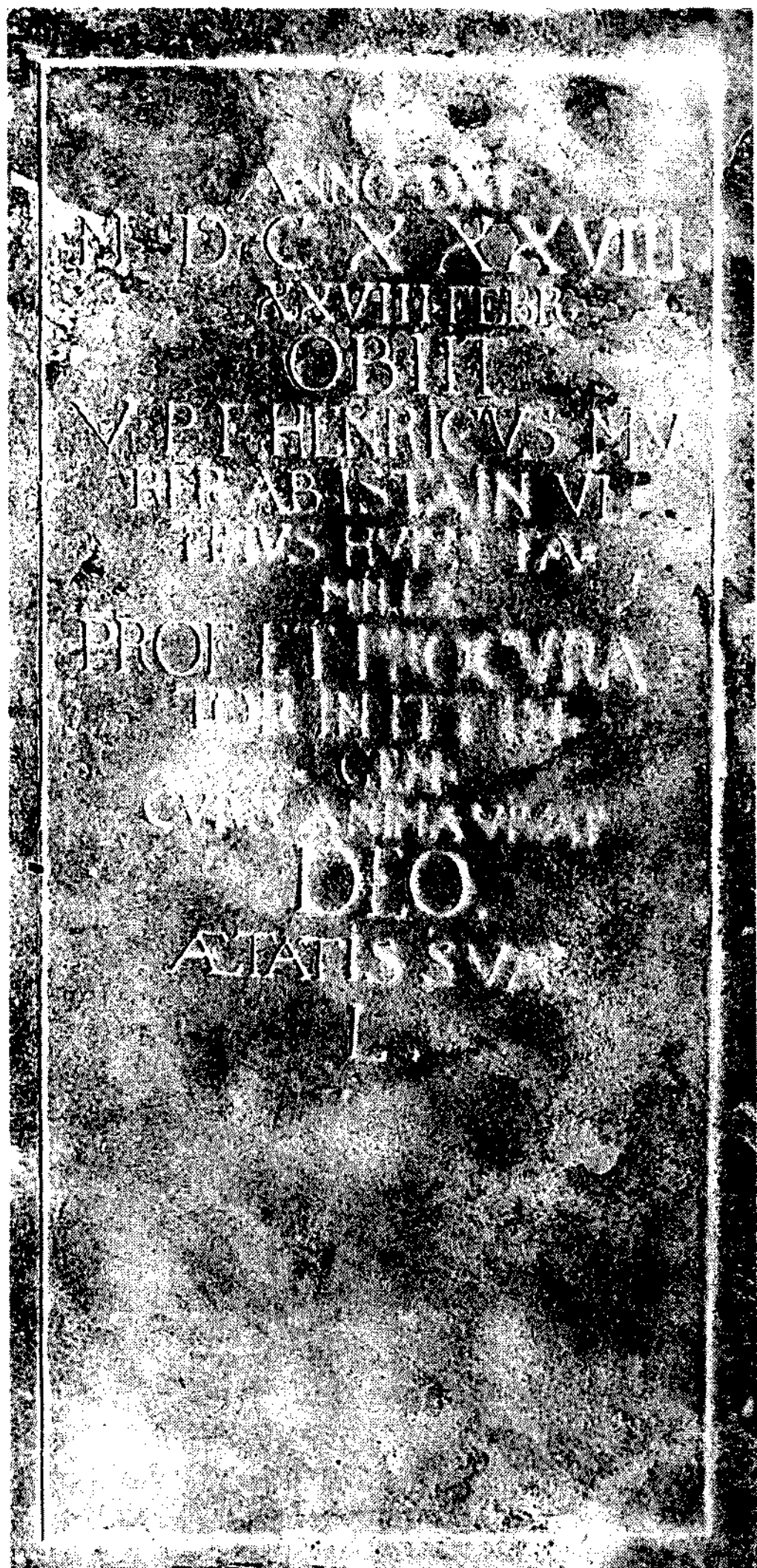
Bildquellen

Abb. 1: [Mörikofer, Johann Peter]: Lebensabriss des Herrn Landammanns und Regierungsrathspräsidenten Morell, Frauenfeld 1836 (Thurg. Njbl.; 1836), Frontispiz (Stich nach David Sulzers [1784–1868] Gemälde im Grossen Bürgersaal des Rathauses Frauenfeld, 1824).

Abb. 2: Archiv der Amts für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung (Neg. Nr. 92.117.26): Thurgauische Landkanzlei 1833 (sog. Reding-Haus, Zürcherstrasse 180) in Frauenfeld (Aquatinta von Johann Baptist Isenring [1796–1860], erschienen als Randbild des grossen Gruppenstichs über Frauenfeld).

Unterschrift: StATG 8'000'1: Brief der Verwaltungskammer des Kantons Thurgau an den Statthalter des Distrikts Weinfelden, 14.3.1801.

Heinrich Murer (1588–1638) Kartäusermönch und Historiker



In den vergangenen zwei Jahrhunderten von einigen als «Vater der katholischen Geschichtsschreibung» apostrophiert und von anderen als «berühmtester Kartäuser» bezeichnet, erscheint uns Heinrich Murers

Persönlichkeit noch heute als eindruckliche Figur. Er war zwar kein gebürtiger Thurgauer, verdient aber, weil er den grössten Teil seines Lebens im Thurgau verbracht hat und praktisch sein ganzes Werk hier entstanden ist, gleichwohl Aufnahme in diesen Band. Es sind – genau genommen – 24 Jahre und 21 Tage, die er als Mönch in der Kartause Ittingen bei Warth gelebt hat. In Ittingen hat Murer u. a. seine «Helvetia Sancta» verfasst, ein Buch über die Heiligen und Seligen sowie über bedeutende katholische Würdenträger der Schweiz, das vom 2. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts reicht und ihn weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht hat.

Herkunft und Jugend

Er wurde am 2. März 1588 im aargauischen Baden auf den Namen Johann Heinrich Murer von Istein getauft, nannte sich selber aber zeitlebens nur Heinrich Murer, und unter diesem Namen begegnet er uns auch in der Geschichtsliteratur. Sein Vater war der in Zürich geborene Junker Caspar Murer, der seine Vaterstadt 1575 aus religiösen und wirtschaftlichen Gründen verlassen und sich zunächst auf dem von ihm erworbenen Schloss Istein am Rheinufer etwas unterhalb von Basel, später in Baden niedergelassen hatte. Hier heiratete er um 1586 Salome Bodmer (1564–1623), die Mutter Heinrichs. Die Bodmer gehören, bedingt durch ihre Leistungen in Diplomatie, fremden Kriegsdiensten und hohen Ämtern, zu den interessantesten katholischen Familien der Schweiz in nachreformatorischer Zeit und weisen ein ähnliches Schicksal wie die Murer auf. Wie sie stammten sie aus Zürich, und wie sie verliessen sie ihre Heimat aus konfessionellen Gründen. Für uns von Belang sind aber ihre engen sozialen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu den führenden Geschlechtern der Stadt Luzern, denn diese spielten im Leben des jungen Murer wiederholt eine wichtige

Rolle. Als nämlich der Vater – Offizier im Range eines Hauptmanns im französischen Schweizerregiment Gallati – kurz nach Heinrichs Geburt starb (nach dem 6. Juni 1588), wandte sich die Mutter nach Luzern. Dort vermählte sie sich am 11. Februar 1592 mit dem Ritter, alt Schultheissen und Bannerherrn Ludwig Pfyffer von Altshofen (1524–1594), besser bekannt unter dem Ehrentitel «Schweizerkönig», der so zu Heinrichs und dessen Schwester Maria Jacobea Stiefvater wurde. Ludwig Pfyffer war bereits 67jährig, und es war dies schon seine dritte Ehe. Ihr entsprossen noch zwei Söhne: Christoph (1593) und Johann Ludwig (1594). Vor allem letzterer sollte im Leben Murers eine wichtige Rolle spielen. Bereits zwei Jahre nach der Hochzeit, noch bevor Johann Ludwig geboren war, starb Heinrichs Stiefvater: Der damals erst 6jährige Knabe war damit schon zum zweiten Mal Halbwaise, doch war für ihn, wie auch für seine Mutter, seine Schwester und seine Halbbrüder, ausreichend gesorgt. Der elterliche Ehevertrag sah nämlich vor, dass den Kindern Salomes aus erster Ehe der Zins des Pfyfferschen Vermögens bis zu ihrer Volljährigkeit zufließen sollte – eine ganz ansehnliche Rente! Auch wenn sich im Bürgerbuch der Leuchtenstadt kein entsprechender Eintrag finden lässt, so muss doch angenommen werden, dass Heinrich bei der Heirat seiner Mutter das Luzerner Bürgerrecht erhielt; denn in den amtlichen und nichtamtlichen Quellen wird er stets «civis Lucernensis» oder einfach «Lucernensis» genannt.

Seine Jugendjahre verbrachte Heinrich Murer in der neuen Heimatstadt. Zwischen 1602 und 1608 besuchte er die Schule der Jesuiten, deren Luzerner Niederlassung sein Stiefvater entscheidend gefördert hatte. Danach weilte er einige Zeit am Jesuitengymnasium Pruntrut, vermutlich um Französisch zu lernen. Jedenfalls begab er sich hierauf zusammen mit seinen zwei Stiefbrüdern nach Paris an die Sorbonne – im Mittelalter die unangefochtene Autorität für theologische und kirchenrechtliche Fragen, in

der frühen Neuzeit einer der wichtigsten geistigen Mittelpunkte Europas überhaupt –, wo er Philosophie studierte. Die Wahl dieses Studienortes mag auf den ersten Blick überraschen, doch muss man wissen, dass sich diejenigen eidgenössischen Stände, die mit Frankreich Allianzen eingegangen waren, vom König das Privileg ausbedungen hatten, eine Anzahl Studienplätze an dieser Universität besetzen zu können. So absolvierten denn fast alle Söhne aus der Familie Pfyffer, aber auch viele andere Patriziersprösslinge, ihre Studien dort.

In Paris knüpfte Heinrich Murer seine ersten Bande zu den Kartäusern, die sogar so weit gediehen, dass man in der Bekanntschaft allgemein mit seinem Eintritt in die dortige Kartause rechnete. Doch sollte es anders kommen: Im Gefolge der Unruhen anlässlich der Ermordung von Henri IV am 14. Mai 1610 verliess Murer Paris und kehrte in die Schweiz zurück. Ob er zu diesem Zeitpunkt seine Studien bereits abgeschlossen hatte, entzieht sich unserer Kenntnis, sicher ist hingegen, dass er über ein erstklassiges geistiges Rüstzeug verfügte.

Kartäuser in Ittingen

Das Datum von Heinrich Murers Eintritt in Ittingen ist nicht unumstritten, weil sich die Quellen widersprechen. Fest steht jedoch der Beginn seines Noviziats, der vom Ittinger Nekrolog auf den 13. Januar 1613 datiert ist. Zwischen seiner Rückkehr von Paris und dem Eintritt in Ittingen dürfte sich Murer in Luzern dem Theologiestudium gewidmet haben. Fast auf den Tag genau ein Jahr später, nämlich am 20. Januar 1614, legte er in Ittingen seine Profess ab. Obwohl uns das Datum seiner Primiz nicht überliefert ist, darf man doch davon ausgehen, dass sie in die Zeit unmittelbar danach fällt. Dass sich Murer für den Kartäuserorden entschied, der für seine kompromisslosen Gewohnheiten bekannt ist, ist kaum ein Zufall.

Seine ersten Kontakte zum Orden in Paris wurden bereits erwähnt. Zudem ist überliefert, dass zwischen den Pfyffer von Altshofen und dem aus Luzern stammenden hochgebildeten Hugo Wilhelm Tryphaeus (= von Bletz) und dessen Familie starke Verbindungen bestanden. Tryphaeus war damals Prior der deutschen Kartause Buxheim, deren Geschichte mit dem Schicksal Ittingens besonders eng verquickt ist. Hinzu kommt die Tatsache, dass der Kartäuserorden, bedingt durch die Zusammensetzung seiner Konvente aus Söhnen adeliger und patrizischer Familien, einen weitgehend elitären Charakter aufwies, der den Auffassungen und Vorstellungen von Murers Umgebung entsprochen haben dürfte.

Kaum war Murer in Ittingen eingetreten, erwies er sich schon als Glücksfall für das Kloster, das im sogenannten Ittinger Sturm von 1524 und in den nachreformatorischen Wirren arg gebeutelt worden war. Bereits im Jahr des Eintritts verfasste er nach kartäusischer Sitte sein Testament und vermachte darin seiner Professkartause die respektable Summe von 1500 Gulden, ein wertvolles Ornat und einen silbernen Kelch. Wenige Jahre später wurde er indirekt zum bedeutendsten Wohltäter Ittingens. Am 11. Mai 1620 stiftete nämlich Johann Ludwig Pfyffer von Altshofen, der jüngere der beiden Stiefbrüder Heinrichs, die bekannte «Donatio Pfyfferiana», die weitaus grosszügigste Schenkung dieser Familie an die thurgauische Kartause. Darin vermachten er und seine Frau Anna Maria von Sonnenberg die ausserordentlich hohe Summe von 12 000 Gulden. Die jährlichen Zinsen dieses Kapitals in der Höhe von 600 Gulden sollten dem Unterhalt von sechs Patres dienen. Darüber hinaus stiftete Johann Ludwig 1800 Gulden für den Wiederaufbau von sechs während des Ittinger Sturms zerstörten Zellen und eine Altartafel im Wert von 200 Gulden. Zudem bemühte er sich um die Überführung der Gebeine der Märtyrerin Viktoria Maria, einer Katakombenheiligen. Das war nicht nur ein Akt der Frömmigkeit, sondern diente auch dazu,

den religiösen Stellenwert der Kartause zu heben. Die eigentliche Translation erfolgte allerdings erst 1692.

Hinter dieser spektakulären Schenkung verbargen sich zwei Absichten: Einerseits wollte Johann Ludwig damit ein Versprechen einlösen, das er auf einer Überfahrt nach Tunis während eines Sturmes für die Rettung seines Lebens gemacht hatte. Andererseits sollten Heinrichs Forschungen und Studien auf diesem Weg direkt oder indirekt unterstützt werden. Welchen Stellenwert die «Donatio Pfyfferiana» hatte, lässt sich daraus ersehen, dass Ittingen Johann Ludwig, als er im Alter von nur 33 Jahren starb, in Luzern im Ordenskleid begraben liess und ihm den Titel eines Mitstifters verlieh.

Procurator

Über die Tage und Jahre Murers in Ittingen wissen wir nur wenig; seine Ansichten und Probleme bleiben uns zum grössten Teil verborgen. Es gibt von ihm weder Briefe noch Tagebücher, auch berichtet keine Chronik über ihn. Einzig das sich im Staatsarchiv Luzern befindliche Archiv der Familie Pfyffer von Altshofen könnte bisher noch unerforschte Dokumente zu seiner Person enthalten. Wir müssen uns Heinrich Murer deshalb über seine Tätigkeit, sein Werk und seine Zeit nähern.

Quellenmässig belegt ist, dass er im Jahr 1623 Vikar der Pfarrei Uesslingen war, und vor allem, dass er von 1628 bis zu seinem Tod zehn Jahre später das Amt des Procurators innehatte, das sehr anspruchsvoll war. Es umfasste nämlich die Verwaltung der ganzen Klosterwirtschaft, die Abwicklung fast aller Geschäfte mit der Aussenwelt sowie die Führung der Tagelöhner, der Beamten und der Laienbrüder. Kaum verwunderlich, dass der Procurator von seinen Mönchspflichten teilweise entbunden war. Nicht selten wurde ein Procurator später auch Prior. Murer muss demnach ein Mann mit ausgesprochenen

Führungseigenschaften und einer gewissen Autorität gewesen sein. Dass er nicht Prior wurde, lag schlicht daran, dass ihn sein Vorgesetzter um etliche Jahre überlebte.

Zur Zeit, da Heinrich Murer in Ittingen war, tobte der Dreissigjährige Krieg, dessen Auswirkungen auch den Thurgau in Mitleidenschaft zogen. Zudem dezimierten die letzten grossen Pestzüge die Reihen der hiesigen Kartäuser. Doch vom Geist her herrschten hier gute Voraussetzungen für die Entstehung eines Werkes, wie er es in Angriff nahm. Zwei der ihm unmittelbar nahestehenden Prioren, Johannes Eckstein und Bruno Müller, haben sich erwiesenermassen nicht nur als vorzügliche Verwalter, sondern in besonderem Masse auch als Förderer der Wissenschaft ausgezeichnet. Sodann bürgen zwei weitere Zeitgenossen Murers für den geistigen Aufschwung Ittingens: der Weltpriester und langjährige Pfarrvikar von Hüttwilen, Johannes Modelius, der von Murers Werk teilweise beeinflusste Autor einer in Distichen abgefassten, bunt ausgeschmückten Chronik der Kartause – über ihn berichtet in diesem Band Margrit Früh –, und der Ittinger Pater Guigo Engelherr, welcher namentlich durch seine Lobgedichte auf Heilige einige Berühmtheit erlangte. Man sieht: Der Geist des Humanismus war auch in Ittingen bereits eingezo- gen, was Murers Werk nur förderlich sein konnte.

Helvetia Sancta

Das Buch, das seinen Autor berühmt gemacht hat, die «Helvetia Sancta», erschien zum ersten Mal 1648, also zehn Jahre nach Murers Tod, bei David Hautt in Luzern. Die ungewöhnliche zeitliche Verzögerung lässt sich damit erklären, dass der vorzügliche, jedoch auch sehr eigenwillige, ursprünglich aus Strassburg stammende Buchdrucker die Drucklegung immer wieder hinausschob und so eine jahrelange Auseinandersetzung zwischen ihm und den geistlichen und

weltlichen Behörden der Stadt hervorrief. Dank seines grossen Erfolgs erlebte das Werk mehr als hundert Jahre später, nämlich 1751, in der fürststädtischen Buchdruckerei zu St. Gallen eine Zweitaufgabe. Im Gegensatz zur Erstauflage fehlen hier freilich die prunkvollen Stiche, weil in der Zwischenzeit (1657) die Hauttsche Offizin mitsamt den Druckplatten niedergebrannt war.

Noch vor seinem Eintritt in Ittingen hatte Murer damit begonnen, ein Verzeichnis der Schweizer Heiligen anzulegen. Als Ordensmann konnte er sich seinem Werk nun aber besser widmen. Er hatte den Segen seiner Vorgesetzten und wurde durch seine Stiefbrüder – besonders Johann Ludwig –, bei der Beschaffung von Quellen unterstützt. Mehrfach besuchte er auch selbst Archive und Bibliotheken, die für seine Nachforschungen wichtige Akten und Bücher enthielten, wobei er von zuständiger kirchlicher Seite sogar die Erlaubnis erhielt, damals noch als häretisch geltende Werke zu benützen. Daneben erschloss er auch mündliche Quellen. Seine Hauptstütze war und blieb aber die klostereigene, gut bestückte Bibliothek, die er selber stark förderte und die sich heute in der Thurgauischen Kantonsbibliothek in Frauenfeld befindet. Nicht selten sind daher dort die Bücher, die sein Ex Libris tragen.

Murer hat nicht ganz ohne Vorbilder gearbeitet. Artverwandte Werke waren zu diesem Zeitpunkt ausserhalb der Eidgenossenschaft bereits erschienen. Die Ähnlichkeit von Murers Buch mit der 1615 in München erschienenen «Bavaria Sancta» von Matthäus Raderus ist jedenfalls frappant.

Doch nun zum Werk selber: Die Erstausgabe der «Helvetia Sancta» umfasst 432 Seiten im Quartformat und ist in 57 Kapitel eingeteilt. Voran steht ein gestochenes Frontispiz mit der Darstellung der Mutter Gottes, des Heiligen Beat sowie von Bruder Klaus. Diesem folgt das Titelblatt mit dem heute eher kurios anmutenden Buchtitel: «Das ist Ein Heyliger lustiger Blumen-Garten, unnd Paradeiss der Heyligen

Mit seiner 1648 bei David Hautt in Luzern veröffentlichten «Helvetia Sancta», einer Sammlung von rund 250 Kurzbiographien über Heilige und Selige sowie bedeutende katholische Würdenträger der Schweiz, erschrieb sich der Ittinger Kartäuser Heinrich Murer den Ruf eines «Vaters der katholischen Geschichtsschreibung». Titelseite der Erstausgabe.


HELVETIA SANCTA,
SEV
PARADISVS SANCTORVM
 HELVETIÆ FLORVM;

Das ist
 Ein Heiliger lustiger Blumen-Garten vnd Paradeiß
 der Heiligen;

Oder
Beschreibung aller Heiligen/so von
 anfang der Christenheit / bis auff unsere Zeit in Heiligkeit
 des Lebens/ vnd mancherley Wunderwercken/ nicht allein in Schwetz-
 gerland / sondern auch angränckenden Or-
 then getuehet.

Zusammen gezogen vnd beschriben
 Durch weyland den Ehrwürdigen vnd Wolgelehrten Herren
 P.F. Henricum Murer/ der Carthausß Ittingen Profess
 vnd Procurator / ꝛc.

Mit schönen Abbildungen vnd Kupfferstücken gezeichnet /
 sampt ausführlichen Register aller Heiligen.



In Druck verfertigt / vnd verlegt
 Durch David Hautten/ Buchrucker zu Lucern/ vnd Buchhändlern
 in Wien/ Im Jahr nach Christi Jesu Geburt
 M. DC. XLVIII.
 Cum Licentia & Permissu Superiorum.

[...]». Daran anschliessend finden wir eine an diverse Fürstbische und andere geistliche Würdenträger gerichtete Widmung sowie eine Einleitung von David Hautt, die man auch als «Arbeitsbericht» bezeichnen könnte. Dann kommt eine in bezug auf den Lebenslauf des Autors und die Geschichte seines Werks sehr informative Vorrede von Murers Vorgesetztem und Prior der Kartause Ittingen, Bruno Müller (reg. 1614–1648). Die nächsten vier Seiten beinhalten ein Lobgedicht von Johannes Modelius und die damals unerlässlichen Druckgenehmigungen. Sie stammen von drei Personen, nämlich vom Ordensgeneral, vom

Visitor der Alemannischen Provinz und vom apostolischen Protonotar in Luzern. Erst jetzt beginnt das eigentliche Werk, und zwar mit einer Vita der Maria Mutter Gottes, der Schutzpatronin der Eidgenossenschaft. Danach folgt die Reihe der eigentlichen Personenbeschreibungen, angefangen beim Schweizer Apostel und Heiligen Beatus († 9.5.112). Der Aufbau des Buches ist chronologisch, wobei sich die Abfolge aus den Sterbedaten der Personen ergibt. Die gebotenen Viten sind von unterschiedlicher Länge, je nach Bedeutung der Heiligen. Abgeschlossen wird das Werk mit der Lebensbeschreibung eines Zeitgenossen von Murer. Es handelt sich dabei um den damals noch nicht heiliggesprochenen Kapuzinerbruder Fidelis, der am 24. April 1622 während der Bündner Wirren den Märtyrertod erlitten hatte. Ganz am Schluss des Bandes befindet sich ein alphabetisches Namensverzeichnis mit Seitenverweis, aus dem unter anderem hervorgeht, dass der Verfasser insgesamt 250 Personen beschrieben hat.

Eine künstlerisch hochstehende Beigabe zum Text stellen die vierzig ganzseitigen Kupferstiche dar, welche die beschriebenen Personen in wichtigen Lebensszenen zeigen. Sie stammen von zwei bekannten Künstlern, nämlich vom Maler Hans Asper (1592–?1655) aus Konstanz, einem Enkel des noch berühmteren Zürcher Porträtisten gleichen Namens, und vom Radierer Rudolf Meyer (1605–1638) aus Zürich, der übrigens wie Murer die Herausgabe des Erstdruckes nicht mehr erlebt hat.

Wie ist die «Helvetia Sancta» zu bewerten? – Aus heutiger Sicht beeindruckend sind Fleiss und Arbeitsaufwand Murers; er hat offensichtlich keine Mühe gescheut, um an wichtige (Primär-)Quellen zu gelangen und sie auszuwerten. Von Murers exakter Arbeitsweise zeugen insbesondere die Quellennachweise, die er zu Beginn der Lebensbeschreibungen und in den Marginalien bietet. So führt er etwa bei der Vita des Niklaus von Flüh insgesamt 32 (!) Autoren und Gewährsleute auf.

Inhaltlich ist das Buch – wie nicht anders zu erwarten – durch die historische Forschung längst überholt. So ist denn das aus heutiger Sicht in einem langfädigen und schwerfälligen Deutsch verfasste Buch inzwischen nur noch von bibliophilem Wert. Kernstück sind dabei die in der Darstellungsweise schon barock anmutenden Kupferstiche. Aber auch Titelblatt, Satzspiegel und Schriftsatz bestechen durch ihre Regelmässigkeit in der Gestaltung. Nicht umsonst galt die «*Helvetia Sancta*» zur Zeit, da sie gedruckt wurde, als eines der prächtigsten Bücher der Schweiz. – Das Manuskript und die Entwürfe zu den Kupferstichen liegen heute in der Thurgauischen Kantonsbibliothek in Frauenfeld.

Die Handschriften

Von grösserem Informationswert für den Historiker als die «*Helvetia Sancta*» sind Murers Manuskripte zum «*Theatrum Ecclesiasticum Helvetiorum*», zu deutsch: «Der geistliche Schauplatz der Eidgenossenschaft».

Bereits in der «*Helvetia Sancta*» weist Murer auf sein zweites grosses Werk hin, wissend, dass er es bis zu seinem Tod nicht würde abschliessen können. Das «*Theatrum Ecclesiasticum Helvetiorum*» ist die unvollendete, jedoch recht weit gediehene historische Beschreibung der Klöster, Stifte und Bistümer der damaligen Schweiz. Das Fragment umfasst rund die Hälfte der geistlichen Orte, die zu beschreiben gewesen wären. Es sind zugleich die Institutionen, über welche entweder schon Publikationen bzw. Chroniken vorlagen, wie etwa Jakob Buchers Arbeit über Fisingen, oder zu denen fleissige Sammler wie Jodokus Metzler über das Stift St. Gallen oder Abt Benedikt über Engelberg schon zahlreiches Material zusammengetragen hatten. Unbearbeitet blieben namentlich die ennetbirgischen Bistümer, aber auch Basel, Genf und Lausanne.

Die Manuskripte Murers sind nicht mehr vollständig erhalten. Wann und unter welchen Umständen die fehlenden Teile abhanden kamen, ist nicht bekannt. Eine gute Übersicht über das Gesamtwerk gibt P. Gabriel Meier in seiner Arbeit über Murer und seine Schriften (vgl. Literatur):

Der weitaus grösste Teil der Originalhandschriften blieb bis zur Aufhebung der Kartause 1848 in Ittingen. Es war das Verdienst des evangelischen (!) Dekans und Historikers Johann Kaspar Mörikofer (1799–1877) – ein guter Freund der Ittinger Kartäuser, der sich oft bei ihnen aufhielt – dass sie, wie übrigens auch die Klosterbibliothek, gerettet und nach Frauenfeld gebracht wurden. Jahre später liess sie der damalige Kantonsbibliothekar und Staatsarchivar Johann Adam Pupikofer einbinden. Die in lateinischer und deutscher Prosa verfassten Texte füllen 23 Bände und befinden sich heute in der Thurgauischen Kantonsbibliothek.

Ein Teil des «*Theatrum Ecclesiasticum Helvetiorum*» ist jedoch nur in Abschriftenform erhalten, nämlich innerhalb der sogenannten Rheinauer Handschriften aus den Jahren 1784/85. Damals nämlich liess der historisch interessierte Abt des Zürcher Klosters, Bonaventura II. (reg. 1775–89), für den gelehrten Pater Moritz Hohenbaum van der Meer diese Geschichtsquellen abschreiben. Doch musste van der Meer bereits zu diesem Zeitpunkt feststellen, dass nicht mehr alle Handschriften Murers erhalten waren. Die Rheinauer Abschriften umfassen drei Bände und befinden sich heute in der Zentralbibliothek Zürich (Ms. Rh. 16 b, 17 = Bände 2 und 3) und in der Stiftsbibliothek Einsiedeln (Cod. Eins. 514 [99] = Band 1); sie ergänzen den Originalbestand in Frauenfeld in wertvoller Weise.

Murers «*Theatrum Ecclesiasticum Helvetiorum*» darf für den schweizerischen Raum als Pionierleistung angesehen werden. Zwar erschienen schon bald nach Murers Tod ähnliche Werke, doch legte mit einem zweibändigen Werk erst Egbert Friedrich von

Mülinen (1817–1887) den Grundstein für die moderne Forschung, die seit 1964 mit der Herausgabe der «*Helvetia Sacra*» fortgeführt wird.

Von einigem Interesse ist im weiteren das in lateinischer Prosa verfasste «*Breve Chronicon Ittingense*», eine kurze, aber für den Historiker Ittingens unentbehrliche Darstellung. Dabei haben wir es vermutlich mit einem unvollendeten Werk zu tun, reicht doch diese Chronik lediglich bis zum Jahr 1549. Das Buch verrät ganz den sachlichen Geschichtsforscher, der sich nur auf Quellen und Tatsachen stützt. Das Original hat sich nicht erhalten; greifbar sind nur zwei Abschriften, wovon sich die eine im Staatsarchiv Zürich (BX 88), die andere in der Zentralbibliothek Luzern (Ms. 16) befindet. Es ist diese Chronik, die Johannes Modelius für sein eigenes Werk verwendet hat.

Nicht unerwähnt darf zum Schluss das verhältnismässig schmale dichterische Werk Murers bleiben, welches aus den lateinischen Versen am Fuss der Kupferstiche in der «*Helvetia Sancta*» und 23 im elegischen Versmass verfassten religiösen Gedichten besteht. Von der Originalhandschrift letzterer fehlt heute jede Spur; erhalten haben sich die Gedichte, weil Domherr Dominikus Wüest 1856 eine Abschrift angefertigt hat, die später in den Besitz der Familie Fehr gelangte (Besitzerin der säkularisierten Kartause 1867–1977).

Würdigung

Das Gesamtwerk Murers ist als höchst beachtenswert einzustufen. Mit der «*Helvetia Sancta*» hat er für seine Zeit ein bedeutendes hagiographisches Werk geschaffen, das entsprechend gute Aufnahme fand. «Wenn auch die legendarischen Elemente selbstverständlich sehr in den Vordergrund treten, so ist doch unverkennbar, dass Murer den Vorsatz hatte, nach Quellen zu arbeiten.» (Gerold Meyer von Knonau).

«Er zog die besten Quellen, die damals erhältlich waren, heran, auch reformierte wie Stumpf, Sprecher, Simler, Grasser und Guler.» Murer schrieb sein Werk zwar «zur Stützung des im Dreissigjährigen Kriege schwer angefochtenen katholischen Glaubens», trotzdem wurde es «ein Werk gläubiger Gelehrsamkeit mit herrlicher Erquickung am Gegenstand und ohne konfessionelle Feindseligkeit» (Feller/Bonjour). Selber von ähnlichen Werken im Ausland beeinflusst, ist dieses Buch für spätere Kirchenhistoriker der Schweiz zum nachahmenswerten Vorbild für eigene Werke geworden, so etwa für Gabriel Bucelinus, den Fischinger Abt Joachim Seiler und den Einsiedler Pater Christoph Hartmann. Inhaltlich ist die «*Helvetia Sancta*» zwar für den heutigen Forscher als überholt zu betrachten, immerhin war sie bei Erscheinen «die erste zusammenfassende Leistung, eine Frucht des Barock, welcher der Heiligen in erhöhtem Masse bedurfte und sie zur Schau stellte» (Feller/Bonjour).

Dass die Handschriften zum «*Theatrum Ecclesiasticum Helvetiorum*» der Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher weit mehr entgingen als der weitverbreitete Prachtdruck der «*Helvetia Sancta*», liegt auf der Hand. Umso mehr ist zu betonen, dass sie demjenigen, der sich mit der Geschichte einzelner Klöster oder Stifte befasst, noch heute wertvolle Dienste leisten können, namentlich, weil Murer auch bei diesem Werk soweit als möglich Urkunden und Chroniken benutzt hat.

Murers Werk als Ganzes offenbart uns einen zielstrebigen, vorzüglich gebildeten und äusserst fleissigen Mann, in welchem man den Humanisten unschwer erkennt. Der «Vater der katholischen Geschichtsschreibung», wie ihn einige Historiker nennen, hat zur Erreichung seines wissenschaftlichen Ziels das nahezu ideale soziale und familiäre Umfeld, in welchem er sich bewegte, optimal genutzt. Ohne die materiellen Vorteile und das Beziehungsnetz seiner Familie wäre ihm sein Unterfangen ungleich

schwerer gefallen, wenn nicht sogar unmöglich gewesen. Auf der anderen Seite darf nicht ausser acht gelassen werden, dass Murer zur Zeit, da er an seinem Werk arbeitete, ein anspruchsvolles Klosteramt bekleidete und über viele Jahre hinweg mit erheblichen gesundheitlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Wie hoch Murer von den Zeitgenossen und seinen Ordensbrüdern eingeschätzt wurde, zeigt sich an seiner Begräbnisstätte: Kartäuischer Usanz zuwiderlaufend, wurde der am 28. Februar 1638 Verstorbene nämlich im Kreuzgang begraben. Noch heute ziert eine schlichte Grabplatte seine letzte Ruhestätte.

*Das auf die, Pontigone, Meinung ist an dem Epitaph
 oder gar an dem Heiligen im Sargenland hinab, ja
 Einigung und an dem Heiligen und Sargen: D
 es gungu In die Welt mit ein gungu an Zalt. Es ist
 nun nicht mit gar auf ein Zeit besetzt, sondern nicht
 - nicht spottend, sondern nicht. Sondern gabu alle
 tühnung das das Berggebirg auch noch zu für Sargen
 und, von dem in den Jahren Brüdern, was ist die nicht
 ommeres Zeit da nicht ist gar ganz aben und von
 - fingen und Sargen hat nicht für. Als sich nun
 - Sarg und Sarg nicht, und kein Sarg land
 in an sich zu verhalten das land zu Sargen und was
 mit Rhetium. Die Welt ist mit dem Zeit durch die
 ist aben und ist nicht aben das ist: so alt*

Nachlass

Ein persönlicher Nachlass existiert nicht. Möglicherweise enthält der Nachlass der Familie Pfyffer von Altshofen (StALU PA 125) noch Dokumente zu Murer.

Werke

Helvetia Sancta, Luzern: David Hault, 1648. Eine detaillierte Liste der Handschriften gibt Meier (vgl. Literatur), S. 20–36.

Quellen

KBTG Y 70: Necrologium Ittingense sive Catalogus Priorum. Fragment, o.J. (18. Jh., mit Nachträgen aus dem 19. Jh.; umfasst 15. bis 19. Jh.); StATG 7'42'38: Urbarium über die eygenthumblichen Güeter des löbl. Gottshauses Ittingen. Anno 1743.

Literatur

Feller, Richard; Bonjour, Edgar: Geschichtsschreibung der Schweiz, Bd. 1: Vom Spätmittelalter zur Neuzeit, Basel/Stuttgart 1962, S. 453–455; Früh, Margrit: Der Kartäuser Heinrich Murer und der Weltpriester Modelius. Ein Vergleich ihrer Ittinger Chroniken der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: *Analecta Cartusiana* 116:1 (1988), S. 117–139; Früh, Margrit: Die Vorzeichnungen von Hans Asper (d. J.) zu Heinrich Murers «Helvetia Sancta» in der Kantonsbibliothek Frauenfeld, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 45 (1988), S. 179–206; Früh, Margrit: Die Victoriakapelle in der Kartause Ittingen und der Maler Lucas Wiestner, in: *TB* 120 (1983), S. 135–158; Meier, Gabriel: Der Karthäuser Heinrich Murer und seine Schriften, in: *Der Geschichtsfreund* 55 (1900), S. 1–38 (auch als Sonderdruck); Meyer, Bruno: Folgen der Fabel vom antiken Ursprung des Klosters Fischingen, in: *SVGB* 90 (1972), S. 19–50; Meyer von Knonau, Gerold: Murer, Heinrich, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 23, Leipzig 1886, S. 60; Stöhlker, Friedrich: Der Personalschematismus der Kartause Ittingen in der Schweiz 1461–1848. Ein Beitrag zur Geschichte des Kartäuserordens, Friedberg/Hessen 1979, Ms. (StATG, Handbibliothek).

Bildquellen

Abb. 1: Historisches Museum des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung: Grabplatte für Heinrich Murer im Kreuzgang der Kartause Ittingen, 1638; Fotografie: Amas T. Widmer, Frauenfeld.

Abb. 2: KBTG CA 332: Murer, Heinrich: *Helvetia Sancta* [...], Luzern 1648 (Erstausgabe), Titelseite. Fotografie: StATG, «Dossier Murer Heinrich»; Fotograf unbekannt.

Handschrift: KBTG Y 98: Murer, Heinrich: *Episcopatus Curiensis Rhaetorum*, in: *Theatrum Ecclesiasticum Helvetiorum*, o.S. (Ausschnitt). Fotografie: StATG, «Dossier Murer Heinrich»; Fotograf unbekannt.

August Schläfli

Jakob Gustav Pfau-Schellenberg (1815–1881) Landwirt und Pomologe



Schumaliges Schloss Gristenbühl, nach

Die Jugend

Jakob Gustav Pfau wurde am 24. Dezember 1815 in Winterthur geboren. Er war der Sohn von Abraham Pfau (1773–1855) «zum Baumwollenbaum», Stadtrat und Kirchenpfleger, und Barbara Susanne Philippine Mayr von Arbon (1787–1847), der zweiten Gattin seines Vaters. Über seine Jugend sind wir schlecht orientiert. Nach dem von Frick, einem Freund von Gustav (dies der verwendete Vorname), verfassten Nekrolog kam der Knabe mit etwa zehn Jahren in eine Erziehungsanstalt nach Trogen, später ins Pfarrhaus Windisch. Die verfügbaren Quellen geben uns dazu keine Hinweise. Der im Nachruf vermutete Grund für den Wegzug aus dem Elternhaus, ein früher Tod des Vaters, stimmt sicher nicht. Auch über den «Schulsack» Gustavs wissen wir nichts, doch verfügte er, wie aus seinen Schriften zu schliessen ist, über eine gute Allgemeinbildung.

Sicher ist, dass der Jugendliche in Zürich zu einem tüchtigen Kleinmechaniker in die Lehre ging und dass er in seinen Wanderjahren bei Meistern in München, Stuttgart und Jena arbeitete, wo er feine optische Instrumente zu fertigen hatte, und dass er auch nach Paris und London reiste. Mit 23 Jahren eröffnete er

in Winterthur als «Mechanikus und Optikus» eine eigene Werkstatt. Nach Frick soll der begabte Handwerker bald darauf einen Ruf an die St.Petersburger Sternwarte erhalten haben. Ein schweres Augenleiden hat ihn aber daran gehindert, diese Chance wahrzunehmen.

Am 6. August 1839 heiratete Gustav Pfau die Winterthurerin Susanna Schellenberg (24.7.1803–1.1.1889), Tochter von Hans Ulrich Schellenberg (1773–1838), «im Hoffnungshaus», und Esther Biedermann (1778–1846). Mit ihr führte er eine harmonische Ehe, und in etlichen seiner Briefe schrieb er liebevoll von seinem «Fraueli», auf das der kurzsichtige Mann sehr angewiesen war.

Der Bauer auf Gristenbühl

Das Augenleiden, das ihn Zeit seines Lebens stark beeinträchtigte, zwang Pfau-Schellenberg schliesslich zur Aufgabe seines Berufes. Auf Rat der Ärzte wurde er Landwirt und kaufte am 29. Juni 1848 das Schlossgut Gristenbühl (heute Gristenbüel, von Pfau immer Christenbühl genannt) in der thurgauischen Gemeinde Neukirch-Egnach. Das Gut bestand aus dem Schlossgebäude («eine Villa in italienischem Styl»), einem Wohnhaus mit angebauter Scheune und einer Remise. Im Nekrolog schreibt Frick begeistert von diesem Landsitz: «An der grossen Strasse von Romanshorn nach St.Gallen gelegen, in unmittelbarer Nähe des Dorfes, mässig erhaben über die Umgebung, mit leichter Zufahrt, mitten in einer bevölkerten, fruchtbaren, baum- und weinreichen Gegend, mit freier Aussicht über jenen wunderschönen See, der sich den vornehmen Titel eines Meeres erworben, ist dieser Christenbühl eine wirkliche Perle von Wohnlichkeit, Annehmlichkeit und Schönheit.» Nach dem Kataster von 1850 gehörten fast 2 Jucharten Pflanzland, etwa 3,5 Jucharten Ackerland, etwa 7,5 Jucharten Wiesland und eine halbe Jucharte Reb-

land dazu (eine Jucharte = 36 Aren). Der Obstbestand war über einen weiten Teil der Liegenschaft verstreut. Pfau-Schellenberg schreibt einmal von einem «Obstbaumwald», dessen Dichte im Bezirk Arbon für das Jahr 1859 mit 22,6 Bäumen/ha im Wiesland und 16,3 Bäumen/ha im Ackerland angegeben wird (nach Frömelt).

Der ehemalige Mechanikus und Optikus aus Winterthur muss seinen Bauernberuf schnell und gründlich gelernt haben, denn die Egnacher erkannten bald seine Talente und wählten ihn bereits 1852 in den Kantonsrat, wo er allerdings nur bis 1855 den Ratsherrensitz innehatte. Seine Kurzsichtigkeit muss ihm den Ratsbetrieb wohl sehr anstrengend gemacht haben! Gustav Pfau «wurde Bauer im ächten und rechten Sinn des Wortes» (Büchi). Drei landwirtschaftliche Spezialgebiete interessierten ihn besonders: Bienenzucht, Obst- und Weinbau. Dabei ging der «Stadtbauer», wie Fehr bemerkt, «nicht immer die alten, gewohnten Wege; er war nicht bloss Empiriker, sondern auch ein eigentlicher Forscher», den landwirtschaftliche Bücher und Zeitschriften (auch aus anderen Sprachgebieten) auf neuem Wissensstand hielten, der selber die Natur genau beobachtete, in und mit ihr experimentierte und Ereignisse protokollierte.

Der Name Gustav Pfau-Schellenbergs taucht nun immer wieder im Zusammenhang mit Landwirtschaft und Naturforschung auf. 1851 hielt er an der Versammlung des Thurgauischen Landwirtschaftlichen Vereins in Amriswil einen Vortrag über «Das Fassen der jungen Bienenschwärme im Frühling». Es war der Auftakt zu einer überaus reichen Vortrags- und Lehr-tätigkeit bei den Thurgauer Bauern.

Bereits in Heft 1 (1857) der «Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft» ist ein von Pfau gehaltener Vortrag «Über Bienen und Bienenzucht» abgedruckt, und im gleichen Heft sind seine «Landwirtschaftlichen Beobachtungen auf Gristenbühl» aus den Jahren 1855 und 1856 auf-

gezeichnet. Nennen wir daraus einige interessante Daten:

Am 13. Februar hört er die ersten Lerchen singen und sieht die ersten Schmetterlinge fliegen. Tags darauf kommen die Störche zurück; am 4. April kommen die Melonen zum Vorschein und zwei Tage später beobachtet er das Streichen der Schnepfen; am 29. April (!) füttert er sein Vieh zum ersten Mal mit Grünfutter von der Hauswiese; am 3. Juni beginnt im Egnach die Heuernte und am 22. Juni ist sie beendet; am 5. Juli beginnt der Flachs zu blühen; am 3. August fangen die Egnacher mit der Emdernte an und am 18. August beginnt die Hanfernte.

Und noch einige bemerkenswerte Erntedaten vom Oktober seien genannt: Am 1.: Allgemeine Kartoffelernte; am 3.: Honig- und Wachsernte; am 7.: Runkelrüben- und Maisernte; am 11.: Schwarzwurzelernte; am 28.: Beginn der Weinlese auf Gristenbühl und Winzelnberg.

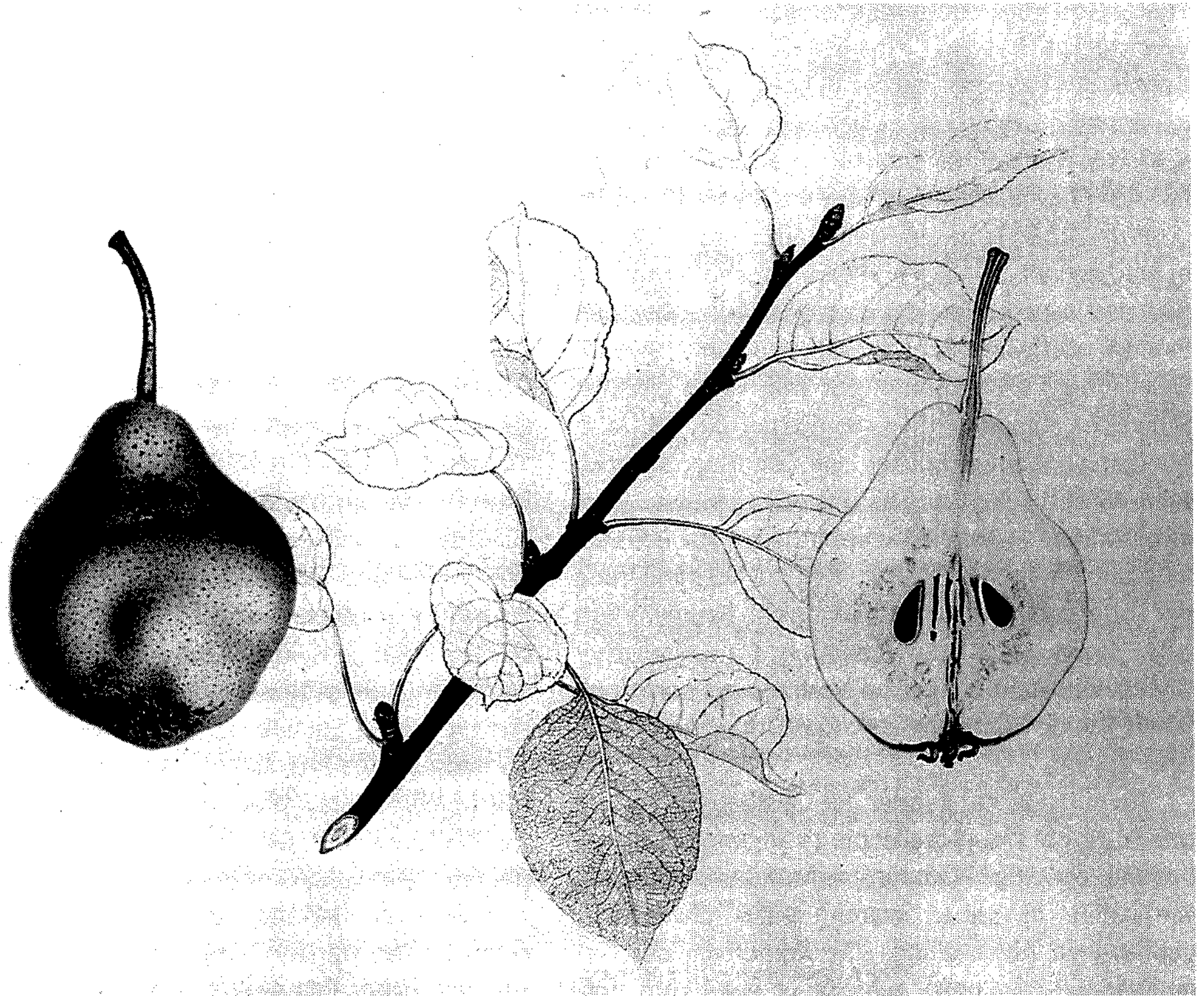
Das ein kleiner Ausschnitt aus den Beobachtungsnotizen eines neugierigen, ständig tätigen Bauern aus einer Zeit, als «Verlust der Artendiversität» noch ein Fremdwort, «Produktvielfalt» und «Ökologie auf dem Bauernhof» weitgehend gelebte Wirklichkeit waren! Leider hat der naturverbundene Landwirt vom Gristenbühl seine phänologischen Beobachtungen, mit einer Ausnahme, 1861, später nicht mehr publiziert. Das klimatologische und landwirtschaftliche Vergleichsmaterial wäre uns heute sehr willkommen.

Den Bienen blieb Pfau-Schellenberg sein Leben lang treu. Er gründete am 1. August 1863 den Verein thurgauischer Bienenwirte, der später vom Verein thurgauischer Bienenfreunde abgelöst wurde.

Der Reb- und Obstbauer

An der Jahresversammlung 1876 der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Basel (heute

«Guntershauser Birne» aus Gustav Pfau-Schellenbergs «Schweizerische Obstsorten» von 1867: «Diese, von Guntershausen, Kantons Thurgau, stammende Sorte ist seit 1750 bekannt und wurde, besonders in den letzten acht Decennien, im mittlern und östlichen Theile dieses Kantons stark verbreitet. Auch in den angrenzenden Gegenden von Württemberg ist sie einheimisch geworden.»



Schweizerische Akademie der Naturwissenschaften) referierte Gustav Pfau-Schellenberg in der zoologisch-botanischen Sektion zum Thema «Eine Rebenkrankheit». Es ging dabei um die sogenannte Brachmonatkrankheit oder «Brächi». In den «Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft» beschrieb er das genannte Krankheitsbild und ging auch auf den «schwarzen Brenner», eine andere Rebenkrankheit, ein. Es versteht sich von selbst, dass der Bauer vom Gristenbühl auch praktische Bekämpfungsmassnahmen schilderte, wobei er in das gut komponierte Literaturreferat immer auch eigene Erfahrungen

miteinfließen liess. In der heutigen Zeit, wo die integrierte Produktion und damit die Frage der Schadensgrenze intensiv diskutiert wird, ist es interessant festzustellen, dass Pfau-Schellenberg der genauen Beobachtung der Kulturen und ihrer Standortbedingungen eine grosse Bedeutung zumass: «Brächige Reben auf warmen trockenen Standorten sind Schreiber dies noch nie zu Gesicht gekommen [...]»

Mit dem Buch «Statistik über Weinlauf und Rebau des Rheintales», dem Vortrag in St. Gallen zum Thema «Über die Zucht der Rebe am Draht» und mit der auf Anordnung des Regierungsrats des Kantons

Thurgau gedruckten Schrift über «Die Wurzellaus des Weinstocks» hat sich Pfau-Schellenberg als guter Kenner des Rebbaus und der Rebenkrankheiten ausgewiesen.

In die Nachwelt und den Thurgau fest eingraviert hat sich Pfau-Schellenberg aber vor allem mit seinen obstkundlichen Arbeiten. Nach dem Urteil von Martini machten ihn sein Buch «Pomologische Terminologie» und insbesondere das vorzüglich farbig illustrierte Werk «Schweizerische Obstsorten», an dem Pfau-Schellenberg wichtigster Autor war, «zum grössten Schweizer Pomologen [Obstkundiger] des 19. Jahrhunderts». Weitere Bücher und Schriften, so etwa seine «Statistik des thurgauischen Obstbaues», wo er insbesondere auch praktische Angaben zur Behandlung und Pflege des Obstbaumes, zur Verminderung der Sortenzahl und zur Ausbildung von Baumwärtern gibt, sowie seine «Beschreibung Schweizerischer Obstsorten» und zahlreiche Vorträge zu pomologischen Themen unterstreichen das Urteil von Martini eindrücklich.

Als vorzüglicher Kenner des Obstbaus in Theorie und Praxis hat Pfau-Schellenberg nur materiell ausgerichtete, einseitige Naturbeobachtung und -nutzung vermieden. In seiner letzten, leider unvollendet gebliebenen Abhandlung «Die Pomologie der Gegenwart und Zukunft» schreibt er etwa vom notwendigen Hineinblicken «in das Naturerleben des Obstbaumwaldes», oder: «Die Grundlage jeder Wissenschaft ist das unausgesetzte Forschen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln in dem stets sich mehrenden unerschöpflichen Reichthum der Natur.» Was würde er wohl sagen zu den rapiden «Reichtumsverlusten» in vielen unserer heutigen Obstanlagen? Vielleicht etwa das, was er in der gleichen Schrift bemerkt: «Alte Obstsorten verschwinden, neue treten auf und diesen neuen sind wir dieselbe Aufmerksamkeit schuldig, wie den noch vorhandenen guten alten.» Diese ganzheitliche Sicht, getragen vom Verantwortungsgefühl gegenüber dem Leben-

digen, hat Pfau-Schellenberg in hohem Mass gehabt; wir würden heute sagen: eine ökologische Sicht!

Pfau-Schellenberg sorgte aber nicht nur durch seine eigenen Schriften, Vorträge und zahlreichen Obstaussstellungen für die Verbreitung obstbaukundlichen Wissens, sondern gilt als Hauptgründer des Schweizerischen Obst- und Weinbauvereins, dessen Präsident er von 1864 bis 1868 war. Von 1865 bis 1876 war er Chefredaktor der «Monatsschrift für den Obst- und Weinbau» (später «Schweizerische Zeitschrift für Obst- und Weinbau»). 1877 gründete er den Landwirtschaftlichen Verein von Egnach und Umgebung, dessen Präsident er bis zu seinem Tode war. Der Verein hat Ausserordentliches zur Weiterbildung der Landwirte, speziell auch auf dem Sektor des Wein- und Obstbaus, geleistet. Man traf sich meist monatlich bei einem Mitglied, um «durch den Austausch gegenseitiger Erfahrungen und Beobachtungen, durch gegenseitige Association im Ankauf von Produkten, Sämereien, künstlichem Dünger etc.» zu lernen und zu helfen (Vereinsprotokoll vom 2.9.1877). Gustav Pfau muss ein guter Rechner gewesen sein, der auf den Rappen achtete. Zusammen mit dem Vereinsmitglied Sager hat er für alle bei einer Firma für den Sack resp. Zentner Knochenmehl einen halben Franken Vergünstigung herausgeholt, wie im gleichen Protokoll zu lesen ist!

Tod und Würdigung

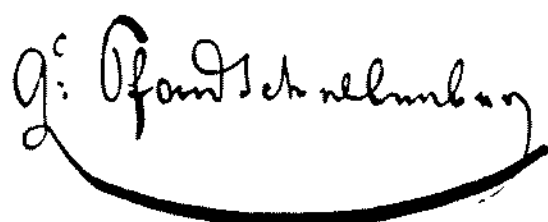
Am Schluss des dritten Beitrages zur «Pomologie der Gegenwart und Zukunft» (1880) schrieb der Redaktor der «Monatsschrift für Obst- und Weinbau»: «Infolge vermehrten Augenleidens des geehrten Verfassers wird die Fortsetzung des obigen Artikels einigen Unterbruch erleiden. Hoffen wir, doch nicht für lange.»

Aber es war für immer. Am 25. Juni 1881 verstarb Gustav Pfau-Schellenberg auf Gristenbühl überra-

schend nach kurzer Krankheit. Noch einen Tag vor seinem Tod hatte er in grossen, kaum mehr lesbaren Buchstaben sein Vermächtnis unterzeichnet. Am 11. August wurde sein Testament aus dem Jahre 1846 eröffnet, in dem er seiner «theuren Gattin Süsette Pfau geb. Schellenberg» so viel Eigentum überliess, «als gegenwärtige oder zukünftige Gesetze für den dannzumal vorhandenen Fall zu verfügen mir gestatten».

An der Testamentseröffnung waren noch folgende Verwandte anwesend: Amélie Pfau, die Frau des Bruders Johann Heinrich Pfau in Lyon (*1814) und ein Halbbruder, der Kaufmann Johann Jakob Pfau von Ergaten bei Frauenfeld (*1805). Frau Pfau-Schellenberg lebte noch sieben Jahre auf Gristenbühl. Da keine Nachkommen da waren, verkaufte sie die Liegenschaft am 8. Februar 1888. Sie starb kurz darauf am Neujahrstag 1889. Am 4. Mai 1891 fiel das ganze Gut Gristenbühl samt «Schlossgebäude» einer Feuersbrunst zum Opfer.

Gustav Pfau-Schellenberg war ein Sohn Winterthurs, jener Stadt, die im 19. Jahrhundert soviel Pioniergeist bei seinen Bürgern zu wecken und zu fördern vermochte. Er blieb mit ihr zeitlebens eng verbunden. Auch die Landwirtschaft stand in einer Zeit des grossen Umbruchs, und neue, naturwissenschaftlich untermauerte Praktiken kamen auf. Pfau-Schellenberg hat sie, kritisch urteilend und selber messend, aufgenommen und sie mit Eifer vertreten und weitergegeben. Unter den zahlreichen Schweizer Obstkundlern der damaligen Zeit darf er als der kenntnisreichste und wichtigste bezeichnet werden. Zweifellos haben Pfau-Schellenberg und sein Werk ganz entscheidend zum Ruf des Thurgaus als führender Obstbaukanton beigetragen, ein Ruf, an den man heute, zum Beispiel mit grösserer Sortenvielfalt und integrierter oder biologischer Produktion, mit Erfolg wieder anknüpft.



Werke

Über Bienen- und Bienenzucht, in: Mitt. der thurg. naturf. Ges. 1 (1857), S. 49–60; Landwirtschaftliche Beobachtungen auf Gristenbühl, in: Mitt. der thurg. naturf. Ges. 1 (1857), S. 14–18; Statistik des thurgauischen Obstbaues, Frauenfeld 1861; Statistik über Weinlauf und Rebbau des Rheintales, St. Gallen 1863; Landwirtschaftliche Beobachtungen im Jahre 1861, in: Mitt. der thurg. naturf. Ges. 2 (1864), S. 14–18; Generalbericht über die 4. Wanderversammlung des Schweizerischen Obst- und Weinbau-Vereins im städtischen Schulhaus Luzern, St. Gallen 1867; Die Kurzenbergische Obstbauausstellung in Heiden, Kt. Appenzell a. Rh., im Oktober 1870, in: Monatsschrift für Obst- und Weinbau, 1871; Beschreibung schweizerischer Obstsorten, 2 Hefte, Frauenfeld 1870–1877 (mit 84 lithographischen Abb.); Schweizerische landwirtschaftliche Ausstellung in Sitten, Kt. Wallis, Anfang Oktober 1871, Mustersortiment von Kernobstsorten oder Auswahl der feinsten, edelsten und werthvollsten Tafel- und einiger der empfehlenswertesten Früchte für den Haushalt, kurz beschrieben von dem hierfür bestellten Berichterstatter G. Pfau-Schellenberg, Frauenfeld 1872; Pomologische Terminologie, Frauenfeld 1873 (10 Taf. mit Abb.); Die Wurzellaus des Weinstockes (*Phylloxera vastatrix*), Frauenfeld 1875 (2 farbige Taf.); Der schwarze Brenner und die Brächi, zwei Rebenkrankheiten, in: Mitt. der thurg. naturf. Ges. 4 (1879), S. 132–160; Schweizerische Obstsorten, hrsg. vom Schweizerischen landwirtschaftlichen Zentralverein, X Hefte (mit je 50 farbigen Apfel- und Birnen-Taf.; G. Pfau-Schellenberg gilt als Hauptautor), St. Gallen 1863–1872 (2. Aufl., Aarau 1897); Die Pomologie der Gegenwart und Zukunft, in: Monatsschrift für Obst- und Weinbau 1880, Nr. 1, 2 und 3.

Vorträge (Auswahl nach Martini)

Das Fassen der jungen Bienenschwärme im Frühjahr, Amriswil 1851; Bruchstücke aus der Naturgeschichte der Bienen, Sulgen 1863; Über die Bienenwirtschaft und Bienenrechte des Mittelalters, Kreuzlingen 1865; Über die Entwicklung der verschiedenen Bienenarten und ihre Bestimmung, Tobel 1866; Über die Zucht der Reben am Draht, St. Gallen 1869; Das Düngewesen im Obst- und Weinbau, Bern 1872; Eine Rebenkrankheit, Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Basel 1876.

Quellen

StadtA Winterthur: Bürgerprotokolle; StadtB Winterthur: Briefwechsel Pfau-Schellenberg mit seinem Freund Alfred Ernst und mit seiner Schwägerin Louise Rieter-Schellenberg (Fotokopien StATG, «Dossier Pfau-Schellenberg»; nicht ausgewertet); GemeindeA Egnach: Vermächtnis vom 24.6.1881, Actum

Gristen 11.8.1881 (Erbakt); Evang. PfarrA Egnach: Testament der Eheleute Pfau-Schellenberg vom 8.12.1846, Hoffnungshaus Winterthur (Kopie), Brief des Grundbuchamts Egnach an Lehrer J. Fehr in Arbon vom 8.1.1924; J. Fehr: Gustav Pfau-Schellenberg auf Gristenbühl 1815–1881 (Vortrag im Imkerverband Egnach und Umgebung, 18.1.1925); Archiv des Landwirtschaftlichen Lokalvereins Egnach und Umgebung: Protokolle.

Nachrufe und Literatur

[Büchi, Jakob]: G. Pfau-Schellenberg in Christenbühl, in: Thurgauer Blätter für Landwirtschaft, 9.7.1881; Frick, Gustav Pfau-Schellenberg auf Christenbühl, in: Monatsschrift für Obst- und Weinbau 17 (1881), S. 109–111 und S. 129–131.

Martini, S.: Gustav Pfau-Schellenberg (1815–1881), Förderer des Obstbaues und der Pomologie in der Schweiz, in: Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte 1965, S. 256–263; Frömel, Hubert: Die Entwicklung des Obstbaus im Thurgau. Ein Beitrag zur Kulturlandschaftsgeschichte, Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich, 1979, Ms. (KBTG L 3671; StATG, Handbibliothek; Naturmuseum des Kantons Thurgau, Frauenfeld).

Bildquellen

Abb. 1: Evang. PfarrA Egnach, Fotosammlung: Gristenbühl, um 1880; Fotograf unbekannt. (Das 'Schloss' fiel am 4. Mai 1891 einer Feuersbrunst zum Opfer.)

Abb. 2: KBTG S 137: Schweizerische Obstsorten, hrsg. vom Schweizerischen landwirtschaftlichen Verein, 3 Teile, St. Gallen 1867: Guntershauser Birne; Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld.

Unterschrift: StadtA Winterthur MS Fol. 415/5: Brief von Gustav Pfau-Schellenberg an unbekannt, 23.2.1862.

Hans Peter Mathis

Albert Rimli (1871–1954)

Architekt



Jugend- und Studienzeit

Der in Tägerschen, ab 1891 auch in Frauenfeld verbürgerte Albert Rimli kam am 13. April 1871 als Sohn des Herderner Lehrers Johann Baptist Rimli und dessen Frau Theresa, geborene Lüthi, zur Welt. Später zog die Familie nach Frauenfeld, wo Vater Rimli die Stelle des thurgauischen Staatskassiers antreten konnte. Nach den öffentlichen Schulen besuchte Albert Rimli die Industrieabteilung der Kantonsschule Frauenfeld, die er jedoch vorzeitig verliess, um nach einem Praktikum bei einem Baumeister in die Architektenklasse des Technikums Winterthur einzutreten. Hier erhielt der Frauenfelder eine handwerklich orientierte, solide Architektenausbildung. Die Professoren Emil Studer, ein Semperschüler, Wyder und Joseph Bösch unterrichteten hier Konstruktionslehre, Gestaltung und Bauhandwerk. 1891 verliess Albert Rimli die Winterthurer Bauhandwerkerschule, wie sie sich nannte, mit Diplom.

Anschliessend finden wir ihn in München. Die dortige Technische Hochschule genoss in den 1890er Jahren einen Ruf, der jenem der Schinkelschule in Berlin nahekam. Friedrich von Gärtner, Leo von Klenze und Friedrich von Thiersch, welcher letzterer zu Rimlis Zeit als Ordinarius für Baukunst wirkte, hatten den Ruf der Schule begründet. Bei von Thiersch belegte Rimli im Wintersemester 1892/93 und im Sommersemester 1893 als Gasthörer die Fächer für Hochbau; einen Studienabschluss erwarb er sich indes nie.

In die Schweiz zurückgekehrt, arbeitete Rimli in verschiedenen Architekturbüros, zuletzt bei den Kirchen- und Schulhauserbauern Kehrer & Knell in Zürich. Zwischendurch hat er sich immer wieder für Auslandsreisen abgemeldet, wohl um seine Kenntnisse zu mehren und um ein Praktikum im Maurergewerbe zu absolvieren. Bei den Architekten Kehrer & Knell holte sich Rimli so richtig sein Rüstzeug als Kirchen- und Schulhausarchitekt, denn die beiden Zürcher konnten damals wichtige Aufträge in jenen Sparten übernehmen, so die Schulhäuser in Reinach, Oberentfelden, Ennetbaden, Wallisellen, Männedorf, Zollikon und Küsnacht sowie die Kirchen in Lindau, Richterswil und Wipkingen. Noch im Anstellungsverhältnis bei den Zürcher Architekten, begann Rimli eigene Projekte im Bernbiet und im Thurgau anzunehmen und teilweise auch bereits zu realisieren.

Wirken in Frauenfeld

Mit dem Projektierungsauftrag für eine Pfarrkirche in Frauenfeld, dem bereits laufenden Bau in Kreuzlingen-Emmishofen und einem in Aussicht stehenden Kirchenbau in Weinfeldern schien Rimli die Zeit reif, in seine Vaterstadt zurückzukehren und selbständig zu werden. Im August 1901 meldete sich der Architekt in Zürich ab und gründete in Frauenfeld ein eigenes Architekturbüro. Damit begann die grosse Schaffenszeit Rimlis bis zu seinem Tode im Jahre 1954, in

welcher er über 35 Kirchenbauten schuf, Gotteshäuser umgestaltete und projektierte und zwanzig Schulhäuser sowie ungezählte Privathäuser, Fabriken und Gewerbebauten errichtete. Immer wieder nahm er – vor allem in Frauenfeld – auch an Projektwettbewerben für Quartiere und andere städtische Anlagen teil, welche er offensichtlich als interessant erachtete.

In der Tat war die Zeit günstig, in Frauenfeld und im Thurgau tätig zu werden, denn sowohl die Hauptstadt wie der ganze Kanton erlebten in jenen Jahren einen gewaltigen Entwicklungsschub, verbunden mit einer Bevölkerungsexplosion. Insbesondere die industrialisierten Stadtgemeinden hatten unter dem Zulauf fremder Arbeitskräfte grosse bauliche Aufgaben zu bewältigen. Wichtige Bauprojekte wie Schulhäuser, Kirchen, Fabriken, aber auch Wohn- und Geschäftshäuser standen bevor, was die Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem 1. Weltkrieg zu einer Hochblüte der Bauwirtschaft werden liess. Ausdruck dieser Entwicklung war auch der Zusammenschluss der Stadt Frauenfeld mit ihren Vorge-meinden Kurzdorf, Langdorf, Huben, Herten und Horgenbach im Jahre 1919.

Als Albert Rimli sein neues Architekturbüro im Hirschen an der Zürcherstrasse bezog, genoss er so schnell einen guten Ruf, dass die Aufträge schon bald gestapelt auf seinem Pult lagen. Diese Arbeitslast vermochte er nicht ohne Mithilfe zu bewältigen, so dass er bald Architekten und Bautechniker in seinem Büro anstellte. So soll Hermann Weilenmann aus Elgg insbesondere die neugotischen Entwürfe des Büros Rimli für die Kirchen Mammern, St. Margrethen SG und Horn ausgeführt haben. Den Jugendstileinfluss im Werk Rimlis sollen die Architekten Birkenseher und Alexander Skell, beide aus der Karlsruher Schule stammend, eingebracht haben. Auch W. Müller, der spätere Direktor der Bauschule Aarau, arbeitete bei Rimli, und der heute noch vielen Frauenfeldern bekannte Carl Zerle senior (1895–1981) machte bei ihm seine Lehre als Bauzeichner.

Betrachtet man die bis zum 1. Weltkrieg ausgeführten Bauten des Büros Rimli, so ergeben sich beachtliche Arbeitsleistungen, namentlich wenn man berücksichtigt, dass die Architekturbüros damals noch sämtliche Detailprojektierungen – von der Türe bis zum Mobiliar – selber ausführten. So finden wir im Werkverzeichnis zehn Kirchen sowie sieben Projekte für Wettbewerbe und Konkurrenzen; vier Kirchen baute Rimli in jener Zeit um.

Auch realisierte Rimli, vor allem in Frauenfeld, eine stattliche Zahl von Wohn- und Gewerbebauten, doch musste er in der Kantonshauptstadt bald die starke Konkurrenz der eingesessenen Architekten spüren. Diese besaßen insbesondere auf dem Wohnungsmarkt eine weit bessere Position als der Neuankömmling: Albert Brenner (1860–1938) war «erblich vorbelastet», war doch schon sein Vater Johann Joachim Architekt und als solcher u. a. Erbauer des stattlichen, in Neurenaissanceformen gehaltenen Regierungsgebäudes gewesen (vgl. den Aufsatz von Jürg Ganz in diesem Band). In Bürogemeinschaft mit Walter Stutz (1878–1955) führte der Gustav-Gull-Schüler Brenner Bankgebäude, Schulhäuser (Kantonsschule Frauenfeld), vor allem aber Fabriken und Wohnhäuser aus. Sein Büro galt als eines der renommiertesten, und seine Bauten fanden immer wieder Eingang in die einschlägige Literatur. Konkurrenz erwuchs Albert Rimli sodann in der Person von Otto Meyer (1862–1920), der insbesondere Wohnbauten errichtete.

Kommissions- und Vereinsmitglied

Neben seiner Architektentätigkeit engagierte sich Albert Rimli in verschiedenen Kommissionen und Vereinen, welche alle direkt oder indirekt mit seinem Beruf zu tun hatten.

Während fast der ganzen Dauer seiner praktischen Tätigkeit gehörte Rimli der Sektion Thurgau

des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Verbandes (SIA) an, wo er sich auch im Vorstand engagierte. Insbesondere war er als Mitglied einer Architekten-Kommission tätig, welche 1926 geschaffen worden war, um den Thurgauer Band der Reihe «Das Bürgerhaus in der Schweiz» herauszugeben. Präsident der Kommission war der schon erwähnte Albert Brenner, während Rimli und sein Architektkollege Rudolf Brodtbeck (1894–1947) sich vor allem um die Anfertigung des reichen Planmaterials verdient machten. Die Fotografien fertigten die Frauenfelder Fotografen J. Bär Söhne an; den Text des Bandes schrieb der Diessenhofener Kunstmaler August Schmid, unterstützt vom Arzt Dr. med. Hermann Walder und von Kantonsschullehrer Prof. Dr. Gustav Büeler.

Dem Thurgauer Heimatschutz, der 1907 zum Schutze unseres Landschafts- und Baudenkmälerbestandes gegründet worden war, trat Rimli erst 1918, im Alter von 47 Jahren, bei, weshalb er auch nicht mehr im Vorstand mitwirkte. Der Thurgauer Sektion des Schweizer Heimatschutzes gehörten namhafte Architekten wie Werner Kaufmann (1882–1953), O. Vogler, H. Hindermann, Albert Brenner und S. Bühler an, welche auf eine vernünftige, heimatbezogene Entwicklung unserer Siedlungen achteten. Wohl altershalber trat Rimli 1951 aus dem Verein aus.

Seit ihrer konstituierenden Sitzung im Jahre 1919 gehörte Albert Rimli auch der Frauenfelder Baukommission an, die neben den Traktanden des allgemeinen Bauwesens vor allem die planerischen Belange der Frauenfelder Stadtentwicklung beriet, welche damals einen wichtigen Stellenwert hatten. Neben dem langjährigen Präsidenten Albert Brenner sass Rimli lange Zeit als einziger Fachmann in dem sonst aus lauter Politikern zusammengesetzten Gremium. So hat Albert Rimli während 27 Jahren nicht nur als freischaffender Architekt – er nahm an verschiedenen Gestaltungsplan-Wettbewerben teil –, sondern auch

als Behördenmitglied das Bild seiner Vaterstadt geprägt.

Albert Rimli als Schriftsteller

Vermutlich hat sich Albert Rimli auch in kirchlichen Gremien engagiert, jedenfalls hielt er 1903 am 1. Schweizerischen Katholikentag in Luzern einen Vortrag über die «Bedeutung der Renaissance für den modernen Kirchenbau» – unter Renaissance verstand man damals auch die Barockzeit –, ein Schlüsselwerk zum Verständnis seiner frühen Kirchenbauten. Es erstaunt nicht, dass Rimli dabei weitgehend den Thesen von P. Albert Kuhn folgte, der als unbestrittene Kapazität in der Beurteilung neuzeitlicher Kirchenprojekte galt, war er von ihm doch in vielen Konkurrenzen abhängig. So forderte der Architekt jene Weiträumigkeit, Helle und Materialechtheit im modernen Kirchenbau, die er unmittelbar danach in den Kirchenräumen von Kreuzlingen-Emmishofen, Frauenfeld und Weinfeldern selbst realisierte und auch in späteren Projekten stets zur Anwendung bringen sollte. Der Vortrag wurde im «Wächter», der nachmaligen «Thurgauer Volkszeitung», publiziert, erschien aber auch als Separatum; die «Schweizerische Bauzeitung» empfand den Traktat als so bedeutend, dass sie ihn sofort referierte. Doch sollte er das einzige schriftstellerische Werk Rimlis bleiben.

Der Mensch Albert Rimli

Vielen Frauenfeldern ist die Erscheinung Albert Rimlis in Erinnerung geblieben: seine nicht allzu grosse, stämmige Postur, der aufrechte Gang, im Alter die leichte Korpulenz. In jungen Jahren trug er einen Mittelscheitel und einen Schnurrbart; ein klarer Blick und ein fester Händedruck kennzeichnen die Art, wie Rimli anderen Menschen begegnete. In kühlen

Jahreszeiten war er oft mit einer weiten Pelerine bekleidet.

Vielen Mitmenschen erschien der Architekt in fortgeschrittenem Alter distanziert, fast unnahbar; meist ging er still seines Weges. In Wirtschaften war er selten anzutreffen, und obwohl er Konstabler war, erblickte man ihn auch am Bechtelistag nicht oft im Rathaus. Seinen feinen Humor offenbarte er nur im Freundeskreis, der ihm vor allem im Alter das Liebste war.

In den Kommissionen, in denen er Einsitz hatte, sprach er mit zunehmendem Alter weniger. Den neueren Architekturströmungen war er von Anfang an wenig geneigt, weshalb er sich gegenüber modernen Projekten sehr zurückhaltend äusserte. Wenn er jedoch etwas sagte, so war es handfest, denn er hatte ein gutes und sicheres Urteilsvermögen.

Auf den Baustellen war Albert Rimli streng und deshalb nicht besonders beliebt; geachtet hat man ihn aber immer. Mit den Arbeitern und Handwerkern sprach er in bestimmtem Ton, und Widerrede liess er nicht gelten. Aber auch mit sich selber war Albert Rimli hart. Da er nie verheiratet war und seine Schwester Hedwig den Haushalt besorgte, konnte er sich ganz seinem Architektenberuf widmen. Der Neffe Theo Rimli, selbst Architekt, berichtet: «Albert Rimli war ein grosser Schaffer. Sein Tagwerk begann vielfach vor 6 Uhr Morgens, die 6-Tage-Woche endete in der Regel am Samstag spät. Den Sonntagsgottesdienst besuchte er regelmässig, doch gehörte der Rest des Andachtsmorgens dem Literaturstudium über Baukunst. Bei meinen monatelangen Mithilfen in Frauenfeld veranlasste er mich oftmals, klassische Bauwerke mit ihm zusammen zu analysieren; Module, Proportionen, Teilungsmasse nach dem goldenen Schnitt, Raumakustik usw. waren die «Forschungsziele». Den Architektenberuf beherrschte er nicht nur als Baukünstler, er war auch Praktiker durch und durch. Zahlreiche Werk- und Detailpläne zeichnete er eigenhändig, die Baubeschriebe waren exakt, die Kosten-

berechnungen zuverlässig. Die Bauaufsicht führte er souverän und mit scharfem Kontrollblick.»

Da Albert Rimli den Schritt zur neueren Architektur ausser im Projekt zur Luzerner St. Karlikirche nie vollzogen hat, galt seine Architektur vor allem in den letzten Jahrzehnten seines Lebens nicht mehr viel – er gehörte zur «alten Garde». Darunter hat Albert Rimli sehr gelitten, und er hat sich immer mehr aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Rimli starb am 29. April 1954 in Frauenfeld.

Der Kirchenbauarchitekt

Den Weg Rimlis als Kirchenbauarchitekt nachzuvollziehen fällt nicht allzu schwer. Von seiner Ausbildung her noch mit den Stilen des internationalen Historismus vertraut – sein erstes Projekt von 1895 für eine katholische Kirche in Frauenfeld war noch in neuromanischen Formen gehalten –, hat sich Rimli unter dem Einfluss von Friedrich von Thiersch und Cornelius Gurlitt bald dem Neubarock zugewandt, an dem er bis in die 1920er Jahre festhielt und in welchem Stil demnach die Grosszahl seiner Kirchenbauten ausgeführt ist. Von Thiersch und Gurlitt hatten just in jenen Jahren, als Rimli in München studierte, den Barock als Stil wieder salonfähig gemacht. Der Architekturprofessor wies in seinen Vorlesungen stets auf die Vorzüge der lichtdurchfluteten Barockkirchen hin, während der Kunsthistoriker Gurlitt in seinem Werk «Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland» (Stuttgart 1889) die wissenschaftliche Grundlage zum Verständnis des Barock legte.

Es verwundert deshalb nicht, dass Albert Rimli, voll Begeisterung für den Neubarock in die Schweiz zurückgekehrt, sein neuromanisches Projekt für eine Frauenfelder Kirche vergisst und ein neubarockes vorlegt. Die Pfarrkirche St. Nikolaus (1904–07) wurde denn auch zu einem Hauptwerk Rimlis. Die aussen in

Ein Hauptwerk des Architekten Albert Rimli ist die Frauenfelder Stadtkirche St. Nikolaus (1903–07), die nicht «einfach» nur den Vorgängerbau ersetzen, sondern darüber hinaus den sowohl politisch wie wirtschaftlich erstarkten und in den bürgerlich-liberalen Bundesstaat integrierten Katholizismus verkörpern sollte.



Haustein ausgeführte Basilika rezipiert verschiedenste Barockformen von Balthasar Neumann und Dominikus Zimmermann, welche – mit zeitgenössischen Jugendstilelementen vermischt – eine faszinierende Neuinterpretation des Barockstils bringen. Ein lichter Innenraum – der Sicht auf den Hochaltar und der Weite des Raumes wegen sind die kolossalen Säulen nahe an die Aussenwände gerückt – empfängt den Besucher.

Einfacher sind die Kirchen von Kreuzlingen-Emmishofen (1900–03) und Weinfeldern (1904–06). Während dort noch ein deutliches Querhaus entstanden ist, fehlt es hier fast ganz – der Raum ist auf eine einfache Halle reduziert.

Grossräumig – und im Stile Johann Michael Beers von Bild-Stein mit geschweiften Fassaden versehen –

präsentieren sich die Kirchen von Widnau (1902–03), Hoehchst (1908–10), Zürich (Antoniuskirche, Projekt 1905) und Niederuzwil (Projekt 1915). Auch versucht sich Rimli in verschiedenen Grundrissformen.

Bereits in den 1910er Jahren beginnt Rimli auch, Kirchen in neugotischen Formen ländlicher Ausprägung zu gestalten. Breite Walmdächer bedecken die Kirchen von Horn (1910), Mammern (1912–13) und St. Margrethen (1910), das Äussere mit rustikalen Steinquadern versehen. Im Innern überziehen schlanke Rippen die grossflächigen Hallengewölbe, breite Fenster in Tudorgotik belichten die Räume, und feine Altäre und Kanzeln, meist aus Wiler Werkstätten, bilden die passende Ausstattung.

Obwohl wir seit 1905 im Werk Rimlis bereits Ansätze zu moderner Kirchenbaugestaltung finden, hat sich der Frauenfelder nie zur Moderne im Sinne des Bauhauses durchringen können. Ansätze zu kubisch konsequenter, schmuckloser Architektur finden wir immerhin in den Kirchenprojekten für Romanshorn (1910), Zürich (Antoniuskirche, Projekt II 1905) und Luzern (St. Karlikirche 1930).

Der Schulhausarchitekt

Rimli hat sich nicht nur als Kirchenerbauer, sondern auch als Schulhausarchitekt einen Namen gemacht. Die grosse Zahl von Schulhausneubauten war durch den grossen Bevölkerungszuwachs vorab in den Städten bedingt, hatte ihre Gründe aber auch im damaligen Schulsystem. Städtische Schulhäuser baute Rimli vor allem in Frauenfeld (Langdorf, Ergaten) und Wattwil. Aber auch Landgemeinden liessen sich vom städtischen Baufieber anstecken und ersetzen ihre oft provisorischen oder in umgebauten Wohnhäusern eingerichteten Schulräume durch grosszügige Schulhäuser mit Lehrerwohnung.

Bis in die 1890er Jahre hatte man Schulhäuser noch meist in neoklassizistischen, neugotischen oder

Neurenaissance-Formen errichtet, sie als stattliche und repräsentative Neubauten ikonographisch gleichwertig neben die Kirche und das Rathaus gestellt und der repräsentativen Schaufassade und einem symmetrischen Grundriss eine ebenso grosse Bedeutung beigemessen wie der funktionalen Raumeinteilung und der guten Belichtung der Schulräume. Die klassischen Stile schienen den Schulhausarchitekten am adäquatesten, das humanistische und antike Vorbild der allgemeinen Schulbildung zu repräsentieren (Zürich, Kantonsschule; Weinfelden, Pestalozzi-Schulhaus; Neuenburg, Collège Latin).

Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts begannen sich die Auffassungen über den Schulhausbau, nicht zuletzt unter dem Einfluss des neugegründeten Heimatschutzes, grundlegend zu wandeln. Funktionalität, Lichtdurchflutung und eine bessere Einpassung in die ländliche Architektur unserer Dörfer sowie eine wiedergewonnene Handwerkstradition prägten von nun an den Schulhausbau. Mansarddächer mit geschweiften Giebeln, aufgelöste, asymmetrische Grundrisse, Balkone und Portiken in einheimischen Formen erschienen an unseren Schulhäusern und liessen die neuen Gebäude nicht mehr als Repräsentationsbauten, sondern als *Primes inter pares* erscheinen.

Albert Rimli hat die Entwicklung vom Schulhaus als Repräsentationsbau zum funktionalen Lehrgebäude in seiner frühen Schaffenszeit mitgemacht. Sein erster Schulhausbau in Burgdorf (1896) ist noch ganz von den Formen der internationalen Neurenaissance und vom Symmetriegedanken geprägt, ebenso das Obere Schulhaus in Sirnach (1899–1900), ein Stilgemisch aus Neurenaissance und Neugotik. Spätere Bauten leben indes ganz vom neuen Gedankengut. Den Schritt in den seit den 1930er Jahren geläufigen Schulhausstil hat Rimli aber nicht mehr vollzogen.

Würdigung

Drei grosse Architekten haben das Kirchenbaugeschehen des katholischen Konfessionsteils in der Ostschweiz in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts geprägt: August Hardegger (1858–1927) aus St. Gallen, Adolf Gaudy (1872–1954) aus Rorschach und Albert Rimli (1871–1954) aus Frauenfeld. Unter dem Einfluss der kunsterfahrenen P. Albert Kuhn aus Einsiedeln und Dr. Adolf Fäh aus St. Gallen haben sie die meisten Kirchenneubauten und -renovierungen unter sich aufgeteilt. Immer wieder standen die drei im Wettbewerb miteinander, und je nach Geschick, Jury und Experten gelang es diesem oder jenem, einen Kirchenbau für sich in Anspruch zu nehmen.

Unter ihnen war Albert Rimli wohl der eifrigste. Sein Junggesellentum, sein persönlicher Ehrgeiz und seine grosse Schaffenskraft ermöglichten es ihm, mit Leib und Seele Architekt zu sein, seine Bauten sorgfältig durchzugestalten und die Baustellen verantwortungsvoll zu betreuen. So war Albert Rimli zwar ein strenger, aber – wie die grosse *Œuvre*-liste bezeugt – beliebter Architekt. Seine guten Beziehungen zu vielen Kirchengemeinden brachten ihm viele Kirchenbauaufträge. Schon früh galt er aber auch als guter Schulhausarchitekt, und auch private Bauherren zögerten nicht, ihm ihre Wohnhäuser, Geschäftsbauten und Fabriken zur Realisierung anzuvertrauen. So kann Albert Rimli nicht nur ein grosses, sondern auch ein vielseitiges Werk ausweisen.



Nachlass

Leider fehlt sowohl ein Plan- als auch ein persönlicher Nachlass. Nach Rimlis Tod boten die Erben den grösseren Bauherrschaften die entsprechenden Pläne an. Die nicht eingeforderten und alle anderen Pläne wurden anschliessend vernichtet.

Œuvreverzeichnis

So ist das folgende Œuvreverzeichnis ein Produkt des Zufalls und – obwohl umfangreich – längst nicht vollständig. Die Frauenfelder Bauten bis 1930 sind im INSA 4 (vgl. Nachrufe und Literatur) sowie im Planarchiv des städtischen Hochbauamts nachgewiesen. Die anderen Bauten wurden aufgrund von Kunstführern und Lokalliteratur erhoben.

1895	Frauenfeld	Kirchenstudie in neuromanischem Stil	1905–1906	Bischofszell	Pfarrkirche St. Pelagius, Chorrenovation
1896	Burgdorf BE	Pestalozzischulhaus	1905–1906	Herdern	Pfarrkirche St. Sebastian, Aussenrenovation
1899–1900	Sirnach	Oberes Schulhaus	1905–1907	Koblach A	(Vorarlberg) Pfarrkirche St. Kilian
1900	Weinfelden	Projekt Turmneubau	1906	Frauenfeld	Laubgasse 31, Wohn- und Gewerbebau Baumer
1900–1903	Emmishofen	paritätische Kirche	1907	Frauenfeld	Kantonsschulgebäude, Wettbewerb Erweiterung
1901	Frauenfeld	Pfarrkirche St. Stephan	1907	Bischofszell	Sekundarschulhaus, Wettbewerb
1902–1903	Frauenfeld	Projekt zur Erweiterung der Kantonsschule	1907	Frauenfeld	Primarschulhaus Langdorf
1902–1903	Frauenfeld	Rheinstrasse 10, Wohn- und Geschäftshaus «Gutenberg» (Zuschreibung)	1907	Frauenfeld	Zürcherstr. 165, Wohn- und Geschäftshaus «zum Pelikan»
1902–1903	Widnau SG	Pfarrkirche St. Joseph	1907–1908	Bezau A	(Vorarlberg) Pfarrkirche St. Jodok
1903	unbekannt	Studie für eine Zentralbau-Kirche	1908	Islikon	Primarschulhaus
1903	Frauenfeld	Thundorferstrasse 8, Verandaanbau an das Wohnhaus «zum Lorbeerbaum»	1908	Altstätten SG	Pfarrkirche St. Nikolaus, Umbauprojekt
1903	Emmishofen	Rebstockplatz, Gasthaus «zum Rebstock»	1908–1909	Sommeri	Paritätische Kirche, Aussenrenovation
1903–1907	Frauenfeld	Pfarrkirche St. Nikolaus	1908–1910	Hoechst A	(Vorarlberg) Pfarrkirche St. Johann der Täufer
1904–1906	Weinfelden	Pfarrkirche St. Johann	1909	Frauenfeld	Spycherstrasse 21, Wohnhaus J. Diener
1904	Frauenfeld	Zürcherstrasse 143, Coiffeursalons-Pavillon	1910	Frauenfeld	St. Annakapelle, Renovation
1904	Frauenfeld	Oberstadtstrasse 5–7, Vorprojekt Hotel «Bahnhof»	1910	Frauenfeld	Talackerstrasse 32, Wohnhaus Bömle
1904	Frauenfeld	Rheinstrasse 23, Wohn- und Geschäftshaus «Glashalle»	1910, um	Altstätten SG	Institutsgebäude «Guthirt»
1904–1913	Frauenfeld	Rebstrasse 9, Erweiterung Wohnhaus «Hirondelle»	1910, um	Romanshorn	Pfarrkirche St. Johann, Wettbewerbsprojekt
1905	Frauenfeld	Bahnhofstrasse 70, Hotel «Mercur»	1910	St. Margrethen SG	Pfarrkirche Dreifaltigkeit
1905	Zürich	Antoniuskirche, Wettbewerb	1910	Arenenberg	Landwirtschaftliche Schule, Erweiterung
1905	Frauenfeld	St. Gallerstrasse, Wohnhaus «Haselberg»	1910	Horn	Pfarrkirche St. Franz-Xaver
			1910	Neukirch-Egnach	Sekundarschulhaus, Wettbewerbsprojekt
			1910–1911	Sirnach	Turnhalle
			1910–1911	Sirnach	Breiteschulhaus
			1911	Basel	Kannenfeldstrasse, Arealgestaltungsprojekt
			1911, um	Hagenwil	Schulhaus
			1911–1913	Wattwil SG	Schulhaus Dorf
			1912	Frauenfeld	Kurzenerchingerstrasse 23, Scheunenumbau
			1912	Sommeri	Paritätische Kirche, Umbau und Aussenrenovation
			1912	Frauenfeld	Zürcherstrasse 187–189, Ladenumbau Vögeli

1912	Frauenfeld	Bahnhofstrasse 60, Wohnhaus Ghetta	1927	St. Katharinental	Ehemalige Klosterkirche, Renovation
1912–1913	Frauenfeld	Bebauungsplan «Burstel», Wettbewerb	1928	Frauenfeld	Hertenstrasse 35, Wohnhaus Vögeli
1912–1913	Mammern	Pfarrkirche St. Blasius	1928	Kreuzlingen	Priesterheim «Bernrain», Umbau
1913	Romanshorn	Kantonalbank, Projekt	1928	Frauenfeld	Zürcherstrasse 179, Umbau Geschäftshaus
1913	Frauenfeld	Zürcherstrasse 177, Umbau des «Zürcherhauses»	1929	Frauenfeld	Talackerstrasse 27, Erweiterung Wohnhaus
1913	St.Fiden SG	Pfarrkirche St. Fiden, Wettbewerbsprojekt	1929	Lütisburg SG	Anstaltsgebäude «Iddaheim»
1913	Lausanne	Wettbewerbsprojekt für eine kath. Kirche	1930	Tänikon	Ehemalige Klosterkirche, Umbau
1914	Dietikon ZH	Kirchenprojekt	1930	Luzern	St. Karlikirche, Wettbewerbsprojekt
1914	Frauenfeld	Bebauungsplan «Wannenfild», Modifikationen	1931	Au TG	Pfarrkirche St. Anna, Renovationsbericht
1915	Niederuzwil SG	Kath. Kirche, Projekt	1932	Gündelhart	Kapelle, St. Mauritius, Renovation
1916	Frauenfeld	Freiestrasse 28, Umbau «Gachnanger Stock»	1932–1933	Andwil SG	Pfarrkirche, Renovation und Verlängerung
1917	Frauenfeld	Schulhaus «Ergaten», Projekt	1934	Frauenfeld	Zürcherstrasse 176, Schaufenstereinbau
1917–1918	Benken SG	Pfarrkirche St. Peter und Paul, Umgestaltung	1936	Sirnach	Pfarrkirche St. Remigius, Umbauprojekt
1918	Frauenfeld	Zürcherstrasse 178, Wohnungseinbau	1941	Fischingen	Benediktinerkloster, Umbau Ökonomie
1919–1920	Frauenfeld	Bebauungsplan «Reutenen», Wettbewerbsprojekt	1943	Frauenfeld	Zürcherstrasse 176, Ladenumbau
1920–1921	Frauenfeld	Schulhaus «Ergaten» (mit Hermann Scheibling)			
1921	Frauenfeld	Transformatorstation Burstel			
1921	Steinebrunn	Galluskapelle, Erweiterungsprojekt			
1922–1924	Steinebrunn	Pfarrkirche Winzelnberg			
1923	Tobel	Pfarrkirche St. Johann, Renovation			
1923–1924	Au-Fischingen	Pfarrkirche St. Maria			
1924	Frauenfeld	Anbau ans Wohnhaus «Grundstein»			
1924	Rickenbach bei Wil	Pfarrkirche St. Verena, Emporenerweiterung			
1924	Frauenfeld	Spycherstrasse 9, Wohnhaus «zum Rosenheim»			
1924	Frauenfeld	Zürcherstrasse 108, Molkereigebäude Gigl			
1924	Frauenfeld	Zürcherstrasse 170, Umbau Konditorei Kessler			
1924	Frauenfeld	Zürcherstrasse 110, Projekt Bandle & Deppe			
1926	Frauenfeld	«Spiegelhof», Projekt Ladeneinbau			

Quellen

Rimli, Albert: Die Bedeutung der Renaissance für den modernen Kirchenbau. Vortrag, Sonderdruck aus «Der Wächter», Frauenfeld 1903; KBTG: Programme der Kantonsschule Frauenfeld 1884–1888; StadtB Winterthur: Jahresberichte des Technikums Winterthur 1888–1891; Technische Universität München: Studentenverzeichnisse und Vorlesungsprogramme WS 1892/93, SS 1893; StadtA Frauenfeld: Pläne Frauenfelder Bauten; Verschiedene PfarrA: Baupläne ausgeführter Kirchenprojekte.

Nachrufe und Literatur

B[öhi, Alfred]: Albert Rimli †, in: TVZ, 29.4.1954; TTW, 30.4.1954 (unter Frauenfeld); B[öhi, Alfred]: Am Grabe von Architekt Albert Rimli, in: TVZ, 1.5.1954.

Das Bürgerhaus in der Schweiz, Bd. XIX: Kanton Thurgau, hrsg. vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein, Zürich/Leipzig 1928; Gaudy, Adolf: Die kirchlichen Baudenkmäler der Schweiz, Bd. II: St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Berlin 1923; INSA, Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920,

Bd. 4: Delémont, Frauenfeld, Fribourg, Genève, Glarus, hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern 1982, S. 71–162 (Frauenfeld von Hanspeter Rebsamen); Knoepfli, Albert: Die Kirchen und ihr Baustil, in: Schoop, Albert u. a.: Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 3: Sachgebiete II, Frauenfeld 1994, S. 90–99 (mit einem Anhang «Paritätische oder Simultankirchen im Thurgau» von Albert Schoop, ebd., S. 99–101); Kunstführer durch die Schweiz, 3 Bde., 5., vollständig neu bearbeitete Aufl., Wabern 1971–1982; Leisi, Ernst: Hundert Jahre Thurgauische Kantonsschule 1853–1953, Frauenfeld 1953; Mathis, Hans Peter: Die Pfarrkirche St. Stephan in Emmishofen. Geschichte, Architektur, Ausstattung, Kreuzlingen 1994 (Beiträge zur Ortsgeschichte von Kreuzlingen; XXVII); Rimli, Theodor: Albert Rimli, Architekt SIA, Frauenfeld. Notizen über Leben und Wirken, Aarau 1987, Ms. (im Besitze des Verfassers); Schallbroch, Heinrich: Die Technische Hochschule München und ihre bedeutenden Männer, Sonderdruck aus Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 8 (1944), S. 199–204; Schönenberger, Karl; Joos, Albert: Katholische Kirchen des Bistums Basel, Bd. I: Kantone Baselstadt, Baselland, Thurgau und Schaffhausen, Olten 1937.

Zu vielen der von Rimli erbauten Kirchen und Schulhäusern sind anlässlich von Einweihung und/oder späterer Erneuerung Publikationen erschienen, die hier aus Platzgründen nicht aufgeführt werden können, über die entsprechenden Kataloge der je zuständigen Kantonsbibliotheken aber leicht zu finden sind. Ebenso global sei auf die Reihen «Die Kunstdenkmäler der Schweiz» und «Schweizerische Kunstführer», beide hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, hingewiesen.

Bildquellen

Abb. 1: Privatbesitz Theodor Rimli, Aarau; Albert Rimli, um 1910; Fotograf unbekannt.

Abb. 2: Archiv des Amtes für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, Frauenfeld, Fotosammlung: Sammlung Walder Nr. 55 (Kirche St. Niklaus, Frauenfeld, 1907).

Unterschrift: Kath. PfarrA Kreuzlingen: Brief von Albert Rimli an Pfarrer Fink in Emmishofen, 10.6.1901.

Albert Knoepfli

Armin Rüeger (1886–1957) Apotheker, Puppenspieler, Librettist



Zu einem Gerüst der Lebensdaten

Armin Rüeger wurde am 3. März 1886 im toggenburgischen Wildhaus geboren; am 5. Dezember 1957 ist er in Bischofszell gestorben. Sein Vater Jakob Rüeger entstammte einer Bauernfamilie im zürcherischen Elsau, unweit Elgg. Er wurde Lehrer und versah seine erste Stelle in Wildhaus. Dort heiratete er die einheimische Barbara Kuhn. Mit dem zweijährigen einzigen Kinde zog die kleine Familie 1888 nach Rheineck, einem charaktvollen st. gallischen Kleinstädtchen unweit des Bodenseeufer. Dem Bildungsgang des Buben zuliebe vertauschte der Vater 1898 seine Sekundarlehrerstelle mit dem Amt eines Sekretärs an der Schweizerischen Frauenfachschule in Zürich. Für den Mittelschüler Armin begann damit die lebenslang besiegelte Freundschaft mit dem angehenden Komponisten Othmar Schoeck (1886–1957), der mit seinen drei Brüdern zusammen ebenfalls zur Ausbildung nach dem Limmat-Athen

gekommen war (1900). Wie Rüeger entpuppte sich Schoeck als begabter Maler, der es aber ungeachtet guter Leistungen nur kurze Zeit an einer Privatakademie aushielt, weil es ihn mit tausend Stricken zur Musik zog. Rüegers Berufssteuer fand seinen Kurs ungleich schwerer. Die Naturnähe der Rheinecker Jahre wirkte in der Liebe zur Botanik nach; zum Entschluss, Jünger Äskulaps zu werden, trug die Überlegung bei, der Apothekerberuf gewähre hinreichende Freizeitnischen zur Pflege der Liebhabereien eines Multitalentes, das er als Poet, Maler und Musiker gewesen ist. So bezog er die Universität Zürich. Botanische Exkursionen führten den Schüler des berühmten Karl Schröder in afrikanische und in Schwarzmeergebiete; die vorgeschriebenen Praktika stand er – neben der Sanitätsrekrutenschule in Basel (1906) – in Zürich, Territet bei Montreux (1907/08) und Thayngen (1909/10) durch. Nach dem Staatsexamen wären ihm Stellen in einer Offizin an der Zürcher Bahnhofstrasse oder im aargauischen Mellingen offengestanden, doch gab das still-romantische Wesen von Bischofszells Altstadt den Ausschlag, sich dort niederzulassen. Er übernahm 1914 die von Muraltsche Apotheke im «Wein- oder Rebstock», dem oberen des mächtigen Grubenmannschen Doppelhauses an der obern Marktgasse. In Bischofszell war er auch seiner alten Liebe Rheineck näher, welchen Ort er lebenslang alljährlich aufzusuchen pflegte. Seine junge Liebe aber galt seiner Verlobten noch aus der Zürcher Zeit, der im Schoeck/Rüeger-Kreis beliebten «Gret», will heissen Margarete Habisreutinger. Sie war ihrer verwitweten Mutter in der Führung mehrerer Pensionsbetriebe beigestanden, nachdem sie in französisch- und englischsprachigen Landen den nötigen Schliff erworben hatte. Das Paar heiratete 1914; Armin Rüeger wirkte dreiundvierzig volle Jahre in Bischofszell, seine Gemahlin (1888–1971) gar deren siebenundfünfzig. Den Haushalt belebten bald drei Töchterchen: 1915 kam Ursula, 1917 Luzia und 1919 Cordula zur Welt – die Namen verraten der

Familie Hang zum Wohlklang, zu welchem die satte Altstimme der Hausherrin und das Klavierspiel ihres Gatten gleichermassen beitrugen. Für die Besucher der Apotheke bot sich ein Bild spitzwegschen Biedermeiers. Von einer kleinen Nebenkammer aus überwachte der weiss bemantelte Inhaber, was sich in der dunkel und skuril ausgemalten Offizin zwischen Gläsern, Pulvertüten und Salbetöpfen alles ereignete. Im weitläufigen Gefüge der Laboratorien und Magazine vertrug sich das Antiquarische friedlich mit der Gegenwart; die Welt schien in Ordnung. Rüeger sorgte sich jedoch nicht allein um die Gebrechen der Kundschaft. Er galt in weitestem Sinne als Nothelfer des kleinstädtischen Zusammenlebens. Er sprang unauffällig hilfsbereit ein, wenn der Ort sich zu seinen häufigen Anlässen, Festen und Jubiläen rüstete, aber in künstlerischen Dingen auf dem Holzweg stecken blieb. Man wusste: der kann zeichnen, malen, dichten, verstand Regie zu führen und und und. Und er stand zur Verfügung – falls ihn nicht gerade die unbezähmbare Lust ankam, dem Alltag auf Tage, mitunter Wochen, in die Einsamkeit zu entfliehen ... Es waren verschieden weit gezogene Kreise, die sich seiner Teilnahme und Hilfe erfreuten. Um die kulturelle Gesellschaft der Literaria wie um den lockeren Akademiker-Verband, dem zuweilen das Räuchlein der Exklusivität entstieg, machte sich Rüeger hochverdient. Noch enger war der Freundeskreis gezogen, der sich abendlich und nächtens im geselligen Apothekerhaus zusammenfand, in dem zuweilen auch Othmar Schoeck eintraf und weitere Künstlerschaft nach sich zog. Vor allem, wenn Schoeck an der Marktgasse, gegenüber dem «Wein- oder Rebstock», im Mansardensaal des «Zwingerhauses» Quartier bezog, um Rüeger zur rascheren Nachlieferung der Worte zur vorauskomponierten Musik ihrer gemeinsamen Opernwerke anzuspornen. Das störte die Bischofszeller nur insofern, als der Musikus die Nacht klavierspielend zum Tage machte und schlief, wenn die emsigen Einwohner ordnungsgemäss

ihrem Beruf nachgingen. Der Freundesdienst Armin Rüegers, Schoeckscher Opernmusik die noch fehlenden Texte zu unterlegen, hat den Namen des Städtchens und seines Apothekers in die internationale Musikwelt hinausgetragen. Davon freilich besass man in Bischofszells Gassen, und auch im weitem Thurgau, nur eine geringe, meist aber überhaupt keine Ahnung. Erst recht nicht von Grösse und Art des Opfers, welches unser Mitbürger verschwiegen darzubringen hatte.

Kultusminister ohne Portefeuille

Manch dekoratives Werk haben Rüegers Stift und Pinsel schaffen helfen, wenn das Städtchen zu Festen, Ausstellungen und weiss ich welchen Anlässen und Gelegenheiten sich rüstete, aber vor der Lösung gestalterischer Aufgaben kapitulierte. Wer zeichnet Plakate, Programme, Erinnerungsstücke, wer dichtet Prolog und Willkommensgruss, entwirft eine neue Vereinsfahne etc.? Da konnte man sich auf den städtischen Hofpoeten und Kunstgewerbler verlassen. Freilich, in der Eile stand mancher Kompromiss oben an, Besserwisser maulten drein, Stammtischhierarchien wollten beachtet sein, Versager spielten einen Streich. So, als die Menge auf dem Grubplatz am 1. August 1945 zur Feier des Weltkrieg-Endes versammelt war und dem greisen Rezitator von Rüegers klangvoll-patriotischen Versen allerlei zahntechnisch bedingtes Missgeschick widerfuhr. Der vaterländischen Begeisterung tat dies keinen Abbruch. Mein Freund Hans Laemmel, nachmaliger Pariser Radio-Korrespondent während des Zweiten Weltkrieges, hatte in den frühen zwanziger Jahren zusammen mit Amédée Munz für die Pfader ein St. Georgsspiel gebastelt. Lief das Reimschifflein auf Grund, so brauchte Amédée nur über die Gasse in des Apothekers Haus zu laufen, wo Rüegers Sprachgeschick das Gestrandete massgeschneidert wieder flott brachte.

1921 waren die Gemüter der Bürger im Streit um die Schicksale des verkehrshinderlichen gusseisernen Grubbrunnens in Wallung geraten. Das nahm unser Stadtpoet im Lustspiel «Der Standpunkt» aufs Korn; die Literaria zog die Satire 1936 wieder hervor, als ihr Ehrenmitglied seinen 50. Geburtstag feierte. Zwei Jahre zuvor hatte Rüeger als Autor eines Festspiels zum Sekundarschuljubiläum grossen Erfolg eingeheimst. Rauschenden Beifall erhielt 1951 auch eine Folge von neun Tanzbildern, betitelt «Diktator Alltag und die Musen». Dazu verfasste eine von Rüegers Töchtern, Apothekerin Luzia van der Brüggen, Mundartlieder – der Apfel fiel auch hier nicht weit vom Stamm! Das Vater/Tochter-Werk kam an der Ehemaligentagung und am Kantonal-Gesangsfest zur umjubelten Wiedergabe.

Zu besonderen Höhepunkten führten Rüegers Bischofszeller Marionetten-Aufführungen. Es begann als harmloser Kinderspass zwischen den Türpfosten der häuslichen Stube: man liess den «Kalif Storch» herumstolzieren, ergötzte die Kleinen mit Possen aus Meister Poccis Feder, wagte sich mit einem Operchen nach Carl Maria von Webers 1911 geschaffenen «Abu Hassan» erstmals ausser Hauses. Dann folgte Mozarts Singspiel «Die Entführung aus dem Serail» (1782). Den mutigsten Schritt tat man 1942 mit Schoeck/Rüegers grossteils in Bischofszell entstandenen «Don Ranudo». Die höchst gelungene Aufführung der Marionettenfassung – Schoeck stand ihr mit einigen Hilfsgriffen zur Seite – sollte dazu beitragen, das köstliche Werk der Vergessenheit zu entreissen. Die Mitwirkenden rekrutierte man zur Hauptsache auf heimischem Boden, nur für wenige anspruchsvolle, von Laien nicht zu bewältigende Aufgaben blieb man auf Zuzüger aus St. Gallen und dem Fürstenlande angewiesen. Wer Figurinen zu führen hatte, musste sich einer strapaziösen Schulung unterziehen, bis erstes hilfloses Zappeln durch gewolltes harmonisches Bewegungsspiel abgelöst werden konnte. Oft nahm der spiritus rector die Fäden der

Protagonisten selbst in die Hand. Doch nicht nur dies, er bearbeitete die Texte, schnitzte die Köpfe der Figuren, entwarf die im Atelier Rüeger genähten Kostüme, schuf die Requisiten, baute Bühne und Szenerie; alles Eigengewächs! Selbst der anfänglich mehr als skeptische Freund Schoecks, Hans Bärlocher, der dem St.Galler Symphonieorchester vorstand, berichtete entzückt über die Bischofszeller Aufführungen, die er in Güte und Geist einzigartig fand. Bald schwappte der Ruf des Unternehmens über Stadtmauern und Kantonsgrenzen. Mit unverminderter Sorgfalt nahm man sich dann Giovanni Battista Pergolesis 1733 komponierter «Serva Padrona», Max Mells dunkel getöntem «Apostelspiel» von 1923 und dem seit 1888 unverwüstlich gebliebenen «Heiratsantrag» Anton Tschechows an. Rüegers künstlerisch geschickte Hand kam auch seiner «Haus- und Familiengraphik» zugute, den ungeduldig erwarteten Grüssen zum Jahreswechsel und zu manch anderer sich bietender Gelegenheit, schwarz/weissen, aber auch mehrfarbig abgezogenen Linolschnitten, ferner einer Lithographienfolge in der Jubiläumsschrift «Apotheke Bischofszell 1845–1945»; ausserdem in der freien Natur aufgenommenen Aquarellskizzen, die er zuhause behutsam in Ölbilder umsetzte; diese waren selbst dem kritischen «Auch-Maler-Auge» von Freund Schoeck gewachsen.

Rüegers Versekunst – vorzeitiges Fallobst?

Gerade noch tauglich, es wegzuschaffen, um Neuem Platz einzuräumen? Alles, was er schrieb, verneinte er als selbstzerstörerischer Beckmesser. Der sprachensible Schoeck war da bestimmt anderer Ansicht, und es wäre zu primitiv, solches als tröstende Schmeichelei abzutun. Die Verächter Rüegerscher Poesie glauben allerdings ein hieb- und stichfestes Argument für ihre Abqualifikation entdeckt zu haben: Ausser einem

Drei Opern des bekannten Komponisten Othmar Schoeck (links im Bild) liegen Libretti des Bischofszeller Apothekers Armin Rüeger zugrunde bzw. umgekehrt: Denn der mitunter stürmische Schaffensprozess Schoecks zwang Rüeger in der Regel, die Worte der vorauskomponierten Musik nachzuliefern. Das Bild zeigt die beiden Freunde um 1920.



einzigem frühen Gedicht hat Schoeck keines von Rüeger mehr vertont. Es blieb beim 1905 komponierten «Bei der Kirche», welches Lied in der 1907 gedruckten Folge opus 7 Aufnahme fand. Nun deckt sich aber Schoecks allgemeines Urteil über eine Dichtung gar nicht mit dem Anreiz, sie auch zu vertonen. Schoeck wurde nicht müde zu versichern, wie sehr ihn persönliche Prägung und Stille Rüegerischer Verskunst beglücke. Er begriff die überbordende Selbstkritik seines Freundes nicht und begehrte alles zugeschickt zu erhalten, was in «Hirnschale und Herzkasten» erblühe. Die bedeutendsten schriftstellerischen Verdienste jedoch erwarb sich Rüeger als Librettist dreier Schoeck-Opern: In den Jahren 1917/18 entstand opus 27, der «Don Ranudo», 1919/21 als opus 32 die «Venus» und 1934/35 als opus 50 die «Massimilla Doni».

Der scharfzüngige norwegisch-dänische Historiker und Schriftsteller Ludwig Holberg wollte 1745 seinem Ärger über Adelsdünkel und Titelsucht seiner Zeit Luft verschaffen. Don Ranudo, rückwärts gelesen «o du narr», vermodert samt Gattin gnadenlos und lächerlich in seiner Scheinwelt. Rüeger aber lässt dem verarmten greisen Hagestolz den versöhnlichen Schimmer entfliehender Grösse, das dem Gerichtsbüttel unerreichbare letzte Gut. Das entsprach nun keineswegs der Küsschenromantik, welche das «Normal-Opernpublikum» liebte. Pfiffige Regisseure suchten ein fesches Liebespaar einzuschmuggeln, Schoeck stimmte auch der Kürzung um einen Akt zu, und auch Rüeger musste, den geringen Ausmassen der Bühne wegen, 1942 gezwungenermassen eine reduzierte Marionetten-Fassung wählen. Operation gelungen, Patient gestorben? In seinen letzten Lebensjahren hat Schoeck sein Einverständnis zu allen Manipulationen zornig widerrufen. Die Via mala des Werkes habe ich in meiner Rüeger/Schoeck-Studie nachgezeichnet.

Den Regeln überkommener Dramaturgie noch weiter entfernt haben sich die Zwillingsautoren in der «Venus». Hauptdarstellerin ist ein stummes Standbild; was diesem zu sagen versagt bleibt, übernimmt stellvertretend der Tenor Horace, der sich seiner Aufgabe in gewaltigen Monologen entledigen muss. Die literarische Quelle: Prosper Mérimées hemdsärmelige Novelle, die Geschichte eines primitiven Mitgiftjägers. Ursprünglich hatte sich Rüeger eine leichtfüssig-spielerische Umsetzung des Stoffes erdacht, Schoeck aber hob ihn, «wortlos» vorauskomponierend, in idealistisch überhöhte Sphären. Horace verliert den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, derweil er der göttlich vollkommenen Schönheit der Statue nachstrebt und darüber seine irdische Liebeswelt zerstört. Als Rüeger dieser überraschenden Wendung gewahr wurde, hatte Schoeck «schon die halbe Oper zusammen». Vergeblich beteuerte der Librettist, dafür unzulänglich und den hohen Zielen des Kom-

ponisten nicht gewachsen zu sein. Zurückzutreten kam er zu spät! Ausserordentlich zähe jedoch widersprach er dem Wunsche Schoecks, im Titel der Oper eine zweite literarische Wurzel zu erwähnen, nämlich Joseph von Eichendorffs 1818 geschriebene Erzählung «Das Marmorbild». Es blieb bei der Fassung «Oper in drei Akten von Armin Rüeger, angeregt durch eine Novelle von Mérimée».

Schliesslich die «Massimilla Doni. Oper nach Honoré de Balzacs gleichnamiger Novelle von Armin Rüeger», von Schoeck 1934/35 komponiert. Karl Böhm brachte das Werk an der Staatsoper Dresden am 2. März 1937 zur Uraufführung. Auch die Entstehung dieser Oper ist durch eine Menge von persönlichen Wirrspielen begleitet gewesen. Wie schon oft, hatte Schoeck erholsame Sommertage im Landschlachter Landhaus der Frau Esther Weydmann verbracht, in der Tasche das Sammelbändchen «Künstler und Narren», das Honoré de Balzac 1837/38 zusammengestellt hatte. Darin die Novelle «Campra», die auf ihre Libretto-Tauglichkeit zu prüfen Rüeger ihm empfohlen hatte. Doch Schoeck liess sich von der kurtisanen- und boudoirnahen Welt der «Massimilla Doni» förmlich umkrallen. Weder die Mahnung Rüegers, dieser abgelegene Stoff eigne sich nicht, noch die Warnungen aus dem Freundeskreis, die Hände davon zu lassen, fruchteten. Zunächst arbeitete er in gewohnter, unwahrscheinlicher, ja rasender Eile. Innerhalb eines Tages legte er das Themengerüst fest: «da han ich mi Opere gha». Doch dann bremsten die Brotpflichten den Schwung ab. Diesmal lieferte Rüeger den Text statt in Notrationsportionchen nurmehr in zusammenhängenden Blöcken und liess sich dafür reichlich Zeit. Nichts mehr zu ändern aber gab es am Ausmass der bereits auskomponierten Kantilenen! Und gerade dafür hat eine schlecht oder überhaupt nicht orientierte Kritik, oft aber gar wider besseres Wissen, den unschuldigen Librettisten verantwortlich gemacht. Sinnenscharf erkannte der Malerfreund Ernst Morgenthaler in einem an Her-

mann Hesse gerichteten Brief die Abgelegenheit und Langatmigkeit des bekenntnishaften Vorwurfes. Zwar sei dieses Werk dasjenige unter Schoecks Opern, «das am meisten Theaterblut hat». Doch: «Ein verstaubtes Theater-Venedig von 1830, bei dem Du nie verspürst, warum es Dir heute vorgespielt wird.» Was in der Spanne zwischen sinnlicher Bodenlast und blutleerem Geistesflug thesenhaft abgewandelt wird, um dem vermittelnden Zusammenklang entgegenzusteuern, ist ausgetrockneter Boden. Ihm entflieht auch der letzte Rest des frechen Unterhaltungsgelächters, mit dem Balzac seine Leser erfrischt. Nun hatte Rüeger von der ungerechtfertigten Zerzausung seiner Arbeit genug. Seine Möglichkeiten als textunterlegender Schreibknecht glaubte er erschöpft. Schon 1927, nach dem Erfolg der «Penthesilea», hatte er die Mitarbeit am Text zu «Vom Fischer un syn Fru» abgelehnt, 1934 sich jedoch wieder erweichen lassen, für die praktisch vollendete «Massimilla» die Worte nachzuliefern. 1937 verweigerte er weitere Zusammenarbeit zu einer Oper «Schloss Dürande» nach Eichendorffs Vorlage. Dazu verfüge er weder über Zeit noch Lust. Auf Betreiben des Winterthurer Mäzens Werner Reinhart kam es dann zur verhängnisvollen Werkstatt-Allianz mit dem dunkelbraun-hitlerisch verfärbten Hermann Burte. An Schoecks eidgenössischer Gesinnung ist nicht zu zweifeln; verständlich, dass er aus dem zu engen schweizerischen Wirkungskreis ausbrechen wollte, betrüblich die Blauäugigkeit, mit der er sich vor den nationalsozialistischen Propagandakarren spannen liess. Menschlich vermochte Rüeger seinen unvorsichtigen Freund verstehen, als senkrechter eidgenössischer Sanitäts-offizier konnte er das Fremdgehen nicht billigen.

«Prima la musica, poi le parole.»

Wolfgang Amadeus Mozart wollte damit bekunden, «bey einer Opera» müsse die Poesie schlechterdings

«der Musik gehorsame Tochter seyn». Nicht aber vermeinte er, die Worte hätten den Tönen zeitlich hintennach zu hinken! In der Werkstattgemeinschaft Schoeck/Rüeger ist es jedoch jedesmal zu einer solch grotesken Umkehrung gekommen. Kaum waren jeweils einige Gefügepunkte des Werkes flüchtig vereinbart, brannte des Musikers ungestümer Schöpfungsdrang rücksichtslos durch, auch wenn er noch keine oder erst wenige Worte des Libretto in Händen hielt. Am 22. Mai 1924 verkündet er Hermann Hesse: «Wir haben nämlich zusammen eine Oper ausgebrütet», die «Venus» sei «ein feines Stöffli! – Ich habe bereits vieles davon ummusiziert.» Will heissen: vorauskomponiert. Das Szenarium war mehr oder weniger schon beim «Don Ranudo» so gewesen, wiederholte sich bei der «Venus» und erwies sich als noch ausgeprägter bei der «Massimilla». Rüeger dazu: «Er liess mir keine Ruhe», bis ich zur «präexistenten Musik» ein Textbuch nachlieferte! Rüeger befliss sich in jedem Falle einer kaum begreiflichen Massarbeit, vollzog mit dem Komponisten die Lösung vom Trivialen und Frivolen der Vorlagen und siedelte die Motive im Sinne der Musik in idealistisch schwindelnden Höhen an. Am 30. August 1920 bestätigt Schoeck den Empfang eines Textfragmentes zur «Venus»: es stimme zur vorauskomponierten Musik «auf die Sekunde, und das muss es auch». Es wären noch Dutzende von Belegen zum Funktionieren dieser telepathischen Zusammenarbeit anzufügen. Wort und Ton verschweissten sich in einer sagenhaften Perfektion; zeitweilig vermeinte die Kritik sogar, die Musik sei dergestalt den Worten nahtlos erst nachgeeilt. Rüeger brüstete sich aber keineswegs als kabarettistischer Zauberer, er litt vielmehr unter der Qual des Ungenügens. Im Zürcher Opernhaus sass er irgendwo in abseitigen Rängen, unauffindbar, auf der Bühne den Beifall entgegenzunehmen. Er hatte zur Textkollage von Schoeck/Kleists «Penthesilea» nichts beigetragen; umso mehr glaubte er sich nach den Erfolgen dieses Werkes zu

weiterer Zusammenarbeit mit Schoeck nicht mehr berechtigt. Chris Walton konnte in seiner jüngst erschienenen Schoeck-Biographie einen nur in der Sekundärliteratur übermittelten Texteintrag in Rüegers Tagebuch ans Licht ziehen: Seine und Schoecks Lebenswege, schreibt er zum 10. Januar 1927, müssten nun zwangsläufig auseinanderdriften, ja, er bedaure, sich seinem Freunde gegenüber je einer solchen ungleichgewichtigen Zusammenarbeit willfährig erwiesen zu haben. Rüeger hat es denn auch seinen Biographen durch die Zerstörung fast aller an ihn erinnernden literarischen Dokumente schwer gemacht. Seine Tochter Luzia erinnert sich noch, wie der Vater Blatt um Blatt seiner Tagebücher den Flammen einer Kerze überantwortete.

Neben den sanften die rauhen Töne

Dem schönen Nachruf aus Rüegers Todesjahr 1957 entnehmen wir das sinnige Bild, der Verstorbene habe dem Geist über den Apothekergefässen mehr vertraut als den darin verwahrten Elixieren. Er vermied alles, was sich lärmig in den Vordergrund schob. Ein verstehend-verschmitztes Lächeln zuweilen, ein sordiniertes Wort zur rechten Zeit, die Meinungen glättend, gewiss, das rundet das äussere Bild seines Charakters. Aber das geistig mild Gesittete war nicht das eines Wendehalses und Waschlappens. Meine auf die Freundschaft Rüeger/Schoeck geworfenen Streiflichter haben neben der Nachgiebigkeit auch Akte versteiften Widerstandes aufgezeigt. Mit starken Worten sparte er dort nicht, wo Ungeist umging. Einige Proben dazu hat einer der Hausfreunde postum in einer schmalen Broschüre der Nachwelt erhalten. Ihr entsteigt ein zuweilen rabenschwarzer Kulturpessimismus. Dem Kunstsnobismus gilt das Verdikt: «Man hat zu Kunst und Künstlern immerhin Beziehung / Und jeder merkt's. So lohnt sich die Bemühung.» Auch die geliebte Presse bekommt

ihren Teil ab: «Pfui Teufel – im ganzen gespreizten Gang / Hochwichtig geblähter Spalten / Ist kein einziger ehrfürchtig lauterer Klang / Von Gottes Harfe enthalten.» Was seine Bemühungen um die Erhaltung des Stadtbildes betrifft, vertrat Rüeger die Anliegen einer sogenannt schöpferischen Denkmalpflege, die sich an persönlichem Schönheitsempfinden und nicht an den Erfordernissen der Konservierung orientierten. Ähnlich dachten und handelten etwa Kunstmalter Carl Roesch und Seminardirektor Willi Schohaus. Sie wichen der Gretchenfrage aus: Wie hältst Du es mit diesem Wechselbalgschicksal unseres Patrimoniums und dem damit verbundenen Verschleiss der historischen Substanz?

Schmerzlich erlebte Rüeger das Schicksal der eigenen Vergänglichkeit. Ein Schlaganfall leitete 1956 den Rückzug seiner geistigen Kräfte ein; erlösende Umnachtung legte sich auf die letzten Lebensstage. Aus seinen eigenen Dichternworten lässt sich Trost schöpfen: «So flüchtet, was uns teuer war / Ins Innere, um der Liebe Licht / Und wird im Geist unwandelbar / Und Tod und Winter droht ihm nicht...»



Vorbemerkung

Vorstehende Biographie ist eine Kurzfassung der bislang umfangreichsten Arbeit über Armin Rüeger (die ihrerseits durch den Auftrag zu diesem Aufsatz entstand): Knoepfli, Albert: Armin Rüeger und sein Freund Ot[h]mar Schoeck, Aadorf 1995.

Nachlass

Ein eigentlicher Nachlass besteht nicht. Einzelstücke besitzen u.a. Luzia van der Brüggen, Bischofszell, das Museum Bischofszell sowie Albert Knoepfli, Aadorf.

Werke

Apotheke Bischofszell 1845–1945, [Bischofszell 1945]; Der Holzbildhauer Wilhelm Lehmann, Bischofszell 1944; Das Bischofs-

zeller Marionettentheater, in: TJB 1956, S. 28–35; Aus den Tagebuch-Betrachtungen, Bischofszell 1957.

Venus. Oper in drei Akten von Armin Rüeger. Angeregt durch eine Novelle von Mérimée. Musik von Othmar Schoeck, Zürich o.J.; Don Ranudo. Komische Oper in drei Aufzügen. Nach einer Komödie von Holberg von Armin Rüeger. Musik von Othmar Schoeck. Bearbeitet für die Marionettenbühne, Bischofszell 1942; Schoeck, Othmar: Don Ranudo. Komische Oper in vier Aufzügen. Nach einer Komödie von Holberg von Armin Rüeger, op. 27, Klavierauszug mit Text von Otto Singer, Wiesbaden 1947; Schoeck, Othmar: Venus. Oper in drei Akten von Armin Rüeger. Angeregt durch eine Novelle von Mérimée, op. 32, Klavierauszug mit Text von Karl Krebs, Wiesbaden 1953.

Schoeck, Othmar: Sämtliche Werke in 24 Bänden. Im Auftrag der Schoeck-Gesellschaft kritisch hrsg. von Max Lütolf, Zürich 1996 ff. (Doppelbd. 11: Don Ranudo; Bd. 13: Venus; Doppelbd. 16: Massimilla Doni).

Quellen

Elisabeth Schoeck-Grübler, Brunnen: Briefe Rüegers an Schoeck 1905–1908, unveröffentlichtes Typoskript; vgl. auch Schoeck-Grübler, Elisabeth (Hrsg.): Othmar Schoeck, Post nach Brunnen. Briefe an die Familie 1908–1922. Mit einem Text von Meinrad Inglin, Zürich 1991.

Der reiche Nachlass Othmar Schoecks befindet sich als Eigentum der Schweizerischen Schoeck-Gesellschaft in der Zentralbibliothek Zürich.

Nachrufe und Literatur

Armin Rüeger, 3. März 1886 – 5. Dezember 1957, [Gedenkschrift], o.O. [Frauenfeld], o.J. [1957]; Armin Rüeger, in: TJB 1959, S. 138–139. Für weitere Nachrufe vgl. Knoepfli, Albert: Armin Rüeger und sein Freund Ot[h]mar Schoeck, Aadorf 1995, S. 39, Anm. 1.

Knoepfli, Albert: Armin Rüeger und sein Freund Othmar Schoeck, in: TJB 1959, S. 7–38; Knoepfli, Albert: Armin Rüeger und sein Freund Ot[h]mar Schoeck, Aadorf 1995 (mit umfangreichen Quellen- und Literaturhinweisen).

Komplizierte Verhältnisse herrschen in der Reihe der Publikationen von Schoecks Freund Hans Corrodi: Othmar Schoeck. Monographie, Frauenfeld 1931; 2., revidierte Aufl. Frauenfeld 1936; 3., revidierte Aufl. (unter dem Titel Bild eines Schaffens) Frauenfeld 1956; die Vorlage für eine 4. Ausgabe liegt bis zum Jahr 2022 unter Verschluss in der SLB. Ein weiteres entmythisierendes Corrodi-Manuskript, Erinnerungen in Tagebuchform, ist normalerweise streng unzugänglich, konnte aber für die neue grosse Schoeck-Biographie benutzt werden: Walton, Chris: Othmar Schoeck. Eine Biographie, Zürich/Mainz 1994 (herausgewachsen

aus einer Oxforder Diss. von 1987/88). Weiterhin zu konsultieren sind: Vogel, Werner: Thematisches Verzeichnis der Werke von Othmar Schoeck, Zürich 1956; Vogel, Werner: Othmar Schoeck im Gespräch, Zürich 1965; Vogel, Werner: Othmar Schoeck. Leben und Schaffen im Spiegel von Selbstzeugnissen und Zeitgenossenberichten, Zürich 1976.

Bildquellen

Abb. 1: Armin Rüeger, 3. März 1886 – 5. Dezember 1957, [Gedenkschrift], o.O. [Frauenfeld], o.J. [1957], Frontispiz; Fotograf unbekannt.

Abb. 2: Privatbesitz Luzia van der Brüggen-Rüeger, Bischofszell: Othmar Schoeck und Armin Rüeger, um 1920; Fotograf unbekannt.

Unterschrift: Knoepfli, Albert: Armin Rüeger und sein Freund Ot[h]mar Schoeck, Aadorf 1995, S. 4.

Annelies Debrunner Brühlmann

Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder (1888–1980) Kämpferin für das Frauenstimmrecht

«Unsere Sache <trippelt>, bald schreitet sie vorwärts.»



Die Stadt Tbilisi, zu deutsch Tiflis, liegt am Fusse des Kaukasusgebirges, zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer. Kaukasien heisst die Landschaft zwischen den zwei Meeren. Von alters her war dieses Gebiet eine Völkerbrücke zwischen der südrussischen Steppe und Vorderasien und wurde stark von den Nachbarn – Assyren, Persern, Römern, Byzantinern, Arabern – beeinflusst. Früh fand das Christentum Eingang, aber im 8. Jahrhundert drang in Ost-Kaukasien bereits der Islam vor und gewann im 17./18. Jahrhundert auch in West-Kaukasien an Boden. Die Eroberung durch die Russen begann Ende des 18. Jahrhunderts und war um 1864 abgeschlossen. Die Menschen dieses Landstrichs mussten somit durch die Jahrhunderte sowohl bezüglich Religion wie politischer Zugehörigkeit verschiedene Wechsel verarbeiten. Wechselhaft ist auch die Biographie einer Frau, die aus diesem Gebiet stammt: Ludomila Alexandrowna von Schreyder.

Von Ludomila von Schreyder existieren an Dokumenten aus den ersten dreissig Jahren ihres Lebens

viele Schulzeugnisse und aus den folgenden sechs Jahrzehnten eine Menge von Ansichtskarten, die sie von ihren zahlreichen Kuraufenthalten nach Hause schickte. Darüber hinaus ist im Staatsarchiv des Kantons Thurgau Material vorhanden, das von einem regen Briefwechsel zeugt, den sie als Geschäftsführerin und Präsidentin des Thurgauischen Verbands für Frauenstimmrecht führte.

Ihr Leben kann in diesen zwei Etappen gesehen werden: dreissig Jahre Lehr- und Wanderjahre, sechzig Jahre Engagement für die Sache der Frau im Thurgau – mit häufigen Reisen in Europa.

Lehr- und Wanderjahre

Ludomila Alexandrowna von Schreyder wurde am 10. April 1888 in Tiflis geboren. Ihr Vater, Angehöriger jener 1,8% Deutschen, die es damals in der rund 160 000 Einwohner zählenden georgischen Hauptstadt gab, war Bahnhofsvorstand, verstarb aber schon in ihren frühen Kinderjahren. Ihre Mutter Bertha, Tochter des Baptistenpredigers Broszit in Memel (Litauen), zog mit ihrer Tochter nach Mitteleuropa und verheiratete sich mit Ignaz Hofmann, einem deutschen Offizier. Ludomila wuchs mit zwei jüngeren Halbschwestern auf. 1907 wohnte die Familie in München an der Franz-Josef-Strasse 10. Der Weg dorthin hatte über Bramenberg (Bayern), Berlin und Wien geführt, wo Ludomila jeweils das Gymnasium besucht hatte. 1906 noch war sie Schülerin des Mädchen-Lyzeums am Kohlmarkt zu Wien gewesen.

Spätestens seit dem 18. Oktober 1909 hielt sich Ludomila in Zürich auf. Wir wissen, dass sie 1910 in der Pension Schmelzberg an der Schmelzbergstrasse wohnte. Im Frühjahr 1911 bestand sie die Schweizerische Maturität. Darauf zog sie Anfang Mai nach Bern, wo sie das Medizinstudium aufnahm. Sie brach es jedoch nach einem Semester wieder ab, kehrte nach Zürich zurück und begann Ende Oktober an der

Universität das Studium der reformierten Theologie. Dies u. a. deshalb, weil sie erfahren hatte, «dass in der Schweiz auch Frauen zur Ausübung des Pfarramtes zugelassen werden. Für den Fall aber, dass sich diese Aussichten verschlechtern sollten, beabsichtigt sie, sich zur Fachlehrerin auszubilden», heisst es in der «Weisung der bürgerlichen Abteilung des Stadtrates [Zürich] an die bürgerliche Abteilung des Grossen Stadtrates betreffend Bürgerrechtsgesuch der Ludmilla von Schreyder aus Russland» vom 16. Oktober 1912. Weiter wird erwähnt, dass sie zwar über kein persönliches Vermögen oder Einkommen verfüge, die Finanzierung des Studiums aber durch den begüterten Stiefvater gesichert sei. Ludomilas Bürgerrechtsgesuch wurde stattgegeben: Am 20. Mai 1913 wurde sie Zürcherin und Schweizerin. Danach zog es sie weiter: Ab dem Wintersemester 1913/14 finden wir sie an der Universität Berlin. 1915 kehrte sie nach Zürich zurück, um ihr Theologiestudium fortzusetzen. 1917 brach sie es jedoch ab. Warum, ist unklar. Der labilen Gesundheit wegen? – Ansichtskarten, die sie Albert Scheiwiler, ihrem späteren Ehemann, schickte, belegen jedenfalls diverse Kuraufenthalte.

Nächste sichere Eckdaten liefert der Besuch einer Schule: Von Oktober 1922 bis April 1924 absolvierte Ludomila die Sozial-Charitative Frauenschule Luzern, die sie mit dem Diplom abschloss. Mithin trat sie erst in der Mitte des ersten Schuljahres ein. Das Institut bestand damals erst seit vier Jahren. Es war die erste «Hochschule für Frauen und eine soziale Hochschule dazu. Ein unerhörtes Unternehmen im Schweizerland», wie sich eine der ersten Teilnehmerinnen ausdrückte. Im zweijährigen Kurs konnten die Schülerinnen in der theoretischen Bildung unter anderem folgende Fächer belegen: Nationalökonomie, soziale Literatur, französische Korrespondenz, Frauenfragen und Frauenbewegung, Religionswissenschaft und Staats- und Verfassungsrecht. In der praktischen Ausbildung war das Angebot ebenso breitgefächert. Die Schülerinnen erteilten beispielsweise Grippepfe-

gekurse oder machten ein Volontariat auf einer Redaktion. Im ersten Inspektionsbericht wird festgestellt, dass «aus verwöhnten jungen Damen ohne befriedigende Lebensinhalte ernste, tiefdenkende Damen [würden], die [sich] in jeder sozialen Mithilfe in öffentlicher und privater Fürsorge» einsetzten.

Ob von Schreyders späteres Engagement für das Frauenstimmrecht an dieser Schule erst entstand, oder ob sich eine dafür bereits sensibilisierte junge Frau für die Sozial-Charitative Frauenschule entschieden hatte? Wir dürfen wohl letzteres annehmen, denn die Institution hatte damals bereits den Ruf einer kritischen Schule, und «Gegnerinnen apostrophierten die Schülerinnen als Sufragetten und belächelten sie».

Annäherung an eine eigenwillige Persönlichkeit

Betrachten wir die zweite Etappe ihres Lebens, so drängt sich eine Gliederung in die zwei Teilgebiete «Beziehung zur ausserhäuslichen Welt» (insbesondere Einsatz für das Frauenstimmrecht) und «innerhäusliches Leben» (eheliche Beziehung, Leben als Hausfrau und Wissenschaftlerin, Musik) auf.

Ludomila Alexandrowna von Schreyder, später verheiratete Scheiwiler, nannte sich zeitlebens Ludomila von Schreyder. Auf Akten unterschrieb sie meistens als von Schreyder, hin und wieder als Scheiwiler, nur selten mit beiden Namen. Visitenkarten aus der Studienzeit und aus den sechziger Jahren tragen immer die Aufschrift Ludomila von Schreyder. Für ihre – und noch die heutige – Frauengeneration eine eher seltene Praxis! Von ihrer Umgebung wurde sie, damaligen Gepflogenheiten entsprechend, mit dem akademischen Titel ihres Ehemannes, mit «Frau Doktor», angesprochen.

Möchte ich von Frauen und Männern, die Ludomila von Schreyder gekannt haben, etwas Persönli-

ches über sie erfahren, so fällt es ihnen in der Regel schwer, von der Person eine Beschreibung zu geben. Kommt hinzu, dass sich die Auskünfte aus naheliegenden Gründen zumeist auf die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, mithin auf die eher zurückgezogen lebende, schon betagte, vielleicht auch müde Frau beziehen. So wird sie – widersprüchlich – als «eine ganz Einfache», die «auf Äusserlichkeiten gar keinen Wert legte», aber auch als «Baronin» beschrieben. Die Nichte meint: «Tante Mila war in ihrem ganzen Wesen nicht bescheiden.» Eine Italienerin, die in den späten sechziger Jahren Deutschstunden bei ihr nahm, bezeichnet sie rückblickend als «una persona dotta». Und eine Kollegin aus dem Vorstand des Frauenstimmrechtsverbands ist der Ansicht, dass «mä si scho hät möge, aber si isch nöd öpper gsy, wo mä gärn gha hät». Damit ist wohl eine gewisse Kühle und Distanz der Intellektuellen, vielleicht auch eine Andersartigkeit umschrieben, die öfters genannt wird.

Ludomila von Schreyder drückte sich zeitlebens dezidiert aus, nicht nur in bezug auf Sachthemen, sondern auch gegenüber Personen. So bezeichnete sie einen jungen Pfarrherrn im Nachbardorf, der nicht ihre freidenkerische Auffassung teilte, kurzerhand als «theologischen Säugling». Und einer jungen Frau, die sich zweifelnd über den Sinn des Kampfes für das Frauenstimmrecht geäußert hatte, schrieb sie 1966: «Darf ich Ihnen noch etwas sagen, auf die Gefahr hin, dass Sie es sehr übelnehmen werden. Sie haben keine Zeit, sich mit dem Fr[auen]-St[immrecht] zu befassen, sondern widmen sich ganz Ihrem Beruf. Sie haben aber Zeit, sich mit der törichten Mode zu befassen, welche gegenwärtig die Knie der Damen blosslegt, sodass noch ein Teil des Oberschenkels [...] frei ist. Diese im allgemeinen sehr unschöne Mode steht besonders Ihnen nicht gut, da Sie nicht schön geformte und zu dicke Knie haben. Dies möchte ich Ihnen in allem Wohlwollen sagen.»

Herausragend waren die Begabungen in sprach-

licher und musikalischer Hinsicht, über die Ludomila verfügte: Sie sprach und schrieb zeitlebens in Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Lateinisch, Hebräisch, Griechisch und Russisch. Zuhause spielte sie oft Laute oder Gitarre und sang dazu. Auch soll sie eine Zeitlang – wohl in den dreissiger Jahren – Organistin in Matzingen gewesen sein. Aufgehobene Konzertkarten von Mitte August 1914 belegen, dass Ludomila von Schreyder eine passionierte Musikgeniesserin war, besuchte sie doch während eines Salzburg-Aufenthalts innerhalb von zehn Tagen sechs Konzerte.

Bemerkenswert ist auch die religiöse Beweglichkeit, die sich in den örtlichen und familiären Veränderungen widerspiegelte – oder davon beeinflusst wurde: Der Vater war wie die meisten der damaligen Russlanddeutschen Protestant, die Mutter entstammte der baptistischen Tradition; Ludomila wuchs in einer russisch-orthodoxen Umgebung auf, besuchte katholische Klosterschulen, studierte evangelische Theologie und verheiratete sich schliesslich mit einem Katholiken.

Einer weiteren Seite ihrer Persönlichkeit entsprach ihr Einsatz für die militärische Landesverteidigung: Von 1940 bis 1952 gehörte sie dem militärischen Frauenhilfsdienst FHD an, der 1938 gegründet und 1940 in die Armee eingegliedert worden war.

Im Kampf für das Frauenstimmrecht

In den USA und in den meisten Ländern östlich und nördlich der Schweiz waren zwischen 1906 und 1922 das aktive und passive Wahlrecht der Frau eingeführt worden. Auch in Georgien, der Heimat Ludomila von Schreyders, konnten die Frauen ab 1917 wählen.

In der Schweiz hinkte die Entwicklung hinten-nach. Nachdem einige lokale Vereinigungen für Frauenstimmrecht gegründet worden waren, wurde

1909 der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht ins Leben gerufen. In der Folge gab es verschiedene Bestrebungen zur politischen Gleichstellung der Frau: So wurde z. B. 1923 in der Stadt Bern ein Begehren von 26 Bernerinnen um Eintragung in das Stimmregister eingereicht. 1927 verwarf Basel auch im zweiten Anlauf das Frauenstimmrecht. Und 1928 fand in Bern erstmals eine politisch geprägte Frauenausstellung statt: die SAFFA, die Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit. Viele Publikationen über das Wirken der Schweizer Frauen erschienen. 1929 dann wurde im Bundeshaus zugunsten des Frauenstimmrechts eine Petition eingereicht, die eine Viertelmillion Unterschriften trug.

Ludomila von Schreyder, die ab 1925 in Dingenhart ob Frauenfeld wohnte, setzte sich bald und ausdauernd für die politischen Rechte der Frau im Thurgau ein. In ihrer Rücktrittsankündigung als Präsidentin des Thurgauischen Verbands für Frauenstimmrecht vom 16. August 1966 an die Vorstandsfrauen H. Müller-Knöpfli (Sulgen), Rosa Trachsler-Hürliemann (Frauenfeld), Mina Schumacher (Märstetten) und Elly Ledendecker-Lattmann (Gerlikon) schrieb sie:

«[N]achdem ich im Jahre 1926 die Initiative zur Gründung einer thurgauischen Vereinigung für Frauenstimmrecht ergriffen hatte und seitdem während vierzig Jahren mit den jeweiligen Mitarbeiterinnen mich nach bestem Vermögen für den Verein eingesetzt habe, ist es mein dringender Wunsch, dass ein jüngeres Mitglied an meine Stelle gewählt werde. Ich teile Ihnen daher mit, dass ich mit dem Datum der Jahresversammlung 1966 vom Präsidium zurücktrete und auch keine Wahl in den Vorstand mehr annehmen werde.»

Die Gründungsversammlung der Sektion Frauenfeld und Umgebung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht – später zugleich die kantonale Sektion – war am 27. April 1927 erfolgt. 29 Mitglieder schrieben sich ein (1933/34 waren es 54). Der Jahresbeitrag betrug einen Franken. Präsidentin

war zunächst Elise Keller aus Weinfelden, später Frauenfeld. Ludomila von Schreyder nahm als Aktuarin Einsitz in den Vorstand, wurde aber bald auch Vizepräsidentin und Geschäftsführerin – und an der Jahresversammlung vom 12. Dezember 1943 schliesslich Präsidentin.

Sehen wir die Zwischenkriegszeit im Thurgau im weltwirtschaftlichen und politischen Zusammenhang, so ist zu sagen, dass auch hier die Normalisierung nur schleppend vor sich ging, und «der Abbau der kriegswirtschaftlichen Massnahmen gelang erst nach geraumer Zeit. Revolutionen in den benachbarten Gebieten von Österreich und Deutschland, Abwertungen und der Wohnungsmangel, die Inflation und die sozialen Spannungen wirkten lange nach.» Neue Krisen in Form von Überschwemmungen, Missernten und der Maul- und Klauenseuche brachen über den Thurgau herein. Die Arbeitslosigkeit zu Beginn der zwanziger Jahre erreichte 1922 mit 2247 Personen den Höchststand, wonach sich eine gewisse Beruhigung einstellte. Die Phase der Konsolidierung und des langsamen Wirtschaftsaufstiegs dauerte bis in die zweite Hälfte des Jahres 1930.

Gesellschaftspolitisch waren die zwanziger Jahre in Europa demgegenüber eine Zeit des Aufbruchs. Möglichkeiten zur Brechung von Tabus waren vorhanden und strahlten gerade über Personen wie Ludomila von Schreyder auch in die Provinz aus.

Die «grösste Petition aller Zeiten»

In der Zeit unmittelbar vor der erwähnten eidgenössischen Petition zur Einführung des Frauenstimmrechts auf eidgenössischem Boden von 1929 waren die Pionierinnen des Frauenstimmrechts im Thurgau besonders aktiv: Eine Avantgarde, die sich in den ersten Jahren zumeist aus liberalen Pfarrherren, der Lehrerschaft, Kindergärtnerinnen und Sonntagschullehrerinnen rekrutierte, wurde durch Werbe-

Die Teilnehmerinnen des 8. Schweizerischen Ferienkurses für Fraueninteressen in Ermatingen im Juli 1926. In der hintersten Reihe, 3. von links: die nachmalige langjährige Präsidentin des Thurgauischen Verbands für Frauenstimmrecht Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder.



briefe und Referate angesprochen. In einem – vermutlich erst aus dem Jahre 1937 stammenden Werbebrief – schrieb die Geschäftsführerin: «Wir wissen sehr wohl, dass heute oft noch eine gewisse Abneigung gegen alles, was sich Frauenbewegung nennt, vorhanden ist. Die Erfahrung lehrt uns aber, dass in den meisten Fällen dieser Abneigung weniger eine feste Überzeugung als vielmehr mangelnde Orientierung über das Werden und über die Ziele der Frauensache zugrunde liegen und dass manche denkende Frau, mancher gerecht gesinnte Mann sich bei näherer Kenntnis gerne den Bestrebungen unseres Verbandes anschliessen würde.»

Sehen wir uns das Vereinsjahr vor der Petition etwas genauer an: Am 7. Juni 1928 schrieb Frau von Schreyder der Präsidentin aus einer Kur in Rheinfelden eine Karte. Nach verschiedenen Mitteilungen zu Sachgeschäften meinte sie zum Schluss hoffnungsvoll: «Unsere Sache ‹trippelt›, bald schreitet sie vorwärts.» Am 16. Juni 1928 stellte der Thurgauische

Verband für Frauenstimmrecht das Gesuch um Aufnahme in den Schweizerischen Dachverband. Schon am 19. Juni erhielt er die positive Antwort der damaligen Präsidentin Emilie Gourd (1879–1946): «Je vous remercie beaucoup pour votre lettre [...] par laquelle vous demandez officiellement l'adhésion de votre association à l'Association suisse pour le Suffrage féminin, et après avoir pris connaissance de vos statuts [...], j'ai le grand plaisir de vous dire, que c'est avec une très grande joie que nous accueillons votre association comme l'une des Sections de notre Association.»

Die ersten Monate des Jahres 1929 waren für von Schreyder recht arbeitsreich: «Sonntags marschierte sie oft von Dingenhart nach Frauenfeld und ging dort auf den Zug, um irgendwo einen Vortrag zum Frauenstimmrecht zu halten.» Beispielsweise referierte sie Mitte April in Neukirch an der Thur, in Didi Blumers «Heim». Bereits am 18. März hatte sie von Pfarrer Heinrich Widmer in Thundorf in einem Brief

bestätigt bekommen, dass sie am 7. April im Schulhaus einen Vortrag halten könne. Widmer wies dabei nochmals auf eine wichtige Abmachung hin: «Aber bitte: ja nicht als Thema das Frauenstimmrecht angeben! Sonst ist alles verloren. Sondern wie Sie es mir angegeben haben soziale Aufgaben oder so etwas.»

Gerade der gegenteiligen Ansicht war die Lehrerin Paula Schnyder aus Bischofszell. Sie hatte sich an Neujahr 1929 ausführlich zur Thematik des Frauenstimmrechts geäußert und geschrieben: «Gewiss darf der Titel das Wort Frauenstimmrecht enthalten. Es ist doch viel ehrlicher mit offenem Panier zu kämpfen, dann bekommen wir, wenn auch vielleicht wenige, doch sicher die Leute, die darüber klar sein wollen.»

Offensichtlich war die Meinung Pfarrer Widmers aber diejenige einer Mehrheit, die Themenvorschläge des Verbands für ein Referat in Steckborn lauteten jedenfalls «Die Frau in Heim und Staat», «Die Welt der Frau» und «Die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Bedeutung der Frauenarbeit in der Schweiz».

Auch spricht aus den erhalten gebliebenen Briefen an Ludomila Scheiwiler-von Schreyder oft die Befürchtung, der Einsatz für das Frauenstimmrecht könnte persönlich schaden. So teilte Präsidentin Elise Keller Ludomila von Schreyder am 12. Januar 1929 mit: «Herr und Frau Dr. Eder machen auf keinen Fall im Thurgauischen Aktionskomitee mit; ich habe daraufhin arbeiten wollen, weitere Bemühungen nützen nichts; Frau Dr. Eder glaubt der Karriere ihres Mannes im politischen Leben diese Rücksicht schuldig zu sein (dies ist nicht ihre direkte Äusserung, aber meine Ansicht und die notwendige Folgerung ihres Verhaltens).» Etwas geschickter als Erna Eder zog sich Claire Schibler-Kaegi, die Herausgeberin des 1953 erschienenen Bandes «Die Frau im Thurgau», aus der Affäre, als sie es ablehnte, aktiv in einer zu gründenden Sektion Kreuzlingen des Thurgauischen Verbands für Frauenstimmrecht mitzumachen: «Man würde hier auf Widerstände stossen, die zu überwin-

den ausserordentlich schwierig sein dürfte; eine Aufgabe, der ich mich momentan physisch nicht gewachsen fühle.» (10.6.1929)

Aus dem Rechenschaftsbericht vom 5. März 1929 an das schweizerische Aktionskomitee für die Petition zur Einführung des Frauenstimmrechts gehen die verschiedenen Aktivitäten der Thurgauer Sektion ebenfalls hervor: Propaganda wurde mittels Vorträgen in den grösseren Ortschaften betrieben; dabei wurden Unterschriftenbogen aufgelegt. Daneben fanden «Haussammlungen» statt. Freilich: «Eine Schwierigkeit besteht darin, Sammlerinnen zu finden. Niemand will von Haus zu Haus gehen, um sich abweisen zu lassen. Der Thurgau ist noch unbebautes Land. Nicht nur nicht in den Städten ausser Frauenfeld und Weinfelden, sondern auch auf dem grossen Landgebiet mit bäuerlicher Bevölkerung will man etwas vom Frauenstimmrecht wissen. [...] Es fehlt uns an Vertrauenspersonen in den thurgauischen Städten und Dörfern.»

Lotti Ruckstuhl, Zentralpräsidentin von 1960 bis 1968, nennt die Petition von 1929 «die grösste [...] aller Zeiten». Die Bittschrift an den Souverän war damals die einzige Form, in der die politisch nicht mündigen Frauen ihr Anliegen durch Unterschrift bezeugen konnten. Der Thurgau hatte mit Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau, Waadt, Neuenburg und Genf zu den zwölf Kantonen gehört, in denen sich Kantonalcommissionen konstituiert hatten. In den übrigen zehn Kantonen war die Aktion lediglich durch Vertrauenspersonen unterstützt worden. Soweit das bedeutende Jahr 1928/29.

Der Thurgauische Verband für Frauenstimmrecht 1929–1977

Was bewirkten die 249 237 Unterschriften der Petition? Nichts! Zwar erklärte der Nationalrat am

3. Oktober 1929 eine entsprechende Motion der Petitionskommission ohne Diskussion für erheblich, und am 18. Dezember folgte ihm der Ständerat darin. Doch der Bundesrat schubladisierte den Auftrag, eine Vorlage auszuarbeiten, für fast 30 Jahre und unterbreitete der Bundesversammlung eine Botschaft erst am 22. Februar 1957! Zwei Jahre später fiel die Vorlage in der Volksabstimmung dann durch.

Anhand des rührigen Wirkens von Ludomila von Schreyder haben wir für das Vereinsjahr 1928/29 einen kleinen Einblick in die Tätigkeit des Thurgauischen Verbands für Frauenstimmrecht erhalten. Unbeantwortet blieb bis jetzt die Frage nach der Kontinuität der Verbandstätigkeit über die fünf Jahrzehnte seines Bestehens hinweg. In der Folge seien daher ein paar Streiflichter geboten, ohne dass die Frage damit erschöpfend behandelt werden könnte:

Die zahlreichen Aktivitäten Ende der zwanziger, Anfang der dreissiger Jahre sind nachher mit Sicherheit nicht in demselben Masse weitergeführt worden. Insbesondere die Arbeit gegen aussen sucht man in den Protokollbüchern vergeblich. Hingegen fanden ausser der Jahresversammlung jährlich einige Zusammenkünfte – darunter eine Adventsfeier – statt, an denen meist die gleichen 10 bis 30 Personen teilnahmen. Im Verbandsjahr 1954/55 beispielsweise gab es neben der Jahresversammlung vier Veranstaltungen: Dr. Ernst Leisi hielt ein Referat über eine Frühlingssfahrt nach Sizilien; Mittelpunkt am Adventsabend war Dr. Fritz Wartenweiler; an einem weiteren Abend erzählte Alice Bögli von ihrer Volkshochschulreise nach Italien; dazu kam ein Ausspracheabend über die Schrift «Wohin gehen wir» von Felix Moeschlin. Nach ausgesprochen «politischen» Themen suchen wir vergeblich; die Gruppe wandte sich allgemeineren Fragen und Sachgebieten zu. Inwieweit dabei dennoch politische Aspekte mitbehandelt und mitdiskutiert wurden, ist nur schwer zu eruieren. Immerhin liess ein Thema wie dasjenige aus dem Jahre 1962, als Dr. Fritz Wartenweiler über «Was bringt uns die

Zukunft? Was bringen wir der Zukunft?» referierte, auch politischen Diskussionen Raum.

Während Jahrzehnten fanden die Veranstaltungen des Verbands ausschliesslich in Frauenfeld statt. Zu einer gewissen Öffnung kam es erst nach von Schreyders Präsidentschaft, indem die Jahresversammlung 1968 erstmals im Gasthaus Trauben in Weinfelden stattfand. Der Vorstand hatte sich schon ab 1966 an verschiedenen Orten im Kanton getroffen, so in Märstetten, Uttwil, Romanshorn, Arbon und Diessenhofen.

Für die eidgenössische Abstimmung über das Frauenstimmrecht vom 1. Februar 1959 setzte sich nicht nur Ludomila von Schreyders Verband ein: «In Weinfelden wurde eine Arbeitsgemeinschaft für Frauenstimmrecht gegründet, welche das Aktionskomitee vor der Abstimmung vom 1. Februar in die Wege leitete. Vorsitzende war Frau Schibler-Kägi. Als Vertreterin unseres Vereins war Frau Dr. Scheiwiler dort», heisst es im Jahresbericht.

Auch für die – entscheidenden – Abstimmungen auf Bundes- (7. Februar) und Kantonsebene (12. Dezember) im Jahre 1971 setzten sich verschiedene thurgauische Frauenorganisationen ein. Nach deren positivem Ausgang führte der Thurgauische Verband für Frauenstimmrecht aus naheliegenden Gründen nur noch ein Schattendasein, geprägt von der Frage nach der Daseinsberechtigung. Am 6. Mai 1977 schliesslich wurde unter dem Präsidium von Verena Müller die Auflösung beschlossen: Bei zwei Enthaltungen stimmten acht Anwesende für das Ende des Vereins. Ludomila und Albert Scheiwiler-von Schreyder hatten ihre Meinung schriftlich geäussert und für den Fortbestand des Vereins plädiert.

Die Haus- und Ehefrau

Ludomila von Schreyder war, das belegen die vielen Schulzeugnisse und Studentestate für die jungen Jahre, wissensdurstig, und sie bildete sich zur Intel-

lektuellen. Eine Vielzahl von Referaten, aber auch kleineren Publikationen aus den sechs Jahrzehnten nach der Studienzeit beweisen ihre permanente wissenschaftliche Weiterbildung. So veröffentlichte sie eine kleine Biographie über Niklaus Ludwig von Zinzendorf, den Begründer der Herrnhuter Brüdergemeine (ohne Jahresangabe); eine nicht publizierte Abhandlung über Erasmus von Rotterdam ist mit 1951 datiert. Und noch im Alter von 76 Jahren hielt sie ein Referat mit dem Titel «Ursula Mangold – Aufgabe der Frau». Stets war sie bemüht, ihre Sprachkenntnisse anzuwenden. So hatte sie viele Briefkontakte in den ihr geläufigen Sprachen. Unter der Korrespondenz findet sich auch eine Karte des Philosophen Valentin Bulgakow, letzter Privatsekretär Dostojewskis, der Anfang Juni 1933 bei Scheiwilers in Dingenhart zu Besuch weilte.

Auffällig war auch ihr Bestreben, ihr Russisch zu verbessern; so lange es ihr körperliches Befinden erlaubte, besuchte sie Kurse in Winterthur. Später – noch mit 90 Jahren – waren die Sendezeiten der Russisch-Lektionen am Fernsehen für sie wichtige Termine. Ihre Sprachkenntnisse gab sie zudem bis ins hohe Alter weiter, indem sie in mehreren Sprachen Privatunterricht erteilte.

Mit Sprachkenntnissen, und seien sie noch so gut, lässt sich kein Haushalt führen – Ludomila von Schreyder war denn auch zeitlebens nie «Hausfrau» und machte kein Hehl daraus. Einerseits war sie durch die Kinderlosigkeit natürlich teilweise von den traditionellen Frauenpflichten befreit; andererseits war die Hausarbeit zu Beginn unseres Jahrhunderts noch sehr viel aufwendiger als heute, gab es doch erst wenige technische Hilfsmittel. In den ersten Ehejahren Ende der zwanziger, Anfang der dreissiger Jahre hatte «Frau Doktor» Au-pair-Mädchen, die die Hausarbeiten verrichteten. Auch Nichte Martha arbeitete jeweils im Haushalt mit, wenn sie bei Onkel Albert und Tante Mila in den Ferien weilte; sie «kochte oft Brombeerkonfi, denn es gab so viele Beeren».

Auch wenn sie keine begeisterte Hausfrau war, hat Ludomila Scheiwiler doch immerhin oft gebacken. Und ihrer Nachfolgerin im Präsidium des thurgauischen Frauenstimmrechtsverbands hat sie bei der Amtsübergabe denn auch einen Zwetschkuchen vorgesetzt, der jener bis heute in eindrucklichster Erinnerung geblieben ist.

Ludomila von Schreyder lernte ihren Ehemann Albert Scheiwiler um 1912 an der Universität Zürich kennen. Albert studierte Geschichte. In seinem Nachruf lesen wir hierzu: «In persönlicher Hinsicht fand er in einem kirchengeschichtlichen Seminar über Franz von Assisi [...] in Ludomila Alexandrowna von Schreyder seine künftige Lebensgefährtin, mit der er sich 1925 verband» – in Kirchengeschichte überlappen sich die Interessensgebiete der Theologiestudentin mit denjenigen des Geschichtsstudenten!

Zum Zeitpunkt der Begegnung war Ludomila 24, Albert 23 Jahre alt. Die in Waldkirch SG verbürgerte, aber in Gossau SG wohnhafte Familie Scheiwiler wusste lange nichts von der Beziehung; erst als Albert dauernd unter Geldknappheit litt, kam an den Tag, dass er eine Gefährtin hatte und sie finanziell unterstützte. Papa Scheiwiler zeigte sich darüber wenig erbaut. Die Familie war gegenüber Ludomila kritisch eingestellt, «weil man nichts wusste». Und was man wusste, war fremd: Eine Person, die angeblich russisch-orthodox erzogen worden war und sich von Vollwertkost ernährte!

Die Beziehung zwischen Ludomila und Albert blieb lange Zeit distanziert. Das Paar siezte sich bis 1924, ein Jahr vor der Heirat – wahrscheinlich dem Zeitpunkt der Verlobung (was den damaligen Normen wiederum entsprach). 1925 heirateten die beiden ohne grosses Zeremoniell. Damals war Albert bereits seit sieben Jahren Lehrer an der Kantonsschule Frauenfeld, wo er bis 1965 unterrichten sollte. Das Ehepaar wohnte zuerst in Dingenhart, bezog aber 1956 sein neuerbautes Haus an der Berglistrasse in Frauenfeld.

Das eheliche Verhältnis der beiden war, auch wenn man die Normvorstellungen, die zu Beginn des Jahrhunderts noch galten, mit berücksichtigt, «speziell». Verwandte bezeichnen es als «distanziert». Nicht selten wird Ludomila als egoistisch, Albert hingegen als seine Frau bewundernd beschrieben. Ludomila selbst pflegte zu sagen: «Albert verwöhnt mich.» Auf die Besonderheit der Beziehung deutet auch hin, dass das Ehepaar, das sich wenig in der Nachbarschaft zeigte, von jener umso eher beobachtet wurde. So wurde herumgeboten, dass «diese zwei nie beieinander schlafen würden». Tatsächlich hatte das Paar getrennte Schlafräume, die sie als persönlichen Freiraum betrachteten – eine auch heute noch eher seltene Praxis. Albert Scheiwiler wusste seinen Schülerinnen und Schülern überdies zu berichten, dass er den Sommer über in der Hängematte im Garten nächtigte. Natürlich wurde das von den Jugendlichen sofort überprüft, wobei sie enttäuscht feststellen mussten, dass die Mitteilung offenbar nicht den Tatsachen entsprach. Eine andere Gewährsperson vermutet, dass das Ehepaar eine «platonische Beziehung» gepflegt hat. Alfred Vögeli, ein Lehrerkollege Alberts und mit dem Paar befreundet, schrieb: «Er unterstützte sie in ihrem Einsatz für die Gleichberechtigung der Frau und umsorgte sie in ihrer Hinfälligkeit im Alter mit franziskanischer Liebe und Güte.» Viele Bekannte können sich denn auch noch daran erinnern, dass es stets der Ehemann war, der die Einkäufe für den Haushalt getätigt hat – auch dies eine Abweichung von der damaligen Norm. Erwähnenswert auch die folgende Geschichte: Ludomila trug immer eine Trillerpfeife auf sich, um sich bei ihrem Partner bemerkbar machen zu können. Was als hartes Frauenregime aussehen mag, hatte einen einfachen Grund: Albert hielt sich oft und gern im grossen Garten auf. «Weil er Ludomilas Rufen nicht immer gehört hatte, kaufte er ihr ein paar Pfeifen.»

Albert Scheiwiler, der am 13. Oktober 1889 in Waldkirch das Licht der Welt erblickt hatte, starb am

21. September 1979 in Frauenfeld. Wenige Monate später, am 3. Februar 1980, folgte ihm seine Gattin in den Tod nach. Ihre Asche wurde am 6. Februar in Frauenfeld-Oberkirch beigesetzt.

Würdigung

Ludomila Alexandrowna von Schreyder Scheiwiler, wie sie sich heute vermutlich schreiben würde, setzte sich im Thurgau während vier Jahrzehnten für die Gleichberechtigung der Frau ein und stellte ihre immense Schaffenskraft dafür zur Verfügung. Ihre Mittel waren dabei diejenigen der Intellektuellen. Es sieht alles danach aus, dass sie zwar den Draht zu ihresgleichen gefunden hat, nicht aber zur naturverbundenen Bäuerin in der Nachbarschaft oder zur modebewussten Städterin. Auch eine durch Mutterchaft und alltägliche Haushaltspflichten absorbierte Frau dürfte sie mit ihrer Art kaum erreicht haben. Diese Distanziertheit der Intellektuellen, auch der ehemaligen «Ausländerin» aus einem anderen Kulturkreis, mag mit ein Grund dafür gewesen sein, dass Ludomila von Schreyder nicht die gewünschte Resonanz fand.

Der Hauptgrund war freilich der, dass man im Kanton Thurgau neuen Strömungen eher abwartend bis skeptisch gegenüber steht. In Sachen Frauenstimmrecht verstärkte sich diese Grundhaltung im Vergleich mit anderen Kantonen durch die Jahrzehnte noch. Als 1929 für die erwähnte Petition Unterschriften gesammelt wurden, gehörte der Thurgau immerhin zu jenen zwölf Kantonen, die dafür eigens ein Komitee auf die Beine stellten; dieses brachte 3376 Unterschriften zusammen. 1959, als das Stimm- und Wahlrecht für Frauen auf schweizerischer Ebene zur Abstimmung kam, lehnten die Thurgauer Männer die Vorlage mit 80,2% Nein-Stimmen deutlich ab. Einen noch grösseren Nein-Stimmenanteil wiesen nur gerade die Kantone Unterwalden, Schwyz, Glarus,

St. Gallen, Uri und die beiden Appenzell auf. 1971, als der Thurgau bei einem gesamtschweizerischen Ja die Vorlage erneut bachab schickte, wenn auch nur noch mit 55,9 % Nein-Stimmen, wurde er lediglich noch von drei Kantonen übertroffen: Glarus, Schwyz und Appenzell. Dass es unter diesen Umständen für von Schreyder schwierig war, frohgemut zu bleiben und den Elan zu bewahren, ist verständlich.

Verglichen mit Frauenorganisationen der Zeit andernorts, namentlich in städtischen Verhältnissen, oder mit heutigem «Frauenpower» agierte Ludomila von Schreyders Thurgauischer Verband für Frauenstimmrecht nach einer durchaus militanten Anfangsphase ab Mitte der dreissiger Jahre eher betulich. So blieb man denn während Jahrzehnten bei ein paar Referaten und Ausspracheabenden pro Jahr «unter sich». Dass solches durch die Umstände bedingt war und nicht der Absicht der Vereinigung entsprach, versteht sich freilich von selbst. Die Schweizer Männer liessen sich, zumal in der Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre und während des Zweiten Weltkriegs, nur schwer für die politische Gleichberechtigung der Frau gewinnen. Für den Thurgauischen Verband für Frauenstimmrecht war die Überzeugungsarbeit umso schwieriger, als es ihm nie gelang, jemanden vom «Knäuel» – wie eine Mitstreiterin aus den sechziger Jahren meint – vor den Karren zu spannen.

Doch auch wenn das Frauenstimmrecht schliesslich verwirklicht wurde, ohne dass dem Thurgauer Verband dabei eine führende Rolle zukam, darf an ihn und seine langjährige Sekretärin und Präsidentin Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder in diesem Band erinnert werden. Umso mehr, als es nach ihrem Tod niemand für nötig erachtet hat, ihrer öffentlich zu gedenken. Auch sie kam zu früh.

*L. Scheiwiler –
von Schreyder*

Nachlass

Der persönliche Nachlass befindet sich im Besitz der Familie Wyser-Leutenegger, Schaffhausen.

Werke

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, Berlin o.J. (Schriftenreihe Zeugen Gottes aus allerlei Volk; 16); Verband für staatsbürgerliche Frauenarbeit, in: Schibler-Kaegi, Claire J. (Hrsg.): Die Frau im Thurgau, Frauenfeld 1953, S. 39–40; Zusammenstellung verschiedener Zeitungsaufsätze zur Frauenfrage in: KBTG BA 4140.

Quellen

StATG 8'906'0–4: Archiv des Schweizerischen Verbands für Frauenstimmrecht, Sektion Thurgau.

Literatur

Brühlmann-Debrunner, Annelies: Vom mutigen Thurgauer Mädchen zur politischen Partizipation der Frau im 20. Jahrhundert, Schlussbericht im Rahmen des Forschungsstudiums am Soziologischen Institut der Universität Zürich, Zürich 1985, Ms. (KBTG L 4248); Köchli, Yvonne-Denise: Eine Frau kommt zu früh. Das Leben der Iris von Roten, Autorin von «Frauen im Laufgitter», Zürich 1992; Mesmer, Beatrix: Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Basel/Frankfurt a. M. 1988, S. 245–257; Ruckstuhl, Lotti: Frauen sprengen Fesseln, Hindernislauf zum Frauenstimmrecht in der Schweiz, Bonstetten 1988; Schoop, Albert: Der Thurgau als Wirtschaftsraum, in: ders. (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau, Weinfelden 1971, S. 9–50; Vögeli, Alfred: Albert Scheiwiler, in: TB 116/117 (1979/1980), S. 263–268; Woodtli, Susanna: Gleichberechtigung. Der Kampf um die politischen Rechte der Frau in der Schweiz, Frauenfeld 1975.

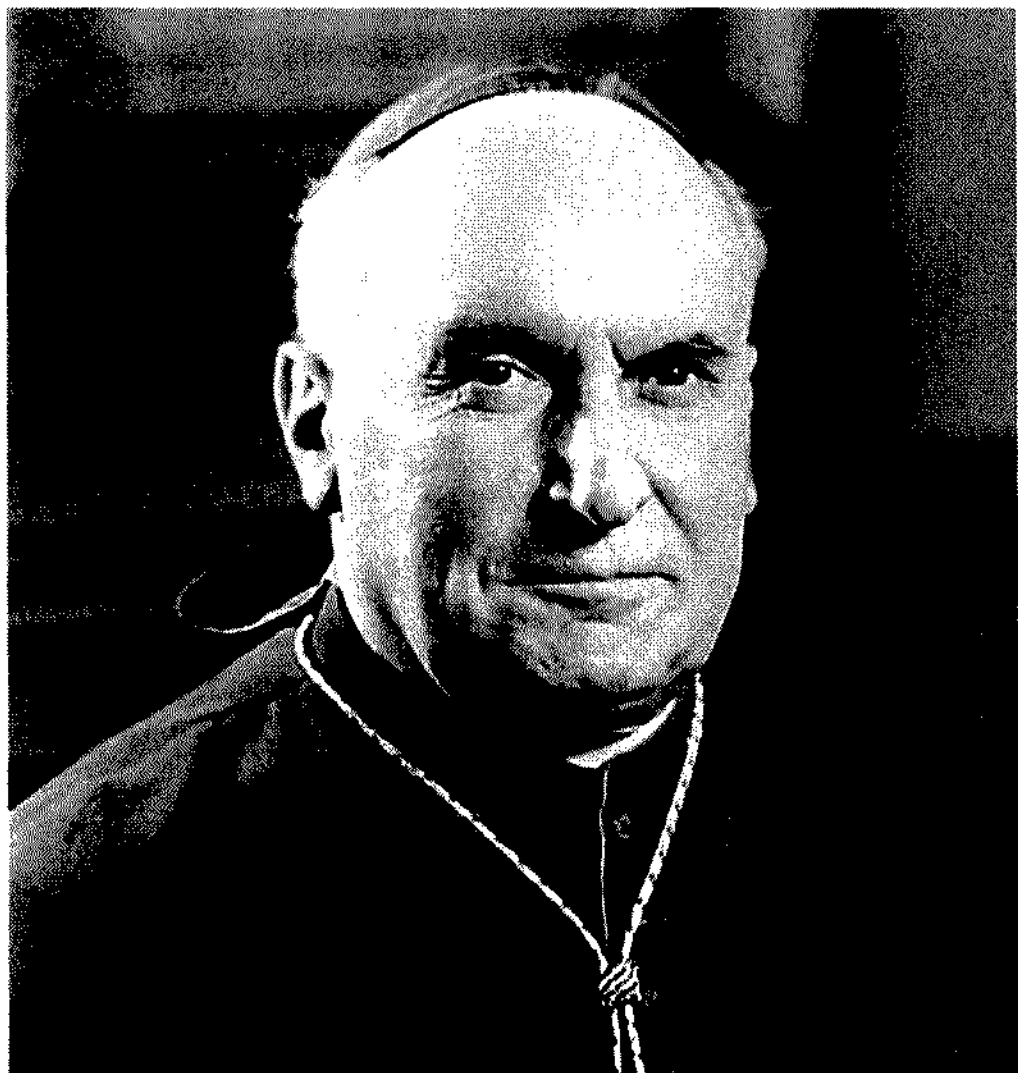
Bildquellen

Abb. 1: StATG, b) Fotos und Bilder: Scheiwiler-von Schreyder Ludomila Alexandrowna (Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder, um 1920; Fotograf unbekannt).

Abb. 2: StATG, b) Fotos und Bilder: Scheiwiler-von Schreyder Ludomila Alexandrowna (Gruppenaufnahme vom 8. Schweiz. Ferienkurs für Fraueninteressen in Ermatingen, Juli 1926; Fotograf unbekannt).

Unterschrift: StATG 8'906'0: Archiv Thurgauischer Verband für Frauenstimmrecht (Brief von Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder an Regula Lanz, 26.8.1968).

Franz von Streng (1884–1970) Bischof von Basel und Lugano



Herkunft und Jugendzeit

Seit der Kantonsgründung hatten im Thurgau Angehörige der Familie von Streng wesentlichen Anteil an der Gestaltung des öffentlichen Lebens. Ursprünglich aus Franken stammend und 1692 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, hatte das Geschlecht im Jahr 1737 südlich des Bodensees Fuss gefasst durch Kauf des Freisitzes Arenenberg, der bis zum Übergang an Hortense de Beauharnais im Jahr 1817 in seinem Besitz blieb. Johann Baptist von Streng (1808–1883) erwarb 1828 in Tägern das Bürgerrecht und war als Kantonsrat, Staatsanwalt, Tagsatzungsgesandter und Regierungsrat (1847–64) politischer Anführer der Thurgauer Katholiken. Er war Mitglied der Justizkommission und gehörte damit neben Johann Konrad Kern und Johann Melchior Gräflin (über den in diesem Band Albert Schoop berichtet) zum «Triumvirat», welches von 1837 bis 1849 faktisch den Kanton regierte. Sein

Sohn Alphons (6. November 1852 bis 25. Dezember 1940), der Vater des späteren Bischofs von Basel, profilierte sich ebenfalls in öffentlichen Ämtern: Zunächst Rechtsanwalt in Fischingen, wurde er Bezirksgerichtspräsident von Münchwilen (1886–1908), Mitbegründer und Verwaltungsratspräsident der Mittel-Thurgau-Bahn, Präsident der Thurgauischen Kantonalbank (1908–38), Grossrat (1886–1929), Nationalrat (1904–35) und Präsident des Katholischen Kirchenrates (1909–40). Bereits als Student sammelte er in der Kulturkampfzeit Erfahrung in der katholisch-konservativ ausgerichteten politischen Arbeit, indem er als Präsident des Zentralkomitees an der Spitze des Schweizerischen Studentenvereins stand (1874/75). Später gewann er in der katholischen Volkspartei wie auch im Kirchenrat des Kantons Thurgau eine nahezu beherrschende Stellung.

Alphons von Streng heiratete 1883 Zoe Meyr (2. Dezember 1856 bis 5. Oktober 1937), das einzige Kind des Amtsrichters Franz Meyr und seiner Frau Mathilde (geb. Hofer) von Jestetten D. An der Töchtereschule am Konstanzer Dominikanerinnenkloster Zoffingen religiös erzogen, engagierte sie sich in der kirchlichen Arbeit: Sie war beteiligt an mehreren karitativen Unternehmen und gründete 1913 zusammen mit dem Bischofszeller Pfarrer und späteren Bischöflichen Kommissar Fridolin Suter (1863–1937) den Thurgauischen Katholischen Frauenbund. In der gleichen Organisation war sie auch auf nationaler Ebene tätig: Von 1912 bis 1936 sass sie im Zentralkomitee, von 1915 bis 1921 im leitenden Ausschuss des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes.

Der Familie von Streng wurden drei Kinder geboren: zuerst am 27. Februar 1884 Franz, der spätere Bischof von Basel, danach Elisabeth (27. Oktober 1885 bis 4. Januar 1894), die aber bereits im Kindesalter an Diphtherie starb. Das dritte Kind war Alphons Maria (7. September 1890 bis 16. Juli 1943), der gleich seinem Vater Bezirksgerichtspräsident, Kan-

tonsrat und Kirchenratsmitglied wurde. Aus seiner Ehe mit Antonia Gräfin von Consolati gingen die Kinder Felix, Franz, Elisabeth und Philipp hervor.

Kurz nach der Geburt des ersten Sohnes zog die Familie von Streng in ein neu erbautes Haus nach Sirnach. Hier wuchs Franz auf und besuchte die Primarschule. Von 1895 bis 1903 war er Zögling des Jesuitengymnasiums «Stella Matutina» in Feldkirch. Die Zeit am Kollegium weckte in ihm eine ausgeprägte, zeitlebens anhaltende Vorliebe für Sport, Bergtouren und Theaterspiel. Nach Sprachaufenthalten in Löwen und Paris bezog er im Oktober 1904 das Theologenkönvikt «Canisianum» in Innsbruck und studierte an der Universität dieser Stadt bis zum Sommer 1907 Philosophie und Theologie. Im Herbst des gleichen Jahres begann er am Priesterseminar Luzern den Ordinandenkurs. Hier empfing er zusammen mit 26 weiteren Kandidaten am 12. Juli 1908 in der Stifts- und Pfarrkirche St. Leodegar im Hof aus den Händen von Bischof Jakob Stammler (1840–1925; seit 1906 Bischof von Basel und Lugano) die Priesterweihe; die Primiz feierte er eine Woche später in Sirnach. Zwei der Mitalumnen von Strengs sind aufgrund ihrer aussergewöhnlichen Begabung später besonders hervorgetreten: Leo Haefeli (1885–1948) studierte orientalische Sprachen und wurde 1929 – als erster katholischer Geistlicher überhaupt – an der Universität Zürich Privatdozent. August Ackermann (1883–1968) wirkte als überaus fleissiger religiöser Schriftsteller, blieb allerdings wegen seines wenig konziliananten Charakters jeweils nur für wenige Jahre auf den zugewiesenen Pfarrstellen.

Seelsorger in Bern und Basel

Seine erste Anstellung erhielt Franz von Streng zusammen mit seinen beiden Kurskollegen Alphons Feune (1884–1932) und Julius Felder (1882–1973) als Vikar an der Dreifaltigkeitspfarre in Bern. Die

Diasporagemeinde der Bundesstadt befand sich in einer Phase der Expansion und der Konsolidierung. In der reformierten Stadt war der katholische Gottesdienst erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts überhaupt geduldet. Die nach und nach aufgebaute Pfarrei hatte 1864 ihre eigene Kirche fertiggestellt, diese jedoch im Laufe des Kulturkampfes elf Jahre später an die christ-katholische Gemeinde verloren. Seit 1899 stand mit der Dreifaltigkeitskirche wieder ein eigenes Gotteshaus zur Verfügung. Die äusserst grossflächige, von vielen Beamten bewohnte Pfarrei umfasste 1910 in Bern und Umgebung rund 9500 Gläubige und stellte, zumal in der wirtschaftlich belasteten Zwischenkriegszeit, hohe Anforderungen an die Seelsorge. Ein wesentlicher Teil der Tätigkeit von Strengs war den kirchlichen Vereinen gewidmet, von denen in der Pfarrei Bern 30 bestanden. Der Vikar machte das jährlich stattfindende katholische Jugendfest, die «Kinderchilbi», zu einem bedeutenden Anlass; im Bemühen um unmittelbaren Kontakt mit den Jugendlichen beteiligte er sich – damals für einen Geistlichen durchaus nicht selbstverständlich – an Fahrradtouren, Badeausflügen und Fussballspielen. Als einer der ersten Priester trug er dazu anstelle des langen Mantels einen kurzen Veston oder Sportbekleidung. Dies brachte ihm zwar den Ruf eines fortschrittlichen Seelsorgers ein, es führte aber auch zu mehreren Verwarnungen durch Stadtpfarrer Emil Nünlist (1875–1952).

Im Alter von 35 Jahren wechselte Franz von Streng 1919 in die Stadt Basel, die konfessionell ähnlich strukturiert war wie Bern, und wurde Pfarrer von St. Clara. Diese Kirche, welche ursprünglich dem 1529 aufgehobenen Klarissenkloster gehört hatte, diente seit der Helvetik der katholischen Minderheit für Gottesdienstfeiern und wurde seit 1859 von ihr allein genutzt. In der Stadt gab es 1920 rund 40 000 Katholiken, die zu den vier Seelsorgebezirken St. Clara, St. Marien, St. Joseph und Heiliggeist gehörten; erst 1919 wurden sie kirchenrechtlich selbständig.

Von Strengs Pfarrei war die grösste des ganzen Bistums; dem Pfarrer waren zunächst vier, später sechs Vikare zugeordnet.

Seit Beginn des Jahrhunderts erlebte der katholische Bevölkerungsteil in Basel ein stürmisches Wachstum: Bedingt durch den Zuzug auswärtiger Dienstleute und Arbeiter stieg der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung ständig, gleichzeitig festigte sich der innere Zusammenhalt und das kollektive Selbstbewusstsein. Sichtbaren Niederschlag fand dies in der Fronleichnamsprozession, die 1917 erstmals wieder öffentlich gehalten werden durfte. Seine Führungsfiguren hatte der Aufbruch auf Seiten des Klerus in drei markanten Persönlichkeiten: Neben dem Pfarrer von St. Clara war dies zunächst Pfarrer Robert Mäder (1875–1945) von der Heiliggeistkirche, der nach Kräften die Geschlossenheit der katholischen Gruppe förderte und zu diesem Zweck eigene Privatschulen aufbaute sowie eine Schwesterngemeinschaft ins Leben rief. Pfarrer von St. Anton war seit 1927 Xavier von Hornstein (1892–1980); er übernahm 1942 an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg in der Schweiz den Lehrstuhl für Pastoraltheologie.

Als Pfarrer von Basel begann Franz von Streng, sich verstärkt um die Eheseelsorge zu bemühen. 1928 veröffentlichte der Schweizerische Katholische Frauenbund die von ihm verfasste Broschüre «Um Leben von Mutter und Kind», eine engagierte Streitschrift, welche mit religiösen, philosophischen und medizinischen Argumenten gegen Versuche zur Liberalisierung der Gesetzgebung im Bereich des Schwangerschaftsabbruchs zu Felde zog. Ihn brandmarkte von Streng als «Untat an Volk und Vaterland», und aufs schärfste verurteilte er «jene, die, den niederen Trieben schmeichelnd, mit dem Begehren nach gesetzlicher Freigabe des Verbrechens parteipolitische Zwecke verfolgen, wie Kommunisten und Sozialisten es tun». Der Pfarrer versuchte, durch Ausbau der Ehevorbereitung die Gründung von Familien zu fördern, die von einer christlichen Grund-

anschauung geprägt waren. Er verfasste dazu eine eigene «Braut- und Ehebelehrung», welche unter dem Titel «Das Geheimnis der Ehe» an Weihnachten 1936 erstmals im Druck erschien. Thema des Buches war einerseits die religiöse und die praktische Vorbereitung auf die Hochzeit, andererseits eine eingehende, an der Enzyklika «Casti Connubii» Pius' XI. vom 31. Dezember 1930 orientierte Belehrung über Fragen der Sexualität und der Fortpflanzung. Im Sinne der kirchlichen Morallehre und der päpstlichen Weisung warnte von Streng die Eheleute eindringlich vor dem Versuch, die Anzahl der Kinder durch künstliche Mittel zu beschränken, und denunzierte entsprechendes Verhalten als «herabwürdigende Vergewaltigung der von Gott so kunstvoll und zart gebauten körperlichen Organe und Lebenskeime im Dienste des werdenden Lebens».

Die Wahl zum Bischof

Die notwendige kirchliche Druckerlaubnis erhielt das Manuskript zu von Strengs Buch nach offizieller Angabe am 16. November 1936. Dieses Datum steht zugleich für die einschneidendste Wende im Leben des Basler Pfarrers: In Solothurn nämlich war am 17. Oktober 1936 nach 15 Monate dauernder Krankheit Bischof Joseph Ambühl (1873–1936; seit 1925 Bischof von Basel und Lugano) verstorben. Einen Monat später trat das damals aus 13 Mitgliedern bestehende Domkapitel zusammen, um die Wahl eines Nachfolgers vorzubereiten. Als ersten Schritt stellten die Domherren eine sechs Namen umfassende Kandidatenliste auf. Neben von Streng enthielt diese den bischöflichen Kanzler Gustav Lisibach (1892–1967), den Generalvikar für die französischsprachigen Gebiete Eugène Folletête (1871–1956), den Solothurner Seminarregens Georg Sidler (1882–1945) sowie die beiden Pfarrer Gottfried Binder (1884–1958) von Brugg und Robert Kopp

(1884–1961) von Sursee. Die Aufstellung wurde den gleichzeitig tagenden Abgeordneten der sieben betroffenen Kantonsregierungen – der Diözesankonferenz – unterbreitet. Von ihr erhielten alle sechs Anwärter die staatliche Genehmigungserklärung, und zwar von Streng und Folletête mit sieben, Binder, Lisibach und Kopp mit sechs und Sidler mit fünf Stimmen.

Die Wahl selbst fand am folgenden Tag, dem 17. November 1936, in der Sakristei der Solothurner Kathedrale statt. Schon im ersten Wahlgang erhielt Franz von Streng das notwendige absolute Mehr der Stimmen und war damit zum Bischof erkoren. Unverzüglich gab der Dompropst den in der Kirche anwesenden Gläubigen und der Diözesankonferenz das Ergebnis bekannt. Die päpstliche Konfirmation erfolgte bereits am 30. November 1936; sie bestätigte von Streng als Bischof von Basel und zugleich – allerdings lediglich pro forma und ohne irgendwelche Rechte oder Pflichten – als Bischof von Lugano. Die Weihe empfing er am 24. Januar 1937 in Solothurn; Hauptkonsekrator war Nuntius Filippo Bernardini, dem die Bischöfe Viktor Bieler von Sitten und Marius Besson von Lausanne-Genf-Freiburg assistierten.

Einflussnahme auf das kirchliche Leben im Bistum

Mit grosser Zuversicht trat der 53 Jahre alte Bischof sein neues Amt an, was im gewählten Leitspruch «in sollicitudine et caritate» (in Sorge und Liebe) beredten Ausdruck fand. Neben vielen Beifallsbekundungen wurde ihm eine erste Anerkennung zuteil, als ihm am 3. Mai 1937 die Universität Innsbruck, an der er seinerzeit studiert hatte, ehrenhalber das Doktorat in katholischer Theologie verlieh. Das Bistum Basel befand sich in einer spürbaren Entwicklungsphase: Die Stellung der Katholiken festigte sich durch das in Gang gekommene Wachstum ihres Bevölkerungs-

anteils in den traditionell evangelischen Diözesangebieten (Bern, Basel, Schaffhausen und Aargau). Dies war unter anderem Folge der beschleunigten Industrialisierung und der dadurch bewirkten Migration. Die hinzutretende Überwindung der politischen Oppositionsrolle, welche die katholisch-konservative Richtung im Bundesstaat bis zur Jahrhundertwende innehatte, und der Ausbau des katholischen Vereins- und Pressewesens machten die Jahre 1920 bis 1950 zur eigentlichen «Blütezeit des katholischen Milieus» (Urs Altermatt). Im Bistum Basel schlug sich dies sichtbar nieder im Ausbau der kirchlichen Verbände, in der Gründung neuer Pfarreien und im Bau zahlreicher neuer Kirchen. Die grossen Dachorganisationen – der Schweizerische Katholische Volksverein und der Schweizerische Katholische Frauenbund – hatten ihren Sitz in der Stadt Luzern, die als traditioneller katholischer Vorort der Schweiz und wegen der hier bestehenden Bildungseinrichtungen (Theologische Fakultät und diözesanes Priesterseminar) eine Art geistiges Zentrum des Bistums war. Hier fand 1949 auch der IX. gesamtschweizerische Katholikentag statt.

Den direkten Kontakt mit den Gläubigen seines Sprengels stellte der Bischof in erster Linie sicher durch die Feier von Pontifikalgottesdiensten in den einzelnen Pfarreien. Jährlich führte er im späten Frühjahr mehrwöchige Besuchsreisen durch, bei denen er zunächst für mehrere Dörfer zentral, ab 1939 in jeder Pfarrkirche einzeln die Firmung spendete. Insgesamt suchte von Streng auf diese Weise sechsmal die Pfarreien seines Bistums auf, im Kanton Thurgau weilte er erstmals 1940 und danach alle fünf Jahre. Nach Ausweis einer sorgfältig geführten Statistik firmte der Bischof bis zu seinem Tod in 3369 Feiern zusammen 368 376 Personen. Zum Ablauf dieser Begegnungen wünschte er ausdrücklich, «dass die ganze Pfarrei sich religiös auf den Firmtag vorbereite und an der Firmfeier, soweit immer möglich, teilnehme». Anlass zu grosser Feierlichkeit war überdies

Wie kein Basler Bischof vor ihm war Franz von Streng in den Pfarreien seiner grossen und während seiner langen Amtszeit bevölkerungsmässig überdurchschnittlich wachsenden Diözese persönlich präsent. Die Fotografie zeigt den Bischof im Kontakt mit der Bevölkerung anlässlich eines Firmbesuchs um 1950.



gegeben, wenn der Bischof zur Weihe einer neu erbauten Kirche anreiste. Im Kanton Thurgau gab es solche Gelegenheiten vorab im Zusammenhang mit der Auflösung alter, auf die Reformation zurückgehender Simultanverhältnisse, so in Bussnang (1937), Berg (1938), Sirnach (1939), Wängi (1958), Sulgen (1961), Sitterdorf (1961), Steckborn (1963), Hüttwilen (1966) und Diessenhofen (1967). In Bichelsee übernahm die katholische Pfarrei die paritätische Kirche zum alleinigen Gebrauch und veränderte sie grundlegend (1965), während neue Kirchen gebaut wurden in Amriswil (1939), Gachnang (1952) und Nussbaumen (1967). Die Entwicklung zeigt sich auch in Zahlen: Während im Jahr 1934 im Bistum Basel in

429 Pfarreien rund 600 000 katholische Christen lebten, stieg ihre Zahl bis 1970 auf 1,1 Millionen in 489 Pfarreien und 29 Pfarr-Rektoraten. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung erhöhte sich in dieser Zeit von 34 auf 43 Prozent.

Jeweils zum Jahrestag seiner Bischofsweihe wandte sich von Streng mit einem Hirtenschreiben an alle Gläubigen des Bistums. Oft warnte er dabei vor den gefährdenden Einflüssen des gesellschaftlichen Wandels und rief die Katholiken dazu auf, im Alltagsleben ihre besonderen Interessen zur Geltung zu bringen. Neben Fragen der Frömmigkeit und des Glaubens kamen in den Hirtenworten pastorale Themen zur Sprache wie etwa «Zur Ordnung Gottes

in Ehe und Familie» (1960), «Die lebendige Pfarrgemeinde» (1939) oder «Unsere Jugend» (1947); während des Krieges äusserte sich der Bischof zur «Bereitschaft in ernster Stunde» (1940), mehrmals auch zu sozialen Fragen wie «Unsere Arbeit» (1943), «Unsere Freizeit» (1948), «Der Christ im Handelsleben» (1956), «Der Christ als selbständiger Unternehmer» (1959) oder «Das christliche Betriebsklima» (1962). In den angefügten Weisungen gab er jeweils Rechenschaft über seine Tätigkeit des vergangenen Jahres und legte die pastoralen Schwerpunkte für die folgenden Monate fest. Das wichtigste seelsorgerliche Arbeitsfeld, auf dem von Streng persönlich mitwirkte, blieb die Ehevorbereitung: Auch als Bischof leitete er mehrmals jährlich Brautleutetage und hielt dabei Referate. Grundlage bildete sein Ehekonzept, wie er es im Buch «Das Geheimnis der Ehe» vorgelegt hatte. Die Schrift erschien auch in holländischer, englischer, spanischer, französischer und italienischer Sprache, und 1958 erreichte sie ihre vierzehnte Auflage. Später erweiterte von Streng das Buch zu einer Handreichung für Seelsorger, welche unter dem Titel «Die Ehe als Sakrament und Liebesbund» im Jahr 1964 im Druck veröffentlicht wurde.

Beziehungen zum Klerus

Für die Gestaltung des kirchlichen Alltagslebens war vorab die Arbeit mit den Seelsorgern von Bedeutung. Sie begann bereits während der Ausbildung: Unmittelbar neben dem bischöflichen Sitz in Solothurn befand sich seit 1928 das diözesane Ordinanden-seminar, in welchem Theologen sich in mehrmonatigen Kursen auf den Weiheempfang vorzubereiten hatten. Um engen Kontakt mit der nächsten Priester-generation bemüht, hielt von Streng hier Vorträge und liess sich zu Ausspracheabenden einladen, zudem zog er die Weihebewerber für liturgische Hilfsfunktionen bei bischöflichen Gottesdiensten heran.

Mit den Geistlichen im Pfarreinsatz traf er mindestens einmal jedes Jahr persönlich zusammen, wenn er in den Wintermonaten an den Versammlungen der Dekanate teilnahm und dabei regelmässig auch selbst das Wort ergriff. Der Führung im engeren Sinn dienten schliesslich die jährlich meist im Januar oder Februar nach Olten zusammenberufenen Dekanatenkonferenzen, bei welchen der Bischof seine seelsorgerlichen Weisungen erteilte und erläuterte. Stets wiederkehrende Themen bildeten die Einschärfung von Vorschriften in den Bereichen Liturgie, Kirchenbau, Eherecht und Feiertagsordnung, der Aufruf zur finanziellen Unterstützung kirchlicher Bildungs- und Presseeinrichtungen sowie die Orientierung über bevorstehende Visitationen, angeordnete Kirchenopfer oder in Ausarbeitung stehende bischöfliche Weisungen; ab 1960 gewannen die Förderung des Priesternachwuchses und der Ausbau der Ausländerseelsorge mehr und mehr an Gewicht.

In Bischof von Strengs Amtszeit fiel die Erneuerung nahezu aller kirchlichen Bücher und Sammlungen im Bistum Basel. Den Anfang machte 1938 das Rituale, die amtliche Anleitung für die Feier von Sakramenten und Sakramentalien, welche neben den lateinischen Formularen auch solche in der Volkssprache enthielt. 1941 folgte als Ersatz für den bisherigen «Kleinen Katechismus» das «Religionsbuch für Schule und Familie». Ein Jahr später erschien das auf Initiative des Diözesanecäcilienvereins neu bearbeitete Gesang- und Gebetbuch «Laudate», welches 16 Auflagen erlebte und erst 1966 durch das überdiözesane, für alle deutschsprachigen Pfarreien des Landes eingeführte «Schweizerische Kirchengesangbuch» abgelöst wurde. Im Juni 1947 lag der «Katholische Katechismus für das Bistum Basel» in einer neuen Fassung vor – es sollte im Bistum Basel die letzte Überarbeitung des traditionsreichen Lehrbuches überhaupt sein. Einer Revision bedurften auch die diözesanen Rechtsvorschriften. Nachdem von Streng auf dem Verordnungsweg erste Anpassungen vorge-

nommen hatte, forderte er Ende 1952 die Theologieprofessoren und Dekane auf, zur Neuformulierung der Diözesanstatuten Vorschläge einzureichen. Für die formelle Beratung der neuen Ordnung berief er auf den 26. November 1956 eine Diözesansynode nach Solothurn. Hier legte der Bischof den Entwurf zu vollständig umgearbeiteten Synodalkonstitutionen vor, welche er – nach einer inhaltlichen und redaktionellen Bereinigung – 1960 publizierte und in Kraft setzte.

Überdiözesanes Engagement

Die Arbeit auf gesamtschweizerischer Ebene begann von Streng 1915 im Zentralvorstand des Schweizerischen Katholischen Jungmannschaftsverbandes, 1931 wurde er hier Vizepräsident und 1937 Präsident. Als Bischof war er zudem Protektor mehrerer weiterer Verbände, so des Schweizerischen Katholischen Volksvereins und des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes. Mit dem Vorstand des letzteren kam es zu Verstimmungen, als dieser im Vorfeld der auf den 1. Februar 1959 angesetzten eidgenössischen Volksabstimmung über die Einführung des Frauenstimmrechts gegen von Strengs Wunsch die Ja-Parole beschloss. Obwohl an der Urne die Männer im Verhältnis von zwei zu eins zuungunsten der Frauen entschieden, führte der Vorfall zu einer Entfremdung zwischen dem kirchlichen Frauenverband und seinem obersten geistlichen Berater. In der Schweizer Bischofskonferenz profilierte sich von Streng schon zu Beginn seiner Mitgliedschaft, als ihm in den politisch belasteten Jahren 1938 bis 1944 jeweils die Ausarbeitung des gemeinsamen Betttagshirtenbriefs für die ganze Schweiz übertragen wurde. Obwohl er dem Gremium nie als Präsident vorstand, übte er hier einen gewichtigen Einfluss aus.

Gesamtkirchlich trat Bischof von Streng eher zurückhaltend in Erscheinung. 1950 verlieh ihm Pius XII. das Ehrenamt eines päpstlichen Thronassistenten,

welches er am 1. November 1950 bei der Feier zur Verkündigung des neuen Mariendogmas auch ausübte. Auf dem II. Vatikanischen Konzil nahm von Streng an allen vier Sessionen als bereits erfahrener Bischof teil. In seinem Konzilsvotum, der schriftlichen Vernehmlassung in der Vorbereitungsphase, unterbreitete er insgesamt 16 Reformvorschläge zu den Bereichen Dogmatik, Moral, Kirchenrecht und Liturgie. Während des Konzils selbst ergriff er ein einziges Mal in einer Generalkongregation das Wort: Am 23. Oktober 1964 brachte er namens der Schweizer Bischofskonferenz Verbesserungsvorschläge zum Textentwurf («Schema») über «Die Kirche in der Welt von heute» vor. Weil er dabei zu stark auf Einzelheiten einging und zu viel Redezeit beanspruchte, unterbrach ihn der Moderator, Kardinal Julius Döpfner, zweimal. Einen anderen Diskussionsbeitrag musste von Streng durch Bischof Johann Baptist Przyklenk von Januaria (Brasilien) am 30. September 1965 vertretungsweise vorlesen lassen, weil er selbst am Tag zuvor aus Rom abgereist war. Beiträge zum Ehevotum und zu Kapitel III der Kirchenkonstitution schliesslich kamen nicht zum Vortrag und wurden schriftlich entgegengenommen. Hauptsächlich äusserte sich von Streng in diesen Stellungnahmen zur notwendigen Erneuerung der Ehe- und insbesondere der Mischehenpastoral, und einmal mehr rief er auf zum entschlossenen Kampf gegen alle Versuche zur Liberalisierung der Abtreibungsgesetzgebung.

Für die Kirche war das Konzil das von aussen wahrnehmbare Zeichen für einen grundlegenden, seit mehr als einem Jahrzehnt wirksamen Wandel. Im Pfarreleben wurde die anstehende Erneuerung greifbar, als mit Hilfe der Konzilsbeschlüsse die liturgische Bewegung ihre Postulate im Bereich von Gebet und Gottesdienst durchsetzen konnte. Auch gesellschaftlich hatten sich in der Schweiz seit 1950 gravierende Wandlungen ergeben: Technischer Fortschritt, Wirtschaftsaufschwung und Erhöhung der Mobilität veränderten das Bewusstsein; neue Wertvorstellungen

verminderten den kulturkampfbedingten Gegensatz der konfessionellen Blöcke. Die Katholiken traten aus ihrer Isolation heraus, und die bisherige Geschlossenheit des geistigen Lebensraumes brach auf. Die Folgen waren überall sichtbar: In den katholischen Verbänden stagnierten die Mitgliederzahlen, innerhalb der eigenen Reihen griff ein Pluralismus der Meinungen Platz, und erste Anzeichen eines Priestermangels machten sich bemerkbar. Bischof von Streng war bemüht, mit der Zeit schrittzuhalten: Ganz nach den ekklesiologischen Vorstellungen des Konzils begann er sachte, Priester und Laien an den diözesanen Entscheidungsprozessen zu beteiligen und rief zu diesem Zweck einen Priesterrat und einen Diözesanrat ins Leben (1. Juni und 18. November 1967). Zugleich sorgte er sich, besonders im Bereich der Liturgie, um die Bewahrung des Überkommenen, und noch 1967 mahnte er in seinen Weisungen: «Neben dem Gebrauch der Volkssprache im heiligen Messopfer muss auch das stilreine lateinische Amt gepflegt werden. Deshalb muss die Schuljugend die lateinischen Gesänge des Ordinariums und der Chormessen gut und gerne singen lernen.»

Amtsverzicht und letzte Lebensjahre

Während des Konzils feierte von Streng seinen 80. Geburtstag. In den letzten Novembertagen des Jahres 1965 verbreitete die Tagespresse die Nachricht, der Bischof werde auf Ende Dezember von seinem Amt zurücktreten. Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um eine gezielt über Agenturen verbreitete Falschmeldung. Ihr Erfinder war möglicherweise inspiriert durch das kurz zuvor, am 28. Oktober 1965 verabschiedete Konzilsdekret «Über die Hirtenaufgabe der Bischöfe», welches als bahnbrechende Neuerung alte oder nicht mehr arbeitsfähige Bischöfe zum Rücktritt aufforderte. Für den Basler Oberhirten war die Zeit dafür reif: In einer

Privataudienz bat von Streng am 17. Oktober 1966 den Papst (Paul VI.) um Entbindung von den Amtspflichten, und nach entsprechender Zusicherung reichte er vor Weihnachten sein formelles Gesuch ein. Die Bistumsangehörigen orientierte er darüber bereits am 24. Januar 1967 aus Anlass der Feier zum 30. Bischofsweihejubiläum. Diese Offenheit zu einem Zeitpunkt, als die formelle Zustimmung aus Rom noch ausstand, ist auffallend, ja im Blick auf das damalige Verhältnis zwischen Papst und Bischöfen ist sie ein sprechendes Zeugnis für die hohe Achtung, die von Streng seinem Amt entgegenbrachte. Die Römische Kurie verzögerte in der Folge die Annahme der Demission um mehrere Monate und benutzte sie gegenüber Domkapitel und Kantonsregierungen als Druckmittel, um eine Änderung des herkömmlichen Bischofswahlverfahrens durchzusetzen. Erst am 3. November 1967 lag aus Rom die Zustimmung vor, zugleich wurde von Streng zum Apostolischen Administrator für die Zeit der Sedisvakanz ernannt und ihm der Titel eines Bischofs von Obbi (Mauretania) verliehen. Am 11. Februar 1968 weihte er in Solothurn seinen Nachfolger Anton Hänggi (1917–1994), bis dahin Professor für Liturgiewissenschaft an der Universität Freiburg/Schweiz, zum Bischof.

Nach seinem Rücktritt wohnte von Streng weiterhin in Solothurn. Er leistete Aushilfsdienste als Firmspender und bei der Weihe von Altären und Kapellen. Als letzte Pontifikalhandlung benedizierte er am 26. Juli 1970 die neu erbaute St. Anna-Kapelle in Mettemberg (JU). Bald darauf, am 7. August 1970, starb er nach kurzer Krankheit im Bürgerspital Solothurn, und am 11. August wurde er in der Kathedrale St. Urs und Viktor beigesetzt.

Würdigung

Zum Bischof gewählt als Mann der katholischen Jugendbewegung, welcher in der Diaspora- und

Grossstadtseelsorge in den Bereichen Liturgie und kirchliche Disziplin durchaus liberale Neigungen zeigte, erwies sich von Streng schon in den ersten Amtsjahren als entschlossene Führerpersönlichkeit: Tatkräftig nahm er die Leitung des grössten Schweizer Bistums in die Hand und gewann durch hohe Präsenz in den Pfarreien, beim Klerus und in den Verbandsvorständen rasch bestimmenden Einfluss. Ihn wusste er zu nutzen zur Förderung seiner Hauptanliegen: der Ehe- und Familienpastoral, der liturgischen Erneuerung und später der Ausländerseelsorge. Entsprach sein Führungsstil den Anforderungen und den gesellschaftlichen Gegebenheiten in der ersten Hälfte seiner Amtszeit in geradezu idealer Weise, so tat sich von Streng mit dem Umbruch in den sechziger Jahren und mit der innerkirchlichen Umwälzung, die im Konzil ihren breiten Niederschlag fand, zunehmend schwer: Wiederholt beklagte er die Übertretung kirchlicher Vorschriften und die unerlaubte Vorwegnahme erst geplanter Reformen. Im Auftreten und insbesondere im Umgang mit Seelsorgern gab er sich auch angesichts gewandelter Verhältnisse als Seigneur und Patron; in seinen Hirten schreiben blieb er beim zwei Jahre nach Amtsantritt eingeführten pluralis majestatis, und bis zum Schluss liess er sich als «Gnädiger Herr» ansprechen.

Durch sein Engagement in der Verbandsarbeit, aber auch durch seine seelsorgerlichen Initiativen zugunsten von Internierten und Gastarbeitern, wurde Franziskus von Streng in den vierziger und fünfziger Jahren zu einer Leitfigur der Schweizer Katholiken. Erfolgreich um ein gutes Einvernehmen mit den staatlichen Behörden bemüht, äusserte er sich zu politischen Fragen nur mit grosser Vorsicht. Wie die übrigen Schweizer Bischöfe unterliess er es während der Kriegszeit, sich zugunsten der damals ausserhalb des Landes Verfolgten zu exponieren, und gegenüber der Ökumene blieb er ebenso reserviert wie gegenüber der Frauenrechtsbewegung. In einer Zeit, in welcher die Zahl der Katholiken absolut und relativ, aber

auch die Zahl der aktiven Priester stetig anwuchs, und die geprägt war von einer regen kirchlichen Bautätigkeit, verstand er es, im Bistum Basel die Kräfte für überpfarreiliche Initiativen zu mobilisieren und das Gemeinschaftsbewusstsein zu stärken.

+ Franciscus
Bischof v. Basel u. Lugano

Nachlass

Dokumente und Akten, die mit von Strengs Amtstätigkeit in Zusammenhang stehen, sind aufbewahrt im Bischöflichen Archiv Solothurn.

Werke

Schriftenverzeichnis bei Bosshart-Pfluger (vgl. Literatur), S. 746–747, und Altermatt (vgl. Literatur), S. 301–302.

Quellen

Bischöfliches Archiv Solothurn: Sammelmappe «Presseberichte Franziskus von Streng» (A 2636); Josef Rohrer, Pontifikalfunktionen 1937–1970 Sr. Ex. Mgr. Dr. Franciscus von Streng, Bischof von Basel und Lugano, Ms.; Sammelband «Hirtenschreiben Bischof von Streng 1937–1967» (Vervielfältigung).

Schweizerische Kirchenzeitung 105 (1936) – 139 (1970); Constitutiones synodales ab Illustrissimo et Reverendissimo D. D. Dr. Francisco von Streng Episcopo Basileensi et Luganensi in Synodo dioecesis die 26 novembris 1956 Solodori celebrata decretae et promulgatae, Solothurn 1960; Acta et documenta concilio oecumenico Vaticano II apparando Bd. I/II,2, Vatikan 1960; Acta synodalia sacrosancti concilii oecumenici Vaticani II, 1/1–IV/7, Vatikan 1970–1978.

Literatur

Bruckner, Albert (Hrsg.): Helvetia Sacra I/1: Schweizerische Kardinäle. Das Apostolische Gesandtschaftswesen in der Schweiz. Erzbistümer und Bistümer I, Bern 1972; Bosshart-Pfluger, Catherine: Streng, Franziskus von (1884–1970), in: Gatz, Erwin (Hrsg.): Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983, S. 745–747; Altermatt, Urs, unter Mitwirkung von Wolfgang Göldi: Franz von Streng (1937–1967) – Bischof in der Umbruchszeit vor dem Konzil, in: Fink, Urban u. a. (Hrsg.): Die Bischöfe von Basel 1794–1995,

Freiburg/Schweiz 1996 (Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz; 15), S. 277–302.

Nünlist, J. Emil: Die katholische Kirche im Bernbiet. Zur Geschichte der Pfarreien des Dekanates Bern, Olten 1941; Berz, August: Geschichte des Katechismus im Bistum Basel, Freiburg/Schweiz 1959 (Studia Friburgensia; NF 25); Hofer, Max: Die Gesang- und Gebetbücher der schweizerischen Diözesen. Eine geschichtliche Untersuchung, Freiburg/Schweiz 1965 (Studia Friburgensia; NF 41); Gantner, Theo: Volkskundliche Probleme einer konfessionellen Minderheit. Dargestellt an der römisch-katholischen Diaspora der Stadt Basel, Winterthur 1970; Maritz, Heinz: Das Bischofswahlrecht in der Schweiz unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung im Bistum Basel nach der Reorganisation, St. Ottilien 1977 (Münchener Theologische Studien III. Kanonistische Abteilung 36); Hopp, Anton (Red.): Im Dienst des Heiles. Das Bistum Basel in Geschichte und Gegenwart, Solothurn 1979; Imstepf, Armin: Die schweizerischen Katholikentage 1903–1954. Geschichte, Organisation, Programmatik und Sozialstruktur, Freiburg/Schweiz 1987 (Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz; 1); Jung, Joseph: Katholische Jugendbewegung in der deutschen Schweiz. Der Jungmannschaftsverband zwischen Tradition und Wandel von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, Freiburg/Schweiz 1988 (Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz; 2); Astorri, Romeo: La conferenza Episcopale Svizzera. Analisi storica e canonica, Freiburg/Schweiz 1988 (Studia Friburgensia; NF 69); Altermatt, Urs: Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1989 (2. Aufl. 1991); Altermatt, Urs (Hrsg.): Schweizer Katholizismus im Umbruch 1945–1990, Freiburg/Schweiz 1993 (Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz; 7).

Bildquellen

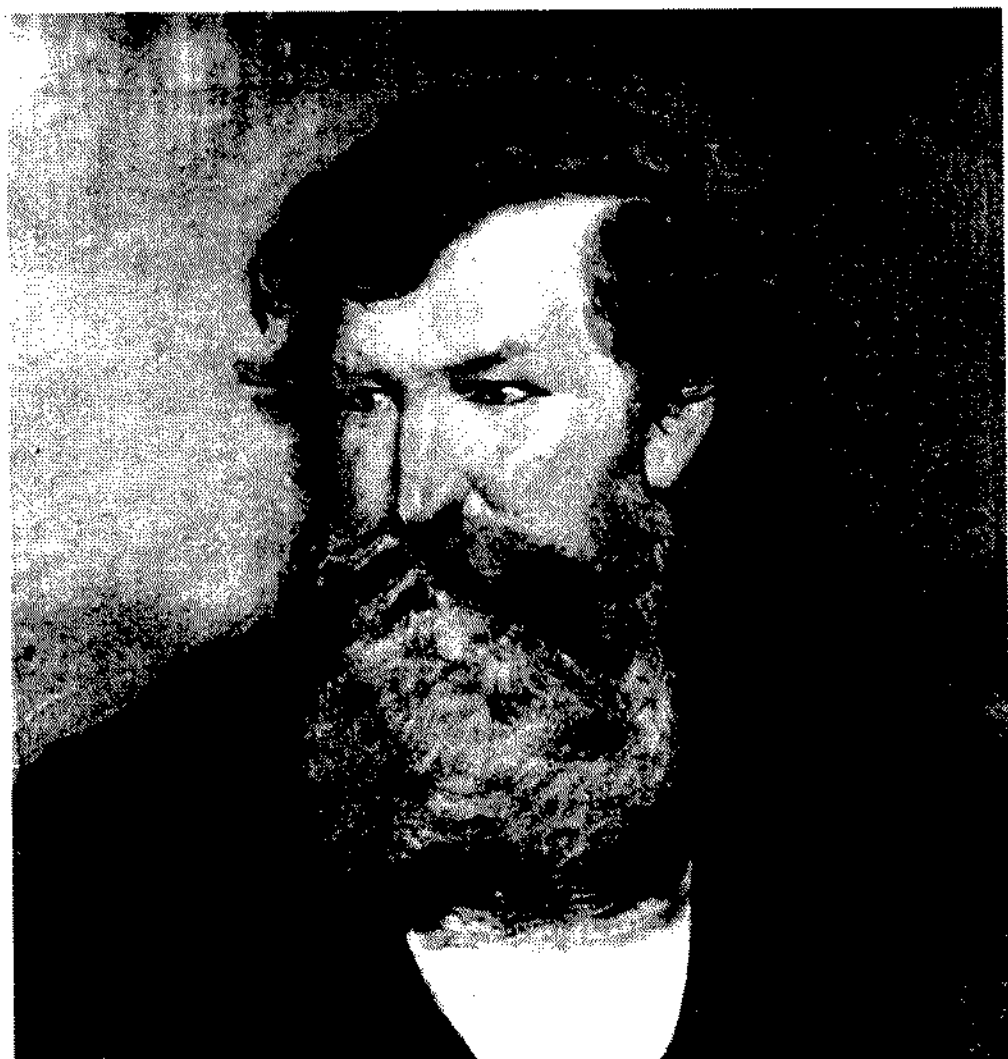
Abb. 1: Bischöfliches Archiv Solothurn, Fotosammlung Bischof von Streng: Franz von Streng, um 1959; Fotografie: Foto Heri, Solothurn.

Abb. 2: Bischöfliches Archiv Solothurn, Fotosammlung: Bischof von Streng: Firmbesuch in Hochdorf, um 1950; Fotografie: Fotohaus F. ? (unleserlich), Hochdorf.

Unterschrift: Bischöfliches Archiv Solothurn A 2636: Firmandenken.

Michel Guisolan

Johann Jakob Sulzberger (1802–1855) Geodät, Kartograph, Ingenieur und Eisenbahnpionier



Johann Jakob Sulzberger wird heute am ehesten noch mit der sogenannten Sulzberger-Karte, der ersten Landkarte des Kantons Thurgau, die auf trigonometrischer Vermessung basierte, in Verbindung gebracht. Dabei wird oft übersehen, dass sich dieser Mann, eine typische Erscheinung des beginnenden 19. Jahrhunderts, auch auf ganz anderen Gebieten wie dem Maschinen-, dem Eisenbahn- und dem Bergbau, aber auch als Interessenvertreter des Gewerbes ausgezeichnet hat. Seine Leistungen haben ihn damals weit über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht.

Herkunft

Johann Jakob Sulzberger stammte aus einem alten reformierten Geschlecht der Stadt Frauenfeld, welches unter seinen zahlreichen Mitgliedern eine ganze Reihe markanter Persönlichkeiten verzeichnet, von welchen wir an dieser Stelle lediglich Antistes Johan-

nes Melchior (1760–1841), den Arzt und Sanitätsrat Andreas (1776–1848), den Pfarrer und Historiker Huldreich Gustav (1819–1888) sowie den Regierungs- und Nationalrat Johann Ludwig (1815–1882) nennen möchten. Die Familie weist andererseits aber zahlreiche Bürger auf, die als einfache Handwerker nie für Schlagzeilen gesorgt haben. Zu den letzteren muss wohl auch Johann Jakobs Vater, der Bäckermeister und Kirchenpfleger Jakob Sulzberger (1762–1841), gezählt werden, dessen Frau Elisabetha Vogler einer Familie entstammte, die in ihren Grundzügen den Sulzberger sehr ähnlich ist. Immerhin darf nicht unerwähnt bleiben, dass Jakob Sulzberger neben seinem Bäckerladen über mehrere Jahre und bis 1822 das Amt des Strassen- und Zeughausinspektors innehatte. Dieses damals kärglich besoldete Nebenamt bekleidete er unter dem durch seine besonderen Leistungen im kantonalen Strassenbau berühmt gewordenen Regierungsrat Johann Konrad Freymuth (1775–1843). In dieser Funktion vermass und zeichnete er eine ganze Reihe von Strassen- und Grundplänen, von denen sich eine Vielzahl im Staatsarchiv des Kantons Thurgau befindet. Im Jahre 1822 wurde Jakob Sulzberger wegen Verdachts auf Unterschlagung seines Amtes enthoben. Möglicherweise hatte sich der praktisch vermögenslose Mann die Mittel beschaffen wollen, um seinen Söhnen eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen, eine Delikt, das angesichts der damaligen wirtschaftlichen Not aus heutiger Sicht verständlich, wenn auch nicht tolerierbar ist. Immerhin hat das Vergehen des Vaters, wie wir sehen werden, die berufliche Laufbahn seines Sohnes nicht beeinträchtigt.

Johann Jakob Sulzberger wurde am 4. Juli 1802 als zehntes von zwölf Kindern geboren. Seine zwei Brüder, und das ist sowohl für die Situation der Familie als auch für diese Epoche charakteristisch, versuchten ihr Glück in fremden Diensten, jedoch mit sehr unterschiedlichem Erfolg. Während Gabriel (*1791) 1812 als Offizier im Russlandfeldzug starb,

gelang Johannes (1800–1879), nachdem er Leutnant in französischen Diensten gewesen war, eine Karriere als eidgenössischer Berufsoffizier. Er wurde Oberinstruktor zuerst der thurgauischen, dann der zürcherischen Miliz und beschloss seine Laufbahn als schweizerischer Instruktionsoffizier im Rang eines Obersten in Liestal.

Ausbildung und Familie

Seine frühen Jugendjahre verbrachte Johann Jakob Sulzberger in der Heimatstadt Frauenfeld, wo er die Lateinschule besuchte. Bald wurden seine Lehrer auf die hervorstechenden mathematischen, technischen und sprachlichen Fähigkeiten des Jünglings aufmerksam und förderten sie dementsprechend. Danach wurde er – das Jahr ist leider nicht ausfindig zu machen – an die Zürcher Industrieschule geschickt, wo er Mathematik und moderne Sprachen zu studieren begann. Infolge Geldmangels des Vaters (!) musste er diese aussichtsreiche Ausbildung freilich schon nach wenigen Monaten abbrechen. «Seine eigentliche Hochschule war das Privatstudium und das praktische Leben [...]», heisst es in einem der Nachrufe auf Sulzberger. Diese Aussage kann, ja muss dahingehend ausgelegt werden, dass er sich in den folgenden Jahren auf autodidaktischem Weg und durch Arbeit bei verschiedenen Handwerksmeistern rasch ein breites, fundiertes Wissen aneignete.

Von ausschlaggebender Bedeutung für seine berufliche Laufbahn wurde sein militärischer Werdegang. 1822 erhielt er in Thun an der soeben gegründeten Militärschule seine Grundausbildung. Bereits ein Jahr später erfolgte seine Beförderung zum Leutnant des eidgenössischen Feldingenieurkorps. Es besteht kein Zweifel, dass dem wahrscheinlich von Haus aus mit der Vermessung vertrauten Sulzberger hier solide Kenntnisse auf diesem Gebiet vermittelt wurden, die den Grundstein für sein späteres karto-

graphisches Werk darstellen. Geleitet wurde dieses Korps von keinem Geringeren als dem Genfer Bau- und Feldingenieur und späteren General Guillaume Henri Dufour, der ab 1832 die Leitung der eidgenössischen Triangulation und Vermessung innehaben sollte. 1825 wurde Johann Jakob Sulzberger zum Oberleutnant und 1828, unter gleichzeitiger Zuteilung zum Oberstquartiermeister-Stab, dem Pendant des heutigen Generalstabs, schliesslich zum Hauptmann ernannt. Diese auch für damalige Begriffe relativ steile Karriere war eine erste Anerkennung seiner Fähigkeiten und seines Wissens sowie bis zu einem bestimmten Grad ein Ersatz für die entgangene Hochschulausbildung.

Ein Jahr nach seiner letzten militärischen Beförderung heiratete Sulzberger am 22. September 1829 Luise Sulzberger (17.1.1804–20.8.1859), eine Tochter des eingangs erwähnten Antistes Johannes Melchior und der Maria Elisabetha Zürcher. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor, drei Töchter und ein Sohn; letzterer starb 1865, erst vierundzwanzigjährig, in Havanna.

Geodät und Kartograph

Die Jahre unmittelbar vor und nach seiner Heirat sind ein Spiegel der vielfältigen Interessen und Unternehmungen Sulzbergers. Zwischen 1825 und 1835, also im Alter von 23 bis 33 Jahren, betätigte er sich fast gleichzeitig als Vermessungsfachmann, Strasseninspektor und Kartograph sowie als Bau- und Maschineningenieur.

Zwei Jahre nach seiner Aufnahme in das eidgenössische Feldingenieurkorps erhielt er von der thurgauischen Regierung den Auftrag, die Grenzlinie zwischen dem Kanton St. Gallen und dem Thurgau zu vermessen und zu zeichnen. Diese Arbeit war mit dem einstweiligen Abschluss der Gebiets- und Gemeindeeinteilung notwendig geworden und sollte

dem entsprechenden Vertragswerk beigefügt werden. Während vier Jahren, also von 1825 bis 1829, war der junge Sulzberger – wenn auch nicht ausschliesslich – mit der Ausführung dieses Projekts beschäftigt. Dieses sein kartographisches Erstlingswerk, welches sich zusammen mit dem Vertrag im Staatsarchiv des Kantons Thurgau befindet, besticht durch seine Genauigkeit und Ästhetik, nicht aber durch eine moderne Darstellungstechnik. Die sich in tadellosem Zustand präsentierenden handkolorierten Tuschzeichnungen verraten noch stark den für die Kartographie des 18. Jahrhunderts typischen Stil der Landschaftsmalerei. Alle Blätter sind signiert mit «Ingenieur Sulzberger»; das ist die Benennung, die wir fortan auf all seinen Werken und Briefen, auch denjenigen, die an ihn gerichtet sind, antreffen.

Hinsichtlich der Darstellungsweise völlig verschieden von den Grenzplänen ist Sulzbergers Karte der Munizipalgemeinde Frauenfeld aus dem Jahr 1825, das erste Werk Sulzbergers, das gedruckt wurde und eine gewisse Verbreitung fand. Hier wurde das Gelände trigonometrisch aufgenommen, im Massstab 1 : 21 600 wiedergegeben und in einer Art und Weise dargestellt, die bereits die Dufour-Schule erkennen lässt bzw. den damals zeitgemässen Anforderungen entsprach. Das heisst: Die Geländebeschaffenheit ist mittels unterschiedlichen Schraffuren dargestellt. Der lithographische Druck dieser Karte entstand ebenfalls 1825 und wurde als Beilage zum Neujahrsblatt für 1826 der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Thurgau publiziert, das der Geschichte von Frauenfeld gewidmet war.

1826 ist auch das Jahr, in welchem Sulzberger von der Regierung zum kantonalen Strasseninspektor ernannt wurde, womit er in die Fussstapfen seines Vaters trat. Dieses immer noch sehr bescheiden besoldete Nebenamt – hauptamtliche Beamte kannte der Thurgau damals noch nicht – bekleidete er unter demselben Regierungsrat Freyenmuth wie seinerzeit sein Vater. Seine Aufgabe bestand haupt-

sächlich darin, den Strassenbau und -unterhalt zu überwachen. Wegen Arbeitsüberlastung sah er sich jedoch gezwungen, im Jahr 1832 seine Stelle, die übrigens vom Grossen Rat auch alsbald aufgehoben werden sollte, aufzugeben. Während der sechs Jahre plante, vermäss und zeichnete er in dieser Funktion eine Vielzahl von Strassenzügen; teilweise übernahm er auch Aufträge von Privaten. Von ihm stammt auch das – allerdings erst fünfzehn Jahre später erstellte – Gutachten, welches die Regierung beim Bau der neuen Strasse von Frauenfeld nach Wil bewog, sich für die Abtragung, und nicht für den Durchstich oder die Umfahrung, des «Hundsuggen» (Hügel 1 km südlich von Frauenfeld) zu entscheiden. Die Pläne der von Sulzberger vermessenen Strassen befinden sich ebenfalls im Staatsarchiv des Kantons Thurgau.

Seine Tätigkeit als Strasseninspektor fällt zeitlich weitgehend zusammen mit der Projektierung und Ausführung der trigonometrischen Vermessung und Kartierung des Kantons Thurgau. Diese Arbeit darf nicht als Einzelercheinung betrachtet, sondern muss in einem gesamteidgenössischen Zusammenhang gesehen werden: Anlässlich der Grenzbesetzung gegen Österreich und Bayern im Jahre 1809 hatte sich das Bedürfnis nach einem guten Kartenwerk über die Schweiz bemerkbar gemacht. Man erkannte aber bald, dass die Erstellung einer Landeskarte überhaupt einem Bedürfnis entsprach und eigentlich eine öffentliche Aufgabe darstellte. Das war der Anlass zur Erstellung eines gesamtschweizerischen Netzes von Triangulationspunkten (fixe, genau vermessene Punkte, die für weitere trigonometrische Vermessungen als Basis verwendet werden), das als Grundlage für die Vermessung und Kartierung zunächst der einzelnen Kantone und dann der Schweiz als ganzer dienen sollte. Diese Projekte wurden in den folgenden fünf Dezennien von energischen, sachkundigen Männern wie Hans Konrad Finsler und später Henri Dufour vorangetrieben, so dass um 1864 die trigo-

nometrische Vermessung der Schweiz abgeschlossen und publiziert war.

Im August des Jahres 1826 erhielt Sulzberger von der eidgenössischen Militäraufsichtsbehörde den Logarithmus der Seite Schauenberg-Hörnli und war damit in der Lage, mit der Vermessung des Thurgaus zu beginnen. Sieben Monate später erteilte ihm die thurgauische Regierung den Auftrag, die topographische Aufnahme eines Musterblattes vorzunehmen. Diese Arbeit beschäftigte ihn – nebst etlichen anderen Aufgaben – bis 1830. Das Ergebnis fiel offenbar sehr befriedigend aus, denn der Auftrag wurde nun auf den ganzen Kanton ausgedehnt. Acht Jahre später lagen sämtliche vierzehn Blätter über den Thurgau vor. Die Originale der Handzeichnungen befinden sich heute in der Thurgauischen Kantonsbibliothek. Damit verfügte der Thurgau als erster Schweizer Kanton über ein zeitgemässes Kartenwerk und wurde gern als nachahmenswertes Beispiel erwähnt. Gleichzeitig zeichnete Sulzberger für das gesamt-eidgenössische Werk Dufours, den sogenannten Dufour-Atlas, seine ursprünglich in Anlehnung an die französische Schule im Massstab 1 : 21 600 erstellten Blätter um auf den Massstab 1 : 25 000. Mit diesem Werk stand Sulzberger am Anfang einer Reihe von bedeutenden Geodäten und Kartographen der Schweiz wie Ernst Heinrich Michaelis, Johannes Eschmann, Johannes Wild und andere. Nach Abschluss dieser Arbeit stand eine Zeitlang zur Diskussion, ihn auch mit der Vermessung des Aargaus zu beauftragen, doch zerschlugen sich die Verhandlungen. Das Besondere an Sulzberger ist die Tatsache, dass er zwei an und für sich grundverschiedene Vorgänge mit ganz unterschiedlichen Anforderungen, nämlich die Vermessung einerseits und die Kartenzeichnung andererseits, in Personalunion vollzog. Bei allem Respekt vor seiner Arbeit muss festgehalten werden, dass bereits Dufour und andere zeitgenössische Fachleute – mit Recht – die ungenaue Lage und Form gewisser topographischer Punkte sowie die totale

Verzeichnung der badischen Gebiete heftig kritisierten. Bereits 1851, als das thurgauische Grundbuch eingeführt wurde, erwies sich eine teilweise Neuvermessung als unumgänglich. Zu Sulzbergers Entlastung muss man jedoch sagen, dass auch die eidgenössische Grundtriangulation nicht fehlerfrei war und dass er sich wegen der miserablen Entlohnung gezwungen sah, gleichzeitig anderen Beschäftigungen nachzugehen, was der Qualität seiner Arbeit sicher nicht förderlich war. Abgelöst wurde sein Werk durch die Siegfried-Karte (1870–80).

Wasser- und Bergbauingenieur

Praktisch parallel zu seiner Tätigkeit als Geodät und Kartograph beschäftigte ihn von 1833 bis 1836 die Planung und Durchführung der Absenkung des Lungernsees. Die Tieferlegung dieses Gewässers zwecks Gewinnung einer grossen nutzbaren Bodenfläche hatte bereits im 18. Jahrhundert einige Köpfe beschäftigt. Auch Konrad Escher von der Linth war das Problem schon angegangen. 1831 schrieb die zu diesem Zweck gegründete «Seegesellschaft Lungern» das Projekt aus, worauf fünf Vorschläge – darunter derjenige Sulzbergers – eingingen. Seine Pläne wurden von der eidgenössischen Expertenkommission für die besten befunden, so dass er 1835 den Auftrag zur Durchführung erhielt. Er beabsichtigte, mittels eines 420 Meter langen Stollens, der 40 Meter unter dem See und dann durch einen Berg verlaufen sollte, den Seespiegel zu senken. Im Januar 1836 konnte die Arbeit trotz widrigen Umständen (Stolleneinbrüche) und erheblichen Schwierigkeiten (Sprengung) abgeschlossen werden: Das Seeniveau war um 36 Meter abgesenkt, und eine Fläche von zirka 170 Hektaren urbaren Bodens war gewonnen worden. Für diesen Auftrag stellte Sulzberger dem Kanton Obwalden eine Rechnung in der Höhe von lediglich Fr. 402.13! Die Honorarforderung fiel so

niedrig aus, weil er den grössten Teil der Planungsarbeit zu Hause nicht berechnet hatte. Die Seegesellschaft vergalt ihm seine Dienste hingegen zusätzlich mit einem herzlichen Dankeschreiben und einem grossen Silberpokal. Der erfolgreiche Abschluss dieser in jeder Hinsicht schwierigen Arbeit machte Sulzberger schlagartig in der ganzen Schweiz bekannt. Heute ist von dieser unbestrittenen Pionierleistung keine Spur mehr zu sehen, da der See, 1921 zum Stausee ausgebaut, seine alte Höhe längst wieder erreicht und sogar überschritten hat. Hingegen ist der ausführliche Arbeitsbericht Sulzbergers mit etlichen Plänen als gedrucktes Werk erhalten (Thurgauische Kantonsbibliothek). Einen Teil seines Fachwissens für dieses bemerkenswerte Meliorationswerk hatte sich Sulzberger möglicherweise im Jahre 1831 geholt. Als nämlich infolge der Juli-Revolution von 1830 ein europäischer Krieg auszubrechen drohte, beschloss die eidgenössische Tagsatzung, die militärischen Befestigungen an der Luziensteig und in St-Maurice zu verbessern bzw. neu erbauen zu lassen. Von Januar bis November 1831 hielt sich Sulzberger an diesen beiden Orten auf, um mit zwei Sappeurkompanien der 1. Division die Arbeiten auszuführen. Ob er dabei die Oberleitung innehatte, entzieht sich unserer Kenntnis.

Maschineningenieur

Sulzbergers Vielseitigkeit in den ersten zehn Jahren seines Berufslebens wird noch durch ein anderes Unternehmen veranschaulicht, welches auf dem Gebiet des Mühlenbaus und der Mahltechnik anzusiedeln ist. Im Jahr 1831 traf Joseph Anton Müller (1778–1833), ein gebürtiger Altdorfer, nacheinander helvetischer Distriktsstatthalter von Uri, Regierungskommissär in Thun, kaiserlicher Hofrat in Russland, Kaufmann und Erfinder, nach seiner politisch bedingten Flucht aus Warschau in Frauenfeld Regierungsrat

Johann Konrad Freyenmuth. Bei dieser Gelegenheit trug er ihm seine im Projektstadium befindliche Erfindung vor, die darin bestand, Getreide, statt wie bis anhin mittels Steinen, mit Metallwalzen zu mahlen, ein Verfahren, von welchem er sich eine erhebliche Qualitätsverbesserung des Mehls versprach. Wenn auch skeptisch, griff Freyenmuth die Idee auf und gründete, um eine solche Walzenmühle bauen zu lassen, zusammen mit anderen eine Aktiengesellschaft. Auf dem Areal der heutigen Firma SIGG AG sollte das neue Mühlengebäude erstellt werden. Gegen 5000 Gulden verpflichtete sich der Hofrat, sein ganzes technisches Wissen ausschliesslich der Aktiengesellschaft zur Verfügung zu halten. Noch während des Baus der Walzmühle starb Hofrat Müller am 29. Juli 1833; erst ein Teil der Maschinen war fertiggestellt. 1834 erhielt die Aktiengesellschaft im Anschluss an ein langwieriges Nachlassverfahren endlich die bereits erbauten Maschinen sowie 55 noch unfertige Pläne zugesprochen. Nun trat Sulzberger, der 1832 zum Fabrikdirektor mit den Aufgaben der Personalführung und des Ankaufs von Getreide und Verkaufs von Mehl sowie mit der Verantwortung für den technischen Bereich gewählt worden war, in Erscheinung. Indem er die Pläne des verstorbenen Hofrats erheblich weiterentwickelte, führte er, zusammen mit Wilhelm Fehr (1802–1861), die Arbeiten zu Ende, so dass er ein völlig neues Patent anmelden konnte. Noch im selben Jahr wurden die ersten Mahlversuche durchgeführt. Damit hatte Sulzberger als erster einen gebrauchsfähigen Walzenstuhl konstruiert, wenngleich die Technik noch nicht bis in alle Einzelheiten ausgefeilt war. Die Frauenfelder Walzmühle warf bald ihre ersten Gewinne ab. Beträchtlich waren sie nicht, doch gelang es der Aktiengesellschaft immerhin, eine Werkstatt für den Bau von Walzenstühlen, die an Dritte verkauft werden sollten, zu errichten. Das System fand rasch Verbreitung im Ausland, wo teils Filialen, teils eigenständige Betriebe eingerichtet wurden. Es entstanden Walzmühlen in Mailand

(1835), Mainz (1837), Stettin (1837), München (1838), Leipzig und Budapest (1839). Nicht realisiert wurden Projekte in Frankfurt (1834), München (1838, 2. Projekt), Wien (1838) und Odessa (1839). Die Beteiligung der Walzmühle Frauenfeld an den ausländischen Mühlen war unterschiedlich. Sie reichte von der starken aktienmässigen Partizipation bis zur Lieferung von Maschinen bei Erhebung einer einmaligen Lizenzgebühr, wobei sich letzteres, finanziell gesehen, als erheblich vorteilhafter erwies. Trotz beachtlichen Anfangserfolgen kamen sowohl die Walzmühle Frauenfeld selber als auch die Fabrikation von Walzenstühlen aus diversen ökonomischen (europäische Schutzzölle, defizitäre Filialen, Krise des Kornmarktes etc.) und technischen Gründen zum Erliegen. 1848 musste die Walzmühle AG aufgelöst werden, und nur dank dem günstigen Verkauf des ganzen Betriebes konnten die in den letzten Jahren entstandenen Schulden getilgt werden. Erst dem Zürcher Friedrich Wegmann gelang es Anfang der siebziger Jahre, der Walzenmühlentechnik durch erhebliche Verbesserungen zum endgültigen Durchbruch zu verhelfen.

Vorkämpfer des Eisenbahnbaus

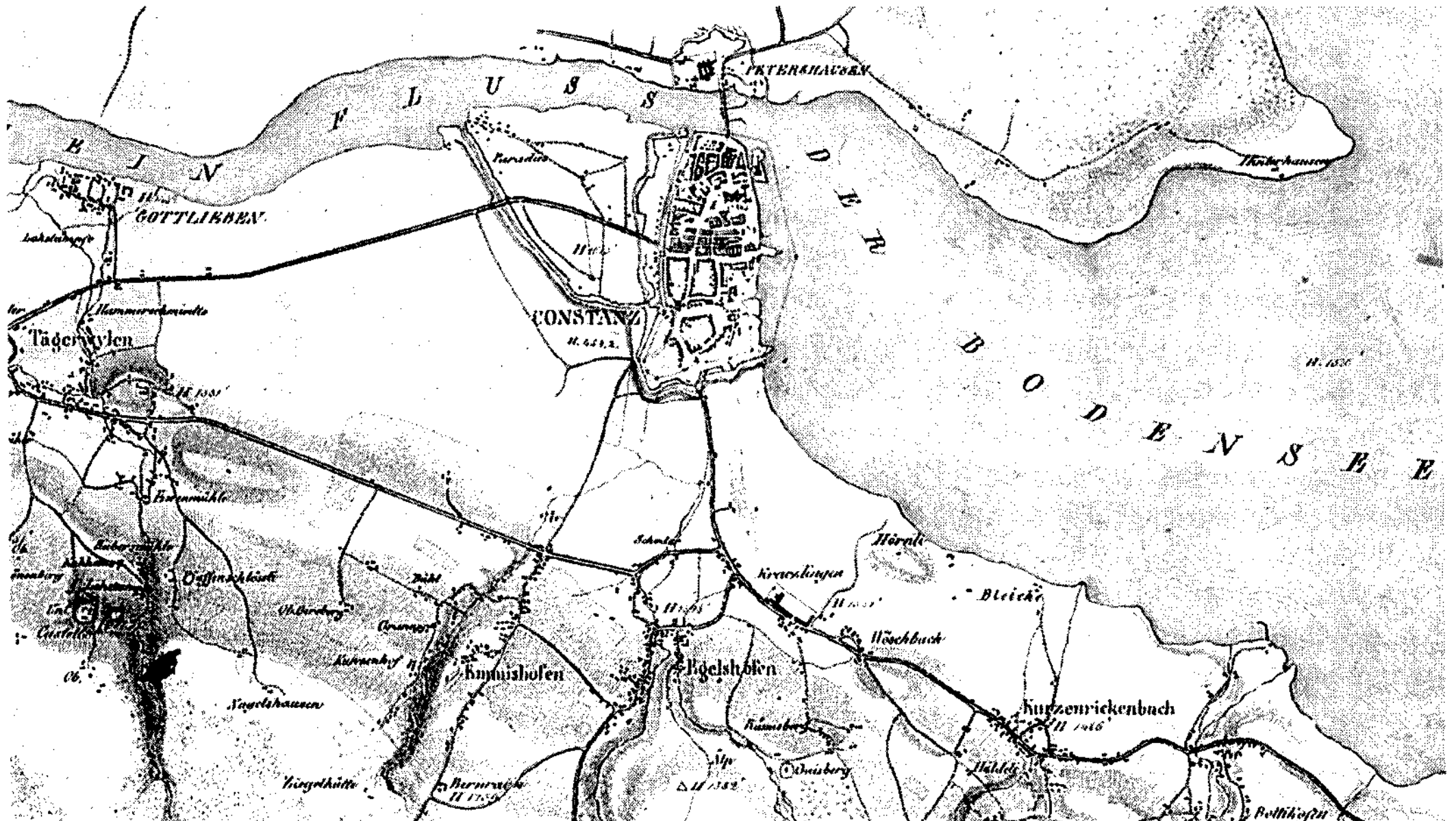
Ein markantes Datum im Leben Sulzbergers stellt das Jahr 1836 dar, widmete er sich doch von da an mit fast ganzer Kraft verkehrstechnischen Fragen, insbesondere dem Eisenbahnbau. Zu diesem Zeitpunkt hatte Sulzberger sein Wasserbauwerk in Lungern abgeschlossen, die Vermessung und Verkartung des Thurgaus fast beendet sowie der Walzenmühlentechnik wegweisende Impulse gegeben. Die Arbeit im letzteren Bereich und die Führung eines Betriebes mit weitreichenden internationalen Geschäftsverbindungen hatten aus ihm einen guten Kenner der europäischen Marktwirtschaft gemacht. Als Leiter von Import und Export der Walzmühle Frauenfeld wie

auch deren Fabrikationswerkstatt musste er sich notgedrungenenerweise mit Verkehrs- und Transportfragen beschäftigen. Vor diesem Hintergrund müssen sein rasch zunehmendes Interesse und seine schnell wachsenden Kenntnisse auf dem Gebiet des aufkommenden Eisenbahnbaus gesehen werden.

Punktuell betätigte er sich zwar kurze Zeit noch in der Kartographie und in anderen Bereichen. 1838 und 1839 zeichnete er kurz nacheinander zwei einblättrige Kantonskarten des Thurgaus, die «kleine» (Massstab 1:154 000) und die «grosse Handkarte» (Massstab 1:80 000). Beide Blätter wurden vom hervorragenden Rinaldo Bressanini, dem ersten Stecher des Eidgenössischen Topographischen Büros, gestochen und erschienen bei Füssli & Co. in Zürich im Druck. Sie erfreuten sich einiger Beliebtheit, vor allem für Schul- und Planungszwecke. Dann war Sulzberger zeitweise (als Hütteningenieur?) in den württembergischen Bergwerken von Aalen und Wasseralfingen tätig. Nicht zuletzt muss noch darauf hingewiesen werden, dass es Sulzberger war, der von 1836 bis 1840 die Abtragung der Zürcher Stadtmauern plante und leitete.

Doch wie gesagt, es war der Eisenbahnbau, der Sulzberger nun ganz in seinen Bann zog. Der Mann, dessen Leistungsfähigkeit, Durchsetzungsvermögen und fundiertes technisches Know-how als erwiesen galt, war in Eisenbahnfachkreisen eine gefragte Person. Als 1836 die Zürcher Handelskammer eine Eisenbahnkommission für die Planung der Linien Zürich–Basel und Zürich–Bodensee bestellte, fiel die Wahl auch auf den Thurgauer Unternehmer und Ingenieur. Zusammen mit zwei anderen Ingenieuren, dem berühmten Eisenbahnpionier österreichischer Herkunft Alois Negrelli (Erbauer der k. u. k. privilegierten Nordbahn und Mitplaner des Suezkanals!) und dem Vermessungsfachmann Johannes Eschmann (trigonometrische Vermessung des Kantons St.Gallen), wurde Sulzberger in dieses Gremium gewählt. Sulzberger war auch dabei, als 1838

Die sogenannte Sulzberger-Karte (1830–38) basierte als erste Karte des Thurgaus auf trigonometrischer Vermessung. Sie stellt heute eine ganz hervorragende historische Quelle dar. Ausschnitte wie der hier gezeigte vermitteln eine Vorstellung davon, was für eine gewaltige Entwicklung seither stattgefunden hat bzw. wie die «Gegend von Gottlieben», wie das Blatt betitelt ist, damals ausgesehen haben könnte.



die Basler-Zürcher-Eisenbahngesellschaft, auf deren Strecke er 1846 den Bau des Tunnels bei Baden leiten sollte, gegründet wurde. Das Projekt einer Linie von Zürich zum Bodensee wurde aber der topographischen Schwierigkeiten und der damit verbundenen hohen Kosten wegen wieder fallengelassen. Dies veranlasste Sulzberger, sich auf eigene Faust noch einem anderen Vorhaben zu widmen: Aus eigenem Antrieb plante er eine technisch leicht realisierbare Schifffahrtslinie von Zürich nach Ragaz mittels eines Kanals, den er durch einen zweiten Kanal vom Bodensee her ergänzen wollte. Auf diese Weise beabsichtigte er, einen billigen und leichten Handelsweg von und zu den Bündner Pässen zu schaffen. Wie seine Bemühungen für die Gründung einer Dampfschiffahrts-Gesellschaft auf Bodensee und Rhein scheiterte dieses sich am französischen Muster orientierende Vorhaben aber am fehlenden Interesse der Öffentlichkeit.

Sulzberger liess sich allerdings nicht entmutigen, war er doch von den Zukunftschancen der Eisenbahn überzeugt. 1845 nahm er im Auftrag eines Frauenfelder Komitees die Idee einer Verbindung zwischen Zürich und dem Bodensee wieder auf und vermass zu diesem Zweck das Gelände zwischen der Kantons-grenze bei Islikon und Romanshorn. Die politische Entwicklung – Sonderbundskrieg und Entstehung des Bundesstaates – sowie die weitverbreitete Meinung, der Eisenbahnbau würde in Kürze Sache des Bundes werden, brachten die Planungsarbeiten aber erneut zum Stehen. Als der Bund den Bahnbau wieder erwarten doch den Kantonen und Privaten überliess, begann das Ringen um die Thurtallinie wieder, diesmal noch verschärft durch die Konkurrenz der inzwischen neu geplanten Linie von Winterthur nach St. Gallen! Die nun mittlerweile in «Thurgauer Eisenbahn-Komitee» umbenannte Interessengruppe mit den Regierungsräten Johann Konrad Egloff und

Johann Konrad Kern – seit 1839 übrigens Rechtsberater und Aktionär der Walzmühle – sowie natürlich Ingenieur Sulzberger an der Spitze erhielt 1852 vom Bund die Konzession für den Bau der Thurtallinie. Sulzberger, der sich zugleich die Konzessionen für den Bau der Linien Morges–Yverdon und Luzern–Wollhusen erteilen liess und sogar die Vision eines gesamtschweizerischen Eisenbahnnetzes unter seiner Leitung hatte, bemühte sich fortan um die Beschaffung der finanziellen Mittel. Es gelang ihm jedoch weder bei englischen noch französischen, geschweige denn bei schweizerischen Bankiers das notwendige Betriebskapital in der Höhe von 5,5 Millionen Franken zu beschaffen. Ja, er brachte nicht einmal die vom Kanton Thurgau verlangte Kautions von 150 000 Franken auf, und so fiel bereits im August 1852 sein ehrgeiziges Projekt zusammen, nicht zuletzt wegen mangelndem Vertrauen in Bern. Es war dann Kern, der noch im Oktober desselben Jahres einen neuen und diesmal erfolgreicherer Anlauf unternahm. Nach Verhandlungen mit Alfred Escher zur Weiterführung der Linie von Islikon nach Zürich, die 1853 die Fusion der Ostbahn mit der Zürich-Bodenseegesellschaft zur Nordostbahn bewirkten, stand der Realisation nichts mehr im Weg. Die Einweihung der Linie Zürich–Romanshorn am 16. Mai 1855 erlebte Sulzberger, der selber Aktien in der Höhe von Fr. 10 000.– für dieses Unternehmen gezeichnet hatte, nicht mehr. Er war vier Monate zuvor gestorben.

Erster Präsident des Thurgauischen Gewerbevereins

Während der letzten sieben Jahre seines verhältnismässig kurzen Lebens engagierte sich Sulzberger – wie soeben dargelegt – einerseits sehr stark für den Eisenbahnbau; nach der Auflösung der Walzmühle AG (1848) begann für ihn andererseits auch der

Lebensabschnitt, der als sein Kampf für die Interessen der Handwerker und des Gewerbes bezeichnet werden kann. Die Schutzzollpolitik Deutschlands, die allgemeine Wirtschaftskrise – und damit verbunden die Ein- und Ausfuhrschwierigkeiten – sowie Preisprobleme waren die Hauptursachen für den Untergang dieses einst vielversprechenden Betriebes gewesen. Hier setzte Sulzberger in der Folge den Hebel seiner politischen Aktion an. Nachdem 1848 in Bürglen ein erster Handwerkerverein ins Leben gerufen worden war, entstand kurz danach auch im Bezirk Frauenfeld eine gleichartige Vereinigung. Zu ihrem ersten Obmann wählten ihre Mitglieder Johann Jakob Sulzberger, der sich seinem Naturell entsprechend sogleich mit ganzer Kraft für die Anliegen der Handwerker und Gewerbetreibenden einsetzte. Anlässlich der ersten Sitzung im Oktober 1848 hielt er eine beeindruckende, kompromisslos-programmatische Rede, die sich einen Monat später in einer Petition an die Bundesversammlung niederschlug. Mit Vehemenz forderte er als Schutz der bedrohten einheimischen Produkte und Handwerker die Errichtung eines Grenzzollsystems für die Schweiz. Obwohl seine Bittschrift im Volk ein grosses Echo fand (9000 Unterschriften im Thurgau und 44 000 in der Schweiz), stiess sie in der mehrheitlich vom Prinzip des Freihandels überzeugten Bundesversammlung auf taube Ohren. Kurz zuvor war Sulzberger – allerdings erst im dritten Wahlgang – dem Diessenhofener Johann Georg Rauch bei den Wahlen zum ersten Nationalrat unterlegen.

Zu Beginn des Jahres 1849 wurde Sulzberger zum ersten Präsidenten des soeben gegründeten Kantonalen Handwerkervereins, der sich zwei Jahre später in Verein thurgauischer Handwerker und Gewerbeleute umbenannte, gewählt. Er unternahm auch sogleich einen Vorstoss, indem er dem thurgauischen Regierungsrat eine von seiner Hand stammende und vom Verein verabschiedete Petition einreichte. Drei Postulate standen im Vordergrund:

erstens die Einführung einer zeitgemässen Gewerbe- und Handwerkerordnung – dies im Widerspruch zur liberalen Verfassung von 1837 –, zweitens die Beschränkung der Niederlassung ausländischer Handwerksmeister und drittens der Ausbau der Schulen. Diese und weitere – anders orientierte – Wünsche von dritter Seite bewirkten den Beschluss zu einer Verfassungsrevision. Im selben Jahr wurde Sulzberger als Delegierter seines Bezirks in den Verfassungsrat, das Gremium, das die Wünsche für die neue Verfassung zu sammeln und zu bearbeiten hatte, und in die Redaktionskommission gewählt. Auch wenn es ihm nicht gelang, alle seine Anliegen durchzusetzen, so erreichte er doch eine wesentliche Besserstellung von Gewerbe und Handwerk im neuen Grundgesetz.

In bemerkenswerter Weise setzte sich Sulzberger zudem anlässlich der ersten grossangelegten thurgauischen Gewerbeausstellung im Jahre 1850 ein, welche zum Zweck hatte, die Vorzüge der einheimischen Produkte besser bekannt zu machen, und einen grossen Erfolg feiern durfte.

Ab 1849 treffen wir Sulzberger auch als Redaktor der Zeitschrift «Schweizerischer Gewerbefreund» an, der damaligen Handels- und Gewerbezeitung, sowie ab 1853 als Mitglied der Aufsichtskommission der soeben fertiggestellten Kantonsschule in Frauenfeld, der sein Schwager Johann Ulrich Benker (1798–1858) als Rektor vorstand. Die Kantonsschule galt in seinen Augen unter anderem als «eine vorzügliche Basis für die Ausbildung von Handwerkern». Er verkündete aber zugleich die Absicht, eine «spezielle Gewerbeschule für Gesellen und Lehrjungen» zu schaffen, was allerdings im Fall von Frauenfeld noch 23 Jahre dauern sollte.

Das letzte Zeugnis seines beachtenswerten Einsatzes für Handwerk und Gewerbe ist das von ihm 1854 vorgelegte Projekt zur Gründung einer thurgauischen Handwerker-Bank, welche, anders als die Hypothekenbank, in erster Linie diesem Berufsstand

mit kleinen kurzfristigen Geldanleihen helfen sollte – ein damals dringend notwendiges Instrument, das einem allgemeinen schweizerischen – und keineswegs nur thurgauischen – Bedürfnis entsprach! Mit Unterstützung des Vereins thurgauischer Handwerker und Gewerbeleute reichte er beim Regierungsrat ein entsprechendes Gesuch ein, welches jedoch mit einer ziemlich zweifelhaften Argumentation abgelehnt wurde.

Würdigung

Johann Jakob Sulzberger ist in eine Zeit und ein Umfeld geboren worden, welche keine günstigen Voraussetzungen für eine besondere berufliche Laufbahn boten. Er stammte aus bescheidenen Verhältnissen, die keine seinen Neigungen entsprechende Ausbildung zuließen. Seine engere und weitere Heimat, die Stadt Frauenfeld und der Kanton Thurgau, standen damals vor Schwierigkeiten, die alle Mediationskantone kennzeichneten: dem Aufbau eines Staatswesens, einer gewissen politischen Instabilität und bedeutenden wirtschaftlichen Problemen.


Diese Epoche, die auch diejenige der aufkommenden Industrialisierung ist, war für wache, risikofreudige, lernbegierige und fleissige Köpfe aber zugleich eine Chance, denn noch konnte einer ohne Hochschulstudium, nur dank grosser Arbeitskraft, Selbststudium, gepaart mit einer gehörigen Portion Praxis sowie einem gewissen Quantum Talent, zum Erfolg gelangen. Zu diesen vorindustriellen Pionieren muss Sulzberger zweifellos gerechnet werden. Bei ihm verbanden sich diese Eigenschaften zudem mit einer ausgeprägten Vielseitigkeit. Seine militärische Grundausbildung und Karriere, zuerst bei der Artillerie, dann bei den Genie-Truppen, waren ihm bis zu einem bestimmten Grad sicherlich ein gutes Sprungbrett.

Der «Ingenieur» Sulzberger – diese Benennung muss als Berufsbezeichnung und darf nicht als usurpierter akademischer Titel aufgefasst werden – ist mit Sicherheit kein genialer Erfinder gewesen. Auf dem Gebiet der Mahltechnik hat er, wie etwa ein Friedrich von Martini in den Bereichen des Zündungsmechanismus bei Gewehren, der Buchbindereimaschinen und der Verbrennungsmotoren, bereits vorhandene Ideen und Vorstellungen aber entscheidend weiterentwickelt und realisiert, das heisst als erster umgesetzt, funktionstüchtig und damit wirtschaftlich gemacht. Das von Sulzberger entwickelte Prinzip der Walzenmühlen stellt noch heute die grundlegende Mahltechnik dar. Die von ihm geplante und durchgeführte Tieferlegung des Lungernsees muss teilweise auch aus diesem Blickwinkel bewertet werden, ist gesamthaft aber als technische Meisterleistung einzustufen.

Um den Thurgau hat sich Sulzberger in dreierlei Hinsicht verdient gemacht: Erstens hat er dem noch jungen Kanton zu einem frühen Zeitpunkt zu einem guten Kartenwerk verholfen, das trotz einiger Unvollkommenheiten von grossem allgemeinem Nutzen war. Zweitens sind die entscheidenden Impulse im Eisenbahnbau zum grössten Teil von ihm ausgegangen; hier hat er mit der Vermessung des Trassees Islikon–Romanshorn eine äusserst wichtige Vorarbeit geleistet. Drittens dürfen seine Verdienste um Handwerk und Gewerbe nicht unterschätzt werden. In einer Zeit, da diese mit erheblichen Problemen zu kämpfen hatten, hat er ihnen durch diverse Vorstösse wesentlich geholfen.

Sulzberger war aber nicht nur ein grosser Schaffer und gewiefter Tüftler; die Nachrufe auf ihn widerspiegeln auch einen weltgewandten Mann, der einerseits weitgereist war und mehrere Sprachen beherrschte, andererseits aber «ein offenes Herz und eine offene Hand für Menschen in der Not» hatte und über einen ausgesprochenen gemeinnützigen Sinn verfügte. So überrascht es nicht, dass er, als er

am 13. Januar 1855 in Frauenfeld nach dreiwöchiger Krankheit an einem Blasenleiden starb, in seinem Vermächtnis sowohl des evangelischen als auch des katholischen Schul- und Armenfonds mit nicht unerheblichen Summen gedachte.



Nachlass

Ein persönlicher Nachlass existiert nicht.

Werke

Die Karten und Schriften Sulzbergers findet man über die entsprechenden Kataloge der KBTG und des StATG.

Quellen

StATG 2'00'3–13: Protokolle des Grossen Rates 1815–1855; StATG 3'00'25–105: Protokolle des Regierungsrates 1815–1855; StATG 3'95'1: Grenzbeziehungen 1819–1829; StATG 4'220'6–7: Hauptstrassen, Bau und Korrektion 1844–1856; StATG 8'602'0–2 Nachlass Freyenmuth Johann Konrad; StATG 8'604'0: Nachlass Sulzberger Johannes; StATG alte Sign. IV.82 und XV.404: Vermessungswesen, Arealverhältnisse; Karten und Plansammlung.

KBTG V 70, 86: Karten und Pläne von Johann Jakob Sulzberger.

Nachrufe und Literatur

TZ, 16.1.1855; Der Wächter, 18.1.1855.

Lei, Hermann; Holenstein, Thomas: Handwerk und Gewerbe in Weinfelden, Weinfelden 1992; Rutz, Marianne: Die Walzmühle in Frauenfeld. Ein Kapitel aus der Geschichte der Industrialisierung der Schweiz, Diss. phil. I (Zürich), Zürich 1973; Sax, Rolf: Verkehr, in: Schoop, Albert (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau, Weinfelden 1971, S. 213–228; Schoop, Albert: Johann Konrad Kern, Bd. 1: Jurist, Politiker, Staatsmann, Frauenfeld/Stuttgart 1968; Tuchschnid, Karl: Ingenieur Jakob Sulzberger. Erster Obmann des Gewerbevereins Frauenfeld und Präsident des Kantonalen Handwerker- und Industrievereins, in: TZ, 22.9.1951; Tuchschnid, Karl: Der erste thurgauische Gewerbeverein und sein Präsident Ingenieur Jakob Sulzberger, in: TZ, 28./29.9.1951; Tuchschnid, Karl: Johann Jakob Sulzberger. Ein Geodät und Kartograph, in: TZ, 29.8.1959; Wegelin, Heinrich:

Veränderung der Erdoberfläche innerhalb des Kantons Thurgau in den letzten 200 Jahren, in: Mitt. der thurg. naturf. Ges. 21 (1915), S. 3–170; Wolf, Rudolf: Geschichte der Vermessungen in der Schweiz als historische Einleitung zu den Arbeiten der schweizerischen geodätischen Commission, Zürich 1879.

Bildquellen

Abb. 1: Leisi, Ernst: Geschichte der Stadt Frauenfeld, Frauenfeld 1946, vor S. 217.

Abb. 2: Original: KBTG V 71, Lit. D IV: Sulzberger-Karte 1830–1838. Verfilmung: StATG, a) Karten und Pläne, Mikrofiches: Sulzberger-Karte 1830–1838, Blatt Nr. VII «Gegend von Gottlieben». Unterschrift: StATG alte Sign. IV.82: Akten Vermessungswesen 1803–1859.



Klaus Sulzer

Heinrich Sulzer-Rieter (1830–1894) Textilindustrieller



Herkunft und Ausbildung

Heinrich Sulzer-Rieter kam am 20. Mai 1830 in Winterthur zur Welt, wo sein Vater, Heinrich Sulzer-Steiner (1805–1876), einziger Sohn des Indiennefabrikanten Jacob Sulzer «zum Adler», in der für damalige Verhältnisse bedeutenden Zeugdruckerei «hinter den Gärten» tätig war. Die Mutter, Louise, war eine Tochter des Seidenkaufmanns Diethelm Steiner in Bergamo. Die beiden Grossväter verkörpern beste Winterthurer Unternehmertradition, und

die künftige Laufbahn des kleinen Heinrich war von Anfang an vorgezeichnet. Zwar gab es 1833 eine unvorhergesehene Störung, indem die Firma im Adler in finanzielle Schwierigkeiten geriet und den Betrieb einstellen musste. Doch Vater Heinrich, damals 28jährig, meisterte die Situation mit grosser Kaltblütigkeit: Er entschloss sich, den aussichtsreichsten Teil der notleidenden Unternehmung, die Türkischrot-Stückfärberei, aus dem Ganzen herauszulösen und an anderer Stelle neu aufzubauen. Er verlegte seine Tätigkeit nach Aadorf, wo er mit seiner jungen Familie zunächst im Anbau der Spinnerei Unterkunft fand, die seinem Schwager, Jakob Ziegler-Steiner, gehörte. Die Rotfärberei nahm den Betrieb im Frühjahr 1834 auf und entwickelte sich trotz der ungünstigen Wirtschaftslage so erfreulich, dass Vater Sulzer nach fünf Jahren, 1839, auf dem Aadorferfeld sein eigenes Wohnhaus beziehen konnte. Als in der Folgezeit auch die Söhne in das immer grösser werdende Geschäft eintraten und ihre eigenen Familien gründeten, entstanden 1855, 1861 und 1865 drei weitere Häuser, die heute, zusammen mit den zugehörigen Wirtschaftsgebäuden, den Komplex des «Sulzerhofs» bilden. Die Fabrik befand sich unten an der Lützelburg, welche das nötige Wasser für das Auswaschen, Beizen und Färben der Tücher sowie für den Antrieb der wenigen, einfachen Färbemaschinen, vor allem der Waschräder lieferte.

Den ersten Unterricht erhielt Heinrich im Elternhaus durch einen Privatlehrer, dann besuchte er die Mittelschule in Winterthur und begann 1848 mit dem Studium der Chemie an der Ecole centrale in Paris, die er 1851 mit dem Diplom eines Ingenieurchemikers in der Tasche verliess. Für die engere und weitere Familie war seine Promotion ein Ereignis. Grossvater Steiner eilte mit der Nachricht, «fast ausser sich vor Freude», in den nahen «Sonnenberg», wo ein derartiger Lärm entstand, dass man sein eigenes Wort nicht mehr hörte. «Überall hat man dich hochleben lassen», schrieb die Schwester dem

neugebackenen Diplomchemiker nach Paris, «so dass es mir Angst ist, du werdest vor lauter Höhe gar nicht mehr zur Aadorfer Haustüre hineingehen können.»

Von Paris wechselte Heinrich nach Giessen, um sich bei Justus von Liebig weiter auszubilden. Dann wandte er sich nach London, wo August Wilhelm Hofmann an der Lösung zweier Hauptprobleme der jungen Farbenchemie arbeitete, nämlich der synthetischen Herstellung von Alizarin und Indigo, freilich ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Bevor Heinrich 1852 nach London ging, machte er eine ausgedehnte Herbstreise nach Berlin, Hamburg und Elberfeld, wo er verschiedene deutsche Rotfärbereien besichtigen konnte. Ein ausführlicher Brief erstattete dem Vater Bericht über das Gesehene und beweist, dass Heinrich eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe besass, welcher wesentliche Einzelheiten nicht so leicht entgingen. Vater Sulzer hätte es gerne gesehen, wenn der Sohn die Londoner Semesterferien auch zu einer Schottlandreise benützt und sich Zutritt zu einer der dortigen Tücher-Rotfärbereien verschafft hätte, doch aus diesem Projekt scheint nichts geworden zu sein.

Als Rechte Hand des Vaters

Heinrich kehrte im Herbst 1853 nach Aadorf zurück und trat Anfang 1854 als rechte Hand des Vaters in die Rotfarb ein. Das Jahressalär betrug 2000 Franken und wurde 1855 auf 2500 Franken erhöht. Von 1855 an war er ausserdem mit 10% am Geschäftsergebnis beteiligt, und seine Kapitaleinlage, die sich im Lauf der nächsten Jahre rasch erhöhte, wurde mit 5% verzinst. Das Beispiel zeigt, wie sparsam ein Juniorpartner damals entschädigt wurde. Die Gewinnbeteiligung von 10% dürfte Heinrichs wirklichem Anteil an der Geschäftsleitung keineswegs entsprochen haben, aber mit Rücksicht auf das Verlustrisiko war sie wohl absichtlich knapp bemessen.

Welcher Art waren die Pflichten des jungen Betriebsassistenten? Albert Knoepfli hat die Rolle Heinrichs wie folgt gekennzeichnet: «Er ging sofort daran, die etwas patriarchalischen Verhältnisse im väterlichen Geschäft den Forderungen der Neuzeit anzupassen.» Die Türkischrotfärberei stand 1850 an der Schwelle der Mechanisierung. In Aadorf waren die Produktionsziffern im Lauf der 1840er Jahre derart angestiegen, dass der Einsatz von Maschinen sich immer gebieterischer aufdrängte. Wäre am manuellen Betrieb festgehalten worden, so hätte der Arbeiterbestand stark erhöht werden müssen und die Arbeitsüberwachung wäre schwierig geworden. Schon bisher hatte man einen ständigen Kampf gegen Nachlässigkeiten und Schlampereien auszufechten gehabt, welche die Qualität der roten Tücher, die sogenannte Reüssite, beeinträchtigten. Andererseits hatte die Mechanisierung den Nachteil, dass die Tücher bei dem strapaziösen Gang durch die Maschinen gerne zerrissen. Dieses Problem wurde auf ebenso einfache wie wirksame Weise durch den Übergang von den handgewobenen auf die mechanisch gewobenen Tücher gelöst.

Aus einem Brief vom Dezember 1850 geht hervor, dass Vater Sulzer schon damals ein ganzes Programm für den mechanischen Betrieb ausgearbeitet und den Lenzburger Maschinenbauer Joh. Rudolf Eberhardt mit der Lieferung der entsprechenden Maschinen beauftragt hatte. Die praktische Erprobung musste im Betrieb selbst geschehen, und man versteht, dass Vater Sulzer der Rückkehr des Sohnes mit Sehnsucht entgegenblickte. Er war in dieser Expansionsphase mit Arbeit überhäuft; «ich muss mich allweg wieder ans Frühaufstehen gewöhnen», schrieb er dem Sohn nach London. Es muss für ihn eine wahre Erlösung gewesen sein, alle die endlosen Fragen, die sich im Zusammenhang mit dem Ausbau des Betriebs stellten, nicht mehr ganz alleine entscheiden zu müssen, sondern sie mit einem aufgeschlossenen, technisch versierten Assistenten behan-

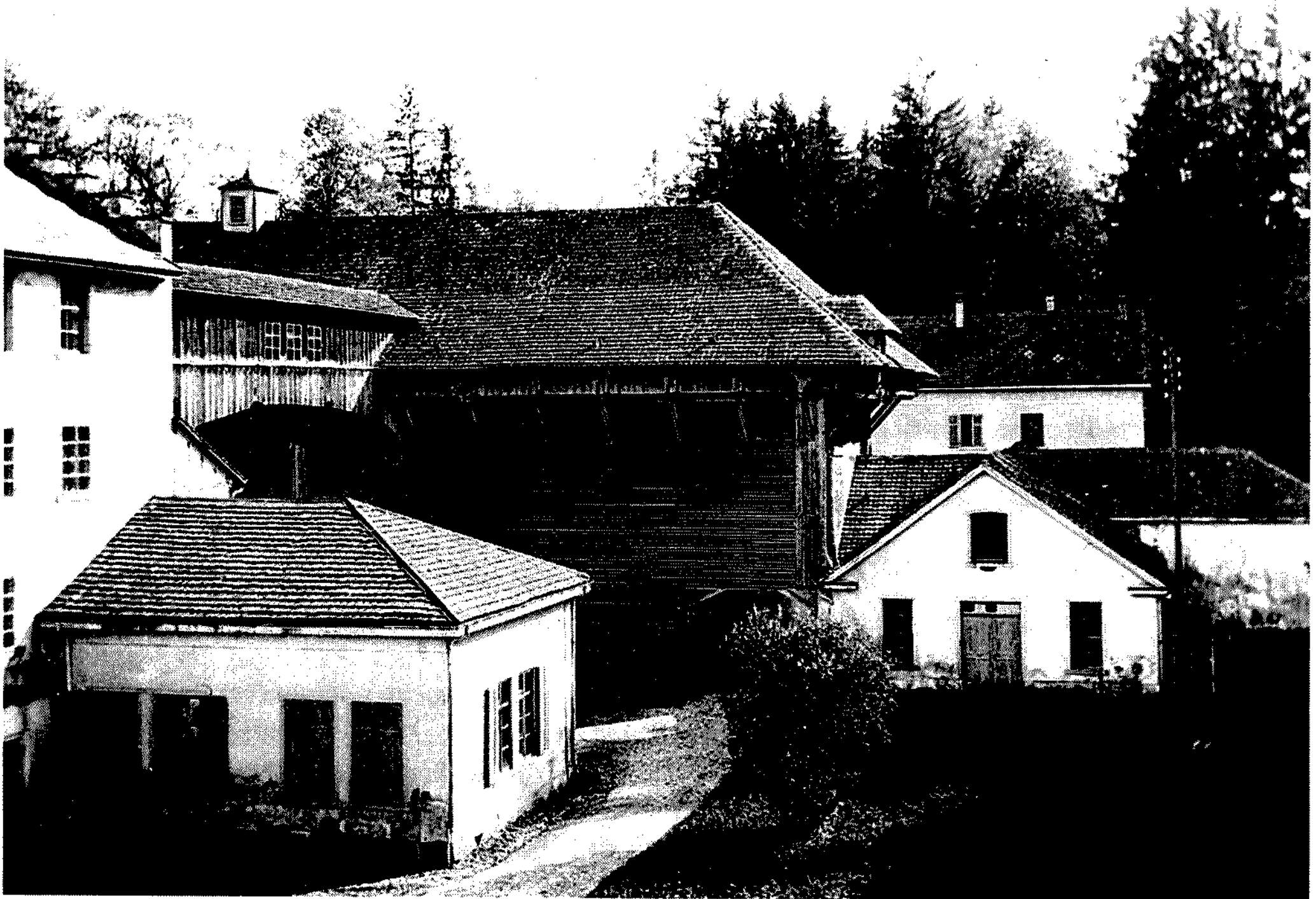
deln zu können. Nachdem der Entschluss zur Mechanisierung gefasst war, nahm das Vorhaben ständig grössere Dimensionen an. Schon Anfang 1852 ist in der Korrespondenz zwischen Vater und Sohn von der Aufstellung einer Dampfmaschine zur Ergänzung der verfügbaren Wasserkraft die Rede. Dann zeigte es sich, dass dazu ein neues, mit einer Transmissionsanlage ausgerüstetes Farbhaus nötig war, dessen Erstellung sich noch bis 1858 verzögerte, weil billige Saarkohle in der Ostschweiz erst nach dem Durchstich des Hauensteintunnels (1857) erhältlich war.

Leider wissen wir nicht, ob das Grundkonzept der neuen Fabrik vom Vater oder vom Sohn stammte, man darf aber ohne weiteres annehmen, dass der junge Heinrich wesentliche Ideen zu dem gemeinsamen Werk beisteuerte. Zu einer richtigen Rotfärberei gehörten ausser dem Farbhaus auch eine Lufthänge für das Antrocknen und eine künstlich beheizte Warmhänge für das Fertigtrocknen der Tücher. Während bei traditionellen Anlagen die einzelnen Gebäude locker über das Fabrikgelände verstreut waren und mit Rücksicht auf die Feuergefahr respektvollen Abstand voneinander hielten, zeichnete sich die neue Fabrik in Aadorf durch ihre konzentrierte Bauweise aus. Luft- und Warmhänge waren als mächtige Querriegel den beiden Stirnseiten des Farbhauses vorgelagert und mit demselben im Dachgeschoss durch hölzerne Brücken verbunden, so dass die Tücher auf Rollwagen vom einen Ende der Anlage zum anderen gebracht werden konnten – eine höchst rationelle Anordnung, die bei keiner anderen uns bekannten Rotfarb gleich konsequent ausgebildet war und Aadorf zu einem Musterbetrieb der Branche machte. Tatsächlich war Aadorf in den 1860er Jahren nicht nur die weitaus grösste, sondern wohl auch die effizienteste Tücher-Rotfärberei der Schweiz, die mit Leichtigkeit einen Ausstoss von 180 000 Stück (knapp 5 Millionen Meter) im Jahr bewältigte, während die ursprüngliche Anlage mit Mühe eine Produktion von 30 000 Stück erreicht hatte.

Als Mitschöpfer und Juniorchef war Heinrich der eigentliche Herr dieser Anlage, mit der er zeitlebens aufs engste verbunden blieb. Oberste Autorität war der Vater, neben sich hatte Heinrich von 1861 an seinen Bruder Eduard, der für das kommerzielle Departement zuständig war, und für die Betriebsleitung stand ihm ein dreiköpfiges Kaderteam, bestehend aus einem Aufseher, einem Beizemeister und einem Färbermeister, zur Verfügung. In den Jahren 1864 und 1866 wurden auch die beiden jüngeren Söhne, Albert und Carl, ins Geschäft aufgenommen und jedem seine besondere Aufgabe zugeteilt. Keiner von ihnen hätte es aber gewagt, Heinrich in seine betrieblichen Dispositionen hineinzureden! Andererseits spielte sich die kommerzielle Seite des Geschäfts mit einem Minimum an bürokratischem Aufwand ab. Der Umsatz konzentrierte sich auf wenige Grosskunden, die man allwöchentlich an der Winterthurer Donnerstagsbörse traf, und die Marktlage war so gut, dass die Nachfrage nach roten Tüchern dem Angebot in der Regel vorauseilte.

Neben der laufenden Überwachung des Betriebs hatte Heinrich noch ein Spezialgebiet zu betreuen, auf welchem er mit der Zeit eine grosse Sicherheit, ja eine eigentliche Virtuosität entwickelte: die Qualitätsprüfung der verwendeten Farbstoffe und Chemikalien. Krapp war ein natürlicher Farbstoff, der je nach Jahrgang und Herkunft erheblichen Qualitätsschwankungen unterlag. Vor jeder Bestellung mussten anhand von Mustersendungen Probefärbungen vorgenommen werden, wobei das Ergebnis protokollarisch festgehalten wurde. Es darf hervorgehoben werden, dass Heinrich solche Probefärbungen auch für Dritte – Krapphändler, Gewebe-Experteure, Banken – durchführte; sein Urteil auf diesem Gebiet scheint als massgebend gegolten zu haben. Die Aadorfer Probefärbungen, durchwegs in Heinrichs eigener Hand geführt, vermitteln ein anschauliches Bild dieser Tätigkeit, bei welcher Heinrich auch vor Qualifikationen wie «mittelmässig», «ungenügend» oder

Heinrich Sulzers Rotfärberei Aadorf, hier die «untere Walche» mit Dachreiter und Verbindungsbrücke zum Farbhaus um 1895. Die Warmhänge war mit einer Heizeinrichtung versehen, durch welche die Innentemperatur bis auf 60 °C gebracht werden konnte. Das gründliche Trocknen der Tücher nach jedem Arbeitsgang war für den Erfolg ausschlaggebend.



«unbrauchbar» nicht zurückschreckte. Es versteht sich, dass auch der zeitliche Ablauf der Produktion und das qualitative Resultat bei jeder einzelnen Partie protokolliert wurden. Fehlware gehörte in Aadorf zwar zu den Ausnahmen, aber es kam doch immer wieder vor, dass einzelne Stücke aus geheimnisvollen Gründen misslangen, d.h. Flecken, Streifen oder ungleichmässige Stellen aufwiesen.

Krisenjahre

Dies änderte sich erst, als die chemische Industrie von 1870 an künstliches Alizarin zu attraktiven Preisen auf den Markt brachte. Das Interesse der Türkischrot-

färber war anfangs gering. Heinrich Sulzer, gewissenhaft wie immer, machte erstmals 1872 Versuche mit dem neuen Farbstoff, ohne dessen immense Vorteile gegenüber dem Krapp klar zu erkennen. Dann brach 1876 überraschend der Markt für rote Tücher zusammen – eine Auswirkung der schweren Depression, welche die Weltwirtschaft in den Jahren 1873–95 heimsuchte –, und die Türkischrotindustrie musste etwas unternehmen, um der Nachfrage neuen Schwung zu geben. Mehr der Not gehorchend als dem eigenen Trieb, stellte man auf Alizarin um, das dank seiner chemischen Reinheit eine viel grössere Sicherheit im Färben bot, so dass das Verfahren wesentlich vereinfacht und verkürzt werden konnte. Infolgedessen war es auch möglich, die Preise der

roten Tücher zu senken und neue Käuferschichten zu gewinnen. Während der bisherige Hauptabnehmer, die Ätzdruckindustrie, bis auf wenige Reste verschwand, gelang es, den Absatz von Unitüchern auszuweiten. Doch auch so kam Aadorf um eine eigentliche Redimensionierung nicht herum. Der Ausstoss sank zwischen 1870 und 1890 von 180 000 auf 60 000 Stück, die Belegschaft ging von etwa 100 auf 20 Arbeiter zurück. Man kann an diesen Zahlen das Ausmass der eingetretenen Veränderung deutlich ablesen.

Der Gründer der Unternehmung, Heinrich Sulzer-Steiner, war im Juli 1876 gestorben und hatte den Rückschlag nicht mehr miterlebt. Die Last der Anpassung lag auf den Schultern der Söhne und nicht zuletzt des Seniorchefs, Heinrich Sulzer-Rieter, der als langjähriger Kenner des Rotfärbereigeschäfts das massgebende Wort sprach. Johann Nater hat seine Leistung 1898 wie folgt charakterisiert: «Als Industrieller behauptete er die hervorragende Stellung, die schon sein Vater gewonnen hatte.» Dies wird seiner wirklichen Rolle kaum gerecht. Sulzer-Rieter gehörte einer Generation an, die zu Beginn einer fünfundzwanzigjährigen Aufschwungsphase um 1850 ins Geschäftsleben eingetreten und auf den Konjunkturzusammenbruch von 1876 schlecht vorbereitet war. Es ist bemerkenswert, mit welcher Entschiedenheit er nun die nötigen Massnahmen traf. Natürlich war die Unternehmung finanziell sehr gut fundiert, so dass sie ein paar Verlustjahre ohne weiteres durchstehen konnte. Zeichen von Nervosität und Unsicherheit sind deshalb nur ganz vereinzelt festzustellen, und von Liquidation war zu keiner Zeit die Rede.

Sulzer-Rieter ging das Problem von drei Seiten an. In erster Linie stellte er den Betrieb auf Alizarin um, was mindestens am Anfang etwelche Schwierigkeiten bereitete. Es dauerte Jahre, bis ein brauchbares Verfahren ausgearbeitet war, das sich dann viel einfacher gestaltete, als man anfangs erwartet hatte. Von 1880 an wurde in Aadorf nur noch mit Alizarin

gefärbt. Gleichzeitig ging Sulzer-Rieter zu einer aktiveren Verkaufspolitik über, indem er an über zwanzig ausländischen Plätzen Verkaufsstützpunkte mit eigenen Konsignationslagern errichtete. Die Kontrolle dieser Depots erwies sich als überaus mühsam, die Ware blieb oft jahrelang liegen, und als in der Rezession von 1892 starke Lagerverluste entstanden, musste diese Aktion wenn nicht aufgegeben, so doch erheblich eingeschränkt werden. Als Fehlschlag erwies sich ferner der Versuch, das Produktionsprogramm durch Angliederung einer Druckabteilung zu erweitern. Sulzer-Rieter nahm zu diesem Zweck 1885 seinen Schwiegersohn Adolf Hoz (1849–1907), einen Kenner des Druckgeschäfts, in die Firma auf, doch war der Zeitpunkt für eine solche Initiative schlecht gewählt, und Hoz zog sich schon 1887 wieder zurück. Eines muss man Sulzer-Rieter lassen: Während seine Brüder Albert und Eduard in der schwierigen Umstellungsphase 1879 und 1885 aus der väterlichen Unternehmung austraten, glaubte er bis zuletzt an die Zukunft der Rotfärberei und wusste diese Zuversicht auch auf seine Söhne zu übertragen.

In einer Beziehung war Sulzer-Rieter unerbittlich: Aadorf verdankte sein ganzes, beträchtliches Prestige dem «echten Türkenrot», das sich durch unerreichte Leuchtkraft und Dauerhaftigkeit auszeichnete. In den 1880er Jahren fing die chemische Industrie an, eine Auswahl von weiteren Rotfärbungen anzubieten, die hinsichtlich Echtheit in keiner Weise an Alizarinrot heranreichten, dafür aber viel billiger waren. Sulzer-Rieter weigerte sich standhaft, solche verschlechterte Ware in sein Produktionsprogramm aufzunehmen, während kleinere, weniger qualitätsbewusste Färbereien nicht die gleichen Hemmungen hatten. Durch dieses Festhalten am reinen Türkischrot war das Ende der Aadorfer Unternehmung sozusagen vorprogrammiert.

Heinrich Sulzer-Rieter starb am 25. Januar 1894, knapp 64jährig. Der jahrelange Kampf um die Aufrechterhaltung einer kostendeckenden Produktion

dürfte seiner Gesundheit zweifellos zugesetzt haben. Bei seinem Tod war der Jahresausstoss auf 50 000 Stück gesunken und hatte einen neuen Tiefpunkt erreicht. Die Musterfabrik, die er gemeinsam mit dem Vater geschaffen hatte, wurde in den 1880er Jahren nur noch zum kleinsten Teil genutzt, und zahlreiche Hallen müssen schon damals leergestanden haben. Als die Konjunkturverhältnisse sich nach 1895 endlich besserten, kamen auch für Heinrichs Söhne, Heinrich, Hugo und Fritz, wieder Jahre, wo man etwas auf der roten Ware verdiente. Indessen war dieser Nachsommer von kurzer Dauer. Der Absatz beschränkte sich mehr und mehr auf einige südasiatische Märkte, wo Türkischrot noch gefragt war, und im Ersten Weltkrieg gingen diese Märkte an die japanische Konkurrenz verloren. Da man in Aadorf die rechtzeitige Umstellung auf andere Erzeugnisse versäumt hatte, blieb den Verantwortlichen nichts anderes übrig, als die Tore der Fabrik im Mai 1922 zu schliessen. Die Gebäulichkeiten, die einen zunehmend verwahrlosten Eindruck machten, wurden im März 1936 abgerissen.

Der Privatmann

Heinrich Sulzer hatte sich 1855 mit Henriette Rieter (1836–1909) aus dem Haus «zur Glocke» in Winterthur verheiratet. Sie war die Tochter des führenden Winterthurer Industriellen Heinrich Rieter-Ziegler, der als Besitzer der Spinnerei und Maschinenfabrik Rieter in Töss, als Kavallerieoberst, Stütze der freisinnigen Partei, Kantonsrat und Ständerat eine vielseitige Tätigkeit entfaltete. Er kann geradezu als Musterbeispiel des liberalen Wirtschaftsführers von Anno dazumal gelten, der sowohl industriell wie militärisch und politisch leitende Stellungen einnahm. Heinrich Sulzer war in dieser Hinsicht so ziemlich das Gegenteil seines Schwiegervaters. Er brachte es im Militär zwar zum Range eines Oberstleutnants der Genietruppe,

aber ein richtiger Truppenführer war er nie, und für Politik hatte er weder Zeit noch Interesse. Es war schon viel, dass er von 1878 bis zu seinem Tod die Aadorfer Schulvorsteherschaft präsidierte, wo seine Unparteilichkeit und seine ruhige, sichere Hand viel zur Lösung der Probleme beitrugen. «Die höchste Befriedigung», sagt Nater, «fand er im Kreise der Familie und in seinem Geschäft.» Bei der Wahl seiner Lebensgefährtin dürften weder politische noch geschäftliche Überlegungen eine Rolle gespielt haben. Henriette, feingliedrig und von zarter Konstitution, hatte mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen und war zu häufigen Kuraufenthalten gezwungen, wobei sie in späteren Jahren ihre Enkelinnen Anny und Valy Hoz mitzunehmen pflegte. Für die beiden Mädchen war der Aufenthalt in einem Erstklasshotel jeweils ein besonderes Erlebnis! Die Eingewöhnung in Aadorf kann Henriette anfangs nicht leicht gefallen sein. Beim Einzug in das neuerbaute Wohnhaus 1856 brachte sie ihren Flügel mit, für die Aadorfer Kolonie ein Novum, das gebührend bewundert und Besuchern mit Stolz gezeigt wurde. Schliesslich war es Henriette, welche 1884, nach dem Wegzug ihrer beiden Schwägerinnen, das Kommando über das umfangreiche Hauswesen übernahm, und es ist nicht zuletzt ihr Verdienst, wenn der wundervolle Park und die stilvollen Wohnhäuser mit Sorgfalt unterhalten und weitergepflegt wurden und noch heute den Besucher durch ihre Grosszügigkeit beeindrucken. Wie aufgeschlossen Henriette in vielem dachte und handelte, sieht man aus der Tatsache, dass sie an ihrem 70. Geburtstag, 1906, allen Enkelkindern, auch den Mädchen, ein Fahrrad schenkte.

Natürlich hatte auch Heinrich eine ausgesprochene Vorliebe für Haus und Garten, mit denen eine umfangreiche Landwirtschaft verbunden war. Von Ferienaufenthalten pflegte er Alpenpflanzen nach Hause zu bringen; daneben sammelte er Schmetterlinge. Aber er war weder ein passionierter Schütze und Jäger wie sein Bruder Eduard noch ein Schlitt-

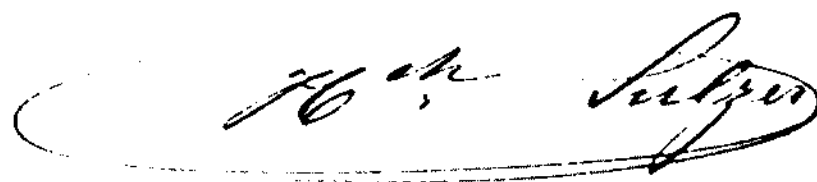
schuhläufer und Berggänger wie Albert. Für bildende Kunst und Musik fehlte ihm das Verständnis. Sein Geschmack war klassizistisch, er liebte die einfachen, strengen Linien, alles Verschnörkelte war ihm verhasst. Im übrigen war er ein grosser Frühaufsteher: In seinem Haushalt wurde um 5 Uhr Tagwache gemacht. Seine eigentliche Liebhaberei war das Reisen. Schon während der Studienzeit war er weit in Europa herumgekommen, und in späteren Jahren stattete er den europäischen Grossstädten wiederholt Besuche ab, meist in Gesellschaft seiner Tochter Anna, die ihm von allen seinen Kindern wohl am nächsten stand. Als Oberst Rieter 1869 anlässlich der Eröffnung des Suezkanals vom Bundesrat nach Konstantinopel und Kairo delegiert wurde, ergriff Sulzer-Rieter die Gelegenheit, seinen Schwiegervater als Attaché zu begleiten. Sein Reisetagebuch, ergänzt durch Familienbriefe, ist 1985 im Druck erschienen und zeichnet sich durch die Lebendigkeit der Darstellung und die genaue Beobachtung aus. Daneben kommt auch ein behäbiger und manchmal sarkastischer Humor zu seinem Recht.

Würdigung

Es wäre verfehlt, Heinrich Sulzer-Rieter als grosse Unternehmerpersönlichkeit zu betrachten, aber für die Wirtschaftsgeschichte sind auch Sterne zweiter Ordnung von Bedeutung. Heinrichs Interesse und seine Begabung galten dem Technischen weit mehr als dem Kaufmännischen. Louise Sulzer-Steiner schrieb einmal ihrem Jüngsten, dem Benjamin Carl, sie habe immer gefunden, «dass weder im Vater noch in den Söhnen Spekulationsgeist wohne, sondern dass ihr vielmehr geeignet seid, durch Fleiss und Ausdauer in der Produktion euren Nutzen zu finden.» Dies gilt nicht zuletzt für Heinrich Sulzer-Rieter. Mit der Planung und Ausführung der Fabrik von 1858 hatte er ein Meisterstück geliefert, das sich als

überaus erfolgreich erwies. Als die Probleme sich nach 1876 in die kommerzielle Sphäre verlagerten, bekundete er einige Mühe, die richtige Fortsetzung zu finden. Auch so war es eine ungewöhnliche Leistung, dass er die Unternehmung in dieser heiklen Phase heil über die Runden brachte. Dabei kam ihm eine Eigenschaft zustatten, deren Bedeutung heute oft zu wenig gewürdigt wird: umfassende Branchenkenntnis. Er verstand von der Rotfärberei mehr als alle seine Brüder, und wohl auch mehr als die meisten seiner Konkurrenten.

Die Industrieentwicklung des Thurgaus war bis 1798 nicht zuletzt durch den Umstand beeinträchtigt, dass der Nachbar Zürich seinen Angehörigen die Beteiligung an auswärtigen Unternehmungen strikt verbot. Dabei waren im Thurgau zuverlässige und leicht anlernbare Arbeitskräfte vorhanden, aus deren Reihen sich auch immer wieder tüchtige Kaderleute rekrutieren liessen. Erst mit der Helvetik traten diese Standortvorteile offen zutage, wobei es vor allem Winterthurer waren, welche von den neuen Möglichkeiten Gebrauch machten. Die Rotfarb Aadorf ist ein Beispiel für diese Zusammenarbeit. Auch wenn die damals entstandenen Industriebetriebe nicht sehr zahlreich waren, bildeten sie doch wirtschaftliche Schwerpunkte von Bedeutung, die auch befruchtend auf die übrige Industrie einwirkten und die Grundlage schufen für eine beschleunigte und umfassende Industrialisierung.

A handwritten signature in black ink, reading "H. Sulzer". The signature is written in a cursive style and is enclosed within a simple, hand-drawn oval border.

Quellen

Ungedruckte: Firmenarchiv Heinrich Sulzer, Aadorf (Privatbesitz Aadorferfeld-Elgg).

Gedruckte: Sulzer, Peter (Hrsg.): Winterthur–Assuan retour. Reisetagebuch von Heinrich Sulzer-Rieter zur Eröffnung des Suezkanals im November 1869, Winterthur 1985; [Sulzer, Klaus (Hrsg.)]: Aadorfer Briefe. Ausgewählte Briefe aus der Familienkorrespondenz des Rotfärbereibesitzers Heinrich Sulzer-Steiner (1805–1876) und seiner Söhne, [Zürich 1989], Privatdruck (StATG, Handbibliothek).

Literatur

Nater, Johann: Geschichte von Aadorf und Umgebung, Frauenfeld 1898; Knoepfli, Albert: Die Sulzersche Rotfarb und Kattun-Druckerei zu Aadorf, in: TJB 1951, S. 24–38; Knoepfli, Albert: Geschichte von Aadorf, Aadorf 1987; Sulzer, Klaus: Vom Zeugdruck zur Rotfärberei. Heinrich Sulzer (1805–1876) und die Türkischrotfärberei Aadorf, Zürich 1991; Sulzer, Klaus: Türkischrot – eine verschwundene Industrie, in: Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1994, S. 173–247.

Bildquellen

Abb. 1: Privatbesitz Kilchberg: Heinrich und Henriette Sulzer-Rieter mit ihrem Töchterchen Anna, ca. 1860; Daguerreotypist unbekannt.

Abb. 2: Privatbesitz Kilchberg: Rotfärberei Aadorf, sogenannte untere Walche, um 1895; Fotograf unbekannt.

Unterschrift: Privatbesitz Zürich: Brief von Heinrich Sulzer-Rieter an Unbekannt, 8.6.1855.

Verena Jacobi und Anna Forster

Anna Walder (1894–1986) Berufsberaterin



Anna Katharina Walder stammte aus einer reformierten Ärztesfamilie bäuerlichen Ursprungs im Hinterthurgau. Hans Adam Walder (1790–1877), der Sohn eines gleichnamigen Bauern und Vieharztes, ging bei Dr. med. Johannes Brunner in Bülach in die Lehre. Nach drei Jahren immatrikulierte er sich am 5. Juni 1813 an der medizinischen Fakultät der Universität Tübingen; am 27. Mai 1815 erhielt er vom thurgauischen Sanitätsrat die Bewilligung, «die Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe im Kanton Thurgau auszuüben». Er liess sich in Hurnen, später in Münchwilen nieder, wo er sich ein Haus erbaute. Hier praktizierte er bis zu seinem Tode. 1836–56 amtierte er als Bezirksarzt. Sein Sohn Hermann (1820–1897) besuchte die Schulen in Sirnach und Elgg sowie das Gymnasium in Schaffhausen, woher seine Mutter stammte. Nach Medizinstudien in Zürich, Heidelberg und Würzburg legte er 1844 in Zürich das Doktor-

examen ab. Er kehrte nach Münchwilen zurück und praktizierte zunächst mit seinem Vater zusammen, um 1850 in Wängi eine eigene Praxis zu eröffnen. Hier blieb er bis 1880, als er nach Münchwilen zurückkehrte, wo er Jahre später starb. Er war verheiratet mit Anna Katharina Walcher aus Glarus und hatte zwei Söhne, Hermann und Alfred. Wie sein Vater nahm er am öffentlichen Leben als Bezirksarzt (1856–97) und als Stellvertreter des Statthalters teil; auch arbeitete er – zusammen mit Friedrich Mann und Friedrich Albrecht – am «Bericht über das thurgauische Fabrikwesen» (1869) mit.

Der Vater Annas, Hermann Walder (1855–1931), ging in Wängi und Aadorf zur Schule und bestand an der Kantonsschule Frauenfeld im Herbst 1874 die Matura. Nach Medizinstudien in Zürich, Prag und Wien promovierte er 1879 in Zürich zum Dr. med.; anschliessend wurde er Assistenzarzt in Münsterlingen. 1880 kehrte er ins Doktorhaus in Wängi zurück und übernahm die gutgehende Praxis seines Vaters. 1897–1915 amtierte er als Bezirksarzt. Am 2. Oktober 1890 heiratete er Susanna, genannt Suzette, Leutenegger (1853–1944) von Reuti-Bussnang, die ihm vier Kinder schenkte: Hermann, Alfred, Anna Katharina und Maria Karolina.

Eine Zäsur gab es, als Hermann Walder aus gesundheitlichen Gründen 1916 seine Praxis aufgeben musste. Die Familie zog zunächst nach Feldmeilen, zwei Jahre später dann nach Frauenfeld. Hier erwarb der Vater ein Haus an der Weinstrasse (Nr. 6). Bis zu seinem Tod entfaltete er eine rege gemeinnützige Tätigkeit: Er war Mitbegründer des Hauspflegevereins, in der Tuberkulosenfürsorge tätig und Kassier der evangelischen Sektion Thurgau der Stiftung für das Alter. Daneben trieb er wissenschaftliche Studien, u. a. über die thurgauische Kunstgeschichte. Auch erwarb er sich Verdienste um das Zustandekommen des Thurgauer Bandes der Reihe «Das Bürgerhaus in der Schweiz» (vgl. dazu Hans Peter Mathis' Arbeit über Albert Rimli in diesem Band).

Jugend, Ausbildung und Einstieg ins Berufsleben

Anna Katharina Walder wurde am 1. März 1894 in Wängi als drittes Kind ihrer Eltern geboren. Mit sechs Wochen erkrankte sie an Keuchhusten, den sie aber dank der aufopfernden Pflege ihrer Mutter gut überstand.

Im Rückblick empfand sie es als Glück, die ganze Jugendzeit auf dem Lande verbracht haben zu dürfen. Da die Mutter in der Praxis mithalf, blieb für die Kinder nicht sehr viel Zeit übrig. Neben der Verpflichtung, auf ihre sechs Jahre jüngere Schwester Maria Karolina aufzupassen, blieb «s'Tokters Anneli», wie sie allgemein genannt wurde, genügend Zeit, im Dorf auf Entdeckungen zu gehen – «herumzuschwanzen» – und Besuche zu machen.

Nach der Primarschulzeit und einem Jahr Sekundarschule in Wängi besuchte sie zwei Jahre die Mädchensekundarschule in Frauenfeld (1907–09), wo sie Schülerin der ersten Sekundarlehrerin im Thurgau, Hanna Brack (1873–1955), wurde. Später schlossen die beiden Freundschaft. Neben der Schule konnte Anna Italienisch- sowie Klavier- und Violinstunden nehmen, wobei sie ihre Kenntnisse stets an Jüngere weitergab.

Zu ihrem Bedauern war die Kantonsschule damals den Mädchen noch verschlossen, hätte sie später doch gerne Medizin studiert. «Der Verzicht fiel mir allerdings nicht allzu schwer, da ich im Elternhaus eine vielseitige interessante Beschäftigung fand. Ich war befriedigt im Gedanken, meinen überlasteten Eltern eine unentbehrliche Stütze sein zu können.»

Zur weiteren Ausbildung wurde Anna 1909 für ein Jahr nach Neuenburg geschickt, wo sie an der «Ecole supérieure pour Jeunes Filles» die «classes spéciales de français» besuchte. Nach Hause zurückgekehrt, wurde sie sogleich in den vielseitigen Doktorhaushalt eingespannt: Sie war Haushalt- und Arztgehilfin und musste für ihren Vater in seiner Funktion

als Bezirksarzt nach Diktat Protokolle und Gutachten schreiben. Vor allem durch letzteres lernte sie die Nöte und Schwierigkeiten der Leute ihrer Umgebung kennen. Später meinte sie, sie sei leider fast zu jung mit den Schattenseiten des Lebens – Krankheiten, Eheprobleme, Alkoholismus u. a. m. – vertraut geworden. Dies mag mit ein Grund dafür gewesen sein, dass sie 1913 zusammen mit zwei Freundinnen den Blaukreuzverein Wängi gründete, samt Hoffnungsbund, Chor und Bibliothek. Sie verpflichtete sich, ihr Leben lang auf Alkohol zu verzichten und lernte dabei – wie sie selbst sagte –, sich «mit Mut für meine Überzeugung einzusetzen und eingegangene Verpflichtungen treu zu halten».

Der Aufenthalt der Familie in Feldmeilen war für Anna schwierig. Nach eigener Aussage hatte sie «in mancher Beziehung Mühe», sich «zurecht zu finden; die frühere Tätigkeit in unserm Arzthaus wie im Dorf fehlten mir und meine Zukunft schien mir sehr ungewiss, da sich keine bestimmte berufliche Ausbildungsmöglichkeit zeigte».

Als die Familie im August 1918 nach Frauenfeld zügelte, war ihre Hilfe zu Hause nicht mehr nötig. Inzwischen 24jährig geworden, kam der Wunsch, einen Beruf zu erlernen. Durch eine Freundin wurde sie auf den Sozialen Fürsorgekurs in Zürich aufmerksam gemacht. Die Ausbildungsziele schienen ihr zu entsprechen. Die Eltern hatten zwar grosse Bedenken, da der Beruf einer Fürsorgerin noch wenig bekannt war. Nach einem persönlichen Gespräch mit der Leiterin des Fürsorgekurses, Maria Fierz, konnte sie den Lehrgang von Oktober 1918 bis Dezember 1919 aber absolvieren. Damit verbunden waren Praktika auf einer Amtsvormundschaft, in der Tuberkulosefürsorge und im Heim für schwererziehbare Mädchen «Pilgerbrunnen» in Zürich.

Als glückliche Fügung empfand es Anna retrospektiv, dass sie im Oktober 1919 am 2. Instruktionkurs für Berufsberatung in Basel, organisiert vom Schweizerischen Verband für Berufsberatung und

Lehrlingsfürsorge, teilnehmen konnte. Ein gedruckter umfangreicher Bericht zeugt von der Vielfalt der Themen. Der Teilnehmerliste ist zu entnehmen, dass aus dem Thurgau vier Frauen und zwei Männer anwesend waren, darunter auch Hanna Brack.

Nach Absolvierung des Fürsorgekurses erhielt Anna Walder vom Thurgauischen Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit (heute Thurgauische Evangelische Frauenhilfe) das Angebot, die neu geschaffene Stelle einer Fürsorgerin für gefährdete Mädchen und Frauen sowie die Führung des Thurgauischen Frauensekretariats zu übernehmen. Damit verbunden war das Amt einer Sekretärin der Sektion Thurgau der Freundinnen junger Mädchen. Anna Walder nahm an und begann Anfang Januar 1920 mit der Arbeit. Als Fürsorgerin kam sie in Kontakt mit Thurgauer Bürgerinnen, die aus sittenpolizeilichen oder armenrechtlichen Gründen aus anderen Kantonen in ihre Heimat abgeschoben wurden – damals galt noch die heimatliche, konfessionelle Armenpflege! Sie betreute aber auch die Frauen im kantonalen Gefängnis in Frauenfeld, in der Strafanstalt Tobel und in der Arbeits Erziehungsanstalt Kalchrain und beaufsichtigte im Auftrag des Thurgauischen Schutzaufsichtsvereins entlassene weibliche Sträflinge.

Erste Berufsberaterin im Thurgau

Das erste kantonale Lehrlingsgesetz vom 26. Mai 1919 wurde am 22. Mai 1921 vom thurgauischen Volk angenommen und auf den 1. Januar 1922 in Kraft gesetzt. Es sah die Organisation der Berufsberatung und der Lehrstellenvermittlung vor. In der Meinung, eine gemeinnützige Institution mit halbamtlichem Charakter, die sich bereits Verdienste auf diesem Gebiete erworben hatte, eigne sich besser für die Übernahme dieser Aufgabe als der Staat, beauftragte der Regierungsrat das Thurgauische Lehrlingspatronat damit und stellte sowohl für die männliche

als auch für die weibliche Berufsberatung finanzielle Mittel zur Verfügung – vorerst 2000 Franken jährlich.

So wurde auf den 1. Januar 1922 die Zentralstelle für männliche Berufsberatung unter der Leitung von Gewerbesekretär Alfred Gubler in Weinfelden gegründet, während Anna Walder gebeten wurde, auf den gleichen Zeitpunkt die Leitung der Zentralstelle für weibliche Berufsberatung zu übernehmen. Nach zwei Jahren der Doppelbelastung verliess sie auf Neujahr 1924 das Thurgauische Frauensekretariat, um sich fortan ganz der neuen Aufgabe zu widmen.

Die Berufsberatung stand damals in der Schweiz noch am Anfang. Berufsberatungsstellen für Mädchen gab es lediglich in Zürich, Bern, Basel und St. Gallen. Anna Walder war somit eine der ersten vollamtlichen Berufsberaterinnen überhaupt.

Die Hauptaufgabe am Anfang war die Schaffung einer kantonalen Organisation, die den Verkehr mit den grösseren Ortschaften erleichtern sollte. In elf Orten wurden daher als Leiterinnen von sogenannten Anmeldestellen Vertrauensfrauen gesucht, meist Handarbeits- oder Hauswirtschaftslehrerinnen, die allesamt ehrenamtlich wirkten und in einem kurzen Instruktionkurs das nötige Wissen vermittelt bekamen. Zunächst galt es, die Berufsberatung überhaupt bekannt zu machen, war es doch damals noch alles andere als selbstverständlich, die Mädchen einen Beruf erlernen zu lassen. Anna Walder legte von Anfang an Wert auf eine sehr sorgfältige Berufswahl.

Schon im ersten Jahr konnte sie sich nicht über Arbeitsmangel beklagen. Sie hielt regelmässig Sprechstunden in allen Bezirkshauptorten, die sie mit der Bahn, dem Postauto oder mit dem Velo erreichte. Ein Auto stand damals noch nicht zur Diskussion, reichte es doch kaum für eine angemessene Besoldung der Stelleninhaberin! Nach dem Jahresbericht für das Jahr 1922 hielt sie 444 «Audienzen» ab und erteilte 291 telefonische Auskünfte. 924 Briefe und 37 Drucksachen wurden verschickt, fast gleichviele

Briefe, nämlich 917, gingen ein. In den kommenden Jahren erfolgte eine kontinuierliche Steigerung dieser Kennzahlen. Anna Walders Büro befand sich von 1920 bis 1929 im Elternhaus an der Weinstrasse 6, dann im alten evangelischen Pfarrhaus an der Freie Strasse 16.

Im Jahre 1927 wurde die Zentralstelle für weibliche Berufsberatung vom Lehrlingspatronat getrennt. Die jetzt selbständige Institution wurde einer Kommission unterstellt, in die das Lehrlingspatronat drei, der Bund Thurgauischer Frauenvereine (heute Frauenzentrale) hingegen vier Mitglieder abordnete. Letzteren hatte Anna Walder im Jahr zuvor, 1926, u. a. deshalb ins Leben gerufen, um der neu organisierten weiblichen Berufsberatung die dringend benötigte ideelle, namentlich aber auch finanzielle Unterstützung zu sichern. Doch waren die finanziellen Sorgen damit noch keineswegs behoben – sie waren vielmehr ein ständiger Begleiter während Anna Walders ganzer 40jähriger Tätigkeit als Berufsberaterin und absorbierten viel Zeit und Kraft.

Die Delegiertenversammlungen des Bundes Thurgauischer Frauenvereine dienten Anna Walder auch als Plattform, von der aus sie die Anliegen und Probleme der Berufsberatung Frauen aus dem ganzen Kanton näherbringen und das Interesse für eine solide Berufsausbildung der Mädchen wecken konnte.

Die Gründung einer oberthurgauischen Berufsberatungsstelle mit Sitz in Romanshorn im Jahre 1933, die für die Bezirke Arbon und Kreuzlingen, später auch Bischofszell, zuständig war, brachte eine gewisse Arbeitsentlastung für Anna Walder. Trotz der bescheidenen Anstellungsbedingungen konnte vorerst in der Person von Elsa Gsell, ein Jahr später von Suzanne Banderet, eine fähige Leiterin gefunden werden.

In der Verordnung des Regierungsrates über die Berufsberatung im Thurgau vom 26. Juli 1948, zu deren Entwurf Anna Walder hatte Stellung nehmen

können und als Hauptanliegen eine bessere finanzielle Absicherung genannt hatte, ist ein umfangreicher Aufgabenkatalog niedergelegt, der zusammengefasst drei Bereiche betrifft: die Berufsberatung, die Lehrstellenvermittlung sowie die Betreuung des Haushaltlehrwesens und die Durchführung der hier anfallenden Lehrabschlussprüfungen. Der weiblichen Berufsberatung wurde ein jährlicher Staatsbeitrag zugesichert. In ihrer Stellungnahme hatte Anna Walder auch die Bedeutung einer geeigneten Vorbereitung der Mädchen auf ihre eventuelle Tätigkeit als Hausfrau und Mutter betont. Es sei wichtig, sich für die Haushaltlehre, das hauswirtschaftliche Bildungswesen und die Welschlandplazierung einzusetzen.

Im Jahre 1952 stellte der Regierungsrat fest, es bedürfe keiner speziellen Belege dafür, dass die weibliche Berufsberatung sehr segensreich gewirkt habe und dass sie die öffentliche Anerkennung und den öffentlichen Dank verdiene. Er sei deshalb bereit, für die Durchführung der 30-Jahr-Jubiläumsfeier aus dem Lotteriefonds einen Betrag von 2000 Franken zu bewilligen.

Der Regierungsbeschluss vom 26. Juni 1956 über die Abänderung der Verordnung von 1948 brachte eine Erhöhung des jährlichen Staatsbeitrags. Diese wurde damit begründet, der Institution, an die im Laufe der Jahre die Anforderungen stark gestiegen seien, müsse aus der «Defizit-Wirtschaft» dringend herausgeholfen werden. Die Leiterinnen und ihre Mitarbeiterinnen müssten sich mit einem Salär begnügen, das den Verhältnissen und den Anforderungen und Leistungen in keiner Weise mehr entspreche. Zudem bestehe nicht die geringste Vorsorge für Alter und Krankheit.

Inzwischen näherte sich das 40-Jahr-Jubiläum Anna Walders als Leiterin der Thurgauischen Zentralstelle für weibliche Berufsberatung. So fasste sie mit Rücksicht auf ihr Alter den Entschluss, auf Neujahr 1962 von ihrem Amt zurückzutreten. Die Anforde-

rungen an die Institution waren durch die Zunahme der Bevölkerung und durch die immer komplizierter werdenden Verhältnisse auf allen Gebieten erneut ständig gewachsen, ohne dass die finanziellen Mittel einen entsprechenden Ausbau erlaubt hätten. Dringend wäre insbesondere eine zweite Berufsberaterin für die Zentralstelle gewesen, doch die Hochkonjunktur mit ihrem Mangel an geeigneten Arbeitskräften und den hohen Lohnforderungen verhinderte dies.

In ihrem Rücktrittsschreiben vom 12. Juli 1961 stellte sie fest, dass sie sich bemüht habe, im Laufe der 40 Jahre mit relativ bescheidenen Mitteln die Berufsberatung für Mädchen aufzubauen. «Wir mussten uns stets nach der Decke strecken und lebten meist von der Hand in den Mund.» In der Tat: In den letzten Monaten ihrer Amtszeit hatte Anna Walder sogar auf die Hälfte ihres Lohnes verzichtet, um eine Bürohilfe anstellen zu können!

Beim Rücktritt Walders erhob sich die Frage nach der künftigen Organisation der weiblichen Berufsberatung. Der Regierungsrat beschloss, die Zentralstelle in die staatliche Verwaltung einzugliedern und grundsätzlich der männlichen Berufsberatung gleichzustellen.

Bund Thurgauischer Frauenvereine

Wie bereits angetönt, hat Anna Walder 1926 – zusammen mit Hanna Brack, der verehrten Lehrerin und Freundin – den Bund Thurgauischer Frauenvereine gegründet. Das Thurgauische Lehrlingspatronat, das bis zu diesem Zeitpunkt die weibliche Berufsberatung finanziell getragen hatte, war durch die unerwartete Entwicklung der Institution überrascht worden und wünschte daher 1926 eine stärkere finanzielle und moralische Unterstützung durch die Thurgauer Frauen. «So war ich gezwungen, eine kantonale Frauenorganisation zu schaffen, welche bereit wäre, grössere gemeinnützige Aufgaben wie

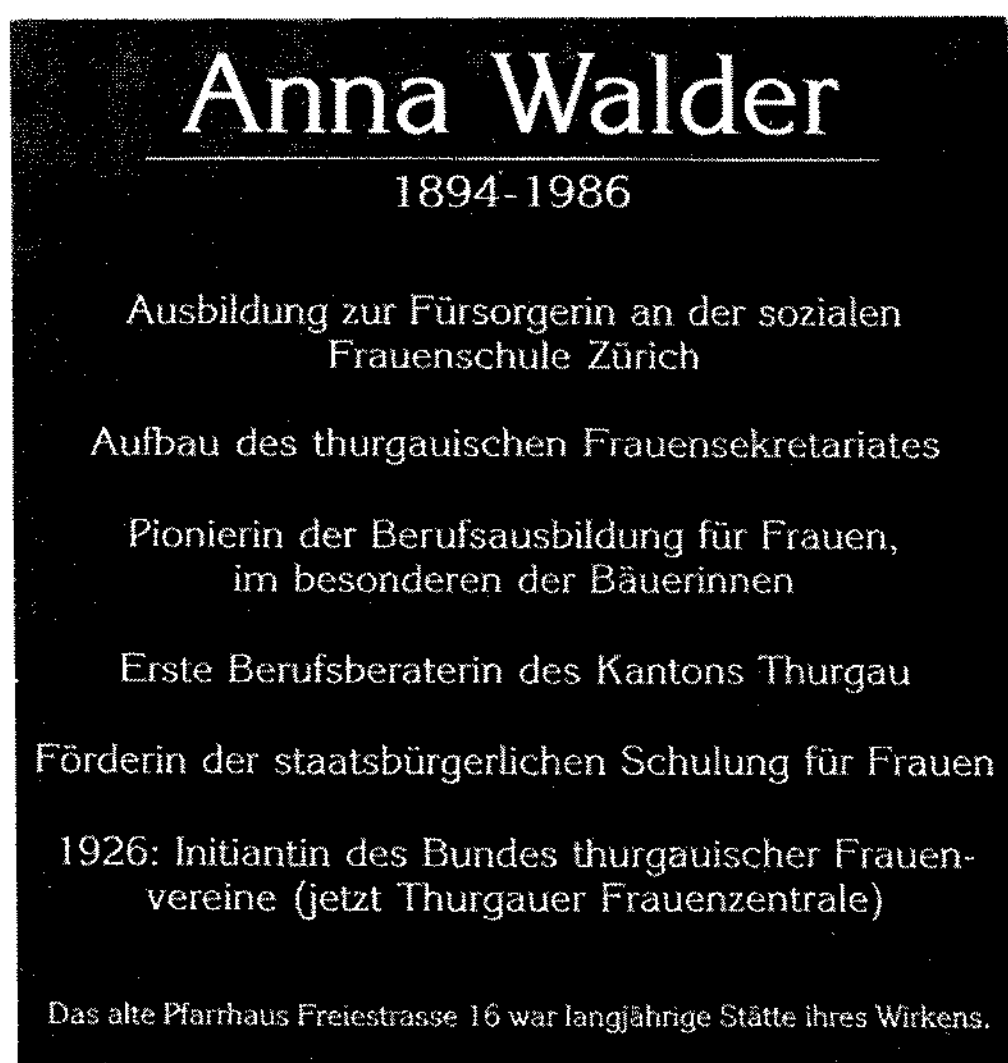
vor allem die Unterstützung der Berufsberatung zu übernehmen.» Während fünfzehn Jahren, von 1926 bis 1941, besorgte sie das Sekretariat des «Bundes», von 1960 bis 1969 stand sie ihm als Präsidentin vor; schliesslich wurde sie zur Ehrenpräsidentin ernannt. Anna Walders Wirken im «Bund» wäre eine eigene Untersuchung wert, hier nur so viel:

Die Präsidialzeit brachte sie in Verbindung mit den anderen Frauenzentralen in der Schweiz. «Diese Kontakte brachten mich auch auf den Gedanken, der staatsbürgerlichen Schulung der Thurgauer Frauen vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken.» So organisierte Walder denn schon Jahre vor der Annahme des Frauenstimm- und -wahlrechts durch die Schweizer Männer (1971), aber auch noch danach, in den grösseren Ortschaften des Kantons staatsbürgerliche Kurse für Frauen (1961–79), wobei sie stets eine möglichst breite Trägerschaft durch die örtlichen Frauenvereine anstrebte und kleine Subventionen der SAFFA-Stiftung für Schulung und Erziehung (Stiftung der Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit) vermittelte. Doch lebte sie staatsbürgerliches Engagement auch vor: Bis ins hohe Alter nahm sie – oft aktiv als Votantin – an politischen und kirchlichen Diskussionen teil.

Freundinnen junger Mädchen, Sektion Thurgau

Zehn Jahre nach der Gründung des internationalen Bundes der Freundinnen junger Mädchen durch Josephine Butler und gleichgesinnte Frauen aus sieben Ländern in Genf entstand 1886 auch in der Schweiz ein Verein der Freundinnen junger Mädchen. Sein Zweck war es, den jungen Mädchen, die in die Fremde zogen, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und sie auf die Gefahren – unter anderem des Mädchenhandels – aufmerksam zu machen. Die «Freundinnen» wirkten vor allem auf den Bahnhöfen, stellten Logier-

Am 7. September 1994 wurde am alten evangelischen Pfarrhaus an der Freie Strasse 16 in Frauenfeld, ihrem langjährigen Wirkungsort, eine Gedenktafel für Anna Walder enthüllt. Die Berufsberaterin ist damit die erste Frau, die im Thurgau eine derartige Ehrung erfuhr.



zimmer und Heime für Passantinnen zur Verfügung, vermittelten Stellen und boten Freizeitclubs an.

1901 schloss sich eine Sektion Thurgau an. Sie war zunächst ein reiner «Kollektenverein», der für schweizerische und internationale Aufgaben Geld sammelte. Bis zum Jahre 1929 bestand eine enge Verbindung mit dem Thurgauischen Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit, der sich vorwiegend mit der Fürsorge für sittlich gefährdete Frauen und Mädchen befasste. Da die Fürsorgefälle zunahmen, wurde die Trennung der beiden Vereine notwendig, und die Sektion Thurgau der «Freundinnen» machte sich selbständig. Sie übernahm das 1902 gegründete Bahnhofwerk Romanshorn mit Logierzimmer und Plazierungsbüro. Eine enge Zusammenarbeit bestand auch mit der Berufsberatung, insbesondere in bezug auf die Stellenvermittlung.

1920 übernahm Anna Walder das Sekretariat der Freundinnen junger Mädchen, das sie bis 1924 innehatte. Mit der Gründung des thurgauischen Vereins im Jahre 1929 wurde sie dessen erste Präsidentin

und blieb es bis 1943. Auch nach ihrem Rücktritt als Präsidentin verblieb sie im Vorstand, bis 1974! Die Jahresversammlungen boten ihr jeweils Gelegenheit, Vorträge über Erfahrungen bei der Welschlandplazierung sowie über die Ausbildung in der Hauswirtschaft und ihre Bedeutung für die Berufsbildung junger Mädchen zu halten.

Auf schweizerischer Ebene übernahm Walder 1936 die Verantwortung für den ersten Kurs für Leiterinnen von Stellenvermittlungsbüros. Es folgten alle zwei Jahre entsprechende Arbeitstagungen, abwechselnd in der deutschen und welschen Schweiz. 1938–51 war sie Mitglied des Nationalvorstands der Freundinnen junger Mädchen, und 1948–67 präsierte sie die Kommission für das schweizerische Auslandstellenvermittlungsbüro in Zürich.

Hausdienst und Berufsprüfungen für Bäuerinnen

Anlass zur Gründung der Thurgauischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst durch Anna Walder im Jahre 1935 gab die gerechte Verteilung der Bundesfeierspende von 1934, die für die hauswirtschaftliche Schulung bestimmt worden war. Die dem Thurgau zustehenden 8199 Franken mussten nach bestimmten Richtlinien verteilt werden. Die anfänglich als nur vorübergehend gedachte Arbeitsgemeinschaft entwickelte sich zu einer wertvollen Hilfe vor allem für die Zentralstelle für weibliche Berufsberatung. In den folgenden Jahren ermöglichten drei «Kellenverkäufe» und eine weitere Bundesfeierspende (1957), vermehrt Beiträge an Schulen, Kurse sowie die vertragliche Haushaltlehre im Privathaushalt, die 1924 durch die Zentralstelle für weibliche Berufsberatung kreiert worden war, auszurichten. Zu beachten ist, dass im Thurgau nie ein hauswirtschaftliches Obligatorium für schulentlassene Töchter bestand. Deshalb kam den freiwilligen Fortbildungs-

kursen der Schulgemeinden eine besondere Bedeutung zu.

Anna Walder war der Überzeugung, mit der Förderung der Berufsausbildung für Bäuerinnen in einem Landkanton eine eigentliche Mission zu erfüllen, insbesondere einen wichtigen Beitrag zur Bekämpfung der Landflucht zu leisten. Ab 1934 gab es die vertragliche Haushaltlehre auch im bäuerlichen Haushalt. Obgleich sie nach eigenem Bekunden anfänglich selber zu den zurückhaltenden, eher kritisch eingestellten Thurgauerinnen gehört hatte, liess sich Anna Walder alsbald eines bessern belehren und zählte schliesslich zu den eifrigsten Verfechterinnen einer Berufsprüfung für Bäuerinnen. Sie war der Meinung, dass diplomierte Bäuerinnen eine berufliche Elite bilden würden, welche in den lokalen Bäuerinnenkommissionen wertvolle Arbeit leisten und als Lehrmeisterinnen und Expertinnen fungieren könnten. Ab 1946 präsidierte Anna Walder denn auch die Ostschweizerische Kommission für die Berufsprüfung der Bäuerinnen, die vorerst von den Landfrauenorganisationen getragen wurde. Als 1962 das eidgenössische Reglement für die bäuerliche Berufsprüfung in Kraft trat, an dessen Ausarbeitung Walder im Auftrag des Bundesamts für Industrie, Gewerbe und Arbeit BIGA, mitbeteiligt gewesen war, wurde sie am 21. Februar 1963 zur Präsidentin des ostschweizerischen Prüfungskreises ernannt (bis 1969). In den Jahren 1946–66 wurden insgesamt 32 Prüfungen mit 343 Diplomen, wovon 150 für Thurgauerinnen, durchgeführt. Neunmal fanden sie auf Arenenberg statt.

Andere Tätigkeiten

Walders umfangreiches Wirken auf thurgauischer und schweizerischer Ebene auch nur einigermaßen zu skizzieren, ist auf knappem Raum unmöglich. Im folgenden seien daher ein paar Ergänzungen zum bisher Gesagten lediglich stichwortartig geboten:

Anna Walder war Mitglied zahlreicher sozialer und berufsbezogener Vereinigungen sowie verschiedener Aufsichts- und Prüfungskommissionen, zum Teil während vieler Jahre. Hervorgehoben seien die Gewerbeschulkommission (1924–60), die Berufsbildungskommission (1923–65), der Arbeitsausschuss der Fürsorgestelle Pro Infirmis Frauenfeld (1935–69) sowie der Thurgauische Fürsorgeverein für Taubstumme (1924–54).

Auf schweizerischer Ebene seien nur zwei Aktivitäten Walders erwähnt: ihre Dozentinnen-tätigkeit bei den vom BIGA organisierten Kursen für Berufsberater und Berufsberaterinnen sowie die Vertretung der schweizerischen Frauenorganisationen in der Eidgenössischen Kommission für Arbeitsfragen und Arbeitsvermittlung.

Anna Walder verfasste unzählige Artikel über Sozialwerke und Frauenpostulate, u. a. im Schweizerischen Frauenblatt. Daneben nahm sie oft pointiert in der Tagespresse des Kantons zu aktuellen Frauenfragen Stellung. Das alles wäre eingehend zu untersuchen.

Im Unruhestand

In einer «Plauderei» aus Anlass des 50jährigen Bestehens der Zentralstelle für weibliche Berufsberatung im Jahre 1972 sagte Anna Walder, der Abschied von der Berufsberatung sei ihr seinerzeit nicht schwer gefallen, obwohl ihr ihre Lebensaufgabe sehr am Herzen gelegen habe und es immer noch tue. Aber sie habe – wohl unbewusst – vorgesorgt gehabt, indem sie eine ganze Reihe ehrenamtlicher Aufgaben mit in ihren Ruhestand hinübergenommen und daher nie das Gefühl gehabt habe, ohne Aufgabe zu sein.

Tatsächlich hatte Walder in ihrem Rücktrittschreiben vorgeschlagen, das Präsidium der Zentralstellenkommission übernehmen sowie in der kantonalen Berufsbildungskommission verbleiben zu

dürfen, dagegen gewünscht, aus der Stipendienkommission entlassen zu werden. Als ehrenamtliche Tätigkeit verblieb ihr neben vielen anderen Verpflichtungen auch das Präsidium der Thurgauischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst und die Leitung der Ostschweizerischen Berufsprüfungskommission für Bäuerinnen.

Ihr Alltag war im übrigen ausgefüllt mit Besuchen alter und kranker Bekannter und Freundinnen sowie ehemaliger Lehrtöchter und Lehrmeisterinnen. Eine ganz besondere Freude bot ihr der Kontakt mit einer Reihe von Ehemaligen und Mitarbeiterinnen. Sie unternahm kleine Wanderungen, und der Aufenthalt in ihrem 1935 erworbenen Ferienhaus «Burghalde» in Ennetbühl ob Nesslau im Toggenburg, wo sie viele Freunde und Bekannte empfangen durfte, bot der zeitlebens unverheiratet Gebliebenen regelmässig Erholung.

Im September 1968 erlitt Anna Walder einen Schenkelhalsbruch, der einen Spitalaufenthalt und eine längere Rekonvaleszenz zur Folge hatte. Eine weitere Veränderung brachte der Tod ihrer Cousine Pauline Schimpf im Januar 1970, mit der sie seit einiger Zeit zusammengelebt und die ihr zum grössten Teil den Haushalt geführt hatte. Anna Walder musste sich neu einrichten, und sie fand, dass es nun höchste Zeit war, sich von den vielen Verpflichtungen endgültig zu lösen.

Nicht zu vergessen ist an dieser Stelle, dass Anna Walder in den siebziger Jahren verschiedene Erinnerungs- und Jubiläumsschriften verfasste. So publizierte sie 1972 das Büchlein «Menschen, die ich erlebte», worin sie verschiedenen Wegbegleiterinnen und Schützlingen ein bleibendes Denkmal setzte, so etwa der schon erwähnten Hanna Brack, die ihr zu Anfang ihrer beruflichen Tätigkeit verschiedentlich behilflich gewesen war und mit der sie in etlichen Gremien auch später immer wieder zu tun gehabt hatte. Erwähnung finden neben vielen anderen aber auch die «zwei Freundinnen» Hilde Kolb und Hedwig

Bommer, die Leiterinnen des Kinderheims Güttingen, sowie Pauline Jeanneret in La Chaux-de-Fonds, die sie als Leiterin der Stellenvermittlung der Freundinnen junger Mädchen kennengelernt hatte. Dass Walders kurze Erinnerungen an ihre Freundinnen oft die einzige Würdigung dieser Frauen und ihres Wirkens blieben, die von der Mit- auf die Nachwelt gekommen sind, sei hier nur am Rande vermerkt. 1973 folgten in einem weiteren Büchlein die beiden Texte «Mein Elternhaus» und «Menschen, die mein Leben bereicherten», wiederum eine Serie von Würdigungen verschiedener Frauen, angefangen bei der Wängemer Pfarrersfrau Ida Heim-Walser (1859–1933), die gut besuchte Kochkurse veranstaltete, über die Mitbegründerin des Sozialen Fürsorgekurses Zürich, Maria Fierz (1878–1956), bis zur ihrer Cousine Pauline Schimpf-Wellauer (1879–1970).

Nach einem Aufenthalt in St. Katharinental und schliesslich im Alters- und Pflegeheim der Stadt Frauenfeld, wo sie mit Fritz Wartenweiler (1889–1985), dem berühmten Pionier der Erwachsenenbildung, Zimmer an Zimmer gewohnt hatte, verschied Anna Walder kurz nach Vollendung des 92. Altersjahrs am 27. März 1986 in Frauenfeld.

Würdigung

Anna Walder war eine der ersten Berufsberaterinnen unseres Landes. Weil sie schon am 2. schweizerischen Instruktionkurs für Berufsberatung 1919 in Basel teilnehmen konnte, in dem ausschliesslich Probleme der weiblichen Berufsberatung behandelt wurden, war das Ziel ihrer Berufung früh gesteckt. Walder sah, wie nötig es im Thurgau auf allen Ebenen war, das Bewusstsein für die Wichtigkeit der Frauenförderung zu heben. Die Mithilfe des jungen Mädchens in der Landarztpraxis ihres Vaters, die Ausbildung im Sozialen Fürsorgekurs in Zürich sowie die Konfrontation mit randständigen Frauen in den Praktika führten sie

zum Aufbau eines Thurgauischen Frauensekretariats, zu dem sie vom Vorstand des Frauenvereins zur Hebung der Sittlichkeit berufen worden war. Sie erkannte aus diesem Mosaik erster Erfahrungen, wie wichtig eine gezielte hauswirtschaftliche und berufliche Ausbildung für Mädchen war, sowohl für die Persönlichkeitsbildung der einzelnen Frau als auch für den grossen volkswirtschaftlichen und sozialen Zusammenhang. Es ist beeindruckend, wie Anna Walder durch ihre Willensstärke, etwas Neues zu schaffen, zur Pionierin der thurgauischen Frauenbewegung wurde und wie sich der Kanton Thurgau durch ihre beharrliche, uneigennützige Tätigkeit auf dem Gebiete der weiblichen Berufsberatung bald mit allen grösseren Kantonen messen konnte. Allerdings war solches nur möglich, weil Anna Walder persönliche Einschränkungen auf sich nahm, z. B. den Verzicht auf ein angemessenes Salär!

Die weibliche Berufsberatung war im Verständnis der damaligen kantonalen Behörden, aber auch vieler Frauen, ein gemeinnütziges Anliegen. Anna Walder vertrat diese Auffassung ebenfalls, «damit in grösserer Freiheit den besonderen Bedürfnissen der Berufsberatung für Mädchen Rechnung getragen werden konnte». Allerdings musste sie mit der Zeit erkennen, dass mit dem Wachsen der Aufgaben die finanzielle Lage – auch bei staatlicher Subvention – nicht mehr tragbar war. Mit grosser Erleichterung wurde daher auf den Termin von Anna Walders Rücktritt Ende 1961 das Angebot des kantonalen Volkswirtschaftsdepartements, die Zentralstelle für weibliche Berufsberatung in die staatliche Zentralverwaltung zu übernehmen, angenommen.

Vierzig Jahre lang hat Anna Walder als Berufsberaterin uneigennützig, Neuem gegenüber stets aufgeschlossen, zum Wohle der Thurgauer Bevölkerung, insbesondere der Frauen, ein Werk geschaffen, das im Rückblick grösste Bewunderung abnötigt. Der Weg zu einem Studium – sie hätte wie ihre Vorfahren Ärztin werden mögen – blieb Anna Walder zwar

versagt, doch durfte sie so in einem anderen Bereich vielleicht stärker in die Breite wirken, als ihr dies mit einer akademischen Ausbildung möglich gewesen wäre. Sie selbst hat das gewusst und ausgesprochen: «Der Besuch des Sozialen Fürsorgekurses erschloss mir wirklich das Berufsgebiet, das meinen innersten Wünschen und Neigungen entsprach.» Und in bezug auf ihr Spezialgebiet, die Berufsberatung: «Ich hatte das grosse Glück, in einem Doktorhaus auf dem Lande aufzuwachsen, so blieben mir die Probleme der Bauerntöchter nicht verborgen. Ich kam zur Überzeugung, dass die Berufsberatung in einem Landkanton eine besondere Mission zu erfüllen hat, indem sie die Ausbildung der Bäuerin nach Möglichkeit fördert und damit einen wichtigen Beitrag gegen die Landflucht leistet.» – In dieser Stellungnahme liegt der Schlüssel zum Verständnis ihres ganz besonderen Einsatzes für eine umfassende Berufsausbildung der Bäuerin. Anna Walder war es, die in unserem Kanton den Grundstein dafür gelegt hat. Und sie war es, die auf schweizerischer Ebene massgeblich darauf hinwirkte, dass das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit diesen Beruf 1962 auch anerkannte.

Anna Walders Werk ist von der Forschung erst ansatzweise gewürdigt worden. Noch zu ihren Lebzeiten, 1970, veröffentlichte Betty Wehrli-Knobel eine kurze, mit vielen autobiographischen Zitaten durchsetzte Kurzbiographie. Aus der Feder ihres Neffen Hans Ulrich Walder erschien 1986 sodann die anonym veröffentlichte 28seitige Gedenkschrift. 1993 schliesslich kam Anna Walder in Band 6 des Schweizer Lexikons mit immerhin 13 Zeilen zu Ehren. Die grosse Biographie, die sie verdienen würde, ist bislang aber weder geschrieben noch in Angriff genommen worden, nicht zuletzt deshalb, weil ein eigentlicher Nachlass nicht besteht. Doch könnten die Ursachen auch tiefer liegen. Anna Walder ging in ihrer alltäglichen Arbeit auf, so sehr, dass ihre persönliche Leistung von den Leistungen einer sich lang-

sam bildenden thurgauischen Frauenbewegung kaum zu trennen sind. So dürfte ein Buch über den Werdegang der Thurgauer Frauenbewegung denn über grosse Strecken zugleich ein Buch über Anna Walder sein – und umgekehrt. Dass es im übrigen ausserordentlich schwierig ist zu ermessen, was Walder durch ihr immenses Engagement als Berufsberaterin bei all den Tausenden von ratsuchenden Mädchen und jungen Frauen Positives bewirkt, was sie ihnen auf den Lebensweg mitgegeben hat, sei hier nur am Rande vermerkt.

Wie dem auch sei: Anna Walder blieb auch über ihren Tod hinaus im Bewusstsein vieler Thurgauerinnen und Thurgauer – und wird es auch künftig bleiben. Nachdem verschiedene Bemühungen, in Frauenfeld einen Platz oder eine Strasse nach ihr zu benennen, zu keinem Ergebnis geführt hatten, wurde am 7. September 1994 am alten evangelischen Pfarrhaus an der Freie Strasse 16, ihrem langjährigen Wirkungsort, wenigstens eine Gedenktafel enthüllt, die an die grosse Leistung dieser Frau erinnert.

a. Walder

Nachlass

Ein eigentlicher Nachlass existiert nicht. Das StATG verwahrt einige Einzelstücke aus Anna Walders persönlichem Besitz; ebenso das Archiv des Thurg. Frauenvereins zur Hebung der Sittlichkeit und des Bundes Thurg. Frauenvereine (Frauenzentrale).

Werke

Erinnerungen: Menschen, die ich erlebte, Frauenfeld 1972; Mein Elternhaus – Erinnerungen an Wängi, in: TZ, 2.2.1973; Mein Elternhaus. Menschen, die mein Leben bereicherten, Frauenfeld 1973; Mein Weg zur Berufsberatung, in: Schaffner, Hans (Hrsg.): Das Wichtigste in meinem Leben. Bekannte Frauen und Männer erzählen, Bern 1983, S. 258–264.

Fachartikel: Schaeffer, Helen (Hrsg.): Vor mir die Welt. Ein Lebens- und Berufsbuch für die junge Schweizerin, Erlenbach-

Zürich 1943 (A. W. als Mitherausgeberin und Mitverfasserin); Die Freundinnen junger Mädchen (S. 29–32), Die Berufsberatung für Mädchen im Thurgau (S. 152–155), in: Schibler-Kaegi Claire J. (Hrsg.): Die Frau im Thurgau. Ein Gemeinschaftswerk, Frauenfeld 1953; Spätere Berufsmöglichkeiten für die gut ausgebildete Bauerntochter. Votum anlässlich der Berufsberaterinnenkonferenz vom 26. November 1955 in Uster, Separatdruck aus: Berufsberatung und Berufsbildung Nr. 1/2 (1956).

Jahresberichte: Jahresberichte des Thurgauischen Frauenvereins zur Hebung der Sittlichkeit und der Sektion Thurgau des schweizerischen Vereins der Freundinnen junger Mädchen 1919–23; Jahresberichte der Freundinnen junger Mädchen, Sektion Thurgau, 1929–43; Jahresberichte über die Zentralstelle für weibliche Berufsberatung, in: Bericht über die Tätigkeit des Thurgauischen Lehrlingspatronats 1922–27 (die Jahresberichte 1928–61 in StATG, ohne Sign., Akten des Departements für Inneres).

Jubiläumsberichte: 20 Jahre Thurgauische Zentralstelle für weibliche Berufsberatung 1922–1942, Frauenfeld 1942; 30 Jahre Thurgauische Zentralstelle für weibliche Berufsberatung 1922–1952, Frauenfeld 1952; Thurgauische Zentralstelle für weibliche Berufsberatung. Jubiläumsbericht 1922–1962, Frauenfeld 1962; Sektion Thurgau der Freundinnen junger Mädchen. Jubiläumsbericht 1929–1979, Frauenfeld 1980 (betrifft nur die Zeit von 1929–69); Thurgauische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst. Jubiläumsbericht 1935–1960, Frauenfeld 1961; 40 Jahre Bund thurgauischer Frauenvereine 1926–1966, Frauenfeld 1965; 20 Jahre Berufsprüfung für Bäuerinnen Gruppe Ostschweiz 1946–1966, Frauenfeld 1965.

Gratulationen, Nachrufe, Gedenkschriften, Zeitungsberichte

A.: Vierzig Jahre weibliche Berufsberatung. Abschied von Fräulein Anna Walder, in: TZ, 27.12.1961; Sch[ibler]-K[aege] Claire: Dank an Anna Walder, in: TZ, 28.2.1964; Frauenbildung als Aufgabe, in: Wehrli-Knobel, Betty: Frauen in unserem Land. Begegnungen und Gespräche, Zürich/Stuttgart 1970, S. 30–36; Forster, Anna: Zum 85. Geburtstag von Anna Walder, in: mir Fraue (vormals Schweizer Frauenblatt), April 1979; Mayer-Dual, Marlene: Ein Leben lang für Frauen eingesetzt. Zum 90. Geburtstag von Anna Walder im Alters- und Pflegeheim der Stadt Frauenfeld, in: TZ, 1.3.1984; pbb.: Zum Wohlbefinden aller im Haushalt. Jubiläum bei der Arbeitsgemeinschaft für hauswirtschaftliche Bildungs- und Berufsfragen, in: TZ, 1.11.1985; Kirsch, Walter: Anna Walder, Frauenfeld †, in: TVZ, 1.4.1986; Kirsch, Walter: Im Gedenken an Anna Walder, Frauenfeld, in: TZ, 1.4.1986; [Walder, Hans Ulrich]: Anna Walder, 1. März 1894 – 27. März 1986, [Zollikon 1987]; [Kirsch, Walter]: Anna Walder, in: TJB 1987, S. 191–192; [Hälg-Stamm, Martina]: Anna Walder

(1894–1986), in: Schoop, Albert (Hrsg.): Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 2: Sachgebiete I, Frauenfeld 1992, S. 132; Bald «Anna-Walder-Platz»? , in: TZ, 11.9.1993; gk [= Kaderli-Gigli, Gertrud]: Zur Erinnerung an Fräulein Walder, in: Thurgauer Bauer 1994, S. 499–500; Kaderli-Gigli, Gertrud: 100. Geburtstag: Erinnerung an Anna Walder, in: TTW, 1.3.1994; Kaderli-Gigli, Gertrud: Anna Walder: Ein Leben für die Mitmenschen, in: TZ, 1.3.1994; Schwegler, Daniela: Erste thurgauische Berufsberaterin geehrt, in: TZ, 8.9.1994.

Literatur

Brack, Hanna: 10 Jahre Bund Thurgauischer Frauenvereine 1926–1936, Frauenfeld 1936; Denzler, Alice: Eine thurgauische Ärztesfamilie [Walder], in: TB 76 (1939), S. 71–104 (auch als Sonderdruck); Brack, Hanna: 25 Jahre Bund Thurgauischer Frauenvereine 1926–1951, Frauenfeld 1951; Dolder, Hugo: Die schweizerische Berufsberatung. Entwicklung und volkswirtschaftliche Bedeutung, Diss. (St.Gallen), St.Gallen 1968; Rothenbühler, Verena: «...und heute ist Berta eine währschafte und geachtete Bäuerin, die treu für ihre Familie sorgt.» . Diskussions- und Praxisfelder des thurgauischen Frauenvereins zur Hebung der Sittlichkeit (1901–1939), Zürich 1994, Ms. (StATG, Handbibliothek).

Bildquellen

Abb. 1: Privatbesitz Hans Ulrich Walder, Zollikon: Anna Walder, um 1930; Fotografie: Martha Waigand, Weinfelden.

Abb. 2: StATG, b) Fotos und Bilder: Walder Anna (Gedenktafel für Anna Walder am alten evang. Pfarrhaus an der Freie Strasse 16 in Frauenfeld; Fotografie: Konrad Keller, Frauenfeld).

Unterschrift: StATG, b) Fotos und Bilder: Walder Anna (Postkarte von Anna Walder an Frl. Marie Bachmann, 8.8.1950).

Margrit Wartmann Schneider
Otto Wartmann (1890–1959)
Bauer, Käser, Nationalrat



**Sozialer und wirtschaftlicher
Hintergrund**

Am 25. Februar 1890 wird Otto Wartmann als ältestes Kind von Anna und Adolf Wartmann-Herzog im Holzhof geboren. Die Herkunft vom Bauern- und Käsereibetrieb Holzhof in der Ortsgemeinde Griesenberg bestimmt seinen beruflichen und politischen Werdegang und prägt seine politische Grundhaltung entscheidend. Um die Jahrhundertwende ist der Holzhof mit gut 33 ha Land, einer Emmentaler- und Tilsiterkäserei und zahlreichen Neubauten für einen über 60köpfigen Rindviehbestand und 260 Schweine einer der schönsten, grössten und fortschrittlichsten Gutsbetriebe der Ostschweiz.

Otto Wartmann und seine Geschwister sind erst die dritte Generation Wartmann auf dem Holzhof. Die Familie stammt aus dem Bürgertum der Stadt St. Gallen und besitzt deren Bürgerrecht. Ein thurgauisches Ehrenbürgerrecht verleiht Griesenberg Wartmann für seine politischen Verdienste 1948.

Seine Vorfahren sind nicht Bauern, sondern Bildungsbürger. Sein Urgrossvater ist protestantischer Pfarrer gewesen, bevor er St. Gallen hat verlassen müssen und 1843 Verwalter auf dem Zollikoferschen Schlossgut Altenklingen geworden ist. Mit dem Kantonswechsel von St. Gallen in den Thurgau nach Altenklingen und 1858 auf den Holzhof wechseln die Wartmann zwar die Tätigkeit, nicht aber den Stand. Sie verkehren weiterhin in St. Galler Bürgerkreisen und freien Töchtern der guten Gesellschaft, fühlen sich mitnichten als Bauern, sondern sind vom Bewusstsein durchdrungen, Gutsverwalter und Fabrikanten zu sein. Im Holzhof führen sie die gewerbliche Produktion von Bier, Amelung, einer Stärkeart, und Käse ein. Sie verkehren in Zirkeln «hochgesinnter Männer», die die Landwirtschaft durch eine bessere fachliche Ausbildung und Forschung zu fördern trachten. Diese Tradition setzt Otto Wartmann fort, indem er jahrelang Präsident der Gesellschaft schweizerischer Landwirte ist, die der ETH nahe steht und als «Gesellschaft von Aristokraten, Grossgrundbesitzern und Akademikern» gilt (Erich Gruner).

Wartmanns Vater Adolf und seine Frau Anna Elisabeth Herzog, die ebenfalls Tochter eines Gutsverwalters ist, sind die ersten, die sich in ihre thurgauische Gemeinde eingliedern. Adolf übernimmt einige öffentliche Ämter und zeichnet so seinem Sohn den Weg in die Politik vor. Er ist Mitglied der Ortskommission Griesenberg, Gemeindeschreiber, Gemeinderat der Munizipalgemeinde Amlikon und Schulpräsident.

**Ausbildung, frühe Selbständigkeit
und Familie**

1897 bis 1902 besucht Wartmann die Primarschule in Fimmelsberg, 1902 bis 1905 die Sekundarschule in Weinfeld. Der familiäre Hintergrund erlaubt den Besuch einer französischen Handelsschule in Bex

von 1905 bis 1907. Den Aufenthalt in einer Käserei in Italien muss er wegen einer schweren Lungenentzündung vorzeitig abbrechen. Die ärmlichen Verhältnisse im südlichen Nachbarland hinterlassen einen tiefen Eindruck beim jungen Wartmann. Er ist empört über das gewaltige soziale Gefälle. Nach seiner Genesung besucht er im Winterhalbjahr 1907/08 den zweiten Halbjahreskurs der neu eröffneten landwirtschaftlichen Schule Arenenberg. Ein Jahr später absolviert er den Winterkurs der Molkereischule Rütli-Zollikofen BE. Nach den Zeugnissen zu schliessen muss Wartmann ein herausragender Schüler gewesen sein.

19jährig hat er einen Leistenbruch und muss operiert werden. Bei der militärischen Aushebung wird er deshalb für dienstuntauglich erklärt. Da er keine Rekrutenschule absolviert, bleibt ihm das Einrücken in den Aktivdienst der zwei Weltkriege erspart. Nach seiner Ausbildung arbeitet er auf dem elterlichen Betrieb mit und wird früh in der Gemeinde aktiv. Er und sein Vater sind Mitbegründer der Braunviehzuchtgenossenschaft Griesenberg und geben den Anstoss zur Einführung der Elektrizität in der Gemeinde. Die ersehnte Installation der elektrischen Beleuchtung auf dem Hof kann Vater Adolf allerdings nicht mehr miterleben. Er stirbt 1914.

Der frühe Tod des Vaters ist ein bedeutsamer Einschnitt im Leben des jungen Mannes. Otto Wartmann führt den Betrieb weiter unter dem Namen «Adolf Wartmann's Erben». Es ist damals selbstverständlich, dass der älteste Sohn einen Bauernbetrieb nach dem Tod des Vaters alleine übernimmt. Wartmann aber teilt den Hof im Jahr 1921 «aus Gründen der Gerechtigkeit» mit seinem jüngsten Bruder Karl. Otto Wartmann behält die Hälfte des Hofes, die damals sehr lohnende Käserei und die Schweinestallungen; Karl bekommt dafür mehr Land. Auch nach der Teilung bleiben zwei stattliche Mittelbetriebe übrig. Die Schwester Berta und der Bruder Hans werden ausbezahlt.

Auf dem Betrieb von Wartmann arbeiten sechs bis sieben Angestellte. Er hat das Glück, dass ein paar sehr gute und selbständige Angestellte jahrelang bei ihm bleiben und ihn während seiner immer häufigeren Abwesenheiten vertreten. Maschinell hält er seinen Betrieb auf der Höhe der Zeit. Er ist in der Gegend immer einer der ersten, der Mähmaschinen, Fuderaufzüge, Elektromotoren, ein Auto oder einen Traktor besitzt.

1916 heiratet Otto Wartmann Anna Göldi aus dem benachbarten Griesenberg, Tochter des Johann Göldi von Sennwald SG. Zusammen haben sie drei Kinder. Wenn Wartmann abwesend ist, steht sie dem Betrieb vor. Anna Göldi wird als Frau mit strengen Prinzipien und als autoritäre Erzieherin beschrieben. Von ihrem Mann und ihren Kindern fordert sie den allsonntäglichen Kirchgang. Als alte Kulturkämpferin betont sie die Differenzen zu den Katholiken stark. Ihrem Mann dagegen ist es bei seinen Aufgaben in der Gemeinde ein allererstes Anliegen, die argen Spannungen zwischen Katholiken und Protestanten abzubauen.

Politische Karriere

Nach dem Tod des Vaters wird Otto Wartmann als dessen Nachfolger in die Gemeindekommission der Ortsgemeinde Griesenberg und in die Schulvorsteherschaft Fimmelsberg gewählt; bald ist er Schulpräsident. 1919 wird er Gemeinderat der Munizipalgemeinde Amlikon. Auf Vorschlag der Freisinnigen wird er 1920 zum Suppleanten des Bezirksgerichts Weinfelden gewählt. Im freisinnigen Regierungsrat Anton Schmid hat er einen politischen Ziehvater. Der frühere Lehrer auf Arenenberg scheint mitgeholfen zu haben, seinen ehemaligen Lieblingsschüler auf diverse Wahllisten zu setzen. Wartmann wird spätestens 1920 Parteimitglied der Freisinnigen; bis 1953 sitzt er in deren Kantonalvorstand.

Als Parlamentarier war Otto Wartmann «durchschnittlich». Das Bild aus dem Nationalratssaal um 1950 mag etwas davon vermitteln. Ganz rechts, mit Brille, Markus Feldmann, der nachmalige Bundesrat, der die Tatsache, dass die Thurgauer Bauernvertreter zu Hause der Freisinnigen Partei angehörten, während sie in Bern in der BGB-Fraktion sassen, einmal als «Affenschande» bezeichnet hat.



1923 wird er in den Kantonsrat gewählt. Zehn Jahre ist er Vizepräsident der freisinnigen Fraktion. Ebenfalls zehn Jahre präsidiert er die Landwirtschaftliche Gruppe, ein Zusammenschluss der an Landwirtschaft interessierten Kantonsräte. Wartmann arbeitet in 28 Kommissionen des Grossen Rats mit und setzt sich besonders für die Viehzucht, die Schaffung eines neuen Flurgesetzes und einen besseren Finanzausgleich der Gemeinden ein. 1936/37 steht er dem Grossen Rat als Präsident vor.

1932 wählt ihn der Grosse Rat zu einem nicht-ständigen Mitglied des Obergerichts. Das angesehene Amt eines Laienrichters beansprucht viel Zeit:

Wartmann muss für die nachmittäglichen Sitzungen zweimal die Woche nach Frauenfeld fahren und sich mit einem gehörigen Aktenstudium vorbereiten.

1935 wird er in den Nationalrat gewählt. Nicht im ersten, sondern im vierten Anlauf gelingt es, ins eidgenössische Parlament einzuziehen. Seine neue Tätigkeit als Oberrichter wird es gewesen sein, die ihm die nötige Bekanntheit im Thurgauer Wählervolk verschafft hat. Während seiner 23jährigen Ratszugehörigkeit arbeitet er in 78 Kommissionen mit und präsidiert deren zehn. Er ist zwar Mitglied der Freisinnigen Partei, schliesst sich in Bern aber der Fraktion der BGB (Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei) an

und steht ihr von 1948 bis 1955 als Präsident vor. Einige Jahre lang gehört er dem Bureau der Bundesversammlung an. Selbstredend ist er Mitglied des Landwirtschaftlichen Clubs der Bundesversammlung.

Bis zu seinem Tod bleibt Wartmann Gemeindevorsteher, Kantonsrat, Oberrichter und Nationalrat. Am 17. Januar 1959 stirbt er im Kantonsspital Frauenfeld. In den letzten Jahren ist seine Gesundheit durch Lungenentzündungen und ein Nierenleiden infolge einer Banginfektion schwer angegriffen gewesen.

Verbandszugehörigkeiten

Es fällt auf, dass Wartmann in Bund, Kanton und Gemeinde in höchste Ämter gewählt worden ist, dass er diesen Vorteil aber nicht genutzt hat, um sich die vielen (Ehren-)Ämter versilbern zu lassen durch finanziell lohnende Mandate in der Privatindustrie oder als Spitzenfunktionär eines Verbandes. Er schlägt alle einträglichen Verwaltungsratsmandate aus, da er diese mit seinen Tätigkeiten, vor allem als Oberrichter, nicht vereinbaren kann. Bei Versicherungen oder Banken nimmt er nur Ehrenämter an, die mit geringen Kompetenzen ausgestattet sind. So ist er Delegierter der Schweizerischen Mobiliar und der Helvetia-Unfall. Bei der Volksbank Weinfelden ist er Präsident der Bankkommission, bei der Thurgauischen Volksbank Vertrauensmann und Gebäudeschätzer. Diese Tätigkeiten sind keinesfalls mit Verwaltungsratsmandaten zu vergleichen.

In den bäuerlichen Verbänden, die im 20. Jahrhundert zu Entscheidungsträgern der schweizerischen Politik werden, ist Wartmann merkwürdigerweise nur in unteren Chargen tätig. Er ist einfaches Mitglied bei den stärksten Organisationen, dem Schweizerischen Bauernverband und dem Zentralverband Schweizerischer Milchproduzenten. Sein wichtigstes Amt in einer bäuerlichen Organisation ist

die Vorstandsmitgliedschaft und das zeitweilige Vizepräsidium im Thurgauischen Landwirtschaftlichen Kantonalverband. Verbindungen zu einem andern Spitzenverband der Wirtschaft hat er durch den Einsitz in der wirtschaftspolitischen Kommission des Schweizerischen Gewerbeverbandes.

Wartmann ist Bauer und Käser – eine wahrlich einzigartige Kombination. Die beiden Berufsstände sind damals nicht gut aufeinander zu sprechen, weil sie bei den Milch- und Käsepreisverhandlungen verständlicherweise entgegengesetzte Interessen vertreten. Käser geniessen bei den Bauern den Ruf von Kapitalisten. Wartmann bezieht tatsächlich einen grossen Teil seines Betriebsgewinns aus der Käserei. Interessanterweise sitzt Wartmann, der als Bauernvertreter gilt, nicht im Vorstand eines bäuerlichen Milchverbandes, sondern im gegnerischen Lager: im Vorstand des Thurgauischen Milchkäuferverbandes, der Interessenvertretung der Käser.

Daneben ist Wartmann bei einigen bäuerlichen Organisationen einfaches Mitglied: bei Viehschaukommissionen, wo er oft als Preisrichter amtiert, bei Bauernhilfskassen, beim V.O.L.G. oder bei den Schweizerischen Schweinehaltern. Auch ausserhalb der Land- und Milchwirtschaft hat er ein reges Vereinsleben, doch meist wieder nur als einfaches Mitglied: im Feuerbestattungsverein Weinfelden und Umgebung, im Krankenpflegefonds Amlikon, im Verein Schweizerischer Traktorenbesitzer oder etwa im Männerverein Amlikon. Selbst wenn er, wie in der Schützengesellschaft Bissegg, Präsident ist, tragen solche Ämter vor allem Arbeit ein, wenig Ehre und noch weniger materiellen Gewinn.

Stil des Politisierens

Menschen, die Wartmann persönlich gekannt haben, geraten noch dreissig Jahre nach seinem Tod ins Schwärmen, wenn sie von ihm erzählen. Immer wie-

der wird er als gerecht, loyal, integer, aufrichtig und strebsam charakterisiert. Auch Leute, die politisch das Heu nicht auf derselben Bühne wie Otto Wartmann gehabt haben, zollen ihm Anerkennung: Er sei immer korrekt gewesen. Auch aus seiner gewissenhaft geführten Korrespondenz und seinen Reden spricht alles andere als ein verschlagener Charakter. Eine Anekdote aus dem Bundeshaus mag seine Geradlinigkeit verdeutlichen: Im Nationalrat ist es Sitte, Papier, das nicht mehr gebraucht wird, auf den Boden zu werfen. Nach Schluss der Sitzung wird es zusammengetragen und in den Keller geschafft. Eines Abends merkt Wartmann, dass er eine Akte des Obergerichts versehentlich weggeworfen hat: kein vertrauliches oder gar geheimes Dokument, sondern einfach ein Papier, das er zur Vorbereitung zu studieren gehabt hätte. Er ist tief verzweifelt über den Verlust und verbringt die ganze Nacht im Keller des Bundeshauses, sucht es zwischen Hunderten von zerknüllten Blättern – und findet es. Gewissenhaft, wie Wartmann ist, fährt er auch während der Sessionen nach Möglichkeit nach Frauenfeld, um bei den nachmittäglichen Obergerichtssitzungen dabei zu sein.

Wenn Wartmann auf seinem Betrieb ein dynamischer Neuerer ist, so ist er in der Politik das Gegenteil: vorsichtig, überlegt, bedächtig. Lieber überlegt er sich eine Antwort zweimal, als dass er mit Unvorsichtigkeiten vorprescht. In der Führung seiner Ämter ist er sehr um Sachlichkeit bemüht. Er betont mehrmals, dass er kein Freund von persönlichen Auseinandersetzungen in politischen Angelegenheiten sei.

In der Gemeinde tritt Otto Wartmann nicht als der hohe Herr auf, sondern als jemand, den man bei Schwierigkeiten um Hilfe fragen und mit dem man nach einer Besprechung oder Sitzung einen Jass klopfen kann. Öfters kommt es vor, dass er Identitätsausweise oder andere Papiere, die man beim Gemeindeammann bestellt hat, persönlich vorbeibringt. Er hat die Gabe, sich mit allen Leuten unterhalten zu können und nie hochmütig oder herablassend aufzutre-

ten. In Bern logiert er im gutbürgerlichen Savoy – und bleibt dort, auch als befreundete BGB-Vertreter ihn überreden wollen, zu ihnen ins vornehme Bellevue zu ziehen: «In so ein Bonzenhotel ziehe ich nicht ein», lautet seine Antwort.

Wartmann verfügt über eine natürliche Intelligenz, ist aber kein scharfer Denker oder brillanter Redner; er betrachtet das Referieren und das Schreiben von Zeitungsartikeln als notwendiges Übel. Spricht er vor bäuerlichem Publikum, wird er oft polemisch oder vaterländisch-pathetisch. Im Nationalrat tritt er vorsichtig auf, argumentiert sachbezogen und differenziert. Der Unterschied zu den im Reden geschulten Akademikern ist aber deutlich. Humorvoll tritt er in der Familie oder bei Freunden auf, nie im Ratssaal.

Weltbild des Nationalrats

In den 78 Kommissionen, in denen Wartmann als Nationalrat mitarbeitet und verschiedentlich referiert, reichen die Themen von der Konzessionierung der Hausbrennerei über die Bodenspekulation und die Futtermittelzölle bis hin zur Finanzierung des Rüstungsprogramms. Es gibt wenig Aufschluss über den Politiker Wartmann, zu untersuchen, welche Sachvorlagen er befürwortet oder ablehnt; er stimmt gemäss den Empfehlungen der BGB und des Freisinns. Es versteht sich von selbst, dass Wartmann «zu weit gehende» Sozialgesetzgebungen, Vermögensabgaben und ein ebenfalls «zu weit gehendes» Frauenstimmrecht ablehnt. Interessanter ist die Frage, wie Wartmann seine Entscheide begründet. Die Argumentationslinien bleiben sich erstaunlich gleich und lehnen sich an die spezifische Bauernideologie an, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts herausgebildet hat und die auf der These fusst, dass der Bauernstand die Grundbedingung jeder menschlichen Gemeinschaft sei. Erich Gruner bezeichnet sie als «Gegen- oder Kompensationsideologie», das

heisst als einen «etwas übertriebenen Glauben an die Unentbehrlichkeit der eigenen Sozialgruppe im Volksganzen». Die Kompensationsideologie hat ihre Wurzeln in der deutschen Mittelstandsideologie konservativer Gruppen des 19. Jahrhunderts und gelangt durch die Vermittlung von Bauernsekretär Ernst Laur in die Schweiz. In wörtlicher Anlehnung an Laursches Gedankengut heisst es auch bei Wartmann: «Die Landwirtschaft bildet eine solide Grundlage unserer demokratischen Staatsform, und diese Landwirtschaft ist der natürliche und erwünschte Blutauffrischer für unsere Städte.»

Die Überbewertung der eigenen Sozialgruppe steht in direktem Widerspruch zum tatsächlichen wirtschaftlichen und sozialen Bedeutungsverlust des Agrarsektors im 20. Jahrhundert. Wenn immer mehr Bauern von der Landwirtschaft in die Industrie abwandern, so will auch Wartmann nicht die katastrophalen Arbeits- und Lebensbedingungen als Ursache sehen. Schuld daran ist vielmehr die Versucherin Grossstadt. In der Kompensationsideologie sind die Landgemeinden die Wurzeln des Staates, während in den Städten kritisiert, spintisiert und gefaulenzt wird. So betont Wartmann in beinahe jedem Votum, dass er ein Vertreter der Landgemeinden sei. Auch an Polemik gegen die Grossstädte fehlt es bei ihm nicht.

Eine Sequenz aus seinem Manuskript zu einer Interpellation von 1942 betreffend Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft zeigt exemplarisch solches Denken: «In der letzten Zeit ist viel die Rede von der Initiative des Herrn Duttweiler ‹Recht auf Arbeit›. Auf dem Lande wo man für Politik in den Wolken und auf dem Monde noch zu naiv ist, hat man zur Zeit eher die Auffassung, dass in der Stadt eine Initiative ‹Pflicht zur Arbeit› den realen Tatsachen eher entsprechen würde, auch auf die Gefahr hin, dass Theelokale und Strandbäder eine Frequenzeinbusse erleiden.»

Zur Bauernideologie gehört Theoriefeindlichkeit – Theorie ist Element städtischer Dekadenz. In einem

Brief an den Obergerichtspräsidenten vom 6. August 1958 schreibt Wartmann: «Übrigens bin ich nicht unglücklich am 2. Sept. nicht mitzuwirken, das sehr professorale Gutachten scheint doch die sehr ländlichen Verhältnisse in Lenzenhaus im Geist eines Hochschulprofessors aus der Grossstadt etwas zu verkennen. 2 Mutterschweine und einige Jungschweine werden nie eine starke Immission verursachen. Lieber der Lärm von 10 Mutterschweinen als das nächtliche Töffgeknatter in den Städten, das ich vom Hotel in Bern auch sehr gut kenne.»

Tragende Elemente der Bauernideologie sind Antisozialismus und Antikommunismus, Hand in Hand mit Patriotismus und Armeefreundlichkeit. Warnungen vor der roten Gefahr lassen sich bei Wartmann viele finden, Bezeugungen der Armeefreundlichkeit hingegen wenige – wahrscheinlich, weil ihm die militärische Praxis und das Beziehungsnetz zur Offiziersgarde fehlen. Wartmann wird manchmal patriotisch, vor allem in 1.-August-Reden, nie aber kommt er, wie andere Bauernvertreter, in die gefährliche Nähe autoritärer oder faschistischer Tendenzen. Auch fehlt bei ihm eine religiöse Überhöhung des Bauernstandes. Angriffe aufs Grosskapital, das mit seiner Profitsucht angeblich den Bauernstand zerstöre, findet man bei ihm nicht: Es ist leicht verständlich, dass der Freisinnige Wartmann dem Antikapitalismus nicht viel abgewinnen kann.

Die Kompensationsideologie soll die wirtschaftlich und parteipolitisch heterogene Bauernschaft in einem «Schweizerischen Bauernstand» einigen. Von eigenen Wegen radikaler Bauern, etwa dem staatssozialistischen Kurs der Bauernheimatbewegung, hat auch Wartmann nichts gehalten. Für ihn gibt es nur die Bauern, wenn er gegen andere Berufsstände polemisiert – keine Gross- und Mittelbetriebe und keine Kleinbetriebe am Existenzminimum.

Wartmann kann aber auch differenzieren. So fordert er bei Gebühren oder Geldstrafen öfters tiefere Ansätze für Kleinbauern. Allerdings handelt es

sich hier durchwegs um einmalige Abgaben und um ohnehin kleinere Beträge. Wenn es aber um die entscheidende Einnahmequelle der meisten Landwirte geht, nämlich um den Milchpreis, zeigt sich, dass auch Wartmann ein Vertreter der Mittel- und Grossbauern ist, wie es in der Literatur den bäuerlichen Vertretern öfters vorgeworfen worden ist. Er gibt zwar zu, dass die kleinen Bauern einen Aufschlag am nötigsten hätten. Einen differenzierten (gestaffelten) Milchpreis, wie ihn die Sozialdemokraten und der Landesring fordern, lehnt er 1957 aber klar ab: «Wir sind auf gutgeführte Betriebe angewiesen, diese wirken befruchtend und anreizend auf die Umgebung, sie dienen der Förderung der Produktion, und da ist es doch müssig diesen einen kleineren Preis zu bezahlen.»

Freisinn und Bauernvertretung im Thurgau

Merkwürdigerweise wird im Thurgau mit seiner überdurchschnittlich grossen landwirtschaftlichen Bevölkerung eine kantonale SVP (früher BGB) erst 1985 gegründet. Und das, obwohl die SVP Jahrzehnte vor ihrer offiziellen Gründung die stärkste Partei des Kantons ist. Als sich am Ende des Ersten Weltkriegs in andern Kantonen BGB-Sektionen mit grossem Erfolg vom Freisinn abspalten, geschieht das im Thurgau nicht. Mit der Einführung des Proporz-Wahl-systems bei den Nationalratswahlen 1919 gewinnen die Berner Bauern auf Anhieb 16 von 32 Nationalratssitzen. Im Thurgau gibt es keine BGB, nur das Wahl-Zweckbündnis der «Bauernlisten». Auf ihr figurieren Freisinnige, die sich als Bauernvertreter fühlen. Solche Listen existieren seit 1919 für die Wahlen ins eidgenössische Parlament und seit 1935 für die Kantonsratswahlen. Zuständig für die politischen Belange der Bauern ist die politische Kommission des Thurgauischen Landwirtschaftlichen Kantonalverbands, in der auch Wartmann Mitglied ist.

Wartmann ist ein vehementer Befürworter dieser thurgauischen Regelung. Er glaubt, die Interessen der Bauern besser vertreten zu können, wenn sich die Bauern nicht vom Freisinn abspalten. Er geht mit Ernst Laur einig, der die Gründung von Bauernparteien bekämpft hat: Der Bauernverband und seine Teilverbände hätten grösseren Einfluss als Bauernparteien, da in diesen die Bauern nach Konfessionen, Sprachen und Einkommen getrennt und so geschwächt würden.

Der Thurgauer, der «Bauernliste» wählt, erfährt nirgends, dass die zu Wählenden Freisinnige sind. Es wäre zu untersuchen, ob nicht nur die Bauernführer, sondern auch das Wählervolk keine Bauernpartei gewünscht hat.

Die freisinnigen Thurgauer Bauernvertreter werden in der BGB-Fraktion des eidgenössischen Parlaments zwar akzeptiert, doch einige Fraktionskollegen kritisieren die Thurgauer Einrichtung oder wundern sich zumindest darüber. Bundesrat Markus Feldmann betitelt die Thurgauer Bauernvertretung in einem privaten Gespräch einmal als «Affenschande».

Würdigung

Soziologische Untersuchungen haben gezeigt, dass sich BGB/SVP-Parlamentarier durch folgende Merkmale auszeichnen: Ein Drittel der Parlamentarier sind Bauern; Grossbauern sind übervertreten, Kleinbauern, Pächter und landwirtschaftliche Angestellte dagegen krass untervertreten. Die Parlamentarier sind von dörflicher Herkunft und sesshaft. Der Akademikeranteil ist gering, dafür der Anteil an Offizieren hoch. Stark ist die Verflechtung mit den bäuerlichen Interessenverbänden, vor allem in Spitzenpositionen. Verwaltungsratsmandate in der Industrie sind selten.

So darf man behaupten, dass Wartmann ein durchaus durchschnittlicher Nationalrat gewesen ist. Verglichen mit andern BGB-Nationalräten fällt er

durch zwei Punkte auf: Erstens, dass er keine militärische Laufbahn macht. Da nicht er dies entscheidet, sondern die Gesundheit es nicht erlaubt, ist dieser Punkt wenig aussagekräftig. Zweitens, dass er keine Spitzenposition in landwirtschaftlichen Interessenverbänden einnimmt. Dass er solche Positionen mit seiner Tätigkeit als Parlamentarier und Oberrichter nicht verbinden kann, ist allerdings bemerkenswert. Hier unterscheidet er sich deutlich von vielen – im Thurgau von seinem Freund und langjährigen Fraktionskollegen Otto Hess, der als Präsident des Zentralverbandes schweizerischer Milchproduzenten und Mitglied des Leitenden Ausschusses des Schweizerischen Bauernverbandes einer der erfolgreichsten Agrarlobbyisten ist.

Korrektheit ist das Merkmal Wartmanns. Er genießt in der Bevölkerung ein hohes Ansehen und ist in der Politik eine Stimme, die sich auch in andern Lagern Respekt verschafft. In Sachgeschäften ist er ein verlässlicher Arbeiter. Wartmann meldet sich in seiner 23jährigen Nationalratszeit rund fünfzigmal zu Wort, meistens als Referent oder Sprecher der Fraktion, manchmal mit persönlichen Vorstößen. Nur einmal verursacht er landesweit einen Wirbel in der Presse: als er alleine gegen den Rest der Welt die Warenumsatzsteuer für Schweinefutter bekämpft. Ein origineller Denker und Neuerer oder gar ein Visionär ist er wahrlich nie.



Nachlass

Nachlass im Besitz von Familie Otto Wartmann, Holzhof-Griesenberg.

Nachrufe und Literatur

TZ, 17.1.1959; TTW, 19.1.1959; NZZ, 20.1.1959 (Mittagsausgabe Nr. 176); Thurgauer Bauer, 24.1.1959; TJB 1960.

Wartmann, Margrit: Otto Wartmann, Holzhof, 1890–1959. Bauer, Käser, Nationalrat. Herkunft – Aufstieg – Weltbild, Seminar-

arbeit am Historischen Seminar der Universität Zürich, 1983 (KBTG L 3933-S; mit genauem Quellennachweis und -verzeichnis); Wartmann, Margrit: Der Holzhof im 19. Jahrhundert. Mehr als eine Familien- und Betriebschronik, Seminararbeit am Historischen Seminar der Universität Zürich, 1984 (KBTG L 4037; mit genauem Quellennachweis und -verzeichnis).

Bildquellen

Abb. 1: Privatbesitz Familie Otto Wartmann, Holzhof-Griesenberg: «Offizielles» Porträt von Nationalrat Otto Wartmann, um 1940; Fotografie: vermutlich Martha Gubler-Waigand, Weinfelden.

Abb. 2: Privatbesitz Familie Otto Wartmann, Holzhof-Griesenberg: Otto Wartmann im Nationalrat, um 1950; Fotografie: Paul Senn, Bern.

Unterschrift: Privatbesitz Familie Otto Wartmann, Holzhof-Griesenberg: Mitteilung, ohne Datum («Ich habe an der Jagd gar kein Interesse.»).

Verzeichnis der Abkürzungen

Abkürzungen, die lediglich in einem einzigen Aufsatz vorkommen und vor Ort aufgelöst werden, etwa Vereins- und Verbandsbezeichnungen, werden hier nicht berücksichtigt. Ebenso wenig die hier und da verwendeten üblichen Kürzel für die Kantone (Autokennzeichen).

A	Archiv	ha	Hektare
A	Austria, Österreich	H. H.	Hochwürdigster Herr
Abb.	Abbildung	Hl.	Heilig
AG	Aktiengesellschaft	Hrsg./hrsg.	Herausgeber/erausgegeben
AHV	Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung	ind.	indisch
amerik.	amerikanisch	inkl.	inklusive
Anm.	Anmerkung	int.	international
Art.	Artikel	ital.	italienisch
Aufl.	Auflage	iur.	iuris
BAR	Schweizerisches Bundesarchiv, Bern	Jg.	Jahrgang
Bd./Bde.	Band/Bände	Jh.	Jahrhundert
Bf.	Bischof	jun.	junior
BR	Bundesrat	Kath./kath.	Katholisch/katholisch
BüA	Bürgerarchiv	KBTG	Thurgauische Kantonsbibliothek, Frauenfeld
bzw.	beziehungsweise	Kfm./-kfm.	Kaufmann/-kaufmann
ca.	zirka	km	Kilometer
D	Deutschland	Kt.	Kanton
dän.	dänisch	lic.	licentiatu/licentiatu
ders.	derselbe	med.	medicinae
dgl.	dergleichen	Mitt. der thurg.	
d. h.	das heisst	naturf. Ges.	Mitteilungen der thurgauischen naturforschenden Gesellschaft, Frauenfeld 1857 ff.
Diss.	Dissertation	MS./Ms.	Manuskript
Dr.	Doktor	NF	Neue Folge
dt.	deutsch	Njbl.	Neujahrsblatt
EA	Amtliche Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede, Serie 1245–1798, verschiedene Erscheinungsorte 1839–1890.	NR	Nationalrat
		Nr.	Nummer
ebd.	ebenda	NZZ	Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1780 ff.
eidg.	eidgenössisch	österr.	österreichisch
eigtl.	eigentlich	o. J.	ohne Jahresangabe
engl.	englisch	o. O.	ohne Ortsangabe
ETH	Eidgenössische Technische Hochschule	o. S.	ohne Seitenzählung
Evang./evang.	Evangelisch/evangelisch	P.	Pater
f.	folgende	PfarrA	Pfarrarchiv
ff.	fortfolgende	Pfr.	Pfarrer
Fol.	Folio	phil.	philosophiae
frz.	französisch	Präs./prä.	Präsident/Präsidentin
geb.	geborene	Prof.	Professor
GemeindeA	Gemeindearchiv	Prot./-prot.	Protokoll/-protokoll
gen.	genannt	prov.	provisorisch
griech.	griechisch	QTG	Quellen zur Thurgauer Geschichte, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons Thurgau, Frauenfeld 1985 ff.
		Red.	Redaktion/Redaktor
		ref.	reformiert
		reg.	regierte
		rer. pol.	rerum politicarum
		röm.	römisch

RR	Regierungsrat	z. B.	zum Beispiel
russ.	russisch	z. T.	zum Teil
s.	siehe	[...]	Weglassungen durch den Autor
S.	Seite	[]	Hinzufügungen durch den Autor
schwed.	schwedisch		
Schweiz./schweiz.	Schweizerisch/schweizerisch		
sel.	selig		
sen.	senior		
Sign.	Signatur		
SLB	Schweizerische Landesbibliothek, Bern		
SLM	Schweizerisches Landesmuseum, Zürich		
span.	spanisch		
SR	Ständerat		
St.	Sankt		
StadtA	Stadtarchiv		
StadtB	Stadtbibliothek		
StAAR	Staatsarchiv des Kantons Appenzell-Ausser- rhoden, Herisau		
StALU	Staatsarchiv des Kantons Luzern, Luzern		
StATG	Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld		
StAZH	Staatsarchiv des Kantons Zürich, Zürich		
SVGB	Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Lindau/Konstanz/Friedrichshafen 1868 ff.		
Taf.	Tafel		
TB	Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Bde. 1–124, Frauenfeld 1861– 1987; Thurgauer Beiträge zur Geschichte, Bd. 125 ff., Frauenfeld 1988 ff.		
theol.	theologiae		
Thurg./thurg.	Thurgauisch/thurgauisch		
TJb	Thurgauer Jahrbuch, Kreuzlingen/Frauenfeld 1925 ff.		
TTW	Thurgauer Tagblatt, Weinfelden 1885 ff.		
TVZ	Thurgauer Volkszeitung, Frauenfeld 1922 ff.		
TZ	Thurgauer Zeitung, Frauenfeld 1809 ff.		
u.	und		
u. a.	unter anderem, und andere		
u. a. m.	und anderes mehr		
urspr.	ursprünglich		
usw.	und so weiter		
v. a.	vor allem		
v. Chr.	vor Christus		
verm.	vermutlich		
Vgl./vgl.	Vergleiche/vergleiche		
wiss.	wissenschaftlich		
ZB	Zentralbibliothek		

Autorinnen und Autoren

Bünzli Kurt, Tutilostrasse 38, 9011 St. Gallen
*1955, lic. phil., Kantonsschullehrer

Debrunner Brühlmann Annelies, Frauenfelderstrasse 23,
8570 Weinfelden
*1949, Dr. phil., Soziologin

Forster Anna, Im Dolden, 8565 Hugelshofen
*1931, Sozialarbeiterin

Früh Margrit, Häberlinstrasse 63, 8500 Frauenfeld
*1941, Dr. phil., Konservatorin des Historischen Museums
des Kantons Thurgau

Ganz Jürg, Sternwartestrasse 2, 8500 Frauenfeld
*1935, Dr. phil., Denkmalpfleger des Kantons Thurgau

Giger Peter, Sonnenhofstrasse 19, 8500 Frauenfeld
*1958, lic. phil., Kantonsschullehrer

Grossmann Elisabeth, Freigutstrasse 31, 8002 Zürich
*1947, lic. phil., Kuratorin des Hauses für konstruktive und
konkrete Kunst, Zürich

Guisolan Michel, Knechtenhaus-Freudenfels, 8264 Eschenz
*1948, Dr. phil., Stadtarchivar von Stein am Rhein

Herzog Ruedi, Holzäckerlistrasse 11b, 8280 Kreuzlingen
*1964, lic. phil., Kantonsschullehrer

Holenstein Thomas, Poststrasse 43, 8580 Amriswil
*1930, alt Sekundarlehrer

Hürlimann Louis, Kilbergstrasse 32, 8356 Ettenhausen
*1943, Dr. phil., Historiker

Jacobi Verena, Maiholzstrasse 30, 8500 Frauenfeld
*1924, Dr. phil., alt Staatsarchivarin

Knoepfli Albert, Sulzerhof 3, 8355 Aadorf
*1909, Prof. Dr. h. c., alt Denkmalpfleger

Lei Hermann sen., Oststrasse 16, 8570 Weinfelden
*1910, alt Reallehrer

Liggenstorfer Roger, obere Weidstrasse 7, 8590 Romanshorn
*1966, lic. theol., wiss. Assistent an der Theologischen Fakultät
der Hochschule Luzern

Luginbühl Marianne, Wellhauserweg 31b, 8500 Frauenfeld
*1957, Dr. phil., wiss. Sachbearbeiterin an der Thurg. Kantons-
bibliothek

Mathis Hans Peter, Sternwartestrasse 4, 8500 Frauenfeld
*1947, Konservator des Napoleonmuseums Arenenberg

Oettli Markus, Hauptstrasse 31, 8586 Erlen
*1946, Dr. med., praktizierender Arzt

Pfaffhauser Paul, 9546 Tuttwil
*1948, Dr. sc. nat., dipl. Forsting. ETH, wiss. Mitarbeiter des
Forstamts des Kantons Thurgau

Ries Markus, Wolfacher, 6026 Rain
*1959, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte an der
Theologischen Fakultät der Hochschule Luzern

Salathé André, Ergatenweg 21, 8583 Sulgen
*1959, lic. phil., Staatsarchivar des Kantons Thurgau

Schär Markus, Frauenfelderstr. 4a, 8570 Weinfelden
*1956, Dr. phil., Journalist BR

Schläfli August, Talstrasse 16, 8500 Frauenfeld
*1934, Dr. phil., Konservator des Naturmuseums des Kantons
Thurgau

Schmid Walter, Pfaffenholzstrasse 21, 8500 Frauenfeld
*1928, Dr. phil., alt Kantonsbibliothekar

Schoop Albert, Speerstrasse 11, 8500 Frauenfeld
*1919, Dr. phil., alt Kantonsschullehrer

Soland Rolf, Feldeggstrasse 6, 8590 Romanshorn
*1949, Dr. phil., Kantonsschullehrer

Spuler Linus, Salachstrasse 3, 6045 Meggen
*1921, Dr. phil., alt Gymnasiallehrer

Sulzer Klaus, Böcklinstrasse 7, 8032 Zürich
*1918, Dr. oec. publ.

Uhler Stefanie, Laubgasse 4, 8500 Frauenfeld
*1949, Dr. phil., wiss. Sachbearbeiterin am Staatsarchiv
des Kantons Thurgau

Wartmann Schneider Margrit, Steinberggasse 20,
8400 Winterthur
*1960, lic. phil., Historikerin

Personenregister

Im Register nicht berücksichtigt sind die Autorinnen und Autoren dieses Bandes, soweit deren Nennung den Band selber betrifft. Die biographierten Personen sind **fett** hervorgehoben. *Kursiv* gegebene Seitenzahlen verweisen auf Abbildungen. Wenn immer möglich wurden über den Familiennamen hinaus die Vornamen, die Lebensdaten sowie der Beruf oder verwandtschaftliche Beziehungen zu anderen Personen erhoben. Bei Schweizerinnen und Schweizern wurde überdies meist eine Ortschaft genannt, bei Ausländerinnen und Ausländern deren Nationalität.

Aaron David, Stickereikfm. in St. Gallen: 154
Abegg Emil, St. Gallen: 36
Abt Franz (1819–1885), Komponist: 124
Ackermann August (1883–1968), kath. Pfr.: 276
Aellen Eugen (1887–1945), Sekretär der Theaterkommission Schaffhausen: 206
Aeppli Johann Melchior (1744–1813), Arzt und Politiker: 14
Albrecht Friedrich (1831–1878), Architekt: 305
Albrecht Jakob (1806–1855), ref. Pfr. in Nussbaumen, SR TG: 108
Aldrich Anna, geb. Schultes (1878–1928), Ehefrau von Oskar Kollbrunner: 196, 197
Alexander I. (1777–1825), 1801–25 russ. Zar: 228
Altermatt Urs (*1942), Prof. für Geschichte in Freiburg/Schweiz: 16, 17, 93, 278
Althaus Alfred (1880–1961), Gemeindeammann von Bischofszell: 35
Altwegg Johannes (1847–1888), Oberrichter: 46
Ambühl Joseph (1873–1936), 1925–36 Bf. von Basel: 277
Ammann Heinrich (*1914), Konservator der thurg. Kunstsammlung: 14
Ammann Helena Wilhelmina s. Dahm-Ammann Helena Wilhelmina
Anderwert Alexander (1814–1888), kath. Pfr. in Müllheim: 142–143

Anderwert Fridolin (1828–1880), BR: 14, 73, 74, 111
Anderwert Johann Ludwig (1802–1876), RR TG: 106
Anderwert Joseph (1767–1841), RR TG: 14, 222, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232
Anet Claude (1868–1931), frz. Schriftsteller: 62
Anhorn Bartholomäus (1566–1640), ref. Pfr. in Gais AR: 24, 25
Anhorn Bartholomäus (1616–1700), Verbi Divini Minister: 20–21, **23–33**
Anhorn Bartholomäus (1644–1710), ref. Pfr. in Amriswil-Sommeri: 28, 30
Anhorn Christen (1459–1559), Seckelmeister in Fläsch GR: 24
Anhorn Daniel (1594–1635), ref. Pfr. in Sulgen: 24–25
Anhorn Jakob, Sohn von Bartholomäus (1616–1700): 31
Anhorn Johannes, Bruder von Bartholomäus (1616–1700): 26
Anhorn Sylvester, ab 1719 Stadtarzt von St. Gallen, Sohn von Bartholomäus (1616–1700): 30–31
Anhorn Ulrich (1524–1589), Seckelmeister in Fläsch GR: 24
Anhorn-Gansner Verena, Ehefrau von Daniel: 25
Anhorn-Hiller Justina, 2. Ehefrau von Bartholomäus (1616–1700): 26, 28
Anhorn-Höhener Katharina, 1. Ehefrau von Bartholomäus (1616–1700): 25, 26
Anhorn-Schlappritz Dorothe, Ehefrau von Sylvester: 30
Anhorn-Stauder Sabina, 3. Ehefrau von Bartholomäus (1616–1700): 28
Arx Cäsar, von (1895–1949), Schriftsteller: 206
Asper Hans (1499–vor 1571), Kunstmaler in Zürich: 237
Asper Hans (1592–1655), Kunstmaler aus Zürich in Konstanz: 237
Attenhofer Elsie (*1909), Kabarettistin: 206, 207

- Bachmann Anna Karolina s. Kollbrunner-Bachmann
Anna Karolina
- Bachmann Jakob Huldreich (1843–1915), Bundes-
richter: 13
- Bach Johann Sebastian (1685–1750), dt. Komponist:
138
- Bach Joseph (1816–1892), kath. Pfr. in Uesslingen:
141
- Baldin Heinrich Theophil Oscar, Staatsbeamter
in Frauenfeld: 43
- Bally Eduard (1847–1926), 1902–17 NR SO: 113
- Balzac Honoré, de (1799–1850), frz. Dichter:
261
- Banderet Suzanne, Berufsberaterin in Romanshorn:
308
- Bänziger Martin (*1947), Historiker und Red. der TZ:
170
- Bärlocher Hans, Dirigent des Symphonieorchesters
St. Gallen: 259
- Bär J., Söhne, Fotografen in Frauenfeld: 249
- Bär Johannes (1846–1905), Gemeindeammann
von Arbon: 155
- Bauer Andreas (*1958), Red. der TVZ: 66
- Baumann Johannes (1874–1953), BR: 115
- Baumann Ulrich, verm. 2. Gatte von Barbara
Stanger: 49
- Baumgartner Andreas († 1642), P., Konventuale
in Fischingen: 56
- Baumgartner J., Kreuzlingen: 166
- Beauplan, Madame de, Freundin von Alexander
Castell: 62
- Beck Josef (1858–1943), 1888–91 Prof. für kath.
Theologie in Luzern: 142
- Beerli, Dr., Kreuzlingen: 165
- Beerli Hans, Delegierter des Kfm. Direktoriums
St. Gallen: 155
- Beer Johann Michael (1696–1780), österr. Barock-
architekt: 251
- Belmont Werner, Kabarettist: 208
- Benedikt, Abt von Einsiedeln s. Keller Benedikt
- Benker Johann Ulrich (1798–1858), Rektor der
Kantonsschule Frauenfeld: 15, 229, 293
- Benn Gottfried (1886–1956), dt. Dichter: 90
- Bernardini Filippo, 1935–53 päpstlicher Nuntius
in der Schweiz: 278
- Beroldingen Gregor, von (1619–1697), P.,
Philosophielehrer in Fischingen: 55
- Beroldingen Sebastian Ludwig, von, 1663–93
Obervogt zu Bischofszell: 26–27
- Besson Marius (1876–1945), 1920–45 Bf. von
Lausanne-Genf-Freiburg: 278
- Beuttner Gottfried, Drogist in Bischofszell: 35
- Beuttner Paul** (1899–1977), Sekretär des Thurg.
Gewerbeverbandes: 18, 19, **35–39 (37)**
- Beuttner-Bolter Maria Theresia, Ehefrau von
Gottfried: 35
- Beuttner-Specker Mily, Ehefrau von Paul: 35
- Biedermann Esther s. Schellenberg-Biedermann
Esther
- Bieler Viktor (1881–1952), 1919–52 Bf. von Sitten:
278
- Binder Gottfried (1884–1958), kath. Pfr. in Brugg
AG: 277–278
- Bing Sigmund, Literatur-Red. in Frankfurt am Main:
64, 67
- Binswanger Otto (1882–1968), Psychiater in Kreuz-
lingen: 166
- Bion Johann Jakob (1803–1858), ref. Pfr. in Bürglen:
124, 125
- Bion Wilhelm Friedrich (1797–1862), ref. Pfr. in
Schönholzerswilen: 12, 13, 109, 124, 125
- Birkenseher, Architekt: 248
- Bissegger Werner (*1887), ref. Pfr. in Kreuzlingen-
Kurzrickenbach: 63
- Bletz Hugo Wilhelm, von s. Tryphaeus Hugo Wilhelm
- Blumer Didi (1883–1973), Heimleiterin in Neukirch
an der Thur: 14, 269
- Bocelmann, Dr.: 26
- Bodin Jean (um 1530–1596), frz. Staatsrechts-
gelehrter: 29

- Bodmer Hans, Nähmaschinenhändler in Weinfelden: 37
- Bodmer Mauritius († 1629), P., Theologielehrer in Fischingen: 55, 56
- Bodmer Salome (1564–1623), Mutter von Heinrich Murer: 233, 234
- Bögli Alice (1902–1991), Sekundarlehrerin in Frauenfeld: 271
- Böhi Alfred (1894–1968), Red. der TVZ: 11, 13
- Böhi, Dr., Kreuzlingen: 166
- Böhm Karl (1894–1981), österr. Dirigent: 261
- Bologni Attilio Luigi Giulio, Herisau: 203
- Bologni-Rheiner Elisabeth s. Rheiner Elisabeth
- Bolter Maria Theresia s. Beuttner-Bolter Maria Theresia
- Bommer Hedwig, Leiterin des Kinderheims Güttingen: 312
- Bonaventura, Abt von Rheinau s. Lacher Bonaventura
- Bonjour Edgar (1898–1991), Prof. für Geschichte in Basel: 239
- Bornhauser Barbara s. Haffter-Bornhauser Barbara
- Bornhauser Elias (um 1655), Richter in Weinfelden: 123
- Bornhauser Johann Ulrich (1825–1848), Dichter des Thurgauer Lieds: 124, 125
- Bornhauser Thomas (1799–1856), Politiker TG: 15, 37, 41, 71, 76–77, 77, 79, 102, 103, 109, 111, 124, 125, 230
- Bornhauser, Witwe, Grossmutter von Johann Ulrich: 125
- Bösch Joseph, Lehrer am Technikum Winterthur: 247
- Bosshard Alfred (1868–1944), Schauspieler: 204
- Boulanger Marcel (1873–1932), frz. Schriftsteller: 62
- Bourdelle Emile-Antoine (1861–1929), frz. Bildhauer: 62
- Brack Hanna (1873–1955), Sekundarlehrerin in Frauenfeld: 75, 306, 307, 309, 312
- Brahms Johannes (1833–1897), dt. Komponist: 138
- Brand Adolf (1874–1945), dt. Verleger: 208
- Brändle-Künzle Franz, Geschäftsführer der Vereinsbuchdruckerei Frauenfeld: 150
- Brauchli Alfred (* 1916), Krankenpfleger in Zürich: 213
- Brauchli, Frau des Gemeindeammanns von Berg (Johann Jakob, 1809–1878): 128
- Breitinger Heinrich (1832–1889) Kantonsschullehrer in Frauenfeld: 73
- Breitinger Johann Jakob (1575–1645), Zürcher Antistes: 25
- Brenner, Herr: 128
- Brenner Albert (1860–1938), Architekt in Frauenfeld: 43, 44, 248, 249
- Brenner E., Kreuzlingen: 166
- Brenner Emma Louise (1858–1937), Tochter von Johann Joachim: 43
- Brenner Emma Martha s. Brenner-Brenner Emma Martha
- Brenner Gertrud, Architektin, Tochter von Albert: 41
- Brenner Joachim Wilhelm (1867–1924), Architekt in Frauenfeld: 43
- Brenner Johann Joachim** (1815–1886), Architekt: 18, **41–47**, 248
- Brenner Karl (1832–1899), 1856–99 ref. Pfr. in Müllheim: 142–143
- Brenner Maria Ursula s. Brenner-Brenner Maria Ursula
- Brenner Paul (1781–1851), Uhrmacher und Postmeister in Weinfelden: 41
- Brenner-Brenner Emma Martha, Ehefrau von Albert: 43
- Brenner-Brenner Maria Ursula, Ehefrau von Paul: 41
- Brenner-Denzler Regula Amalia (1831–1913), Ehefrau von Johann Joachim: 43
- Bressanini Rinaldo (1803–1864), Stecher des Eidg. Topographischen Büros: 290
- Bridler Otto (1864–1938), Korpskommandant: 114
- Bringolf Walther (1895–1981), Stadtpräs. von Schaffhausen: 206

- Brodbeck Rudolf (1894–1947), Architekt in Frauenfeld: 249
- Broszit, Baptistenprediger in Memel (Litauen): 265
- Broszit Bertha s. Schreyder-Broszit Bertha, von Brügggen-Rüeger Luzia, van der (*1917), Apothekerin in Bischofszell: 257, 259, 262
- Brühlmann Hans (1878–1911), Kunstmaler: 14
- Brunner, Verwalter in Kreuzlingen: 165
- Brunner Christophorus (1546/47–1594), 1574–94 Abt von Fischingen: 53
- Brunner Conrad (1859–1927), Spitalarzt in Münsterlingen: 13, 137
- Brunner Johannes, Arzt in Bülach: 305
- Brunschweiler O., Kreuzlingen: 166
- Brunschwiler Adam († nach 1630), Stiefbruder von Placidus, Amtmann des Klosters Fischingen: 49
- Brunschwiler Johannes († vor 1628), Vater von Placidus: 49
- Brunschwiler Placidus** (1589/90–1672), Abt von Fischingen: 21, **49–59**
- Brunschwiler-Stanger Barbara († nach 1628), Mutter von Placidus: 49
- Brütsch Robert (1878–1937), Stadtrat von Schaffhausen: 206
- Bucelinus Gabriel (1599–1681), Kartograph: 239
- Bucher Jakob († 1648), P., Konventuale in Fischingen: 52, 56, 238
- Büchi Albert (1864–1930), Prof. für Geschichte in Freiburg/Schweiz: 150
- Büchi Ernst (1874–1955), Sekundarlehrer in Bischofszell: 204
- Büchi Jakob (1834–1911), Präs. des Landwirtschaftlichen Kantonalvereins TG: 242
- Büeler Gustav (1851–1940), Kantonsschullehrer in Frauenfeld: 249
- Buess Heinrich (*1911), Prof. für Geschichte der Medizin in Basel: 13
- Bühler S., Architekt: 249
- Bulgakow Valentin, russ. Philosoph: 272
- Burckhardt Jacob (1818–1897), Prof. für Geschichte in Basel: 41
- Burgmaier Elsa, Sängerin in Aarau: 77
- Burkhardt Rudolf, Pseudonym für Rudolf Jung-Burkhardt (s. dort)
- Bürkli Jakob, ref. Pfr. aus Zürich: 24
- Burte, eigtl. Strübe Hermann (1879–1960), dt. Schriftsteller: 261
- Butler-Dilstar Josephine Elizabeth (1828–1906), Gründerin des internationalen Bundes der Freundinnen junger Mädchen: 309
- Calame Alexandre (1810–1864), Kunstmaler in Genf: 42
- Calonder Felix (1863–1952), BR: 114
- Carigiet Zarli (1907–1981), Kabarettist: 207, 212
- Castell Alexander** (1883–1939), Schriftsteller: 20, **61–70**
- Cella Ettore (* 1913), Regisseur und Schauspieler: 204, 207, 212
- Chateauneuf Alexis, de, dt. Architekt: 42
- Christinger Abraham (* 1848), Bruder von Johann Jakob: 71
- Christinger Anna Magdalena († 1853), Ehefrau von Hans Jakob: 71
- Christinger Hans Jakob († 1847), Landwirt in Langenhart-Müllheim: 71
- Christinger Johann Jakob** (1836–1910), Pfarrer, Schriftsteller und Sozialpolitiker: 18, **71–80**
- Christinger Maria Magdalena (* 1838), Schwester von Johann Jakob: 71
- Christinger Maria Sabina (*1841), Schwester von Johann Jakob: 71
- Christinger Susann Elisabeth (*1844), Schwester von Johann Jakob: 71, 75
- Cicero Marcus Tullius (106–43 v. Chr.), röm. Redner: 29
- Cimabue, eigtl. Cenni di Pepo (um 1240/50–um 1302), ital. Maler: 83
- Clémenceau Georges (1841–1929), frz. Politiker: 68

- Clemens Alexandrinus († vor 215), griech. Philosoph: 29
- Cloos Nikolaus (†1560), 1548–50 Landvogt im Thurgau: 189
- Conseil Auguste, frz. Spion: 105
- Consolati Antonia, Gräfin von s. Streng-Consolati Antonia, von
- Crès: Les Editions G. Crès & Cie., Paris: 62
- Dägenfeldin, Konkubine von Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz: 26
- Dahm Charlotte (1882–1908), Schwester von Helen Dahm: 81, 82
- Dahm Friedrich Hugo (1850–1912), Seidenkfm.: 81, 82
- Dahm Helen** (1878–1968), Künstlerin: 14, 20, **81–91**
- Dahm Hugo (1879–1955), Bruder von Helen Dahm: 81
- Dahm-Ammann Helena Wilhelmina (1854–1907), Ehefrau von Friedrich Hugo: 81, 82
- Danegger Josef, Schauspieler und Regisseur: 204
- Danegger Mathilde (1903–1988), Kabarettistin und Schauspielerin: 204, 206
- Decker Wilhelm (1860–1938), Musikdirektor in Kreuzlingen: 77
- Delsen Leo (1886–1954), Theaterdirektor Biel-Solothurn: 206
- Denzler Johann Kaspar (1801–1857), ref. Pfr. in Weinfeld: 43
- Denzler Regula Amalia s. Brenner-Denzler Regula Amalia
- Deucher Adolf (1831–1912), BR: 14, 111
- Dietrich Adolf (1877–1957), Kunstmaler in Berlingen: 14
- Disteli Elise s. Eder-Disteli Elise
- Disteli Martin (1802–1844), Maler und Karikaturist in Olten: 93
- Dombasle Christophe Josephe Alexandre Mathieu, de (1777–1843), frz. Agronom: 178, 179, 182
- Dommann Otto, Red. der TVZ: 149
- Döpfner Julius (1913–1976), dt. Kardinal: 281
- Dostojewski Fjodor Michailowitsch (1821–1881), russ. Dichter: 272
- Dreyfus Alfred (1859–1935), frz. Artillerie-Hauptmann: 146
- Dubois Gaston, Pseudonym für Karl Meier (s. dort)
- Dufour Guillaume Henri (1787–1875), General: 286, 287, 288
- Dutli-Rutishauser Maria (1903–1993), Schriftstellerin: 14
- Duttweiler Gottlieb (1888–1962), Migros-Gründer: 322
- Eberhardt Joh. Rudolf, Maschineningenieur in Lenzburg: 298
- Eckstein Johannes (†1613), 1595–1611 Prior von Ittingen: 236
- Eder Carl** (1892–1965), Delegierter der Thurg. Handelskammer: 16–17, 19, **93–100**, 270
- Eder Carl Joachim (*1846), Industrieller und Friedensrichter in Bischofszell: 93
- Eder-Disteli Elise (1810–1888), Ehefrau von Joachim Leonz: 93
- Eder Joachim Leonz (1772–1848), Politiker TG: 12, 13, 93, 103
- Eder-Kaiser Erna Maria (1897–1982), Ehefrau von Carl: 93, 98, 270
- Eder-Keiser Carolina, Ehefrau von Carl Joachim: 93
- Egli Karl (1865–1925), Generalstabsoffizier: 114
- Egloff Johann Konrad (1808–1886), RR TG: 291
- Ehrenberg Karl Ferdinand, von (1806–1841), Prof. für Architektur in Zürich: 41–42, 42, 43, 47
- Eichenberger Max († 1961), Kunstkritiker: 87, 88, 89
- Eichendorff Joseph, von (1788–1857), dt. Dichter: 261
- Eigenmann Johann Kaspar, Stiefvater von Johann Jakob Christinger: 71
- Eiserne Lady s. Thatcher Margaret
- Engeler Erwin (1897–1990), Lehrer in Diessenhofen: 65, 66

- Engelherr Guigo, Konventuale in Ittingen: 217, 218, 236
- Engelke Gerrit (1890–1918), dt. Schriftsteller: 200
- Engels Robert, Prof. an der Frauenakademie München: 82
- Erasmus von Rotterdam (1469–1536), Humanist: 272
- Ernst August, Nähmaschinenhändler in Biel: 37
- Ernst Cécile (*1926), Dr. med. et phil., Psychologin in Zürich: 131
- Escher Alfred (1819–1882), NR ZH: 74, 111, 292
- Escher von der Linth Hans Konrad (1767–1823), Politiker ZH: 288
- Eschmann Johannes (1808–1852), Kartograph: 288, 290
- Esser Günter, Mitglied des Dominikanerordens, Kirchenhistoriker: 13
- Fäh Adolf (1858–1932), 1892–1932 Stiftsbibliothekar von St. Gallen: 252
- Falk Clara s. Heine-Falk Clara
- Federer Heinrich (1866–1928), Dichter: 95
- Fehr Emil, Hauptmann, Kreuzlingen: 166
- Fehr Gottlieb (1852–1932), Fabrikdirektor in Schönenberg: 204
- Fehr J., Lehrer in Arbon: 242
- Fehr Wilhelm (1802–1861), Techniker: 289
- Felder Julius (1882–1973), kath. Priester in Bern: 276
- Feldmann Markus (1879–1958), BR: 19, 319, 323
- Felix (um 1549), Konventuale in Ittingen: 189
- Fellenberg Philipp Emanuel, von (1771–1844), Pädagoge: 178
- Feller Richard (1877–1958), Prof. für Geschichte in Bern: 239
- Feune Alphons (1884–1932), kath. Priester in Bern: 276
- Fickler Joseph, Hrsg. und Red. der «Seeblätter», Konstanz: 125
- Fidelis (†1622), Kapuziner: 237
- Fierz Maria (1878–1956), Mitbegründerin der Zürcher Fürsorgekurse: 306, 312
- Fikler, Konstanz s. Fickler Joseph
- Finck Werner (1902–1978), Kabarettist: 208
- Finsler Hans Konrad (1765–1839), Oberstquartiermeister: 287
- Fischer Elmar (*1963), Historiker: 14
- Flüh Niklaus, von (um 1417–1487), Einsiedler: 130, 236, 237
- Folletête Eugène (1871–1956), Generalvikar: 277–278
- Forrer Robert (1868–1927), NR SG: 114
- Foucault Michel (1926–1984), frz. Philosoph: 21
- Franz I. (1494–1547), 1515–47 König von Frankreich: 172
- Franz von Assisi (1181/82–1226), ital. Wanderprediger, Stifter des Franziskaner-Ordens: 272
- Frei Josef, Red. der TVZ: 147
- Frei Otto (1924–1990), Schriftsteller: 14
- Frei Petrus († 1549), 1530–49 Prior von Ittingen: 187, 189
- Freyenmuth Johann Konrad (1775–1843), RR TG: 14, 224, 225, 226, 229, 230, 231, 285, 287, 289
- Freyenmuth Paula s. Häberlin-Freyenmuth Paula
- Frick, Verfasser eines Nachrufs auf Jakob Gustav Pfau-Schellenberg: 241
- Frick Hermann, Hörspieler bei Radio Zürich: 211
- Frisch Max (1911–1991), Dichter: 211
- Fritz, Nachbarin von Oskar Kollbrunner in Hüttlingen: 195
- Fritzsche Hans (1882–1972), Prof. für Zivilprozessrecht in Zürich: 112
- Fritzsche Otto Fridolin (1812–1896), Prof. für ref. Theologie in Zürich: 72
- Fröhlich Adolf Alois Beda (1841–1900), kath. Pfr. in Wertbühl: 144
- Frömelt Hubert (*1955), Geograph in Frauenfeld: 242
- Früh Kurt (1915–1979), Regisseur: 212

- Galeer Albert Frédéric Jean (1813–1851),
Mitbegründer des Grütlivereins: 44–45
- Gandhi Mahatma (1869–1948), ind. Politiker: 118
- Gansner Verena s. Anhorn-Gansner Verena
- Garcia Lorca Federico (1899–1936), span. Dichter:
90
- Gärtner Friedrich, von (1792–1847), dt. Architekt:
42, 247
- Gattiker Hermann (1865–1950), Grafiker: 82
- Gaudy Adolf (1872–1954), Architekt in Rorschach:
252
- Gebhart, Dr., Kreuzlingen: 165
- Gegauf Fritz (1893–1980), Industrieller in Steckborn:
14
- Geiler Voli (1915–1992), Kabarettistin: 208
- Germann Adolf (1857–1924), NR TG: 112, 158
- Gessler Conradus (um 1651), Konventuale
in Ittingen: 217
- Giotto di Bodone (um 1266–1337), ital. Maler: 83
- Glinz Caspar, Jurist: 160
- Gmünder Anna s. Häberlin-Gmünder Anna
- Gnehm Johann Jakob, Oberst in Stein am Rhein:
101
- Gnehm Robert (1852–1926), Prof. für technische
Chemie in Zürich: 101
- Gnehm-Gräflein Maria Magdalena (1815–1889),
Ehefrau von Johann Jakob: 101
- Godet Philippe (1850–1922), Schriftsteller: 62
- Göldi Anna s. Wartmann-Göldi Anna
- Göldi Johann, Schwiegervater von Otto Wartmann:
318
- Gonzenbach Johann Jakob (1754–1815), thurg.
Regierungsstatthalter: 14, 222, 223
- Gorbatschow Michail (*1931), Generalsekretär der
KPdSU: 9, 10
- Götsch Wilhelmina s. Meier-Götsch Wilhelmina
- Gotthelf Jeremias, eigtl. Albert Bitzios (1797–1854),
Dichter: 65, 79, 182
- Gourd Emilie (1879–1946), Präs. des Schweiz. Ver-
bands für Frauenstimmrecht: 269
- Gräflein Anna Maria s. Gräflein-Gräflein Anna Maria
- Gräflein Elisabeth s. Krönlein-Gräflein Elisabeth
- Gräflein Emma s. Guhl-Gräflein Emma
- Gräflein Hans Conrad (1768–1824), Distriktspräs.
von Steckborn: 101
- Gräflein Johann Jakob, Amtsschreiber in Steckborn:
101
- Gräflein Johann Melchior (1786–1826), Dr. med.:
101
- Gräflein Johann Melchior** (1807–1849), liberaler
Politiker, Tagsatzungsgesandter, Gesetzgeber:
18, **101–110 (106)**, 275
- Gräflein Maria Magdalena s. Gnehm-Gräflein Maria
Magdalena
- Gräflein Paulina (1808–1870), Schwester von
Johann Melchior (1807–1849): 101
- Gräflein-Gräflein Anna Maria, Ehefrau von Johann
Jakob: 101
- Gräflein-Labhart Elise (*1815), Ehefrau von Johann
Melchior (1807–1849): 101, 108, 109
- Grasser Johann Jakob (1579–1627), Historiker: 239
- Gregor XV., urspr. Alessandro Ludovisi (1554–1623),
1621–23 Papst: 54
- Gremlı H., Kreuzlingen: 166
- Gretler Heinrich (1897–1977), Schauspieler: 204,
207
- Greuter Bernhard (1745–1822), Unternehmer
in Islikon: 14
- Greyerz Theodor (1875–1960), Kantonsschullehrer
in Frauenfeld: 13
- Gromann Joseph, Buchdrucker in Frauenfeld: 144
- Grossmann Elisabeth (*1947), Kunsthistorikerin
in Zürich: 14
- Grübler Conrad (um 1529/36), Laienbruder der
Kartause Ittingen: 185, 187
- Gruner Erich (*1915), Prof. für schweiz. Politik
in Bern: 94, 317, 321
- Gsell Elsa, Sozialarbeiterin: 308
- Gubler Alfred (1861–1938), thurg. Gewerbe-
sekretär: 307

- Guggenheim-Loria Carl (1848–1913), 1897–1913
Verwaltungsrat des Schweiz. Bankvereins: 160
- Guggenheim Werner Johannes (1895–1946),
Schriftsteller: 212
- Guhl Johann Melchior Eduard (1845–1926), Arzt
in Steckborn: 101
- Guhl-Gräflein Emma (*1847), Ehefrau von Johann
Melchior Eduard: 101, 108
- Guler Johannes (1562–1637), Politiker GR und
Historiker: 239
- Gull Gustav (1858–1942), Prof. für Architektur
in Zürich: 248
- Gurlitt Cornelius (1850–1938), Prof. für Kunst-
geschichte in München: 250
- Haas Leonhard (1833–1906), 1888–1906 Bf. von
Basel: 142, 143, 144, 146, 151
- Häberlin Anna (1870–1937), Schwester von
Heinrich: 111
- Häberlin Dora (*1875), Schwester von Heinrich:
111
- Häberlin Eduard (1820–1884), SR TG: 11, 13,
73–74, 74, 75, 111
- Häberlin Friedrich Heinrich (1834–1897), RR TG: 111
- Häberlin Friedrich Karl, gen. Fritz (1899–1970),
Bundesrichter: 112
- Häberlin Hans Conrad (1789–1850), Anwalt
in Bissegg: 111
- Häberlin Heinrich** (1868–1947), Bundesrat: 12, 13,
14, 18, **111–122**
- Häberlin Heinz (1898–1981), Kantonalbankdirektor
TG: 112
- Häberlin Paul (1878–1960), Prof. für Philosophie
in Basel: 13
- Häberlin-Freyenmuth Paula (1874–1956), Ehefrau
von Heinrich: 112
- Häberlin-Gmünder Anna (1846–1922), Ehefrau von
Friedrich Heinrich: 111
- Habisreutinger Margarete s. Rüeger-Habisreutinger
Margarete
- Haefeli Leo (1885–1948), Privatdozent für orienta-
lische Sprachen in Zürich: 276
- Haffter Albert (vor 1490–1548), ref. Pfr.
in Altishausen: 123
- Haffter Albrecht (um 1490), Konstanz: 123
- Haffter Anna Barbara (1849–1922), Tochter von
Elias sen.: 126
- Haffter Berta (1840–1914), Tochter von Elias sen.:
126
- Haffter Carl (1909–1996), Prof. für Medizin in Basel:
123
- Haffter Elias (1768–1846), Landwirt in Weinfeld: 123
- Haffter Elias jun.** (1851–1909), Spitalarzt in Frauen-
feld: 19, 75, 126, 130–131, **133–140 (135)**
- Haffter Elias sen.** (1803–1861), Bezirksarzt und
«Sängervater»: 16, 19, 109, 133, 137, **123–132**
- Haffter Hans (1534–vor 1596): 123
- Haffter Hans Ulrich (1638–1702), Richter: 123
- Haffter Hermann (1843–1918), Apotheker: 126
- Haffter Konrad (1837–1914), RR TG: 126, 133, 138
- Haffter Martha (1873–1951), Kunstmalerin: 14
- Haffter Susanna (1848–1930), Tochter von Elias
sen.: 126, 133, 134
- Haffter Wilhelm (1830–1895), Arzt: 126
- Haffter Wilhelmina (1836–1900), Tochter von Elias
sen.: 126
- Haffter-Bornhauser Barbara (1767–1831): 123
- Haffter-Munz Susanna (1806–1870), Ehefrau von
Elias sen.: 125, 130, 133
- Haffter-Rieser Elisabeth (1614–1677): 123
- Hafter Ernst (1876–1949), Prof. für Strafrecht
in Zürich: 116
- Hagen Johann Evangelist** (1864–1955), Redaktor
und Domherr: 17, **141–152**
- Hagen Johann, Glaser und Maler in Buch
bei Frauenfeld: 141
- Hagen Rosa, Schwester von Johann Evangelist: 142
- Hagen-Ruckstuhl Anna Maria, Ehefrau von Johann:
141

- Hälg S. U. (Johannes?), Dorfschmied in Tägerwilen: 180
- Hänggi Anton (1917–1994), 1968–82 Bf. von Basel: 282
- Hanhart Johann Balthasar (1784–1840), Provisor: 101, 124
- Hanhart Johann Ulrich (1773–1835), RR TG: 224
- Hanhart Rudolf (1780–1856), Pädagoge und ref. Pfr. in Gachnang: 101–102
- Hänzi Ernst (* 1913), Kantonsschullehrer in Frauenfeld: 13
- Hardegger August (1858–1927), Architekt in St. Gallen: 252
- Hartmann Christoph, Konventuale in Einsiedeln: 239
- Hart Julius (1859–1903), dt. Schriftsteller: 200
- Hassow Elfriede, Freundin von Alexander Castell: 62
- Haufler Max (1910–1965), Schauspieler: 212
- Hautt David (1603–1677), Buchdrucker und Verleger in Luzern: 236, 237
- Heer Jakob Christoph (1859–1925), Schriftsteller: 62
- Hegel Georg Wilhelm Friedrich (1770–1831), dt. Philosoph: 11
- Hegetschweiler Emil (1887–1959), Kabarettist: 206, 207
- Heim-Walser Ida (1859–1933), ref. Pfarrersfrau in Wängi: 312
- Heine Arnold Baruch** (1849–1923), Stickerei-industrieller: 18, 19, **153–161**
- Heine Arthur (* 1874), Sohn von Arnold Baruch: 154, 155
- Heine Benjamin, gen. Ben (* 1873), Sohn von Arnold Baruch: 154, 155
- Heine Heinrich (1797–1856), dt. Dichter: 112, 200
- Heine Jules (* 1871), Sohn von Arnold Baruch: 154
- Heine Millie (* 1876), Tochter von Arnold Baruch: 154
- Heine Sigmund B., Stickereikfm.: 154
- Heine-Falk Clara, Ehefrau von Arnold Baruch: 154
- Heitz Franziska (* 1910), Tochter von Hans Max: 164
- Heitz Hans Heinrich (* 1908), Sohn von Hans Max: 164
- Heitz Hans Max** (1878–1957), Jurist, Oberst und Evakuationskommissär von Kreuzlingen 1939/40: 18, **163–167**
- Heitz Karl Andreas (* 1914), Sohn von Hans Max: 164
- Heitz Philipp Johann (1850–1909), NR TG: 163
- Heitz-Knüsli Berta Rosa, Ehefrau von Philipp Johann: 163
- Heitz-Steinhäuser Paula Maria, Ehefrau von Hans Max: 163–164
- Hemingway Ernest (1898–1961), amerik. Dichter: 90
- Henri IV (1553–1610), 1589–1610 König von Frankreich: 234
- Herzog Anna s. Wartmann Herzog Anna
- Hesse Hermann (1877–1962), dt. Dichter: 69, 118, 261, 262
- Hess Johann Jakob (1791–1857), Amtsbürgermeister von Zürich: 106
- Hess Otto (1897–1988), NR TG: 14, 19, 324
- Hewen Friedrich, von, 1459–61 Obervogt zu Bischofszell: 169, 171
- Hewen Georg, von: 169, 171
- Hewen Heinrich, von († 1462), 1436–62 Bf. von Konstanz, 1441–56 Administrator von Chur: 174
- Hewen Peter, Freiherr von: 169
- Hewen Wolfgang, von: 169
- Heym Georg (1887–1912), dt. Dichter: 200
- Heymann Moritz, Schule für graphische Techniken, München: 82
- Hildebrand, Baronin, Schwiegermutter von George Treherne Thomas: 72
- Hildebrand Naninde, Tochter von Baronin Hildebrand: 72
- Hiller Justina s. Anhorn-Hiller Justina
- Hindermann H., Architekt: 249
- Hirzel Heinrich (1783–1860), RR TG: 14, 222, 223, 224, 225, 226, 229, 230, 231
- Hitler Adolf (1889–1945), dt. Diktator: 117, 207

- Hitzig Ferdinand (1807–1875), Prof. für ref. Theologie in Zürich: 72
- Hoepli Ulrico (1847–1935), Verleger in Mailand; Ulrico Hoepli-Stiftung: 120
- Hoffmann Arthur (1857–1927), BR: 114
- Hofmann August Wilhelm (1818–1892), dt. Chemiker: 298
- Hofmann Emil (1865–1927), RR TG: 14, 199
- Hofmann Ignaz, Stiefvater von Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder: 265
- Hofmann R., Notar, Kreuzlingen: 166
- Högger Paul (1875–1942), ref. Pfr. in Müllheim: 195
- Hohenbaum van der Meer Moritz (1718–1795), P., Konventuale in Rheinau: 238
- Höhener Katharina s. Anhorn-Höhener Katharina
- Hohensax Agnes, von, geb. von Lupfen: 169, 171
- Hohensax Albrecht, Freiherr von († 1463): 169, 170
- Hohensax Gerold, von († 1480), 1452–80 Abt von Einsiedeln: 174
- Hohensax Helena, von, geb. von Schwarzenberg: 169
- Hohensax Ulrich Philipp, Freiherr von (* 1519): 169
- Hohensax Ulrich VIII., von** (um 1462–1538), Gerichtsherr und Militärunternehmer: 21, **169–175**
- Hohensax Ursula, von, geb. Mötteli von Rappenstein († nach 1500): 169, 171
- Hohensax Veronika, von s. Landenberg Veronika, von
- Holberg Ludwig (1684–1754), dän. Dichter: 260
- Holenstein Thomas (* 1930), alt Sekundarlehrer: 14
- Holz Arno (1863–1929), dt. Dichter: 200
- Homer (8./7. Jh. v. Chr.), griech. Dichter: 29
- Hoppler Bernhard (1616/17–1687), P., Konventuale in Fischingen: 56
- Höppli Otto (1880–1957), NR TG: 14
- Hornstein Xavier, von (1892–1980), kath. Pfr. in Basel: 277
- Hortense de Beauarnais (1783–1837), Herzogin von St. Leu: 105, 228, 230, 275
- Hoz Adolf (1849–1907), Kfm.: 301
- Hoz Anny, Enkelin von Heinrich Sulzer-Rieter: 302
- Hoz Vally, Enkelin von Heinrich Sulzer-Rieter: 302
- Huber Eugen (1849–1923), Prof. für Privatrecht in Bern: 61
- Huber Jacques (1828–1909), Verleger in Frauenfeld: 76
- Huber Johannes (1879–1948), NR SG: 115
- Huber Rudolf (1898–1940), Verleger in Frauenfeld: 199
- Huber Verlag, Frauenfeld (seit 1855/58): 195, 197, 198
- Huggenberger Alfred (1867–1960), Bauerndichter: 15, 61, 64, 66, 68
- Hugo (um 1541), Hospes der Kartause Buxheim bei Memmingen D: 188
- Hummler Fritz (1901–1980), Red. der TZ: 153
- Hunziker Rudolf (1870–1946), Gotthelf-Herausgeber: 63
- Ilg Alfred (1854–1916), äthiopischer Minister: 13
- Ilg Paul (1875–1957), Schriftsteller: 14
- Im Thurn Friedrich Nicolaus (* 1800), Bruder von Johann Heinrich (1813–1884): 177
- Im Thurn Henriette (* 1802), Schwester von Johann Heinrich (1813–1884): 177
- Im Thurn Johann Heinrich (1774–1815), Offizier: 177
- Im Thurn Johann Heinrich** (1813–1884), Agromom: 18–19, **177–184**
- Im Thurn-Stockar Magdalena, Ehefrau von Johann Heinrich (1774–1815): 177, 178, 180, 181
- Im Thurn-Zyndel Anna, Ehefrau von Johann Heinrich (1813–1884): 181, 183
- Immler Wilhelm (1786–1846), Komponist: 124
- In der Gand Hanns, eigtl. Ladislaus Krupski (1882–1947), Schriftsteller und Volksliedforscher: 198
- Institoris, eigtl. Krämer Heinrich (1430–1505), Inquisitor: 29
- Iseli Hans, Nähmaschinenhändler in Spiez: 37

- Isler Egon (1906–1990), Kantonsbibliothekar: 153
 Isler Emil (1851–1936), SR AG: 159
- Jacob (um 1549), Konventuale in Ittingen: 189
Janny Leonhard (um 1495–1567), Procurator und
 Prior der Kartause Ittingen: 21, **185–193**
 Jaquet Alfred (* 1865), Arzt: 135, 139
 Jaurès Jean (1859–1914), frz. Politiker: 68
 Jeanneret Pauline, La Chaux-de-Fonds: 312
 Jenatsch Jürg (1596–1639), ref. Pfr. GR: 23
 Jeuch Caspar Joseph (1811–1895), Architekt: 47
 Job Jakob (1891–1973), Programmleiter des Landes-
 senders Beromünster: 67
 Johann der Starke s. Schwarzenberg Johann, von
 Joss Fritz (* 1886), RR BE: 36
 Jung Carl Gustav (1875–1961), Psychiater, Kultur-
 psychologe: 89
 Jung-Burkhardt Rudolf, Red. des «Kreis»: 210
 Justinus († 165), Märtyrer: 29
- Kaiser Erna Maria s. Eder-Kaiser Erna Maria
 Kamm Peter (* 1907), Paul Häberlin-Biograph: 13
 Kappeler Alexander Otto (1841–1909), Spitalarzt
 in Münsterlingen: 133, 137
 Kappeler Johann Karl (1816–1888), SR TG: 14, 108
 Karl (1771–1847), Erzherzog von Österreich: 223
 Karl I. (1887–1922), letzter Kaiser von Österreich-
 Ungarn: 114
 Karl Ludwig von der Pfalz (1617–1680), 1648–80
 Kurfürst: 26
 Kassner Rudolf (1873–1959), dt. Kulturphilosoph:
 90
 Kaufmann Nico, Pianist des Cabarets Cornichon:
 207
 Kaufmann Werner (1882–1953), Architekt: 249
 Kehrer Jacques (1854–1908), Architekt in Zürich
 (Kehrer & Knell): 247
 Keiser Carolina s. Eder-Keiser Carolina
 Keller Benedikt (1585–1639), 1619–29 Abt von
 Engelberg: 238
- Keller Conrad (1848–1930), Prof. für Zoologie
 in Zürich: 13
 Keller Elise, Präs. des Thurg. Verbands für Frauen-
 stimmrecht: 268, 269, 270
 Keller Gottfried (1819–1890), Dichter: 64, 137
 Keller Heinrich (1765–1851), Operator
 in Weinfelden: 124
 Keller Johannes (1802–1877), RR TG: 109
 Kempin Walter (1850–1926), ref. Pfr. in Zürich: 78
 Kempter Lothar (* 1900), Hans Brühlmann-Biograph:
 14
 Kern Johann Konrad (1808–1888), RR TG: 11, 13,
 102, 103, 104, 106, 107, 108, 109, 275, 292
 Kesselring Johann Ulrich (1742–1812), Präs. der
 thurg. Verwaltungskammer: 223
 Kesselring Johann Ulrich (1798–1876), Bezirksstatt-
 halter: 129
 Kessler Walter (1904–1972), Chefred. der TVZ: 149
 Kleist Heinrich, von (1777–1811), dt. Dichter: 262
 Klenze Franz Karl Leo, von (1784–1864), dt. Archi-
 tekt: 42, 45, 247
 Klingler Anton (1649–1713), Zürcher Antistes: 31,
 32
 Knell Karl (1853–1901), Architekt in Zürich (Kehrer
 & Knell): 247
 Knöbel Albert, technischer Leiter des Cabarets
 Cornichon: 206
 Knoepfli Albert (* 1909), Prof. für Denkmalpflege
 in Zürich: 14, 298
 Knus Johannes (1795–1841), 1817–18 Provisor
 in Weinfelden: 123
 Knüsli Rosa s. Heitz-Knüsli Rosa
 Kobelt Hans (1890–1967), Kfm., 1942–43
 Kommandant Grenzbrigade 7: 167
 Koch Adolf (1883–1935), RR TG: 147
 Kocka Jürgen (* 1941), Prof. für Geschichte
 in Bielefeld und Berlin: 159
 Kolb Hilde, Leiterin des Kinderheims Güttingen: 312
 Kollbrunner Jakob, Spulermeister, Hüttlingen: 199,
 200

Kollbrunner Oskar (1895–1932), Schriftsteller: 20, 195–201

Kollbrunner-Bachmann Anna Karolina, Ehefrau von Jakob: 195, 197, 198

König Hans, Jurist: 118

König von Rom s. Napoleon II.

Kopp Robert (1884–1961), kath. Pfr. in Sursee LU: 277–278

Kortüm Friedrich (1788–1854), Prof. für Geschichte in Basel: 102

Krämer Wilhelm, 1862–65 Kantonsschullehrer in Frauenfeld: 73

Kreidolf Ernst (1863–1956), Kunstmaler in Bern: 62

Kreis-Fehr E., Kreuzlingen: 166

Kreis Johann Georg (1820–1906), ref. Pfr. in Steckborn: 109

Krönlein, Gerbermeister in Stein am Rhein: 101

Krönlein Rudolf Ulrich (1847–1910), Prof. für Medizin in Zürich: 101

Krönlein-Gräflein Elisabeth, gen. Lisette (* 1804): 101

Kubly Felix Wilhelm (1802–1872), Architekt in St. Gallen: 45

Kuhn Albert (1839–1939), Konventuale in Einsiedeln, Kunsthistoriker: 249, 252

Kuhn Barbara s. Rüeger-Kuhn Barbara

Kuhn Konrad (1829–1901), kath. Pfr. (Dekan) in Frauenfeld: 142, 144

Kuhn Thomas S. (1922–1996), amerik. Wissenschaftstheoretiker: 9

Kundert Werner (* 1933), Rechtshistoriker: 108

Kunkler Johann Christoph (1813–1898), Architekt in St. Gallen 46, 47

Kunz Otmar (um 1530–1577), 1564–77 Abt von St. Gallen: 192

Labhardt Philipp Gottlieb (1811–1874), RR TG: 14, 109

Labhart Elise s. Gräflein-Labhart Elise

Labhart Melchior, Schwiegervater von Johann Melchior Gräflein (1807–1849): 101

Labhart-Meyer Elisabetha, Ehefrau von Melchior: 101

Lacher Bonaventura (1738–1789), 1775–89 Abt von Rheinau: 238

Laemmel Hans: 258

Lampert Ulrich (1865–1947), Dr. iur., Red. der TVZ: 144

Landenberg Hans, von: 169

Landenberg Veronika, von, geb. von Hohensax: 169

Lang Erwin (1886–1958), Dr. iur., Bruder von Alexander Castell: 61, 65

Lang Heinrich Wilhelm, gen. Willy s. Castell Alexander

Lang Jakob Wilhelm (1851–1930), Malermeister in Kurzrickenbach: 61

Lang-Engeler Franziska Carolina (1854–1924), Ehefrau von Jakob Wilhelm: 61

Langen: Albert Langen Verlag, München: 20, 61

Lapide Cornelius, de, Jesuit: 29

Larese Dino (* 1914), Schriftsteller in Amriswil: 67

Laur Ernst (1871–1964), Sekretär des Schweiz. Bauernverbandes: 322, 323

La Roche-Burckhardt Hermann (1842–1921), Verwaltungsratspräs. des Schweiz. Bankvereins: 160

Ledendecker-Lattmann Elly, Vorstandsmitglied des Thurg. Verbands für Frauenstimmrecht, Gerlikon: 268

Lehner Elly, Freundin von Alexander Castell: 62

Leisi Ernst (1878–1970), Rektor der Kantonsschule Frauenfeld: 271

Lei Hermann (* 1910), Reallehrer in Weinfelden: 133

Leo X., urspr. Giovanni de Medici (1475–1521), 1513–21 Papst: 171

Leu Johann Jakob (1689–1768), Lexikograph: 31
Leutenegger Susanna s. Walder-Leutenegger Susanna

Liebig Justus, von (1803–1873), dt. Chemiker: 298

Lienhard (um 1549), Konventuale in Ittingen: 189

- Lindsay Thomas Effingham (1777–1848), Besitzer von Schloss Hard, Ermatingen: 72
- Linsmayer Charles (*1945), Germanist: 66
- Lisibach Gustav (1892–1967), bischöflicher Kanzler in Solothurn: 277–278
- Locher Friedrich (1820–1911), Dr. iur., Pamphletist: 74
- Locher Joseph Anton (1750–1819), Vizepräs. der thurg. Verwaltungskammer: 224
- Locher Leonhard, 1532–62 Landschreiber des Thurgaus: 189
- Loepfe Willi, Historiker: 13
- Louis Napoleon s. Napoleon III.
- Löwenstein, Fürst: 179
- Ludwig II. (1845–1886), König von Bayern: 114
- Lupfen Agnes, von s. Hohensax Agnes, von
- Lüthi Theresa s. Rimli-Lüthi Theresa
- Mäder Robert (1875–1945), kath. Pfr. in Basel: 277
- Mangold Ursula: 272
- Mann Friedrich (1825–1906), Rektor der Kantonschule Frauenfeld: 73, 305
- Marti Ernst: 157, 161
- Martini Friedrich, von (1833–1897), Industrieller in Frauenfeld: 293
- Martini S., Verfasser eines Nekrologs über Jakob Gustav Pfau-Schellenberg: 244
- Mayr Barbara Susanne Philippine s. Pfau-Mayr Barbara Susanne Philippine
- Mebold Marcel (* 1942), Historiker: 13
- Meier Benedikt Sigbert (* 1868), Besitzer der Amerik. Schweizer-Zeitung: 196, 197, 199
- Meier Gabriel, P., Historiker: 238
- Meier Johann Thomas (1865–1939), Sticker in Kradolf: 203–204, 208
- Meier Karl «Rolf»** (1897–1974), Schauspieler, Regisseur, Herausgeber des «Kreis»: 20, **203–214 (207)**
- Meier-Götsch Wilhelmina (1866–1949), Stickerin in Kradolf: 203–204, 208
- Meili Jakob (1872–1960), NR TG: 19
- Meiss Hans Konrad, von (1752–1820), 1785–91 Landvogt in Andelfingen: 222
- Melchior († 1538), Vikar der Kartause Ittingen: 187
- Mell Max (1882–1971), österr. Dichter: 259
- Méré Yvonne, Freundin von Alexander Castell: 62
- Mérimée Prosper (1803–1870), frz. Dichter: 260
- Merk Wilhelm (1791–1853), RR TG: 105
- Mertens, Ehepaar, mit Helen Dahm befreundet: 85
- Mertens Hedy, Freundin von Helen Dahm: 85
- Mettler A., Dr., Kreuzlingen: 166
- Metzler Jodokus (1574–1639), P., Stiftsbibliothekar von St. Gallen: 238
- Meuli Hans (1897–1971), Oberfeldarzt: 137
- Meyer Conrad Ferdinand (1825–1898), Dichter: 65, 212
- Meyer Elisabetha s. Labhart-Meyer Elisabetha
- Meyerhans Gottlieb (1835–1901), Müller in Weinfeld: 144
- Meyer Johann Heinrich, Schwiegersohn von Bartholomäus Anhorn: 31
- Meyerhans-Lüthi Konrad, Kantonsrat TG: 97
- Meyer Otto (1862–1920), Architekt: 248
- Meyer Rudolf (1605–1638), Radierer aus Zürich: 237
- Meyer von Knonau Gerold (1843–1931), Prof. für Geschichte in Zürich: 239
- Meyer William, Stickereikfm.: 154
- Meyr Franz, Amtsrichter in Jestetten D: 275
- Meyr Zoe s. Streng-Meyr Zoe, von
- Meyr-Hofer Mathilde, Ehefrau von Franz: 275
- Michaelis Ernst Heinrich (1794–1873), Kartograph: 288
- Minger Rudolf (1881–1955), BR: 115, 119, 121
- Mittelholzer Walter (1894–1937), Flugpionier: 118
- Mittermaier Karl Josef Anton (1787–1867), dt. Jurist: 102
- Model Catharina, Schwester von Johannes Modelius: 217
- Model Hans s. Modelius Johannes
- Modelius Johannes** (um 1580–um 1651), Priester und Dichter: 21, **215–219**, 236, 237, 239

- Model Kunigunde, Schwester von Johannes Modelius: 216
- Modersohn-Becker Paula (1865–1943), dt. Kunstmalerin: 83
- Moeschlin Felix (1882–1969), Schriftsteller: 271
- Molière, eigtl. Jean-Baptiste Poquelin (1622–1673), frz. Dramatiker: 206
- Morath Walter (1918–1995), Kabarettist: 208
- Morell Abraham, Landschreiber in Wangen an der Aare: 221
- Morell Anna Katharina, Schwester von Johannes: 221
- Morell Hans Heinrich, Generalquartiermeister des Thurgaus: 221
- Morell Hans Peter (1736–1802), Kupferschmied in Egelshofen: 221
- Morell Hans Ulrich († 1793), Bruder von Johannes: 221
- Morell Johannes** (1759–1835), Regierungsrat und Landammann: 14, 17–18, 103, **221–232**
- Morell Johannes, Ammann der Vogtei Eggen: 221
- Morell Otto (1808–1829), Sohn von Johannes: 227, 229–230
- Morell-Vetter Anna Margaretha (1729–1796), Ehefrau von Hans Peter: 221
- Morell-Vogler Maria Elisabeth († 1820), Ehefrau von Johannes: 227
- Morgenthaler Ernst (1887–1962), Kunstmaler: 261
- Mörikofer Johann Kaspar (1799–1877), ref. Pfr. (Dekan): 13, 179, 225, 238
- Mörikofer Johann Peter (1793–1857), RR TG: 103, 104, 231
- Moro Ludovico s. Sforza Ludovico Maria
- Motta Giuseppe (1871–1940), BR: 116, 117, 118, 121
- Mötteli von Rappenstein, Ursula s. Hohensax Ursula, von
- Mozart Wolfgang Amadeus (1756–1791), österr. Komponist: 259, 261
- Mülinen Egbert Friedrich, von (1817–1887), Historiker: 238–239
- Müller Alfred (1887–1975), NR TG: 14
- Müller Anna Maria s. Vogler-Müller Anna Maria
- Müller Bruno (um 1569–1651), 1614–48 Prior von Ittingen: 217, 218, 236, 237
- Müller Eduard (1848–1919), BR: 115
- Müller Fridolin, Verleger in Wil und Frauenfeld: 145, 147
- Müller Jakob (1847–1931), NR TG: 160
- Müller Joseph Anton (1778–1833), russ. Hofrat: 289
- Müller Sebastian, 1643–nach 1690 Sekretär von Placidus Brunschwiler: 51
- Müller Verena, Präs. des Thurg. Verbands für Frauenstimmrecht: 271
- Müller W., Architekt, Direktor der Bauschule Aarau: 248
- Müller-Knöppli, H., Vorstandsmitglied des Thurg. Verbands für Frauenstimmrecht, Sulgen: 268
- Munz Amédée (1909–1993), Massschneider in Bischofszell: 258
- Munz Hans Conrad (1774–1852), Handweber in Sulgen: 125
- Munz Susanna s. Haffter Munz Susanna
- Muralt Leonhard, von (1900–1970), Prof. für Geschichte in Zürich: 11, 12
- Murer Caspar († nach 1588), Offizier: 233, 234
- Murer Heinrich** (1588–1638), Kartäusermönch und Historiker: 21, 216, **233–240**
- Murer Maria Jacobea, Schwester von Heinrich Murer: 234
- Muschg Walter (1898–1965), Prof. für Literaturwissenschaft in Basel: 63
- Mussolini Benito (1883–1945), ital. Diktator: 116, 207
- Musy Jean-Marie (1876–1952), BR: 116, 119, 121
- Nägeli Ernst (* 1908), Red. der TZ: 212
- Nägeli Hans Georg (1773–1836), Komponist: 124
- Napoleon I. (1769–1821), Kaiser der Franzosen: 224, 227, 228
- Napoleon II. (1811–1832), König von Rom: 227

- Napoleon III. (1808–1873), Kaiser von Frankreich: 101, 105
- Nater Johann (1856–1928), Lokalhistoriker von Aadorf: 301, 302
- Negrelli Alois (1799–1858), österr. Ingenieur: 290
- Neuhaus Karl (1796–1849), Schultheiss von Bern: 106
- Neumann Balthasar (1687–1753), dt. Barockarchitekt: 251
- Neuweiler G. Fr., Frauenfeld: 144
- Nünlist Emil (1875–1952), kath. Pfr. in Bern: 276
- Oeri Albert (1875–1950), Chefred. der «Basler Nachrichten»: 68
- Oettli Markus (* 1946), prakt. Arzt in Erlen: 129
- Orelli Anna Cleophea († 1801), Verlobte von Johannes Morell: 227
- Orelli Johannes, von (1726–1795), 1766–95 Landschreiber in Andelfingen: 221–222
- Paracelsus, eigtl. Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493–1541), Arzt: 29
- Paul VI., urspr. Giovanni Battista Montini (1897–1978), 1963–78 Papst: 282
- Pergolesi Giovanni Battista (1710–1736), ital. Komponist: 259
- Pestalozzi Johann Heinrich (1746–1827), Pädagoge: 178
- Pfau Abraham (1773–1855), Stadtrat von Winterthur: 241
- Pfau Amélie, Ehefrau von Johann Heinrich: 245
- Pfau Johann Heinrich (* 1814), Bruder von Jakob Gustav: 245
- Pfau Johann Jakob (* 1805), Kfm. in Frauenfeld: 245
- Pfau-Mayr Barbara Susanne Philippine (1787–1847), Ehefrau von Abraham: 241
- Pfau-Schellenberg Jakob Gustav** (1815–1881), Landwirt und Pomologe: 19, **241–246**
- Pfau-Schellenberg Susanna (1803–1889), Ehefrau von Jakob Gustav: 241, 245
- Pfenninger Karl, Pseudonym für Karl Meier (s. dort)
- Pfyffer von Altishofen Christoph (1593–1673), Stiefbruder von Heinrich Murer: 234
- Pfyffer von Altishofen Johann Ludwig (1594–1643), Stiefbruder von Heinrich Murer: 234, 235, 236
- Pfyffer von Altishofen Ludwig (1524–1594), «Schweizerkönig»: 234
- Pius XI., urspr. Ambrogio Damiano Achille Ratti (1857–1939), 1922–39 Papst: 277
- Pius XII., urspr. Eugenio Maria Giuseppe Pacelli (1876–1958), 1939–58 Papst: 281
- Planta Andreas Rudolf, von (1819–1889), NR GR: 181
- Planta Pompeius (1570–1621), Politiker GR: 23
- Plato(n) (428/427–347 v. Chr.), griech. Philosoph: 29
- Pocci Franz, Graf von (1807–1876), dt. Dichter, Zeichner und Musiker: 259
- Portmann Anton, Prof. für kath. Theologie in Luzern: 142
- Protagoras (480–410 v. Chr.), griech. Philosoph: 29
- Przyklenk Johann Baptist, Bf. von Januarina (Brasilien): 281
- Puccini Giacomo (1858–1924), ital. Komponist: 61
- Püntener Jodocus (1623/24–1688), P., Konventuale in Fischingen: 56
- Pupikofer Johann Adam (1797–1882), Historiker: 11, 13, 238
- Raderus Matthäus (1561/64–1634), Verfasser der «Bavaria Sancta»: 236
- Ramsperger Augustin (1816–1880), NR TG: 14
- Ramsperger Edwin (1844–1928), Red. der «Thurgauer Wochen-Zeitung»: 144
- Rang Sebastian, 1528–30 Prior von Ittingen: 185
- Rascher Verlag, Zürich: 62
- Rasser Alfred (1907–1977), Kabarettist: 207, 207
- Rauch Johann Georg (1789–1851), NR TG: 292
- Rauschenbach Heinrich (1849–1915), eidg. Fabrikinspektor: 157, 161

- Rebsamen Johann Ulrich (1825–1897), Direktor des
Lehrerseminars Kreuzlingen: 72, 77
- Reinhart Paul (1748–1824), Politiker TG: 14
- Reinhart Werner (1884–1951), Kfm. und Mäzen
in Winterthur: 261
- Rennhas Benedikt († 1604), 1598–1604 Abt von
Fischingen: 50
- Rheiner Elisabeth (* 1875), Glätterin in Straubenzell
SG: 203
- Rheiner Rudolf, Pseudonym für Karl Meier (s. dort)
- Richter, Major, Kreuzlingen: 165
- Rickenbach Heinrich (1866–1921), Verleger
in Einsiedeln: 143
- Rieter Henriette s. Sulzer-Rieter Henriette
- Rieter-Ziegler Heinrich (1814–1889), SR ZH: 302,
303
- Rilke Rainer Maria (1875–1926), österr. Dichter:
199, 200
- Rimbaud Jean-Arthur (1854–1891), frz. Dichter: 200
- Rimli Albert** (1871–1954), Architekt: 17, 18,
247–255, 305
- Rimli Hedwig, Schwester von Albert Rimli: 250
- Rimli Johann Baptist, Staatskassier des Kantons
Thurgau: 247
- Rimli Theo, Architekt in Aarau: 250
- Rimli-Lüthi Theresa, Ehefrau von Johann Baptist: 247
- Ritter Adolf (1890–1973), Spitalarzt in Münster-
lingen: 13
- Roesch Carl (1884–1979), Kunstmaler in Diessen-
hofen: 14, 263
- Rogg Placidus (1769–1830), RR TG: 224
- Rolf, Pseudonym für Karl Meier (s. dort)
- Rolland Romain (1866–1944), frz. Dichter: 118
- Rostand Edmond (1868–1918), frz. Dichter: 121
- Roth Anna (1847–1934), Arztgehilfin von Elias
Haffter jun.: 134, 138
- Rotmund Christoph, Zeichner: 172
- Rotteck Karl (1775–1840), dt. Historiker: 102
- Rottenberg Josepha Dominica, von (1676–1738),
Priorin von St. Katharinental: 13
- Rubischum Leonhard (1862–1944), kath. Pfr.
in Bussnang: 144
- Ruckstuhl Anna Maria s. Hagen-Ruckstuhl Anna
Maria
- Ruckstuhl Johann Innocenz (* 1826), kath. Pfr.
(Dekan) in Sommeri: 144
- Ruckstuhl Lotti, 1960–68 Präs. des Schweiz. Ver-
bands für Frauenstimmrecht: 270
- Ruckstuhl Peter, Kantonsrat: 142
- Rüeger Armin** (1886–1957), Apotheker, Puppen-
spieler, Librettist: 19, 20, **257–264 (260)**
- Rüeger Cordula (* 1919), Tochter von Armin Rüeger:
257
- Rüeger Jakob, Sekretär der Schweiz. Frauenfach-
schule Zürich: 257
- Rüeger Luzia s. Brüggen-Rüeger Luzia, van der
- Rüeger Ursula (* 1915), Tochter von Armin Rüeger:
257
- Rüeger-Habisreutinger Margarete (1888–1971),
Ehefrau von Armin: 257
- Rüeger-Kuhn Barbara, Ehefrau von Jakob: 257
- Rüsch Ernst Gerhard (* 1917), Pfr. und Historiker:
12, 13
- Sager, Mitglied des Landwirtschaftlichen Vereins
von Egnach und Umgebung: 244
- Saurer Adolph (1841–1920), Industrieller: 14, 155
- Sauter Johann Ulrich (1752–1824), thurg. Regie-
rungsstatthalter: 14, 222, 223, 224
- Sauter-Rieser Fridel, Geschäftsführer der Thurgauer
Wochen-Zeitung: 144, 145
- Schewiler, Papa, Vater von Albert 272
- Schewiler Albert (1889–1979), Kantonsschullehrer
in Frauenfeld: 266, 267, 272–273
- Schewiler-von Schreyder Ludomila Alexan-
drowna** (1888–1980), Kämpferin für das
Frauenstimmrecht: 19–20, 98, **265–274 (269)**
- Schellenberg Hans Ulrich (1773–1838), Schwieger-
vater von Jakob Gustav Pfau-Schellenberg: 241
- Schellenberg Susanna s. Pfau-Schellenberg Susanna

- Schellenberg-Biedermann Esther (1778–1846), Ehefrau von Hans Ulrich: 241
- Scherb Jakob Christoph (1736–1811), RR TG: 14
- Scherer, Graf, Gutsherr auf Schloss Castell: 181
- Scherer-de-Castell Albertine, de, Gutsherrin auf Schloss Castell: 180–181
- Scherrer, Dr., Kreuzlingen: 165
- Scherr Ignaz Thomas (1801–1870), Pädagoge: 106, 182
- Scheurer Karl (1872–1929), BR: 116
- Schibler-Kaegi Claire (1901–1965), Journalistin in Kreuzlingen: 270, 271
- Schimpf-Wellauer Pauline (1879–1970), Cousine von Anna Walder: 312
- Schiner Matthäus (um 1465–1522), 1499–1522 Bf. von Sitten (Kardinal): 171
- Schirato V., Gemeinderat von Kreuzlingen: 165
- Schläpfer Werner, Verleger in Weinfelden: 76
- Schlappritz Dorothe s. Anhorn-Schlappritz Dorothe
- Schlatter Josua (1623–1692), Stadttammann von Bischofszell: 27
- Schleiermacher Friedrich (1768–1834), dt. Theologe und Philosoph: 72
- Schmidheiny-Hafner Albert, Verwaltungsratspräs. der AG Arnold B. Heine & Co., Arbon: 158
- Schmid Anton (1878–1950), RR TG: 14, 318
- Schmid August (1877–1955), Kunstmaler in Diessenhofen: 249
- Schmid Bernhard (1852–1899), kath. Pfr. in Berg: 144
- Schmid Johann, Prof. für kath. Theologie in Luzern: 142
- Schmid Jost († 1582), 1550–52 Landvogt im Thurgau: 192
- Schmid Martin, Müllheim, Gerichtspräs. von Steckborn: 143, 144
- Schmid Wolfgang († 1629), P., Philosophielehrer in Fischingen: 55
- Schnyder Paula (1891–1946), Lehrerin in Bischofszell: 270
- Schoeck Othmar (1886–1957), Komponist: 20, 257, 258, 259, 260, 261, 262
- Schohaus Willi (1897–1981), Direktor des Lehrerseminars Kreuzlingen: 263
- Schönenberger Karl (1898–1957), 1929–35 Chefred. der TVZ: 149
- Schönholzer Johann Jakob (1821–1889), Primarlehrer in Weinfelden: 130
- Schoop, Lehrer: 195
- Schoop Albert (* 1919), Historiker: 11, 12, 13, 275
- Schoop Hermann (1875–1950), Prof. für Germanistik in Neuchâtel: 68
- Schopenhauer Arthur (1788–1860), dt. Philosoph: 118
- Schreyder Ludomila Alexandrowna, von s. Scheiwiler-von Schreyder Ludomila Alexandrowna
- Schreyder, von, Vater von Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder: 265, 267
- Schreyder-Broszitz Bertha, von, Mutter von Ludomila Alexandrowna Scheiwiler-von Schreyder: 265, 267
- Schröder Karl (* 1855), Prof. für Botanik in Zürich: 257
- Schubiger Severin, Eigentümer des Zürcherhauses in Frauenfeld: 147
- Schuler, Major (Schuler-Ziegler Carl [1880–1961], Unternehmer?): 165
- Schulthess Edmund (1868–1944), BR: 116, 119, 121
- Schumacher Mina, Märstetten, Vorstandsmitglied des Thurg. Verbands für Frauenstimmrecht: 268
- Schümperli Rudolf (1907–1990), RR TG: 14
- Schürch Ernst (1875–1960), Chefred. des «Bund»: 121
- Schwarzenberg Helena, von s. Hohensax Helena, von Schwarzenberg Johann (der Starke), von, Freiherr: 169
- Schwarz Otto, Direktor des Städtebundtheaters Winterthur-Schaffhausen: 205
- Schweizer Alexander (1808–1888), Prof. für ref. Theologie in Zürich: 72

- Schwerz Johann Nepomuk Hubert, von (1759–1844), dt. Agronom: 179
- Segesser Franz (1854–1936), von, Subregens, später Regens des Priesterseminars Luzern: 142
- Seilern Antonius, von (1720–1793), 1760–93 Prior von Ittingen: 218
- Seiler Joachim (1620–1688), 1672–88 Abt von Fischingen: 54, 55, 56, 57, 239
- Seippel Paul (1858–1926), Prof. für frz. Literatur an der ETH Zürich: 62
- Semper Gottfried (1803–1879), dt. Architekt: 41, 42, 46–47
- Seneca Lucius Annäus (um 4 v. Chr. –65), röm. Philosoph und Dichter: 29
- Sforza Ludovico Maria, gen. il Moro (1452–1508), 1494–99 Herzog von Mailand: 171
- Sforza Maximilian, Herzog von Mailand: 171
- Shakespeare William (1564–1616), engl. Dramatiker: 206
- Shri Meher Baba (Barmherziger Vater), eigtl. Merwan Sheriar Irani (1894–1969), ind. Mystiker: 85, 88
- Siber & Wehrli-Gruppe, Zürich: 204
- Sidler Georg (1882–1945), Regens des Priesterseminars Solothurn: 277–278
- Siegenthaler Hansjörg (*1933), Prof. für Wirtschaftsgeschichte in Zürich: 9, 10
- Siegfried Alfred, Pro Juventute-Fürsorger: 120
- Siegfried Hermann (1819–1879), ab 1865 Chef des Eidg. Topographischen Büros: 288
- Sigrist H., Verlag, Diessenhofen: 65
- Simler Josias (1530–1576), Historiker: 239
- Simonius Alphons (1855–1920), Verwaltungsratspräs. des Schweiz. Bankvereins: 159
- Skell Alexander, Architekt: 248
- Snell Wilhelm (1789–1851), Jurist: 102
- Soland Rolf (*1949), Kantonsschullehrer in Romanshorn: 12, 13, 14
- Som Joseph Anton (1840–1903), kath. Pfr. in Pfyn: 144
- Sonderegger Jakob Laurenz (1825–1896), Arzt: 134–135
- Sonnenberg Anna Maria, von, Ehefrau von Johann Ludwig Pfyffer von Altishofen: 235
- Sonnenberg Eustach, von (1635/36–1687), P., Theologie- und Philosophielehrer in Fischingen: 55
- Specker Mily s. Beuttner-Specker Mily
- Spindler Karl (1796–1855), dt. Schriftsteller: 129
- Spitteler Carl (1845–1924), Dichter: 61, 62
- Sprecher Fortunat (1585–1647), Jurist und Historiker: 239
- Sprenger Jakob (um 1468), Inquisitor: 29
- Stadler Ferdinand (1813–1870), Architekt: 47
- Stadler Louise (1864–1942), ab 1899 Inhaberin einer Kunstschule für Frauen in Zürich: 82
- Stahelin Max (1880–1968), Direktor der Basler Treuhandgesellschaft: 159
- Stammler Jakob (1840–1925), 1906–25 Bf. von Basel: 149, 276
- Stanger Barbara s. Brunschwiler-Stanger Barbara
- Stärk Claudia, Bearbeiterin des Alexander Castell-Nachlasses: 66
- Stauder Sabina s. Anhorn-Stauder Sabina
- Stauffer Philipp († 1528), Prior von Ittingen: 185
- Stehelin Mathias (1571/72–1636), 1604–16 Abt von Fischingen: 49, 50
- Steiger Karl Friedrich (1810–1889), ref. Pfr. in Egels-hofen: 125
- Steiner Diethelm (1766–1852), Seidenkfm. in Bergamo: 297
- Steinhäuser Carl (1853–1918), Fabrikant in Frauenfeld: 163
- Steinhäuser Paula Maria s. Heitz-Steinhäuser Paula Maria
- Steinlin, St. Gallen: 125
- Stendhal, eigtl. Marie-Henri Beyle (1783–1842), frz. Dichter: 65
- Stickelberger Emanuel (1884–1962), Schriftsteller in Basel und Uttwil: 212
- Stockar Magdalena s. Im Thurn-Stockar Magdalena

- Stöhlker Friedrich, dt. Kartäuserforscher: 185
- Stooss Carl (1849–1934), Prof. für Strafrecht in Bern: 115
- Stoppel Placidus Franziskus (1616–1679), P., Chronist in Fischingen: 56, 58
- Strantz Else, dt. Intellektuelle, Lebenspartnerin von Helen Dahm: 83, 84–85
- Strauss David Friedrich (1808–1874), dt. Philosoph und Theologe: 106
- Streif Jakob (1807–1868), ref. Pfr. in Oberglatt: 125
- Streng Alphons Maria, von (1890–1943), Bezirksgerichtsprä. von Münchwilen: 275–276
- Streng Alphons, von (1852–1940), NR TG: 14, 97, 98, 99, 144, 147, 275
- Streng Elisabeth, von (* 1928), Tochter von Alphons Maria: 276
- Streng Elisabeth, von (1885–1894), Tochter von Alphons: 275
- Streng Felix, von (* 1925), Sohn von Alphons Maria: 276
- Streng Franz, von (* 1927), Sohn von Alphons Maria: 276
- Streng Franz, von** (1884–1970), Bischof von Basel und Lugano: 17, **275–284 (279)**
- Streng Johann Baptist, von (1808–1883), RR TG: 14, 104, 108, 109, 275
- Streng Philipp, von (* 1930), Sohn von Alphons Maria: 276
- Streng-Consolati Antonia, von (* 1898), Prä. des Kath. Frauenbunds TG: 276
- Streng-Meyr Zoe, von (1856–1937), Ehefrau von Alphons: 275
- Streuli Schaggi (1899–1980), Kabarettist und Volksschauspieler: 211
- Strindberg August (1849–1912), schwed. Dichter: 206, 212
- Studer Emil, Lehrer am Technikum Winterthur: 247
- Studer Friedrich (1817–1879), Architekt: 46
- Stumpf Johannes (1500–1577/78), Historiker: 239
- Stutz Walter (1878–1955), Architekt in Frauenfeld: 248
- Sulzberger Andreas (1776–1848), Arzt und Sanitätsrat in Frauenfeld: 285
- Sulzberger Gabriel (1791–1812), Offizier in fremden Diensten: 285
- Sulzberger Huldreich Gustav (1819–1888), ref. Pfr. und Historiker: 285
- Sulzberger Jakob (1762–1841), Bäcker in Frauenfeld: 285, 286, 287
- Sulzberger Johannes (1800–1879), Instruktionsoffizier: 286
- Sulzberger Johann Jakob** (1802–1855), Geodät, Kartograph, Ingenieur und Eisenbahnpionier: 18, **285–295**
- Sulzberger Johann Ludwig (1815–1882), RR TG: 285
- Sulzberger Johannes Melchior (1760–1841), Thurgauer Antistes: 229, 285, 286
- Sulzberger Luise s. Sulzberger-Sulzberger Luise
- Sulzberger-Sulzberger Luise (1804–1859), Ehefrau von Johann Jakob: 286
- Sulzberger-Vogler Elisabetha, Ehefrau von Jakob: 285
- Sulzberger-Zürcher Maria Elisabetha, Ehefrau des Johannes Melchior: 286
- Sulzer Albert (1839–1887), Kfm. in Aadorf: 299, 301, 303
- Sulzer Anna, Tochter von Heinrich: 303
- Sulzer Carl (1840–1910), Kfm. in Aadorf: 299, 303
- Sulzer Eduard (1836–1892), Kfm. in Aadorf: 299, 301, 302
- Sulzer Fritz (1867–1921) Kfm. in Aadorf: 302
- Sulzer Heinrich (1861–1913), Kfm. in Aadorf: 302
- Sulzer Hugo (1865–1914), Kfm. in Aadorf: 302
- Sulzer Jacob (1773–1840), Indiennefabrikant in Winterthur: 297
- Sulzer-Rieter Heinrich** (1830–1894), Textilindustrieller: 18, 19, **297–304**
- Sulzer-Rieter Henriette (1836–1909), Ehefrau von Heinrich (1830–1894): 302

- Sulzer-Steiner Heinrich (1805–1876), Industrieller in Aadorf: 297, 298–299, 301
- Sulzer-Steiner Louise (1806–1875), Ehefrau von Heinrich (1805–1876): 297, 303
- Sury Ernst, von, Arzt: 133
- Sury Max Joseph, von (1843–1920), Landschaftsmaler in Kreuzlingen: 82
- Suter Fridolin (1863–1937), kath. Pfr. in Bischofszell: 275
- Talleyrand Auguste Louis, Graf von (1770–1832), 1808–23 frz. Botschafter in der Schweiz: 227
- Tappolet Walter, Freund von Helen Dahm: 86, 87
- Teucher Eugen (* 1910), Journalist: 11
- Thaer Albrecht (1752–1828), dt. Agronom: 178
- Thaler Petrus, 1511–25 Prior von Ittingen: 185, 187
- Thalmann P., Kreuzlingen: 166
- Thatcher Margaret (* 1925), britische Premierministerin, «Eiserne Lady»: 9
- Thibaut Anton Friedrich Justus (1772–1840), dt. Jurist: 102
- Thiersch Friedrich, von (1852–1921), dt. Architekt: 247, 250
- Thomas George Treherne (1809–1879), Besitzer von Schloss Hard, Ermatingen: 72
- Thüring Heinrich, Prof. für kath. Theologie in Luzern: 142
- Tobler Johann (1765–1839), helvetischer Regierungskommissär im Thurgau: 223
- Traber Johann Evangelist (1854–1930), kath. Pfr. in Bichelsee: 11, 13
- Trachsler-Hürlimann Rosa, Vorstandsmitglied des Thurg. Verbands für Frauenstimmrecht, Frauenfeld: 268
- Troll Martin († 1659), kath. Pfr. in Berg: 24
- Trümpy Hans (* 1891), Chefred. der «Glarner Nachrichten»: 114
- Tryphaeus, eigtl. von Bletz Hugo Wilhelm, Prior der Kartause Buxheim bei Memmingen D: 235
- Tschechow Anton (1860–1904), russ. Dichter: 259
- Tschudy Raimund (* 1914), Konventuale in Einsiedeln: 150
- Ulrich Johann Jakob (1769–1840), 1795–1815 Landschreiber in Andelfingen: 222
- Usteri Paul (1768–1831), Politiker ZH: 230
- Uttinger Franz, Prof. für kath. Theologie in Luzern: 142
- Utzinger Walter (1876–1953), Mitglied der Theaterkommission Schaffhausen: 206
- Verden Valeria, Schauspielerin in Glogau: 205, 208
- Verlaine Paul (1844–1896), frz. Dichter: 200
- Vetter Anna Margaretha s. Morell-Vetter Anna Margaretha
- Vetter Hans (1894–1985), Verleger in Frauenfeld: 201
- Vetter Theodor (1853–1922), Kantonsschullehrer in Frauenfeld: 138
- Vidocq François (1775–1857), frz. Abenteurer: 129
- Vock Anna (1885–1962), Kopf der Lesbenbewegung Zürich: 209, 210
- Vögeli Alfred (1912–1987), ref. Pfr. in Nussbaumen: 273
- Vogler Elisabetha s. Sulzberger-Vogler Elisabetha
- Vogler Hans Georg, Kürschner in Frauenfeld: 227
- Vogler Maria Elisabeth s. Morell-Vogler Maria Elisabeth
- Vogler O., Architekt: 249
- Vogler-Müller Anna Maria, Ehefrau von Hans Georg: 227
- Vogt Georg Joachim (* 1782), Arzt in Aufhofen-Thundorf: 129
- Volkmar Gustav (1809–1893), Prof. für ref. Theologie in Zürich: 72
- Vollard Ambroise, frz. Kunsthändler: 64–65
- Vonarburg Josef, Nähmaschinenhändler in Luzern: 37
- Wagner Ernst Leberecht (1829–1888), Prof. für Medizin in Leipzig: 133

- Walcher Anna Katharina s. Walder-Walcher Anna Katharina
- Walder Alfred, Bruder von Anna: 305
- Walder Alfred, Onkel von Anna: 305
- Walder Anna** (1894–1986), Berufsberaterin: 19–20, **305–315**
- Walder Hans Adam (1790–1877), Arzt: 305
- Walder Hans Ulrich (* 1929), Prof. für Zivilrecht in Zürich: 313
- Walder Hermann (1820–1897), Arzt in Wängi: 305
- Walder Hermann (1855–1931), Arzt in Wängi: 249, 305
- Walder Hermann, Bruder von Anna: 305
- Walder Maria Karolina, Schwester von Anna: 305, 306
- Walder-Leutenegger Susanna, gen. Suzette (1853–1944), Ehefrau von Hermann (1855–1931): 305, 306
- Walder-Walcher Anna Katharina, Ehefrau von Hermann (1820–1897): 305
- Waldmann Hans (um 1435–1489), Bürgermeister von Zürich: 25, 169
- Waldvogel Heinrich (1891–1981), Lokalhistoriker von Stein am Rhein: 205
- Walesa Lech (* 1943), Präs. von Polen: 9
- Walter Otto (1889–1944), Verleger in Olten: 149
- Walter Ruedi (1916–1990), Schauspieler: 212
- Walther Philipp Franz (1781–1849), dt. Physiologe: 129
- Walton Chris, Schoeck-Biograph: 262
- Wartenweiler Fritz (1889–1985), Erwachsenenbildner in Frauenfeld: 14, 271, 312
- Wartmann Adolf (1859–1914), Käser: 317, 318
- Wartmann Berta (* 1892), Tochter von Adolf: 318
- Wartmann Hans (* 1896), Sohn von Adolf: 318
- Wartmann Karl (* 1898), Sohn von Adolf: 318
- Wartmann Otto** (1890–1959), Bauer, Käser, Nationalrat: 19, **317–324 (319)**
- Wartmann-Göldi Anna (1888–1963), Ehefrau von Otto: 318
- Wartmann-Herzog Anna (1860–1929), Ehefrau von Adolf: 317
- Waser Johannes (1595–1629), Prof. für Logik in Zürich: 25
- Wassermann Jakob (1873–1934), dt. Schriftsteller: 67
- Wattenwyl Moritz, von (1867–1942), Generalstabs-offizier: 114
- Watzenecker Felix, P., Konventuale in Isny D, Lehrer in Fischingen: 55
- Weber Carl Maria, von (1786–1826), dt. Komponist: 259
- Wech Josephus (1702–1761), Procurator der Kartause Ittingen: 13, 185, 187, 191, 217
- Wegelin Jacques (1807–1827), stud. theol. in Basel: 124
- Wegmann Friedrich (1832–1905), Müllereitechniker: 290
- Wegner Armin Theophil (1886–1978), dt. Schriftsteller: 200
- Wehrli Johann Jakob (1790–1855), Direktor des Lehrerseminars Kreuzlingen: 15, 77, 125, 178
- Wehrli-Knobel Betty, Journalistin: 313
- Weidner Erich, Theaterdirektor in Schaffhausen: 206
- Weilenmann Hermann, Architekt aus Elgg: 248
- Weizsäcker Ernst, von (1882–1951), dt. Diplomat: 117
- Welcker Karl Theodor (1790–1867), dt. Jurist: 102
- Welti Arthur (1901–1961), Regisseur bei Radio Zürich: 211
- Welti Charles, Pseudonym für Eugen Laubacher: 210
- Welti-Herzog Emilie (1859–1923), Hofopernsängerin in Berlin: 77
- Wepfer Hans-Ulrich (* 1938), Seminarlehrer in Kreuzlingen: 11, 13
- Westphal Lilian, Hörspielerin bei Radio Zürich: 211
- Weydmann Esther, Freundin Othmar Schoecks in Landschlacht: 261
- Whitman Walt (1819–1892), amerik. Dichter: 199

- Widmann Josef Viktor (1842–1911), Literaturkritiker: 65
- Widmer Heinrich (* 1862), 1903–1933 ref. Pfr. in Kirchberg-Thundorf: 269–270
- Widmer Johann Conrad (1818–1903), Gründer der Schweiz. Rentenanstalt: 108
- Wiegand Carl Friedrich (1877–1942), Schriftsteller: 205
- Wild Doris (1900–1993), Kunsthistorikerin: 83, 86, 87
- Wild Johannes (1814–1894), Kartograph: 288
- Wilhelm III. von Oranien (1650–1702), 1689–1702 König von England: 31
- Wille Ulrich, General (1848–1925): 114
- Winckler Josef (1881–1966), dt. Dichter: 200
- Witwe Haffter s. Haffter-Rieser Elisabeth
- Witzig Konrad, Arzt von Helen Dahm: 87
- Wolf Friedrich August (1759–1824), dt. Altertumsforscher: 102
- Wüest Dominikus, Domherr: 239
- Wüest Josef (1877–1961), Gerichtspräs. von Frauenfeld: 112
- Württembergischer Ernst (1868–1934), dt. Kunstmaler: 82
- Wyder, Lehrer am Technikum Winterthur: 247
- Wyler Eugen (* 1888), Gründer der Zeitschrift «Die Neue Schweiz»: 36
- Wyser-Leutenegger Martha, Schaffhausen: 267, 272
- Zarek Otto, Schriftsteller: 213
- Zech Paul (1881–1946), dt. Schriftsteller: 200
- Zellweger Willy, Nähmaschinenhändler in Zürich: 37
- Zemp Josef (1834–1908), BR: 93
- Zerle Carl (1895–1981), Bauzeichner: 248
- Ziegler-Steiner Jacob (1796–1867), Gründer der Spinnerei Aadorf: 297
- Zigerli Heinrich, 1529–30 Landvogt im Thurgau: 186
- Zimmermann Dominikus (1685–1766), dt. Barockarchitekt und Stukkateur: 251
- Zimmern Froben Christoph, Graf von (1519–1566): 174
- Zingg Johann Adam (1793–1866), Interimsleiter des Lehrerseminars Kreuzlingen: 71–72
- Zinzendorf Niklaus Ludwig, von (1700–1760), Begründer der Herrnhuter Brüdergemeine: 272
- Zola Emile (1840–1902), frz. Dichter: 146
- Zollikofer, Dr., Arzt in Altenklingen: 123
- Zürcher Maria Elisabetha s. Sulzberger-Zürcher Maria Elisabetha
- Zwingli Huldrych (1484–1531), Reformator: 174
- Zyndel Anna s. Im Thurn-Zyndel Anna